Gotthold Ephraim Lessing,

sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel, Dr. phil.,
Privatdocenten an der Universität zu Leipzig.

Zweiter Band.

Von

G. E. Guhrauer.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1854.

Gotthold Ephraim Lessing's

Leben und Werke

in

der Periode vollendeter Reife.

Von

G. E. Guhrauer.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1854.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Am 21. April 1770 traf Lessing von Hamburg in Braunschweig ein.[1] Den 4. Mai fuhr er nach Wolfenbüttel hinüber, um die Bibliothek in Augenschein zu nehmen und denselben Tag noch zurückzukehren, und am 7ten d. M. wurde er von dem Geheimen-Rath von Praun, in Gegenwart des bisherigen Bibliothekars Hugo und der Sekretaire von Eichin und Meyer, in sein Amt eingeführt und vereidet.[2] An ihm lag es nicht, daß er so lange in Braunschweig aufgehalten wurde, denn schon vor seiner Abreise von Hamburg drang er in Ebert, Sorge zu tragen, daß dies nicht geschehe, und den Erbprinzen zu bitten, daß er seine Abfertigung so viel als möglich beschleunigen ließe.[3] Wie bei früheren Gelegenheiten, ließ er seine Freunde und Verehrer ohne Geräusch im Stiche. Das Gefühl, womit er das erste Mal in seinem Leben von einem festen Amte, dazu in solcher Abgeschiedenheit, Besitz nahm, war das einer stillen Resignation. Sie spricht sich in dem Briefe an Ebert vom Tage seiner Einführung in die Bibliothek am 7. Mai aus: „Ich bin Ihnen unter

1) XIII, 218. Gleim an Lessing den 23. April 1770. „Herr Gärtner schrieb mir ehegestern, daß mein Lessing den 20sten zu Braunschweig erwartet würde." XII, 415. Lessing an seinen Bruder Karl aus Wolfenbüttel den 20. April 1774: „Morgen thue ich das schon vier Jahre. . . ." (nemlich in Wolfenbüttel „Bücher zu hüten").

2) Serapeum, V. (1844). S. 223. Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek von Dr. Schönemann.

3) XII, 245. „Denn bedenken Sie nur selbst — fügt er scherzend hinzu — wie viel Komödien ich Ihnen, wie viel Catalogos ich dem Geh. Rath von S(chliestädt) und wie viel ich antiquarische Briefe Klotzen zu liefern habe."

den Händen weggekommen. Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abſchied nimmt, wenn man ſtirbt — oder von Braunſchweig nach Wolfenbüttel reiſet! — Denken Sie ja nicht, weil ich dieſes Beides zuſammenſetze, daß ich mich geſtorben zu ſein glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedner leben, als ich dieſe drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmer, die Ihr alle Tage hofiert, alle Tage zu Gaſte ſeid, muß freilich ein ſolches Leben todt dünken. Ruft immer mit jenem franzöſiſchen Bedienten: Es lebe das Leben! Ich rufe: Es lebe der Tod! — Sollte es auch nur ſein, um mit keinem Franzoſen etwas gemein zu haben." Dieſem Briefe legte Leſſing ein paar Kataloge ſeiner am 14. Mai ſtattfindenden Bücherverſteigerung bei, zur Vertheilung an ſolche heluones librorum — meinte er, wie Ebert ſelbſt. „Ihr unglücklichen Leute, die Ihr noch Gelder für Bücher ausgeben müßt! Dieſe Thorheit habe ich überſtanden, und in's Künftige kann ich das Geld, das ich ſonſt auf Bücher wandte, ver — Was meinen Sie, was ich ſchreiben wollte? vertrinken? verſpielen? verhuren? — Wahrlich, ich wollte ſchreiben, vergraben. . . ."

Leſſing hoffte in der erſten Zeit ſeiner Anſtellung nichts deſtoweniger in Wolfenbüttel glücklich zu leben, wie wir aus Nicolai's Antwort vom 23. Juni entnehmen,[1]) der ſich von Herzen darüber freute, ſowohl, „weil er ſich über Leſſings Glück allemal freue, als auch über ſeine eigene Scharfſichtigkeit, da er gegen viele Leute, welche wollten, daß ihm Wolfenbüttel nach Hamburg unausſtehlich vorkommen würde, allemal geradezu behauptet hatte, daß Wolfenbüttel wenigſtens vor der Hand ſeiner Neigung ſehr gemäß ſein werde." Und mit dieſer Einſchränkung hatte er auch wohl Recht.

„Sie glauben gar nicht, fährt aber Nicolai nun fort, wie ſehr Sie hier und in Leipzig der Gegenſtand aller Geſpräche ſind. Einer ſagt, er wird ſich nun ganz ins antiquariſche Fach werfen, und Gott weiß, ob er nicht gar lateiniſch ſchreibt, um Klotzen wie den Haſen im Lager anzugreifen. Ein Anderer ſagt: wer weiß, ob er länger als ein halbes Jahr in Wolfenbüttel bleibt; denn er muß nach Italien, und wenn er zu Fuße hingehen ſollte. Noch ein Anderer: Nein! er muß erſt ſeine Trauerſpiele herausgeben, und hat drei oder vier Luſtſpiele fertig, die er auch drucken laſſen wird. Wieder Einer ſagt: Nein! an's Theater denkt er gar nicht mehr. Einer ſagt: den Laokoon macht er fertig, ſobald er Italien geſehen hat; ein Anderer: wenn er Italien geſehen hat, ſo wird er ſeinen Laokoon liegen laſſen, und lauter Antiquität ſchreiben. Wieder ein Anderer ſagt: Ja, da kennt ihr ihn noch nicht! er wird am Ende

1) Leſſings Brief iſt verloren gegangen, wie Nicolai mit großem Bedauern XIII, 225 angiebt, da er ſich ſehr wohl erinnerte, daß Leſſing über die in ſeinem vorigen Briefe (XIII, 216) berührte Materie von der Verſification, und über die Unbilligkeit gewiſſer Vertheidigungen Mancherlei ſagte. (Es betraf eine Recenſion von Ramlers deutſchem Horaz, worin jener zu Gunſten Klopſtocks herabgeſetzt und auf Klopſtocks künftige Abhandlung über die Verſification verwieſen wurde).

den ganzen Plunder von Antiquität wegwerfen, das Theater mit Gözen und Gesellschaft verdammen, und ein System der Theologie wider die Socinianer schreiben. Sehen Sie, liebster Freund, so sind Sie in der Leute Mäulern. Schreiben Sie mir, was ich antworten soll; oder wollen Sie etwa noch ein paar Gerüchte von sich verbreitet haben, so bin ich zu Ihren Diensten. . . ."

Es ist für die Neugierde dieser Freunde sehr bezeichnend, daß keiner beim Rathen auf dasjenige verfiel, was doch das Nächste war, ich meine die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, welche jetzt an Lessing, nach Leibniz, ihren berühmtesten und größten Vorsteher erhalten, wo er eine neue Heimath gefunden hatte. Der Ruhm der Bibliotheca Augusta, gegründet auf den großartigen Sinn des gelehrten Fürsten, ihres Stifters, und seiner gelehrten Freunde und Rathgeber, überhebt mich, auf ihre Geschichte und ihre Beschaffenheit bis zu Lessings Zeit weitläufig zurück zu kommen. [1]) Das Beste für ihren Ruhm hat Lessing gesagt nicht blos, sondern auch gethan, und bis ein günstiger Genius des deutschen Volkes einen zweiten Lessing an diese Bibliothek versetzt, wird er der lebendige Mittelpunkt ihrer neuern Geschichte bleiben. Einen so hohen Begriff er auch von der Bibliothek mitgebracht hatte, so fand er sie doch, wie er seinem Vater gestand (XII, 252), weit vortrefflicher, als er sie sich jemals eingebildet hatte. Was er (in der Vorrede zu den „Beiträgen") am Meisten an ihr hervorhob, war das Planmäßige ihrer Anlage, wie er sich ausdrückt: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden, und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als Augustus war, in einer ununterbrochenen Folge von nahe fünfzig Jahren beeiferte." Wenngleich die sonst ausgezeichneten Nachfolger dieses Fürsten nicht mit demselben Eifer für dessen Schoßkind besorgt waren (daher es Leibniz für nöthig hielt, gegen den drohenden Verfall des sonstigen Glanzes der Bibliothek zu warnen, wie ihm denn dieselbe auch eine der bedeutendsten Erwerbungen verdankte[2]), so machte sich die Bibliothek doch erst seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, bei dem hohen Freisinn der gebildeten Fürsten Braunschweigs, recht für die Literatur und Gelehrsamkeit nutzbar, daher Lessing behaupten durfte: „Daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert habe, als die von Wolfenbüttel." Eine neue, gewissermaßen die zweite Blüthe für die Geschichte der Bibliothek, entfaltete sich während der langen und doch von so unglücklichen

1) Die äußere Geschichte der Bibliothek von Jakob Burckhard (Historia Bibliothecae Augustae. 1744. 4.), ist von Lessing in der Vorrede seiner Beiträge gewürdigt. Außerdem vergleiche man Schönemanns Umrisse u. s. w. a. a. O. (Im Jahre 1744 feierte die Bibliothek das erste Jahrhundert ihres Bestehens in Wolfenbüttel.)

2) Vgl. meinen Aufsatz: „Bibliothekarisches aus Leibnizens Leben und Schriften", im Serapeum 1851. Nr. 1 und 2. S. 18—19.

Zeiten getragenen Regierung des Herzogs Karl von Braunschweig,[1]) welcher sich, nach Lessings Ausdruck, das Recht erwarb, „der zweite Stifter der Bibliothek zu heißen.“ Während Wolfenbüttels Wohlstand durch die Verlegung der Residenz nach Braunschweig (1754) und bald darauf durch die französischen Besatzungen im siebenjährigen Kriege (1757 und 1761) plötzlich herabsank[2]) und die Staats-Haushaltung selbst immer tiefer in Verfall gerieth, war dennoch die Zeit von Lessings Vorgänger, Hugo, im Erwerb für die Herzogliche Bibliothek eine der glücklichsten, indem die großen, schon seit des Stifters Tode (1666) entstandenen, von Leibniz vergebens beklagten, und mit jedem Jahre sichtbarer und empfindlicher gewordenen Lücken durch eine Reihe fürstlicher Vermächtnisse und außerordentlicher Zuschüsse wenigstens einigermaßen ausgefüllt und gedeckt wurden.[3])

Daß nun Lessing durch die Fürsorge des Erbprinzen zum Vorsteher einer solchen Bibliothek gesetzt wurde, wäre vielleicht das Geringste gewesen, kam es blos darauf an, ihn zu versorgen, und zwar durch Amt und Geschäfte, die jeder Bibliothekar eben so gut, ja in mancher Rücksicht viel besser, als Lessing versehen hätte. Das Große, ja wohl das Einzige bei dieser Anstellung war aber, daß man dabei den Bibliothekar für eben so wichtig hielt, als die Bibliothek; noch mehr: als wenn sie hauptsächlich für ihn, für seinen, die ganze Literatur umspannenden Geist vorhanden war. Deutlich geht es schon hervor aus dem bereits angeführten, noch vor Lessings Eintreffen in Braunschweig geschriebenen Briefe des Abts Jerusalem an Bahrdt, worin er es für den ganzen Endzweck seines Berufs erklärt: „Daß er die in dieser Bibliothek und besonders in dem großen Vorrath von Manuscripten, die einige tausend Volumina ausmachen, verborgene und vielleicht zum Theil noch gar nicht gekannte Schätze der Welt bekannter mache. Deswegen gehe der bisherige Bibliothekar ab, Lessing behalte aber zu seinen Gehülfen zwei Sekretaire und einen sogenannten Bibliothek-Knecht, so daß er mit dem mehr Mechanischen in der Bibliothek

1) Er regierte von 1735 bis 1780.

2) Ich führe die Worte Schönemanns a. a. O. S. 215 an. — Wie schnell Wolfenbüttels Wohlstand und Bedeutung seit dem siebenjährigen Kriege gesunken war, zeigt die Vergleichung der Einwohnerzahl in Hassel und Berge's Geogr. statist. Beschreibung des Fürstenthums Wolfenbüttel und Blankenburg. S. 321. Die Stadt zählte noch 1748, mit Einschluß der Besatzung, 12000 Einwohner, welche bis 1765 nach und nach auf beinahe die Hälfte, 6645, herabsank, und noch länger abnahm. In neuester Zeit hat sich die Zahl bis auf c. 8000 wieder gehoben.

3) Ueber das Einzelne dieser Erwerbungen giebt Schönemann a. a. O. 1844. S. 215—219, näheren Aufschluß. Vgl. C. G. W. Schiller's Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800. Wolfenbüttel 1845, S. 256. Darunter war das von der Herzogin Elisabeth Sophie Marie, Wittwe des Herzogs August Wilhelm, 1764 geschenkte, von ihr seit 25 Jahren gesammelte Bibel-Cabinet, bestehend aus 1161 Bänden; merkwürdig, weil dadurch später der Pastor Göze in Hamburg einen Anknüpfungspunkt zu der Wolfenbüttler Bibliothek und zu Lessing erhielt.

eigentlich nichts zu thun habe." Im Bewußtsein dieser seiner Unabhängigkeit konnte Lessing der Wahrheit gemäß an seinen Vater schreiben: „Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen: oder eigentlich zu reden, folget schon eins aus dem andern." (XII, 252.)

Solche, die das Wesen des Bibliothekars ganz in den Mechanismus der Verwaltung, in die Technik der Bibliotheks-Geschäfte setzen und gleichsam den Leib der Bibliothek vor allem im Auge haben, mögen die Anstellung der Lessinge an die Spitze einer großen Bibliothek als ungeeignet betrachten; — da Langer und Heyne ihnen in diesem Urtheil vorangingen.[1]) Wer aber mit Ebert den Geist dieses Berufs noch über den Leib desselben zu setzen versteht, wird uns beistimmen, wenn wir sagen: Lessing war ein geborener Bibliothekar, er, der wie sein ehemaliger Vorgänger Leibniz in der Bücherwelt groß geworden, der schon als Student sich gern in Bibliotheken vergrub, dessen einzige Verschwendung, wenn dieses Wort erlaubt ist, auf Bücher und gute Ausgaben ging. Gab es für ihn noch Amt und festen Beruf, dem er bis dahin so lange als möglich aus dem Wege ging, so war er der des Bibliothekars, in dem Sinne, wie der edle Prinz, der ihn zu würdigen verstand, und Lessing selbst ihn auffaßte, und am meisten in einer Bibliothek, wie die Augustana. Dies erkannte er an, wenn er sich in demselben Briefe ausdrückte: „Die Stelle selbst ist so, als wenn sie von jeher für mich gemacht wäre; und ich habe es um so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen." Wie gewissenhaft Lessing seinem Berufe, in dem Geiste, wie er ihn auffaßte und als Lessing nur auffassen konnte, nachlebte, wird der Verfolg zeigen.

Gleich in den ersten Tagen macht Lessing die Entdeckung seines Berengarius Turonensis, die bedeutendste literarische Entdeckung, welche aus dem Jahrhundert Gregor's VII. gemacht werden konnte; fügen wir hinzu, doppelt und dreifach wichtig, weil sie Lessing in die Hände fiel, der das Metall, das er aus der Verborgenheit hervorzog, auch selbst zu münzen verstand. Mehrere Gelehrte seit der Reformation haben Bedeutendes aus den Schätzen der Kloster-Literatur zu Tage gefördert und zu Hause gebracht; wenige machten die rechte Anwendung davon; keiner mit der belebenden Methode Lessings, keiner mit so viel Unpartheilichkeit, mit so viel Seele. Eine Frage, die bis dahin Gegenstand theologischer Polemik gewesen, wird hier zu einer Frage der Christenheit, ja der Menschheit selbst erhoben, und auf den Gang des menschlichen Geistes bezogen. Die Wärme, welche unwillkührlich mitten aus diesen, meist trockenen und subtilen Diatriben uns entgegenströmt, verräth uns, daß Lessing

1) F. A. Eberts Ueberlieferungen I, S. 20.

auf einen Mann verwandten Geiſtes und Charakters geſtoßen iſt.[1]) Die allgemeine Tendenz in der Schrift über den Berengarius erinnert wohl an die Rettungen, welche Leſſing in der Jugend zu Wittenberg ſchrieb, deren Helden (bis auf Horaz) faſt ſämmtlich aus dem Zeitalter der Reformation genommen waren, wobei ihn unwillkührlich der gegebene Standpunkt ſeiner Kirche trug; hier führt ihn ſeine Entdeckung von ſelbſt in das Mittelalter, ins eilfte Jahrhundert, wohin die kirchlichen Partheiungen der neueren Zeit nicht reichen; wo rechtgläubig und lutheriſch noch nicht das Nämliche iſt; wie ihn ſpäter der Streit über das Anſehen der Bibel noch höher hinauf, in das Zeitalter der Kirchenväter, ja in das Apoſtoliſche Jahrhundert zurückführen wird.

Ein Rückblick auf die Epoche, da Berengar auftrat, wird uns der rechten Würdigung von Leſſings Fund näher bringen. (Einen Fund nemlich und nicht eine Entdeckung wollte er beſcheiden mit ſeinem Manuſkripte gemacht haben. „Man entdeckt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt.")

Gerade in der Zeit, da das Gefühl einer allgemeinen Zerrüttung die Erwartung des Untergangs aller irdiſchen Dinge hervorrief, im eilften Jahrhundert,[2]) entwickelte ſich der Keim einer neuen geiſtigen Schöpfung, aus welcher die großen Geiſteswerke der Kirche des ſpätern Mittelalters hervorgingen. In Frankreich (der Heimath Berengar's, dem wahren Brennpunkte alles höheren Geiſteslebens im damaligen chriſtlichen Europa) war durch einen Gerbert, als Vorſteher der biſchöflichen Schule zu Rheims, und einen Abbo von Fleury, der Same eines neuen wiſſenſchaftlichen Strebens ausgeſtreut worden, welcher auf einen empfänglichen Boden fiel. Gerberts Schüler, Fulbert, gründete und leitete eine blühende theologiſche Schule zu Chartres, in welcher ein höherer, vorbildender Unterricht in den Wiſſenſchaften ertheilt, und welche von jungen Männern weit und breit her beſucht wurde. Fulberts würdiger, an Geiſt ihm überlegener Schüler aber, Berengar,[3]) wirkte als Kanonikus und Vorſteher der Domſchule zu Tours mächtig, den Eifer für Wiſſenſchaft unter den Geiſtlichen anzuregen. Die Jugend aus ganz Frankreich ſammelte ſich um ihn; durch ſein freundliches Wohlwollen zog er die Jünglinge an, und er unterſtützte die Armen mit leiblicher Nahrung.[4]) Aus

1) „Es hat etwas Merkwürdiges, daß dieſe Schrift (des Berengarius) zuerſt in die Hände eines Mannes fiel, der mit ihrem Verfaſſer geiſtesverwandt war." K. F. A. Kahnis, Die Lehre vom Abendmahl. Leipzig 1851. S. 235.

2) A. Neander, Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. IV. S. 408.

3) Geboren im Anfang des 11. Jahrhunderts zu Tours. Im J. 1030 in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, wurde er hier zum Scholaſticus der Schule zum heil. Martin angeſtellt; und blieb es ſelbſt nach ſeiner Ernennung zum Archidiaconus zu Angers 1039. (Biogr. univers.)

4) Neander a. a. O. S. 410 mit dem Zuſatz: „Dies ſagt ſelbſt ein heftiger Gegner Berengars, der Erzbiſchof Guitmund von Averſa, der ihn freilich von ſeinem Standpunkte als einen Verführer der Jugend bezeichnet."

Pavia kam Lanfrank, bald der angeſehenſte unter den Gegnern Berengars, nach Frankreich und machte die Kloſterſchule zu Bec in der Normandie zu einem Sitze aufleben der Wiſſenſchaft [1]). Ein gewandter Kenner der Dialektik, von welcher er in der Theologie, in dem Kampfe mit Berengar oft ſo glänzenden Gebrauch machte, ging er mit der Zeit von ihr zum Studium der Bibel über, im Geiſte ſeines deutſchen Zeitgenoſſen Williram, des Vorſtehers der Dom-Schule zu Bamberg, des Ueberſetzers des hohen Lieds, welcher ſeine Freude darüber äußerte, daß auch Viele aus Deutſchland hinſtrömten, ihn zu hören, ſo daß auch für die deutſche Kirche daher Nutzen zu erwarten ſei. [2]) Lanfranks Schüler und Amtsnachfolger, Anſelmus von Aoſta, ſuchte ſelbſtſtändig die chriſtliche Glaubenslehre philoſophiſch zu begründen. Er hauptſächlich bereitete die zunächſtfolgende Phaſe der ſcholaſtiſchen Theologie vor; durch den philoſophiſchen Beweis des Daſeins Gottes ward er Vorgänger des Carteſius. Sein Schüler Hildebert, Biſchof von Tours, hellſinnig, mit römiſchen Klaſſikern bekannt, ein vortrefflicher Dichter und Verfaſſer einer im Mittelalter unübertroffenen chriſtlichen Pflichtenlehre, bewegte ſich in der Mitte zwiſchen Speculation und poſitivem Glauben. [3]) In dieſem Kampfe zwiſchen der freien Forſchung der Vernunft und dem Anſehen der kirchlichen Ueberlleferung nahm keiner entſchiedener die Parthei der erſteren, als Berengar, welchen einer ſeiner Gegner, Hugo, Biſchof von Langres, den ſcharfſinnigſten der Menſchen nannte, virorum acutissimum. Als ihn Lanfrank der Verachtung der Autoritäten beſchuldigte, ſagte er, dieſe Beſchuldigung zurückweiſend: „Allerdings ſei es etwas unvergleichlich Höheres, bei der Erforſchung der Wahrheit die Vernunft, als die Autorität zu gebrauchen.“ Wenn jener ihm den Vorwurf macht, daß er die Dialektik angewendet, ſo geht Berengar nach dieſer Seite ſo weit, zu ſagen: „Chriſtus ſelbſt ſei ein Dialektiker, er, der die Weisheit und die Kraft Gottes keineswegs verſchmäht, ſondern zur Widerlegung ſeiner Widerſacher gebraucht habe (Matth. 12, 27. und 22, 46.).“ Zur Dialektik ſeine Zuflucht nehmen, ſagt er, ſei ſo viel, als zur Vernunft ſeine Zuflucht nehmen, und wer dies nicht thue, der verläugne (da der Menſch nach der Vernunft zum Bilde Gottes erſchaffen iſt) ſeine Würde und könne nicht von Tag zu Tag zum Bilde Gottes erneut werden. [4]) Mit ſolcher Geſinnung und ſolchem Geiſtesdrang ſehen wir Berengar nach der Vergangenheit hin einem Johann Scotus

---

1) In der Normandie fand ſich ſeit dem 10. Jahrhundert das meiſte intellektuelle Leben von Frankreich. Die Abtei von Bec war nur die erſte an Rang unter vielen andern blühenden Schulen, zu Rouen, Saint-Ouen, Liſieux, Caen u. A. (J. J. Ampère, Histoire littéraire de la France avant le douxième siècle. III, p. 350).

2) Neander IV, 411.

3) Wachler, Handbuch der Geſchichte der Literatur II, 256. 375. Hildebert iſt auch der Erfinder des Ausdrucks: Transsubstantiatio von der Wandelung im Abendmahl.

4) Neander a. a. O.

Erigena, nach der Zukunft dem ein Jahrhundert jüngern Abailard die Hand reichen.

Wie sehr aber die Kirche sowohl vor, als auch nach der Reformation die Wichtigkeit und die Bedeutung eines für seine Zeit so hervorragenden Geistes, wie Berengar, verstanden hat, beweist der Eifer, womit man diesen Ketzer vor seinem Ende als bekehrt und mit der Kirche versöhnt in der Geschichte hinstellte. Während man so seine ketzerische Meinung dem Urtheile unbedingt Preis gab, glaubte die reformirte Kirche in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl (der Kampf seines ganzen Lebens) Berengar als einen der ihrigen feiern zu dürfen — während Luther seine Verdammung billigen und loben konnte [1]) — was indeß nicht hinderte, daß die Benedictiner, vor allem Mabillon, den Berengar vielmehr als einen Vorgänger Luthers, denn eines Calvin oder Zwingli bezeichneten. [2])

Man hatte endlich von beiden Seiten (der katholischen, wie lutherischen) den Charakter Berengars als Menschen und als Forschers verschieden angetastet. Ihn unter die Ketzer zu stellen, war, in Lessings Augen wenigstens, nicht das Schlimmste. Denn „das Ding, sagt er, was man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können; noch größer, als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter. . . .“ Allein während katholische Schriftsteller, nur auf die Stimme der Gegner hörend, Berengar's Widerspruch gegen die herrschende Lehre auf die unlautern Quellen beleidigten Ehrgeizes oder gar der politischen Intrigue zurückführten, [3]) hatte ein Mosheim ihn in Verdacht, er habe mit Fleiß seine Meinung so dunkel und zwei-

1) Lessings Schriften VIII, 320, wo Luthers eigene Worte angeführt sind, womit er „nicht allein die von dem Pabste gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht anerkannte, sondern auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Widerrufs sogar mehr, als sie selbst von manchem Katholiken waren gebilligt worden, billigte.“ Dabei will Lessing Luthern nichts Böses nachgesagt haben: „Luther hatte hier kein Arges.“

2) Lessing VIII, 322.

3) Gfrörer hat zuerst die Vermuthung aufgestellt, der König von Frankreich, Heinrich I., habe eine Trennung von der römischen Kirche und die Errichtung einer französischen Landeskirche mit einem eigenen Landespabste beabsichtigt, Berengar aber beauftragt ein französisch-katholisches Dogma zu schaffen. Berengar sei „die Katzenpfote, der geistliche Schildknappe des Königs gewesen, bestimmt zum Verfertiger und Offenbarer des neuen französisch-katholischen Dogma. Der König habe ihm Geld zur Verfügung gestellt, um Anhänger für dies neue Dogma, diese nichtswürdigen Neuerungen in Lehre zu werben“ u. s. w. Dies wird mit verschiedenen Hypothesen unterstützt, welche indeß neuerdings von einem gründlichen Forscher, H. Sudendorf, in seiner Schrift: Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe. Hamburg u. Gotha 1850, S. 108, widerlegt werden. „Gfrörers Behauptung ist deshalb gewagt, haltlos und ungerecht.“

deutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge. Mehr wie jede andere Mißkennung ſetzt dieſe Vermuthung des ſonſt ſo „beſcheidenen" Mosheim Leſſing in Bewegung; ſie abzuweiſen, bedurfte es keiner Entdeckung, ſondern genügte es, in ſeinen eignen Buſen zu greifen. Dies entlockt ihm eine der beredteſten Seiten, bald im Anfange der ſonſt ziemlich trocknen Unterſuchungen. „Womit, fragt er, hätte Berengarius dieſen Verdacht verdient?... Will man ſagen damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verläugnen?"

„Das ſei ferne! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz oder gar nicht zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber uns vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt."

„Weil Berengarius ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſein? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der, bei drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben; und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen."

„Ich wüßte kaum etwas ſchlechteres, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen geweſen ſein könne, iſt deſſen, den er trifft, und deſſen, der ihn hegen konnte, gleich unwürdig."

So ſtreng, und auf der andern Seite doch wieder ſo mild und nachſichtig, will Leſſing den Bekenner und Märtyrer der Wahrheit, auch wenn er ſchwach iſt, beurtheilt haben; während er ein Paar Seiten vorher von Adelmann, dem „halb träumenden" Jugendfreunde des Berengar mit Achſelzucken ſpricht.[1])

1) „Einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offenen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fort ſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von Andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſem verlangen, daß ſie ihrem Beiſpiel hierin folgen ſollen."

Mit nicht weniger Eifer und Wärme weiſt Leſſing auch von vorn herein, aus pſychologiſchen und moraliſchen Gründen, die ſogenannte Bekehrung des Berengarius zurück, über welche die Benediktiner und faſt alle übrige Gelehrte der katholiſchen Kirche als eine ausgemachte Sache berichten. Er findet ſie an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß, wenn ſie auch auf ungleich gültigeren Zeugniſſen beruhte, er ſich dennoch die Freiheit nehmen würde (bekennt er), daran zu zweifeln. „Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen Andere gelehrt; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, trotz allen Gefahren, trotz ſeiner eigenen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharrt und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menſchen keine werther ſein müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſein aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen, denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſrer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? .... Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſcht, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſrer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſrer Kindheit beigebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bei denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr ſein, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie Alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er." ... So Leſſing. Für die Geſchichte, dürfte man ſagen, iſt mit dieſen Betrachtungen wenig bewieſen; aber als ein koſtbares Selbſtbekenntniß Leſſings von dem, was von ihm zu erwarten war, wenn er ſich in der Lage eines Berengarius fand, mußte dieſe Stelle hier ihren Platz erhalten. „Heil dem Verfaſſer! (ruft hier der Recenſent der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek) für dieſe vor-

treffliche Anmerkung! Sie hat mir neuen Muth eingegossen, unpartheiisch zu untersuchen, die Wahrheit frei zu sagen, eher zu sterben, als sie zu verachten. Bei vielen edlen Lesern wird sie gleiche Wirkung haben." Der Name dieses Recensenten war — Johannes Müller. Es war die erste Recension des damals zwanzigjährigen Jünglings! [1])

Zweites Kapitel.

Wenn die Benediktiner, welche die Gelehrtengeschichte von Frankreich schrieben, die schließliche Bekehrung des Berengarius als ausgemacht annahmen, so schrieben sie diese Umwandlung der Wirkung eines Werkes von Lanfrankus zu, welcher, sagte ich, unter den Gegnern des Berengarius den ersten Platz einnimmt. Dieses Werk [2]), das mit großem Beifall von der Kirche aufgenommen ward, und noch jetzt als ein Hauptwerk in den eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird, war gegen diejenige Schrift des Berengarius gerichtet, worin er der Glaubensformel, die er auf der Kirchenversammlung zu Rom (1059), unter Nikolaus II., zu unterschreiben gezwungen worden, entsagte, und seine abgeschworene Meinung zugleich aufs neue vertheidigte. Diese Widerlegung des Lanfrankus hätte, den Benediktinern zufolge, Berengarius ohne Antwort gelassen, und die Vorsehung hätte sich eben dieser Widerlegung bedient, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren.

Die Antwort des Berengarius auf dieses niederdonnernde, triumphirende Werk des Lanfrankus, von der bis dahin Niemand jemals gehört, oder irgendwo gelesen — das ist eben das Manuscript, welches Lessing gleich Anfangs unter den Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand, ein umständliches und ausführliches Werk, das, auch ohne alle sich daran knüpfenden polemischen Beziehungen, eine Bereicherung der theologischen und kirchengeschichtlichen Literatur des

1) Allgem. d. Bibl. 1770. Bd. XVIII. J. v. Müllers Werke X, S. 7. Nicolai, dem Müller damals von Schlözer empfohlen wurde, schlug ihm Lessings Schrift vor. Müller vermißte nur bei Lessings Betrachtungen — „Ruheplätze und Erfrischungen des Geistes" nennt er sie — die gedrängte Kürze des Tacitus!! Auch sind ihm die „vielleicht" und „sollte wohl" in der Geschichte anstößige, verhaßte Wörter, und das „mißbrauchte Beispiel eines Lessing könnte leicht der weniger historischen Kritik eines Unerfahrenen tödtlich sein." (Eher umgekehrt!) Die Begeisterung des jungen Gelehrten äußert sich in dem Ausruf: „Teutschland kann stolz sein, daß Lessing sein Bürger ist!" Eine Folge dieser Recension war aber die — daß die Allgem. Deutsche Bibliothek in den österreichischen Staaten verboten wurde! Das Nähere erzählt Nicolai in seiner Reise durch Deutschland IV. S. 860–861.

2) De corpore et sanguine Domini, oder de Eucharistia, oft gedruckt, S. Schröckh XVIII, 528.

Mittelalters genannt werden konnte; und die wichtigen Ergebniſſe, die er für die Geſchichte der geſammten Berengariſchen Händel, für die Kirchengeſchichte dieſes merkwürdigen Zeitalters, für die perſönliche Kenntniß der darin handelnden Charaktere daraus zog, das vollendete Leſſings Entdeckung.

Die Ankündigung dieſes wichtigen Werkes [1]) iſt ein Brief an den Profeſſor der Theologie, Conr. Arn. Schmid, bei dem Carolinum in Braunſchweig, welcher kurz vorher den Brief des Adelmann an Berengarius, worin er ihn von ſeinen Neuerungen zurückzuführen ſuchte, aus einer Wolfenbüttelſchen Handſchrift bedeutend ergänzt, herausgegeben hatte. Die Schrift erſchien zu eben der Zeit, als Leſſing zum Bibliothekar in Wolfenbüttel ernannt wurde, [2]) und „es war natürlich (ſagt Leſſing in der Vorrede), daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt." [3])

„Sie wollen wiſſen (fragt Leſſing dieſen Freund), wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?"

„Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Ich war dabei, mir, meiner jetzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten Weißenburgiſchen — anfangen wollte. [4]) In dem feſten Vorſatze,

---

1) Unter dem Titel: Berengarius Turonenſis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben; von Gotthold Ephraim Leſſing, Bibliothekar daſelbſt. Braunſchweig 1770. 4.

2) Adelmanni, Brixiae Episcopi, de veritate corporis ac sanguinis Domini ad Berengarium epistola etc. Brunsv. 1770. Leſſing hatte Anfangs Luſt, den Adelmann in der Allgemeinen Bibliothek anzukündigen (XII, 249); es unterblieb. In dem Briefe an Schmid, vom 23. Mai 1770, worin er ihm für die Ueberſendung des Adelmann dankt, giebt er ihm eine ſo eben von ihm gefundene Notiz zur nähern Beſtimmung des Sterbejahrs von Adelmann und ſagt: „Ich gebe meine Hoffnung nicht auf, noch etwas von Adelmannen ſelbſt oder von Berengarius aufzutreiben, um einmal eine anſehnliche Ausgabe zu veranſtalten."

3) „... Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt das Ἕρμης κοιλος (Halb Part!) zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte." (VIII, 327.)

4) Ueber Urſprung und Werth dieſer 1689 erworbenen koſtbaren Handſchriftenſammlung vgl. Schönemann, Serapeum IV. Bd. S. 213. Sie hat ihren Namen von der alten Abtei Weißenburg im Elſaß, und wurde 1678 den Rhein hinunter zur Frankfurter Meſſe geführt, um als altes Pergament für die Goldſchläger verkauft zu werden; in Mainz, wo das Schiff des Stapelrechts wegen anlangte, wurde ſie von Heinr. Jul. von Blum gerettet und nach eilfjähriger Verhandlung für den geringen Preis von 1000 Thlrn. an die Bibliothek von Wolfenbüttel verkauft. Unter den 102 Bänden, meiſtens

Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keins eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich anfangs auf einen Band, der von außen Tractatus de coena Domini et Transsubstantiatione neuerlich beſchrieben war.... Ihr Adelmann war mir noch in friſchem Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, als wie eine andere." Und ſo fährt Leſſing fort, uns Schritt vor Schritt ſeine Entdeckung zu erzählen. Wie es aber gekommen, daß ſie gerade ihm aufbewahrt geweſen, will er unter andern aus dem eigenthümlichen Umſtande erklären, daß „der Codex (welcher allem Anſehen nach in dem eilften, längſtens zu Anfang des zwölften Jahrhunderts geſchrieben iſt) weder Anfang, noch Ende hat; eine Verſtümmelung, woran ohne Zweifel Vorſatz mitgewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius ſo häufig anlocken dürfte, wollen vorbeiſchießen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen: man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen .... und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſei nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſpart bleiben können."

Zur Beurtheilung deſſen nun, was Leſſing mit ſeinem wichtigen Funde geleiſtet hat, darf man nicht überſehen, daß das Gegebene hinter dem urſprünglichen Plane weit zurückgeblieben iſt, und daß wir, wie ſo oft bei Leſſing, wiederum eigentlich nur ein Fragment erhalten haben. Aus ſeinen Briefen wiſſen wir, daß er einen zweiten Theil zum Berengarius ſchreiben wollte, welcher dasjenige, was auf den letzten Seiten der Abhandlung nur im Allgemeinen angedeutet iſt, mit aller wiſſenſchaftlichen Ausführlichkeit näher begründen ſollte. Dies betraf die dogmatiſche Seite des berühmten Streites, welche Leſſing in der Vorrede als den weſentlichen Inhalt des angekündigten Werkes hervorhebt, und wobei er überdies gewiſſe Dinge noch zurückhielt, „die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eignen Erörterung gewiß ſehr werth ſeien." Vornehmlich galt dies den Schriften des Paſchaſius und Ratramnus. [1]) Was

vom 8. bis 11. Jahrhundert geſchrieben, befanden ſich fünf Sterne erſter Größe, den Berengarius eingeſchloſſen, deſſen Entdeckung Leſſingen aufbewahrt blieb.

1) Paſchaſius Radbert, Abt des Kloſters Corbin, war der erſte, welcher in einer im Jahre 831 verfaßten Schrift (de sacramento corporis et sanguinis Christi) die Lehre von der Brotverwandlung ausführlich entwickelt und vertheidigt. Ratramnus, Mönch in demſelben Kloſter, ſetzte jenem, auf Anregung König Karls des Kahlen, ſein Buch über denſelben

Leſſing ausgeführt hat, betrifft hauptſächlich die hiſtoriſche Seite, mit einer Genauigkeit und Umſtändlichkeit, welche ſeinen Nachfolgern wenig hinzuzufügen übrig ließ, wenn auch nicht ſämmtliche Punkte gleiche Beiſtimmung hervorrufen, Zweifel und Widerſprüche abhalten oder Verbeſſerungen überflüſſig machen konnten. [1]) Indem die zwiſchen Lanfrankus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften als Mittelpunkt der Unterſuchung feſtgehalten ſind, werden die der Zeit nach vorangehenden Ereigniſſe auf ſieben Punkte zurückgeführt, welche in ebenſo vielen Kapiteln auseinandergeſetzt ſind, nämlich:

1) über die erſte Anklage des Berengarius bei dem Papſte;

2) über die Zeit, wenn Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen;

3) über die erſte wider ihn zu Rom unter Leo IX. 1050 gehaltene Kirchenverſammlung;

4) über die Kirchenverſammlung zu Vercelli, des nämlichen Jahres;

5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs I., gleichfalls von dieſem Jahre;

6) über die zu Tours von 1055; endlich

7) über die zu Rom von 1059, unter Nicolaus II., als der nächſten Veranlaſſung der zwiſchen Lanfrankus und Berengarius gewechſelten Streitſchriften. Hier angelangt hat Leſſing, wie von einer Anhöhe, eine freie Ausſicht nicht allein rückwärts, ſondern auch vorwärts gewonnen, nachdem einmal die wahre Zeitbeſtimmung der Schrift des Lanfrankus gegen Berengar von ihm mit ſiegreichen Gründen feſtgeſtellt war. [2]) „Ich meine, ſagt er, das Räthſel, wie ſich Berengarius gegen ſo viele Kirchenverſammlungen verhärten können, wie

---

Gegenſtand entgegen. Ein zweiter, noch viel berühmterer Gegner des Paſchaſius war der Philoſoph Johann Scotus Erigena, deſſen hieher gehörige Schrift beim Berengarius eine große Rolle ſpielte, obſchon ſie ſpäter mit der ähnlichen des Ratramnus verwechſelt wurde. Scotus vertrat den entſchiedenſten Gegenſatz zu der Brotverwandlungslehre. (Neander IV, 458 ff.) Stäudlin, welcher, nach Leſſing und mit Beziehung auf ihn, dem Berengarius die ausführlichſte kritiſche Unterſuchung gewidmet hat (Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte, von Stäudlin und Tzſchirner, II. Bd. 1814. No. 1) bezweifelt indeß, daß Leſſing ſein Verſprechen in Bezug auf Paſchaſius und Radbertus würde haben halten können; „ich geſtehe, ſagt er S. 68, daß ich nichts dahin Gehöriges und dazu Dienliches darin (in dem Werke des Berengarius) angetroffen habe."

1) So irrte Leſſing, wenn er (VIII, 382) annahm, Berengarius nenne den König von Frankreich, deſſen Erlaubniß zur Reiſe nach Rom er einholte, nur deshalb Abt der Kirche von Tours, weil er im Allgemeinen Schutzherr der Kirche in Frankreich war; inſofern ſeine Aufſicht und ſeine Rechte über alle Kirchen ſeines Reichs darunter zu verſtehen ſei. Leſſing wußte nemlich nicht, daß die Könige von Frankreich im eigentlichen Sinne Aebte von St. Martin zu Tours waren, ſowie ſie bis in die neuen Zeiten Canonici zu Lyon, Angers und in andern Kirchen geweſen ſind; er führt weiterhin, S. 394, ſelbſt eine Stelle des Fleury an, aus welcher das Rechte unzweideutig hervorgeht, (Schröckh Kirchengeſchichte XXIII, 518) und nach ihm (vermuthlich ohne ſich an Schröckh zu erinnern, weil er ihn nicht anführt) Stäudlin a. a. O. S. 5.

2) „Leſſing hat hinreichend bewieſen, daß Lanfrank ſie zwiſchen den Jahren 1063 und 1070, und nicht erſt, wie die Benedictiner, Verfaſſer der Literaturgeſchichte Frankreichs,

er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meinung zurückzukehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäckigen Relapſen ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen, — dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſt." Dies führt er auf einen allgemeinen und auf einen beſondern Punkt zurück. Jener kommt darauf hinaus, daß die Anzahl der gehaltenen Kirchenverſammlungen und die Anzahl ſeiner Widerrufe und Abſchwörungen bei weitem nicht ſo groß ſei, als ausgegeben werde. So ſei das Concilium zu Paris ganz „erlogen" (wogegen jedoch Stäudlin und Neander Einſpruch eingelegt [1]); zuletzt aber bleibe nur das Concil zu Rom unter Nicolaus II. übrig, von dem man ſagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müſſen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? So, daß er nach Niederlegung ſeiner Proteſtation einen beſſer unterrichteten Papſt, ein freieres und würdigeres Concilium abwartete. Und wer war zweitens dieſer billigere und beſſere Papſt? Kein anderer als Gregor VII., als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war. . . . Als er ſelbſt Pabſt ward, dieſer Hildebrand, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 1078 und 79 zu Rom, wo Berengarius ſelbſt zugegen war und Gregor VII. alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. . . . Daß er nun aber auch hier nicht durchdrang? . . . An Einſicht fehlt es ihm gewiß nicht (lautet Leſſing's Erklärung); aber ein Mann von ſeinem Ehrgeiz ſetzt die Wahrheit nur alsdann mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt zu gleicher Zeit befeſtigen kann. Laufen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf: er herrſcht gerne über erleuchtete Menſchen, „aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen." — Dabei unterläßt Leſſing doch nicht, zu Gunſten dieſes Pabſtes auf die gefährliche Parthei des Benno, welche er wider ſich hatte, hinzuweiſen, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den Berengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrieen hat. [2])

---

behaupten, 1079 geſchrieben, und daß die Stellen, welche den Widerruf Berengars unter Gregor VII. betreffen, ſpätere Zuſätze ſeien." (Stäudlin a. a. O. S. 61.)

1) Stäudlin a. a. O. S. 35, Neander IV, S. 491, gegen Gieſeler, welcher den Gründen Leſſings beiſtimmt. „Das Schweigen Berengars über dies Concil in ſeiner nun vollſtändig herausgegebenen Schrift gegen Lanfrank — kann nichts beweiſen; denn er giebt in derſelben durchaus keine vollſtändige Geſchichtserzählung, und auch von den vorangegangenen Verhandlungen und Streitigkeiten erzählt er nichts" u. ſ. w. Vgl. H. Sudendorf, Berengarius Turonenſis, p. 31, welcher die Thatſache nach bisher unbenützten Quellen erſt feſtgeſtellt. — Mit Unrecht läugnete Leſſing auch die Verſammlung zu Brienne, welche auf dem Zeugniſſe des Durandus beruht, und deren Berengar zum Ueberfluß ſelbſt gedenkt, wie Stäudlin a. a. O. S. 31 nachweiſt. Vgl. S. 36.

2) Alles, was ſich zur Vertheidigung des Pabſtes in ſeinem Verfahren gegen Berengar

Es war nicht Leſſings Abſicht, das Leben des Berengarius durch alle Phaſen fortzuführen; er läßt hier den hiſtoriſchen Faden fallen, um noch die Frage von der Beſchaffenheit ſeiner Lehre zu beleuchten, und die günſtige Wendung ſeines Lebens, ſein friedliches Ende unter ſeinen Mitbrüdern im Kloſter zu Tours, zu erklären.

Was alſo die Lehre des Berengarius über das Abendmahl anlangt, ſo müſſen wir uns ein tieferes Eingehen in dieſe Frage, welche nur im Zuſammenhange mit der Theologie und Philoſophie ſeit dem Jahrhundert Karls des Großen beantwortet werden könnte, hier verſagen. Zwei Punkte aber müſſen in Bezug auf Leſſingen hervorgehoben werden. Wenn Leſſing, nach dem Vorgange der Benedictiner, im Berengarius einen Vorgänger Luthers erblickte, ſofern er eine wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu angenommen hätte, was auch nach ihm lange die herrſchende Meinung war, ſo iſt Leſſings Fund von dieſer Seite, nach genauerer Benutzung des von ihm aufgefundenen Werkes, weſentlich eingeſchränkt worden. Leſſing, bemerkt Stäudlin (a. a. O. S. 93), wollte dies mit denjenigen Stellen aus der Handſchrift beweiſen, wo es heißt, daß das Brot durch die Einſegnung Leib Chriſti werde, daß dieſer Leib vom Brote werde, ohne daß jedoch der Leib erſt entſtehe und das Brot ſeine Subſtanz verliere. Allein damit war noch nicht beſtimmt, ob er eine ſubſtantielle oder dynamiſche Gegenwart angenommen habe. Faßt man die hieher gehörigen Stellen der Handſchrift zuſammen, welche Leſſing nicht alle hinlänglich beachtet, ſo ergebe ſich deutlich: 1) Daß Berengarius nicht nur die Transſubſtantiation, ſondern auch jede ſubſtantielle Gegenwart, jede Vereinigung des Leibes und Blutes Jeſu mit dem Brote und Weine, jeden leiblichen Genuß deſſelben durchaus geläugnet. 2) Daß er glaubte und lehrte, es gehe durch die Einſegnung mit dem Brote und Weine, unbeſchadet ihrer Subſtanz, eine Veränderung, eine Veredelung, eine Heiligung und Kräftigung vor, ſo daß ſie keine gemeine Speiſe blieben. 3) Daß nach ſeiner Meinung Brot und Wein Leib und Blut Jeſu würden, ſofern ſie nach jener Veränderung Leib und Blut Jeſu und die Aufopferung derſelben darſtellen, und das Gemüth der Gläubigen, vom Brot und Wein Gelegenheit nehmend, Leib und Blut Jeſu, der Wahrheit der Subſtanz nach, in dieſen Sacramenten anſchaut und und ſich damit nährt. — [1])

Demgemäß hätte Berengarius mit ſeinen Ueberzeugungen ſich nicht ſowohl der lutheriſchen als der calviniſchen Lehre im voraus genähert!

Ein zweiter Punkt dagegen, welchen Leſſing zum Schluſſe ſeiner Abhandlung mit dem ihm eigenthümlichen Scharfſinn problematiſch hinſtellt, iſt durch die

---

ſagen läßt, faßt Neander IV, 510—514 zuſammen. „Es mußte Gregor VII. wichtig ſein, durch ſein Verfahren bei dieſer Sache nicht die öffentliche Stimmung gegen ſich aufzuregen und ſich nicht in den Verdacht einer Begünſtigung der Irrlehre zu ſetzen, welche ihm in der Ausführung ſeines wichtigſten Planes ſehr hinderlich ſein konnte" u. ſ. w.

1) Ganz ſo ſtellt auch Neander IV, 515 die Sache im Weſentlichen dar.

gelehrte Forſchung neuerer Theologen zur geſchichtlichen Thatſache erhoben worden. Es fragt ſich: „wenn die Lehre der bloßen Zeichen die älteſte, erſte, urſprüngliche Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transſubſtantiation daraus hätte entſtehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſein, dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit begeht? Es müßte eine dritte Lehre geben, durch welche der Uebergang von jener erſten auf jene zweite erfolgt wäre." Leſſing nennt dies der Kürze wegen die Lehre von den prägnanten Zeichen, und gelangt zu dem richtigen Schluſſe, daß nicht etwa, wie es den Anſchein hätte, eine Fortſchreitung von den bloßen Zeichen zu den prägnanten Zeichen und von dieſen zu den in das Ding ſelbſt verwandelten Zeichen ſtattgefunden hätte, daß mithin nicht die Lehre der bloßen, ſondern die Lehre der prägnanten Zeichen die erſte urſprüngliche Lehre geweſen. [1])

Leſſing hatte anfangs die Abſicht, das Manuſcript des Berengarius ganz herauszugeben; er kam jedoch während der Ausarbeitung der Ankündigung davon zurück, weil er fühlte (wie er in der Vorrede ſagt), „was für ein Unterſchied es ſei, eine dergleichen Handſchrift für ſich ſo und ſo zu brauchen, und ſie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen." Er wünſchte, daß ein Gottesgelehrter von Würde und anerkannten Verdienſten ihn einführen möchte. „Einem ſolchen, er ſei wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſein, zu der ich mich, einzig und allein in Ermangelung eines jeden andern Beſorgers, zu verſtehen gedenke." Es kann auffallen, daß die lutheriſchen Theologen ſich nicht um die Wette um die Ausführung dieſes Werkes bemühten; weniger aber, daß Leſſing, unter den verſchiedenartigen Aufgaben, die ihm raſch hinter einander zufielen, es bei der bloßen Ankündigung bewenden ließ. [2]) —

---

1) So ſagt einer der angeſehenſten reformirten Dogmatiker der Gegenwart (Ebrard, Chriſtliche Dogmatik II, S. 660): — „Die alten Kirchenväter alle haben die felſenfeſte Ueberzeugung, daß Brot und Wein nicht etwa bloße Sinnbilder ſeien, auch nicht bloße Pfänder oder überhaupt ſtattfindende unio mystica, ſondern Pfänder einer erneuten Mittheilung" u. ſ. w. Mit andern Worten, die Zwingli'ſche Lehre vom Abendmahl findet ſich in der alten Kirche nirgends, wohl aber theils die calviniſche, theils die lutheriſche oder vielmehr eine der lutheriſchen ſich nähernde. Vgl. W. F. Rinck, Ueber den Lehrbegriff vom heil. Abendmahl in den erſten Jahrhunderten, mit Beziehung auf die kirchlich-ſymboliſche Auffaſſungsweiſe, in der Zeitſchrift für die hiſtoriſche Theologie, herausgegeb. von Niedner; Jahrg. 1853, 3. Heft. Schon früher ſchrieb hier (Jahrg. 1842, H. 1.) Engelhardt: Ueber die Geſchichte der Lehre vom Abendmahl in den drei erſten Jahrhunderten.

2) Noch 1773 ließ Leſſing durch C. A. Schmidt in Braunſchweig eine vollſtändige Abſchrift des Berengarius nehmen (XIII, 479), und zwar für „den künftigen Herausgeber." Schmidt ſpricht davon am Schluſſe des 5ten Beitrags zur Geſchichte und Litteratur, wo er eine „Berichtigung einiger Stellen des Ber. Tur." giebt. Den Anfang einer Herausgabe hat erſt im 19. Jahrhundert Stäudlin und Hemſen ſeit 1820 gemacht; endlich

Leſſing ſah voraus, wie verſchieden dieſe Arbeit in dem Kreiſe ſeiner Bekannten und Freunde aufgenommen werden würde; es war beinahe, als ſollte er wegen der Kühnheit, womit er hier eine neue Laufbahn betrat, Rede ſtehn. „Ich weiß wohl, ſchrieb er an Reiske bei Ueberſendung der Schrift (XII, 260), daß weder der Verfaſſer noch die Materie für einen Gelehrten, wie Sie, ſehr intereſſant ſein kann. Ich würde ſelbſt das Manuſcript, wenn ich nur auf ſeinen wahren Werth hätte achten wollen, kaum des Anſehens gewürdiget haben. Nur in Betrachtung, daß es ſo eine außerordentliche Seltenheit ſei, glaubte ich, zu Ehren der mir anvertrauten Bibliothek, ſchon einigen Fleiß darauf wenden zu müſſen. Zudem wollte ich mich gerne als einen ſolchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig ſei, was nicht in ſein Lieblingsſtudium einſchlägt, um ſchlechterdings keine Art von Gelehrten abzuſchrecken, ſich der Bibliothek durch mich zu bedienen."

Das größte Lob ertheilte ihm ſein alter Lehrer Erneſti, welcher, als eifriger Anhänger der lutheriſchen Lehre vom Abendmahl, dieſe vor Kurzem in einer beſondern Abhandlung bei einer merkwürdigen Veranlaſſung vertheidigt hatte. [1]) „Dr. Erneſti in Leipzig (ſchrieb ihm ſein Bruder Karl vom 4. Juli 1771) iſt deßhalb Deines Lobes ſo voll, daß er in ſeinen Collegiis Dich zum Beiſpiele anführt, daß, wenn man humaniora gründlich verſtehe, man alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. In Deiner Ankündigung des Berengarius findet er die größten theologiſchen Kenntniſſe und hat öffentlich erklärt, Dich zum Doctor Theologiae machen zu wollen, wenn Du nach Leipzig kommſt." Dieſes Urtheil findet Karl Leſſing ſehr luſtig, denn er fährt fort: „Könnte nicht der Teufel ſein Spiel haben, daß Du nach Leipzig reiſeteſt, um Döbbelin allda unſterblich agiren zu ſehen, und die ganze theologiſche Facultät holte Dich mit Gewalt aus der Bude vor dem Petersthore in ihren theologiſchen Hörſaal? Das wäre doch nicht ſonderbarer, als wenn die Römer ihren Dictator vom Pfluge holten! Unſer alter Vater hätte wenigſtens ſo lange leben ſollen! — (Dieſer war den 22. Auguſt 1770 am Schlage geſtorben.) Um Dich aber nun wieder etwas zu demüthigen, ſage ich Dir, daß die Berliniſchen Theologen, die keine Orthodoxen ſind, die Ankündigung als Zeichen Deines Abfalls anſehen. Sie wollen geſunde Vernunft in ihr Syſtem hinein haben; und nun kömmſt Du ſchadenfroh, und verdirbſt ihnen eine Arbeit von ſo vielen Jahren. Selbſt die theologiſchen Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek werden die Achſel zucken, und ſeitenlange Fragen an Dich thun. Vielleicht ſchreckt Dich ihr Mißfallen ab, mehr davon zu ſchreiben: und das wünſche ich von Herzen, wenn Du dafür Tragödien und Komödien machen willſt! —"

erſchien das Ganze, fehlerhaft genug, herausgegeben von A. F. und F. Th. Viſcher, Berlin 1834.

1) Nemlich zur Widerlegung der nachgelaſſenen Schrift C. A. Heumanns: Erweis, daß die Lehre der reformirten Kirche von dem heiligen Abendmahle die rechte und wahre ſei. (1764.) (Schröckh VIII, S. 381.)

Freund Nicolai nahm einen warnenden Ton gegen ihn an. „Ich kenne den Kitzel, den Sie schon lange hegen, mit den Theologen Handgemein zu werden. Als ob das so eine Luſt würde! — Wiſſen Sie, was Saal [1]) von Ihrem Berengarius ſagt? Er ſagt: Leſſing hat geſchworen, in allen Dingen das Widerſpiel von Wieland zu thun. Wieland ſchrieb erſt geiſtliche und dann luſtige Schriften. Leſſing hat die luſtigen erſt geſchrieben, nun will er die geiſtlichen nachholen.“ —

Leſſing ließ ſich durch das Kopfſchütteln ſeiner Freunde nicht irre machen. Ihm war es weder um den Beifall, noch um den Widerſpruch der Theologen zu thun. Er erwartete ſchon, ſeine Schrift in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern angezeigt zu finden, wie er ſcherzend an Madame König nach Wien ſchrieb: „Sie glauben nicht, fügt er hinzu, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unſern lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres, als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.“ —

Drittes Kapitel.

Ueber die Arbeit und den Druck des Berengarius war Leſſingen der Sommer 1770 vorbeigegangen, wobei er ſich's zum Geſetz gemacht hatte, ſo wenig Briefe als möglich zu beantworten, ſelbſt die ſeines Bruders Karl nicht ausgenommen. Vorübergehend dachte er damals bald an einen dritten Theil der antiquariſchen Briefe, bald an die Ausarbeitung eines deutſchen Wörterbuchs in Verbindung mit Ramler, bald ſogar an eine „antityranniſche“ Tragödie: Spartacus, zu welcher er ſich zu Ende des Jahres den Spartacus von Saurin aus Berlin ſchicken ließ. [2]) Dieſe und vielleicht noch andere Entwürfe mußten aber zurücktreten, als Voß in Berlin, um dem Nachdruck zuvorzukommen, eine neue Ausgabe von Leſſings vermiſchten Schriften beabſichtigte und deſſen Mithülfe dringend in Anſpruch nahm. Aus Freundſchaft für den Verleger, wohl auch um dem verhaßten Nachdruck (wiewohl ohne Erfolg) entgegenzutreten, doch mit innerer Abneigung ging Leſſing an die Arbeit. Er hatte den größten Theil dieſer Schriften verurtheilt, der Vergeſſenheit zu verfallen; er glaubte, dieſen Entſchluß ſich ſelbſt und dem Publikum

1) Leſſings Jugendfreund in Leipzig.

2) Die wenigen Studien und Bruchſtücke, welche in ſeinem Nachlaſſe gefunden worden, II, 522—526, laſſen kaum den Umfang des Planes und den Geiſt der Behandlung ahnen.

ſchuldig zu ſein. „Das Publikum, drückt er ſich in der Vorrede ſtolz-beſcheiden aus, wächſt täglich an Einſicht und Geſchmack. Aber viele Verfaſſer bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht immer fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug iſt, noch immer auf den Beifall rechnet, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeint. Nur der Nachdruck, welchen man beſagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfaſſer den Wunſch abgelockt, das hämiſche Vorhaben, ihn in ſeiner ganzen armſeligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.“ Dieſe Nachſicht will er auch auf die neu hinzugekommenen Stücke (des erſten Theiles) ausgedehnt wiſſen; denn: „es wäre Thorheit, zur Ausbeſſerung einer baufälligen Hütte Materialien zu verſchwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte.“

Aber auch ſo fand Leſſing mehr zu thun, als er zu übernehmen glaubte. „Ich fühle es, geſteht er ſeinem Bruder, welcher zwiſchen ihm und dem Verleger die Mittelsperſon machte, ich fühle es, daß mir ſchon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit koſten wird, als der ganze Bettel werth iſt.“ Der erſte Theil umfaßte die Sinngedichte und Lieder. Ramlern gab er nur zu unbedingte Vollmacht, in den Sinngedichten zu ändern und zu ſtreichen. Er vergleicht in einem Briefe an ihn vom 16. December 1770 ſein Geſchäft mit „dem Aufſuchen bunter Steinchen und Muſcheln, auch unter dem Schnee“, und ſetzt hinzu: „Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig iſt (ich ſage, gar zu mittelmäßig, denn leider müſſen es nicht allein Sinngedichte, ſondern Bogen voll Sinngedichte werden), und wo eins durch eine geſchwinde Verbeſſerung ſich noch ein wenig mehr aufſtutzen läßt, ſo haben Sie doch ja die Freundſchaft, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben. Ihnen kann ſo etwas nicht viel Mühe koſten, denn Sie haben noch alle poetiſche Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetiſche Farben ſind.“ Leſſing verließ ſich ſo ſehr auf ſeinen Freund, daß er ſich die Handſchrift nicht erſt zurück ſchicken, ſondern ſie in Berlin dem Drucker übergeben ließ.[1]) Nach Verlauf eines Jahres erſchien zur Michaelismeſſe der erſte Band.

Es wäre ganz im Sinne Leſſings, wenn wir auf dieſe meiſt witzigen, oft anmuthigen und gehaltvollen Spiele ſeines Geiſtes nicht allzu viel Gewicht legten, wiewohl gerade diejenigen neu hinzugekommenen Stücke, wo die Epigramme ſich ſelbſt das Urtheil ſprechen, nicht zu den übelſten gehören.

Die Sinngedichte über ſich ſelbſt.

Weiß uns der Leſer auch für unſre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

Abſchied an den Leſer.

Wenn Du von allem dem, was dieſe Blätter füllt,
Mein Leſer, nichts des Dankes werth gefunden,
So ſei mir wenigſtens für das verbunden, —
Was ich zurück behielt.

1) Nicolai's Anmerkung, XII, 275.

Welchen Werth immer wir nun auch dieſen Spielen eines großen Geiſtes beilegen,[1]) ſo würden wir doch dabei nicht länger verweilen, wenn nicht Leſſing denſelben ſeine „Zerſtreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten" beigegeben hätte. „Zerſtreute Anmerkungen" nennt er beſcheiden dieſe Unterſuchungen, welche an Schärfe und Zuſammenhang der Begriffe, verbunden mit den ſchlagendſten Beiſpielen aus der Fülle ſeiner Beleſenheit in den Dichtern aller Zeitalter, ein ſchönes, in ſich gerundetes Ganzes bilden, ja, nach Herders glücklichem Ausdruck, ſelbſt „Epigramm" ſind. Was ſeine Vorgänger: Scaliger,[2]) der Jeſuit Vavaſſor[3]) und Batteux[4]) über das Epigramm gefunden hatten, bildet für Leſſing nur den Anknüpfungspunkt ſeiner Kritik und Zergliederung.

Wie in ſeinen Abhandlungen über die Fabel, wie in ſeinen übrigen äſthetiſchen Unterſuchungen, geht Leſſing zunächſt auf die ſcharfe Ab- und Umgränzung der Gattungen und Arten, auf die Sonderung vom Echten und Unechten, um einem jeden ſeinen beſtimmten Platz in der Poetik anzuweiſen. Nicht jedes kleine Gedicht (wie Scaliger), nicht jeder mit ein paar Reimen verzierte gute Einfall (wie Boileau), nicht jeder glücklich und in wenig Worten vorgetragene intereſſante Gedanke (wie Batteux will), ſoll ein Epigramm heißen dürfen. Wo aber finden wir das Weſen des Epigramms unmittelbar ausgeſprochen, wenigſtens angedeutet? In dem Namen, in dem Worte muß es ſchon liegen, daß gewiſſe Eigenſchaften zu dem Epigramm im wahren Sinne erfordert werden. Daher die Frage nach dem Weſen des Epigramms mit der nach dem Urſprunge ſeines Namens und Gebrauches (bei den Griechen) zuſammenfällt. Dies iſt bezeichnend für den Geiſt ſeines Verfahrens: wo Leſſing am weiteſten auszuholen ſcheint, da iſt er mit Einem Schritt bei der Sache. Die Materie hat längſt aufgehört, das Sinngedicht zu demjenigen zu machen, was das Epigramm urſprünglich war: nemlich die Aufſchrift oder Inſchrift eines Denkmals. Folglich muß es die Form ſein, in welcher die Antwort auf die Frage zu ſuchen. Um die Mittelglieder der Unterſuchung hier zu übergehen, ſo gelangen wir mit Leſſing ſchließlich zu der Erklärung: „Das Sinngedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen."

Der Kern dieſer Definition, das Sinnreiche (freilich auch zum Theil, werden wir ſehen, das Einſeitige und Schiefe) liegt in der Wendung: nach Art der eigentlichen Aufſchrift, welche im Verfolge der Unterſuchung nach der

1) Die Frage über die Quellen vieler dieſer Epigramme und ihren Zuſammenhang mit Leſſings gelehrten Jugendbeſchäftigungen iſt ſchon im 1. Bande S. 237—241 erörtert worden.

2) Poetices lib. III.

3) De epigrammate.

4) Les beaux arts reduits à un seul principe.

Abſicht des Verfaſſers heraustritt. Wenn nemlich, nach der von Ariſtoteles überkommenen Erklärung, alle Kunſt und Poeſie auf der Nachahmung beruht, ſo iſt auch das Sinngedicht davon nicht ausgenommen, und wenn es ſich denn fragt, wo der Gegenſtand dieſer Nachahmung liegt, ſo lernen wir: „es iſt diejenige Reihe von Empfindungen, welche in uns entſteht, wenn uns zuerſt unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufſtößt, welches, mit der angenehmen Ueberraſchung durch die Größe und Schönheit des Denkmals, ſogleich eine Art von Verlegenheit und Erwartung über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben erzeugt, bis wir uns dem Denkmale genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſetzt werden, mit andern Worten: einen unvorhergeſehenen Aufſchluß erhalten — endlich beide Empfindungen zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. Dieſe Reihe von Empfindungen, ſagt Leſſing (VIII, 431), iſt das Sinngedicht beſtimmt, nachzuahmen; und nur dieſer Nachahmung wegen hatte es, in der Sprache ſeiner Erfinder, den Namen ſeines Urbildes, des eigentlichen Epigramms, behalten. Wie aber kann ſie es anders nachahmen (fragt Leſſing weiter), als wenn es nicht allein eben dieſelben Empfindungen, ſondern auch eben dieſeben Empfindungen nach eben derſelben Ordnung in ſeinen Theilen erweckt? Es muß alſo über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenſtand, den es zu einer ſo viel als möglich ſinnlichen Klarheit zu erheben ſucht, in Erwartung ſetzen, und durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß dieſe Erwartung mit eins befriedigen.

Erwartung und Aufſchluß, ſo nennt Leſſing die Theile jedes Epigramms, welches dieſen Namen verdient. Und damit hat er den Maßſtab gefunden, um verſchiedene Arten kleiner Gedichte, „die faſt immer unter den Sinngedichten durchlaufen," an ihren Ort zu ſtellen. Dies ſind die „Aftergattungen" des Sinngedichts. Nothwendig kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufſchlüſſe giebt, ohne unſre Erwartung darnach erweckt zu haben. Zu den letzten gehören vornemlich alle diejenigen kleinen Gedichte, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre, wenn ſie aus einem einzigen Falle hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts geben; aber für ſich, auch noch ſo witzig vorgetragen, noch ſo ſpitzig geſchloſſen, iſt es kein Sinngedicht. Beiſpiele dieſer Aftergattung liefert ihm Owen,[1]) bei welchem „der Pedant ſich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und der Pedant mit aller Gewalt noch

1) John Owen, aus Wales, † 1622. Er hat den Maaßſtab zur Beurtheilung ſeiner Epigramme ſelbſt angegeben im folgenden:

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stulitiliam; si nihil, invidiam.

obendrein witzig ſein will. Hingegen iſt das Moraliſiren geradezu des Martialis Sache gar nicht.“ — Die zweite Aftergattung umfaßt vornemlich alle kleine Gedichte, „die nichts als ein bloßes ſeltſames Faktum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen, oder daß man etwas daraus ſchließen, noch durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben eindringen läßt. Viele Epigramme dieſer Art findet Leſſing in der griechiſchen Anthologie. „Ich will nicht hoffen, bemerkt er (VIII, 437), indem er ein Beiſpiel anführt, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geſchmacke der griechiſchen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechiſchen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es iſt nicht der witzige Schluß, den ich vermiſſe: ſondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße des Faktums nicht hinlänglich iſt.“ Das Gegentheil von ſolchen, ohne alle moraliſche Anwendung vorgetragenen Erzählungen, ſind die, welche eine allgemeine Wahrheit ſo deutlich enthalten, daß es überflüſſig wäre, ſie mit Worten noch auszudrücken. Doch dieſe gehören nicht eigentlich zu den Sinngedichten; nur daß ſie etwas Beſſeres heißen können: mit einem Worte, „es ſind Apologen, wahre Aeſopiſche Fabeln, welche die Griechen in einer gedrungenen Kürze vorzutragen verſtanden. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen dem Sinngedicht und der Fabel beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedicht eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zuſammen fallen, und daher nur in der Abſtraction Theile ſind. Doch ſind auch nicht alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu ſein ſcheint; denn es können auch wahre Begebenheiten ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder durch eine kleine Wendung völlig erhalten.“ —

Nicht genug, daß nach dieſer Erklärung das Sinngedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläſſiger als ſonſt unterſcheiden läßt; es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedicht machen.

Nicht Wenige ſetzen das Weſen des Epigramms in das Witzige und Sinnreiche, und glauben wohl noch dabei auf Leſſings Anſehen ſich berufen zu können. Wie irrig dieſe Vorausſetzung iſt, können ſie entnehmen, wenn ſie nur den Schluß ſeiner Abhandlung über das Epigramm leſen, wo Leſſing einen Blick auf dasjenige wirft, was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, die franzöſiſchen pointes nennen. „Wenn man unter dieſen Worten, ſagt Leſſing, denjenigen Theil oder denjenigen Gedanken verſteht, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, welcher alſo den Aufſchluß enthält: ſo iſt es klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſein kann. Wenn man hingegen hierunter etwas meint, was blos das Werk des Witzes

iſt, mehr ein Gedankenſpiel, als ein Gedanke ..., ſo iſt die Frage derjenigen vollkommen gleich, ob man beſſer thue, ſeine Schulden in guter oder in falſcher Münze zu bezahlen. Denn es giebt in der That auch hier paduaniſche Münzen, die zwar falſche, aber doch von ſo ſchönem und dem Wahren ſo nahe kommendem Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja, es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt, als der ächte, ſo daß der Münzer wenig mehr, als den Schlageſchatz dabei gewinnen konnte." Mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz ächten Münzen mag Leſſing beſonders zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, und zwar die einen, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, die andern aber, deren Aufſchluß in einer Zweideutigkeit beſteht.

Hiermit hat nun Leſſing den Kreis ſeiner Anmerkungen über das Epigramm umſchrieben, und obſchon er im Laufe derſelben hinlängliche Gelegenheit hatte, die berühmteſten Dichter in dieſer Gattung unter den Alten, wie unter den Neueren (unter den Deutſchen Logau und Wernike) zu beleuchten, ſo widmet er nachher beſondere Abſchnitte dem Catull, Martial, und zuletzt der griechiſchen Anthologie. Was Catull anlangt, ſo muß Leſſing von ſeinem Standpunkte es mißbilligen, wenn man alle kleinere Gedichte dieſes Dichters, von denen allerdings verſchiedene den völligen Gang des Sinngedichts haben, zu Sinngedichten macht, ja von ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epigramms abſtrahirt, und es als ein Problem aufwirft, ob dieſe Catulliſche Gattung der Martialiſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſei? Sogar die nie genug geprieſenen kleinen Stücke (dergleichen: Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae) und andere, die ſo unzähligemal nachgeahmt und überſetzt worden, ſind dennoch nichts weniger als Sinngedichte: aber Leſſing giebt zu, daß ſie etwas beſſeres ſind; wie denn das Gedicht auf den todten Sperling ſeiner Lesbia „die ſchönſte Naenia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthum übriggeblieben." Wenn deſſen ungeachtet Martial ſelbſt den Catull für ſeinen einzigen Meiſter erkennt, ſo will Leſſing, abweichend von der gewöhnlichen Annahme, dies entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder doch nur von der geringſten Anzahl der kleinern Catulliſchen Gedichte verſtanden wiſſen.

Viel länger verweilt Leſſing bei dem Abſchnitt über Martial, welchen er ſchon in ſeinen Jugendſchriften für ſeinen einzigen Lehrmeiſter im Epigramm erklärte, aus dem er verſchiedene Stücke überſetzt und ſehr viele nachgeahmt hat. Der römiſche Epigrammatiſt iſt auch nach zwanzig Jahren dem Manne daſſelbe, als dem Jüngling, nur daß er ſich jetzt, von ſeinem höheren und allgemeinen Standpunkte, darüber deutlicher Rechenſchaft ablegt. Es habe unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen ſowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigramme gemacht; aber einen Epigrammatiſten habe es vor ihm nicht gegeben. Er war nemlich der erſte, der ſich eine deutliche feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb; und

ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten, der Zeit nach, gehört, ſo ſei er auch noch bis jetzt der erſte, dem Werthe nach, geblieben. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächſten komme, ſei unſer Wernike. Beider Reichthum ſei faſt gleich groß; nur daß man dem Reichthume des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. „Martial gewann den ſeinigen unter Menſchen und von Menſchen: Wernike förderte ſeinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooſe der Erde zu Tage. Wernike beſaß mehr von dem Metalle, woraus Geld zu münzen, und dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände. (XIII, 470)... Man hat ſo viel von dem falſchen Witze des Martial geredet. Welcher Epigrammatiſt hat deſſen nicht? Aber wie viele haben das, was den falſchen Witz allein erträglich macht, und was Martial in ſo hohem Grade beſitzt? Martial weiß, daß es falſcher Witz iſt, und giebt ihn für nichts anderes: ſeine müßigen Finger ſpielen, und kaum iſt das Spielwerk fertig, ſo bläſt er es aus der Hand .... Auch hat er keinmal in eben demſelben Sinngedicht falſchen und wahren Witz vermiſcht. Er hat ſehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenſtand ſehr klein, ſehr lächerlich, ſehr verächtlich iſt. Aber nie zeigt er falſchen Witz bei einem ernſten, würdigen, großen Gegenſtande. Er kann bei einem ſolchen eben ſo ernſt, eben ſo würdig, eben ſo groß ſein: und nur das iſt der wahre Probierſtein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf.“ — Nichts hat dem Ruhme des Martial in den neueren Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar (wirft Leſſing ein) als ob man läugnen wollte, daß etwas äſthetiſch ſchön ſein könne, wenn es auch nicht moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſogar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachte, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennt.“ Leſſing ſucht nun im Geiſte der „Rettung“ des Horaz auch den Martial von dieſem Vorwurfe zu befreien und wendet unter andern eine feine Bemerkung auf Martial an, welche er zum Theil auch für die Rettung des Horaz gebraucht hatte. „Kürze und Rundung nöthigen den Epigrammatiſchen Dichter öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz, noch ſein Verſtand Theil nehmen.“ Martial bekenne ohne dies, daß ihm oft der Gegenſtand zu einem Epigramm aufgegeben ward, er alſo nicht immer nach Willkür gedichtet habe. Gegen dieſe Auslegung legte indeß ſchon die Kritik eines Zeitgenoſſen [1]) Verwahrung ein. Denn erſtens könne daraus nur eine Entſchuldigung für manchen elenden Einfall, nicht aber für den moraliſchen Charakter des Dichters gewonnen werden. Zweitens ſcheine das Epigramm (Lib. XI, 43), worauf Leſſing ſich bezieht, auf den geſellſchaftlichen Umgang bezogen werden zu müſſen, wo Martial manchmal freilich mochte geplagt werden, Sinngedichte auf dieſes und jenes zu machen, wie er ja ſelbſt

1) S. die Recenſion der Vermiſchten Schriften in der von Walch herausgegebenen Philologiſchen Bibliothek. 1. Bd. Göttingen, 1770. S. 306.

geſteht, daß er ſich manche Mahlzeit durch ein Epigramm verdient habe! Man könnte vielleicht ſagen, daß die Alten in der Theorie des Sinngedichts die Obſcönität als ein weſentliches Stück anſahen, aber es ſei auch bekannt, welche Anfälle der ſittliche Charakter aller ſolcher Dichter deswegen auszuhalten hatte." Wenn ſo der ſittliche Charakter des Martial ſelbſt bei dieſer „Wendung" noch problematiſch bleibt (ungeachtet Leſſing damit „gewiſſermaſſen" von dem moraliſchen Charakter alles abgelehnt wiſſen möchte, was ihm nachtheilig ſein könnte), ſo können wir mit um ſo größrem Rechte mit Leſſing die Frage aufwerfen: „Wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? — Gewiß nicht! antwortet er: — doch dieſes gegen Tugend und Wohlanſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen." — Wir müſſen hinzufügen, daß, den neueſten Beurtheilungen zufolge, die Rettung des moraliſchen Charakters des Martial Leſſingen noch weit weniger gelungen iſt, als ehedem die ſeines Horaz. [1]) Der Abſchnitt über die griechiſche Anthologie giebt dem Verfaſſer Gelegenheit, auf Martial und die Natur ſeiner Epigramme zurückzukommen. Was Leſſing bereits in der Vorrede zur erſten Ausgabe der kleinen Schriften geſagt hat, wird hier, nur mit verſtärktem Nachdruck und einer gewiſſen Schärfe gegen die vermeinten Kenner der griechiſchen Simplicität, in einer Parallele des griechiſchen und des martialiſchen Epigramms wiederholt. Er ſeien nicht wenige Stücke in der Anthologie, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können. „Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte zerſtreut, aber ich will den ſehen, ſagt er, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es ſei nur Thorheit, ſich einzubilden, daß der Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſein: ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen ſich mehr als ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben. Es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet habe, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. (Wiewohl, bei noch ſo viel Aehnlichkeit mehrer von ſeinen Epigrammen mit dem oder jenem griechiſchen, es ſich darum nicht gleich von ſelbſt verſtehe, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Denn offenbar ſei bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.) Endlich dürfe man ſich von der geprieſenen Simplicität ſelbſt der älteſten und beſten Epigramme keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff machen, wie denn ſchon Batteux ſehr richtig bemerkte, „daß wir öfters nur nicht alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo geringen Umſtänden abhange, als ein witziger Einfall." — Dies weiſt auf eine andere Seite an der griechiſchen Anthologie hin, die ge-

1) Vgl. den Artikel Martial in Pauly's Encyklopädie der Philologie.

lehrte nemlich, welche dieſe Sammlung zu einer ſo wichtigen Quelle für die griechiſche Kultur- und Kunſtgeſchichte erhebt. Auch dieſe Seite hat an Leſſing einen aufmerkſamen Beobachter gefunden, und mehrere Punkte aus der Kunſtgeſchichte ſind, wenn auch nicht ohne Widerſpruch zu erregen, mit dem ihm eigenen Scharfſinn und Umblick ausgeführt worden. [1])

Wir kennen jetzt Leſſings Theorie über das Sinngedicht in ihren leitenden Gedanken und in der ihr gegebenen Anwendung auf die Literatur der Griechen und Römer. Wenn indeß dieſe Lehren und Urtheile, bei allem bewunderungswürdigen Scharfſinn und Zuſammenhange, denjenigen Rang und bleibenden Werth nicht behauptet haben, wie Leſſings Theorie über die großen Gattungen der Poeſie, das Epos und das Drama, oder über das Weſen und den Unterſchied von Poeſie und bildender Kunſt: ſo haben wir den Grund dieſer Erſcheinung nur im Princip zu ſuchen, und nächſtdem vielleicht in derjenigen Eigenthümlichkeit Leſſings, welche ihn ſo oft bewog, ſich vor die angegriffene Parthei zu ſtellen, und ſollte er auch einen Augenblick mit ſich ſelbſt in Widerſpruch treten. —

Was trieb, fragen wir zuerſt, Leſſing dahin, im Laokoon den Homer hoch über den Virgil und ihm entgegen zu ſtellen, ſo wie noch mehr die Griechen den Barbaren? Doch nur, weil er bei ihnen allein wahre Natur, nur veredelt und vergeiſtigt durch die Ideale, wiederfand. So hielt er ſeinem Zeitalter in Sophokles einen Spiegel vor, worin ſie die Unnatur der franzöſiſchen Tragödie erkannten. Wäre es nun nicht folgerecht geweſen, die nemliche Regel auf den Gegenſatz des griechiſchen Epigramms in der Anthologie gegen das Epigramm des Martial anzuwenden? Hier kann Leſſing, unſres Bedünkens, von einem Widerſpruch mit ſich nicht ganz freigeſprochen werden. Er vermied ihn diesmal nicht, ſei es daß er einen Lieblingsdichter ſeiner früheſten Jugend, dem er ſich verwandt fühlte, nicht fallen laſſen wollte, oder daß ihn die Phraſe von griechiſcher Simplicität bei denjenigen verdroß, welche nicht die Fähigkeit oder den guten Willen hatten, das Verdienſtliche und Eigenthümliche im Martial anzuerkennen. Solchen gegenüber gelingt es ihm auch, in einer durchgängigen Polemik und Ironie zu zeigen, bald, daß Gedichte der Anthologie häufig unter dem wahren und vollen Begriffe eines Epigramms blieben, bald, daß nicht wenige Stücke darunter ſtehen, die Martial ſelbſt nicht „geſchraubter und ſpitzer" hätte machen können. Worin aber zuletzt der poetiſche Werth der Anthologie beſtehe, das mußte hier beinahe ganz verloren gehen. Hier hat Leſſing eine Lücke gelaſſen.

Ferner die Art und Weiſe, wie Leſſing aus dem urſprünglichen Sprachgebrauch die Definition des Sinngedichts, als eines poetiſchen Kunſtwerkes ableitet und hinſtellt, entbehrt einigermaßen jener Schärfe in den Beſtimmun-

1) Auch hier verweiſe ich nur auf den eingehenden Artikel in der Göttinger Philologiſchen Bibliothek, S. 312 flg.

gen, welche den Verfaſſer des Laokoon und der Dramaturgie auszeichnet; abgeſehen davon, daß ſie zu enge iſt. Dies hat Herder ſiegreich nachgewieſen. „Wenn das Epigramm, bemerkt er nemlich, ein Gedicht iſt, in welchem nach Art der eigentlichen Aufſchrift unſere Aufmerkſamkeit erregt, gehalten und befriedigt werden ſoll, alſo, daß, wie bei der wirklichen Inſcription, das Denkmal ſelbſt Aufmerkſamkeit gebietet, die Aufſchrift dieſe erregte Neugier nur befriedige, ſo müßte, dünkt mich, in der Erklärung des Epigramms, das beide Theile, Erwartung und Aufſchluß, vereinen ſoll, auch des Denkmals ſelbſt Erwähnung geſchehen. Mithin hieße es, dieſer Theorie zufolge: nach Art des Denkmals und ſeiner Aufſchrift.“ —

„Aber warum nach Art der Aufſchrift, fährt Herder fort. Sind manche, zumal die älteſten Epigramme, nicht wirkliche Aufſchriften geweſen? Sind nicht viele der ſchönſten in der Anthologie als Aufſchriften gedacht und verfertigt worden? Gleichviel, ob ſie auf Gräbern und Bildſäulen, auf Bädern und Tempeln wirklich ſtanden oder nicht ſtanden; — wurden ſie als Inſcriptionen erfunden, ſo blieben ſie ſolche auch in der Schreibtafel des Dichters.“

„Endlich, warum müßte es blos ein Denkmal ſein, das, mit ſeiner Inſchrift zuſammengenommen, die natürlichen Theile des Epigramms gebe? Ein Denkmal, zumal der Kunſt, ſpricht am vollkommenſten durch ſich ſelbſt, und bedarf keiner Inſchrift, als einer nothwendigen Hälfte ſeiner Hauptwirkung. Der Künſtler z. B., der eine Bildſäule, einen Tempel, einen Schild dahin ſtellt, redet durch dieſe in natürlichen Zeichen; und er hätte ſeine beſte Wirkung verfehlt, wenn dieſe Zeichen auf den lebendigen Menſchen nicht ſchon durch ſich befriedigend und genugthuend wirkten.“ Dies iſt eine Bemerkung, welche ſo ganz im Geiſte des Laokoon gemacht iſt, daß Leſſing ſelbſt ihr ſeinen Beifall nicht hätte verſagen dürfen. Mit Recht befreit daher Herder die Entwickelung des Begriffs eines Epigramms von dieſer Beſchränkung: „da jeder Gegenſtand in der Welt, lebendig oder todt, gegenwärtig oder abweſend, ein Werk der Kunſt oder der Natur, mir angenehm oder widrig, ein Objekt der Inſchrift werden kann, ſobald ich mir ſolchen als gegenwärtig denke und ihn für mich oder für Andere bezeichne.“ Und ſo gelangt Herder zu ſeiner Erklärung des Epigramms, als der „poetiſchen Expoſition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung.“

„O daß Leſſing lebte! ruft Herder aus, er ſollte der erſte ſein, der dieſen Abſchnitt leſe, und der unpartheiiſche Forſcher des Wahren, der gegen ſich ſelbſt am ſtrengſten war, würde auch in dieſer Kleinigkeit unpartheiiſch entſcheiden.“ So bildet Herder hier, mehr als in andern Stücken, die glückliche Ergänzung Leſſings, welchem er, dies bekennt er ſelbſt, zu dieſen Unterſuchungen und mithin zu der Wiedereinführung der griechiſchen Anthologie bei den Zeitgenoſſen, die erſte Anregung verdankte. „Als 1771 der erſte

Theil von Leſſings vermiſchten Schriften erſchien, bekam ich, ſagt Herder, eine äußere Veranlaſſung, dem Inhalte ſeiner Anmerkungen weiter nachzugehen. . . .“ Welches dieſe äußere Veranlaſſung geweſen, verſchweigt er; wir haben ſie glücklich in — Herders Recenſion der vermiſchten Schriften, in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek, wiedergefunden. (Bd. XVII. 2. Abtheilung Nro. XXII.) Sie enthält bereits die Keime ſeiner ſpäteren reiferen Anſicht, wenn er gleich ſich hier noch abhängiger von Leſſings Zergliederung des Begriffs vom Epigramm zeigt, den er aber ſchon weſentlich erweitert. Er giebt mit Recht der Abhandlung vom Epigramm ihren Platz neben Leſſings Theorie von der Fabel, an die ſie auch ihrer Natur nach gränzt, und wünſcht, daß Leſſing ſeinen „philoſofiſchen aufräumenden“ Weg auch durch die übrigen Dichtarten fortſetze. Indem er ſich mit Leſſing auf deſſen eigenen Grund und Boden ſtellt, weiß er aber drei Arten des Epigramms, die „vielleicht auch in der Geſchichte der Ausbildung ſo auf einander folgten“, abzuleiten. Das erſte (die bloße Inſchrift) nennt er Epigramm im rohen mechaniſchen Verſtande, das zweite: Epigramm zum Monument der Natur oder eines Denkmals, das durch natürliche Zeichen ſpricht, (Epigramm im ſimpeln griechiſchen Verſtande) das dritte, gleichſam Aufſchluß einer Hieroglyphe durch willkürliche Zeichen — der Kunſt: das eigentlich Leſſingiſche und Martialiſche Epigramm. Von dieſen drei Arten iſt es die mittlere, welche Herder hier, auf Grund von Leſſings eigener Erklärung, gegen ihn retten will. Erwartung und Auflöſung, Denkmal und Aufſchrift ſei auch da; nur „beide Theile nicht ſo abſtechend gemacht, nicht ſo auf einen Punkt geſetzt, ſimpler in einander fließend.“ Dies nennt Herder nach dem griechiſchen Ausdruck ein Bild, Bildchen, von dem es viele Formen gebe — lauter Mittelarten und wirkliche Gattungen des Epigramms, mit vielen kleinen Stufen und Unterſchieden. Und hier überraſcht uns Herder durch ein von ihm, gegen Leſſing, erfundenes Beiſpiel, welches ihm ſelbſt gewidmet iſt: „Ich ſetzte, z. B. zu Leſſings Bilde die Aufſchrift:

Der edle deutſche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß ſie ihm, jeglicher Geſtalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war
Wer? — Leſſing iſt der Mann.

und ich wüßte alle dieſe Prädikate ſo ins redende Geſicht, Stellung und Handlung des Bildes zu legen, daß meine Zuſchrift blos ſchilderte — ſollte ſie darum nicht Epigramm ſein? Und gränzen nicht die Aufſchriften auf Pythagoras, Venus, Amor, auf Myrons Kuh, Becher, Harfe u. ſ. w. in der Anthologie, Martial, Logau und Leſſing ſelbſt nicht ungemein oft an dieſe blos malende Gattung, wo nachher nur ein Zug, eine Wendung, (weil Rede eigentlich nicht malen kann,) von ſelbſt Epigramm macht?“ . . . „Selbſt das künſtlichſte Epigramm“, fährt Herder fort, muß nur zu oft an die Mittelgattung

treffen, und trifft oft ſehr vortheilhaft. Die Empfindung des Naiven, des Stillerhabenen, der ſimpeln Schönheit, die ſo erregt wird, iſt der Seele angenehmer, als der bloßen raſchen Neugier des Unerwarteten, das wir mitunter erfahren, und das ſchnell verſchwindet. In weniger Zeit ſchmerzt uns dabei ſo der Kopf durch Stiche, als bei pedantiſcher Moral durch Schwere. (Leſſing hatte nemlich von Owen geſagt: er halte den in allem Ernſte für einen ſtarken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge leſen könne, ohne drehend und ſchwindlich zu werden.) Dieſes Alles (ſchließt Herder den allgemeinen Theil ſeiner Kritik) würde durch eine ſubjektive Theorie (d. i. mit Bezug auf die durch das Epigramm hervorgerufenen Empfindungen) und durch eine Geſchichte des Epigramms heller ins Licht geſetzt werden: während Leſſing die Sache nur objektiv behandelt habe. —

Schon beim Laokoon iſt der Gegenſatz Herders zu Leſſing im Allgemeinen zur Sprache gekommen; er wiederholt ſich hier an dem beſonderen Falle. Wenn Leſſing in aller Poeſie, von der höchſten Gattung im Drama bis herab zur Fabel und dem Epigramm, die Handlung als das Weſen feſtſetzte, womit das eigentlich Lyriſche zurückgedrängt wurde, ſo iſt in den höhern Gattungen der Poeſie, ſchon durch den Umfang und die reichere Gliederung, dem Subjektiven der nöthige Spielraum zu einem Gegengewicht gegen Verſtand und Geiſt eingeräumt; dieſes fällt unter denſelben Bedingungen bei den kleinſten Formen, wie dem Epigramm, fort und das poetiſche Bedürfniß geht, von ſeinem Standpunkt aus, nicht ſelten ganz leer aus. Denn was iſt die von Leſſing für das Epigramm gefundene Formel im Grunde anders, als der Begriff der Handlung, nach ſeiner eigenen Definition, nemlich, als eine Folge von Veränderungen, die zuſammen Ein Ganzes ausmachen, welche Einheit auf der Uebereinſtimmung aller Theile zu einem Endzwecke beruht. Das Aufeinander wird mit aller Schärfe dem Nebeneinander entgegengeſtellt und dadurch veranſchaulicht, daß die wahre Handlung ſich nicht malen laſſe, alſo kein Bild abgebe. Der „Folge von Veränderungen mit Beziehung auf Einen Endzweck" entſpricht der Gegenſatz von Erwartung und Aufſchluß, mit Beziehung auf die dadurch zu bewirkende Luſt an Befriedigung. Von dem vollkommnen Epigramm, wie von der vollkommnen Fabel verlangt Leſſing jene Analogie einer Handlung, während ein großer Theil der griechiſchen Anthologie, ihrem Werthe unbeſchadet, nur feine oder zarte Bildchen (εἰδύλλια) ſind. Von der andern Seite macht Herder aufmerkſam, daß Erwartung und Aufſchluß (im allgemeinen Sinne) dem Epigramm nicht ausſchließlich eigen ſei, und daß ſie bei einem jedem Werk, das die menſchliche Seele unterhalten ſoll, ſtattfinden müſſe.

Herder hat Leſſings Lehre vom Epigramm ergänzt, ſagten wir, nicht etwa widerlegt oder beſeitiget. Dies zu denken, war niemand entfernter, als Herder ſelbſt. [1]) Beſtände blos die von Herder entwickelte Anſicht, ſo müßte die

1) Zwiſchen Herders Recenſion in der Allg. Deutſchen Bibl. und ſeine „Blumen aus der griechiſchen Anthologie" fällt ſein Aufſatz über Leſſing (1781). Hier heißt es: „Die bei-

Leſſingſche Theorie noch erfunden werden; das Martialiſche Epigramm iſt vorhanden, und nimmt in ſeiner Art für die moderne Bildung und Poeſie dieſelbe Stellung ein, wie ſein Gegenſatz in der griechiſchen Anthologie; und unſere großen Dichter (ich nenne nur Schiller und Goethe in ihren Epigrammen und Xenien) haben es ſich nicht nehmen laſſen. Gegen ſolche Einſeitigkeit, die ſich wohl gar als den einzig guten Geſchmack ausgegeben hat, hat Leſſing ihm Voraus ſeine abfertigende Mahnung erlaſſen: „Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, ſagt er, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.“ —

Nach dieſer Zeit machte Leſſing nur noch gelegentlich Epigramme, [1]) unter andern, wie zur Entſchuldigung, das folgende:

Warum ich wieder Epigramme mache?

Daß ich mit Epigrammen wieder ſpiele,
Ich, armer Willibald,
Das macht, wie ich an mehrem fühle,
Das macht: ich werde alt.

Viertes Kapitel.

Nach Leſſings anfänglichem Plane ſollte der erſte Band der vermiſchten Schriften noch eine beſondere Abhandlung „über das Literariſche“ hinſichtlich einer Anzahl ſeiner Epigramme bringen; doch er wurde der Arbeit, bei ſeiner damaligen Verſtimmung, plötzlich überdrüſſig, zum großen Verluſt der hiſtoriſchen Kritik. [2]) „Ich habe mit den kritiſchen Unterſuchungen ſchlechterdings

den Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufſchluß, hat der Theoriſt nebſt den falſchen Aftergattungen, wo Eins derſelben fehlt, in ſolch ein Licht geſtellt, daß künſtlich und philoſophiſch ich nichts dagegen wüßte. Genetiſch und hiſtoriſch dagegen wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechiſchen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Claſſification und Namen.“ —

1) Leſſings ſämmtl. Schriften I. im Nachtrage z. B. Grabſchrift auf Voltaire 1779 S. 199. Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon ſpielte. S. 200 u. a.

2) Mohnike, in den Leſſingiana S. 71, ſcheint anzunehmen, daß Leſſing eine Abhandlung (nicht Abhandlungen) dennoch abgefaßt, daß ſie ſich aber nach ſeinem Tode nicht vorgefunden habe. Zu dieſer Annahme iſt kein Grund vorhanden. „Dieſer Verluſt, ſagt Mohnike, iſt um ſo mehr zu bedauern, als die Epigrammatiſten, über welche Leſſing geſprochen haben würde, größtentheils ziemlich unbedeutende Männer ſind, und die Werke der Ausländer unter ihnen faſt ſämmtlich zu den in Deutſchland ſeltenen Büchern gehören.“

abbrechen müssen, schrieb er an seinen Bruder, als er ihm den Schluß des Manuscriptes überschickte; und ohne Zweifel ist es für die Schriften selbst um so viel besser. Denn diese kritischen Alfanzereien sind doch nur nach weniger Leser Geschmack, da es hingegen ungleich Mehreren angenehm sein wird, auch die Lieder in dem Bande zu finden, zu welchen ohnedies keine Abhandlungen kommen können, weil ich über die ganze Gattung nichts zu sagen weiß, als was schon tausendmal gesagt worden ist." Eine neue Revision der Lieder fand nicht statt; Lessing ließ es bei einem von ihm corrigirten Exemplare bewenden, dem er einige Vorschriften für den Druck beigab, die von der übermäßigen Strenge zeigen, womit er diese Kinder jugendlicher Lebenslust behandelte. [1]) Einen Theil strich er gänzlich, weil es nichts als „elende Reimereien" seien. Ramlern gab er unbedingte Macht, bei den übrigen nach eigenem Ermessen zu schalten, d. h. sie zu verbessern. Dies nannte er „ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thun." Doch diese stiefväterliche Härte soll uns die Lust an diesen Liedern nicht verkümmern. Gegen empfindsame Seelen, welche nur „die zärtliche, die rührende Gattung" von Liedern mögen, hat schon Herder Lessings Lieder, die zu der muntern Gattung gehören, in Schutz genommen. „In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr." —

Mit diesem ersten Theile aber gerieth diese neue Ausgabe, welche (nach Jördens III. 264) aus vier Theilen bestehen sollte, in's Stocken. Erst nach Lessings Tode kamen die übrigen Bände unter der Aufsicht seines Bruders heraus. [2])

In dieses Jahr (1771) fällt auch die Herausgabe der Gedichte von Andreas Scultetus, dieses früh verstorbenen schlesischen Dichters aus der Schule von Martin Opitz. Das erste Stück (die Oesterliche Triumphposaune, Breslau 1642) war Lessingen vor länger als zwanzig Jahren zu Wittenberg in der Universitätsbibliothek in die Hände gerathen, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitslieder seine Augen darauf lenkte. Obschon „nicht frei von Schwulst", überwog doch das wahre Erhabene darin bei weitem; auch schrieb er es sich von Wort zu Wort ab, und er hätte, sagt er,

1) XII. 312.

2) Lessing überschickte nur noch (am 14. Nov. 1771) für den zweiten Theil den Abschnitt der Oden, an Zahl 9 Stück, und den Abschnitt der Fabeln und Erzählungen, an Zahl 14 Stück, mehr nicht. Die ersten fünf Bogen des zweiten Theils blieben ganzer dreizehn Jahre auf dem Boden des Verlegers liegen, bis Karl Lessing 1784 den zweiten und dritten Theil herausgab und so fortfahrend die erste Gesammtausgabe der Schriften seines Bruders in dreißig Theilen (bis 1794) veranstaltete, welche sich mithin an den von Lessing 1771 herausgegebenen, ersten Theil anschließt. Für den zweiten Theil hatte Lessing eine Abhandlung zur Geschichte der Aesopischen Fabel ausgearbeitet, welche leider, mit noch andern kostbaren Handschriften, in einer Kiste 1775 verloren ging (Allg. Deutsche Bibl. LXI, S. 422.). Statt ihrer fügte der Herausgeber dem zweiten Theile aus seines Bruders Papieren „Materialien zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel" bei (Lachmanns Ausgabe XI, 420 — 433, mit der Anmerkung S. 420 und 424.).

jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen können, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel ſteckten, mit ſammt ſeiner Abſchrift alle mit einmal verſchwanden. [1]) Die Zeile:

In Augen iſt ſie nicht,
Nur immer in den Ohren —

von der in den Lüften ſchmetternden Lerche gebraucht, hatte auf Kleiſt einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er ſich bei Gelegenheit das Bild aneignete:

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren iſt. —

„Zehn Jahre und drüber waren indeß vergangen, fährt Leſſing fort, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergeſſen: als ich nach Schleſien kam. Dort in ſeinem Vaterlande, ſeiner Geburtsſtadt (Bunzlau) ſo nahe — wachte die Neugierde ihn näher kennen zu lernen um ſo natürlicher auf, je wahrſcheinlicher ich ſie da befriediget zu ſehen hoffen durfte.“ Aber Alle (darunter Literatoren, wie Arletius und Kloſe) geſtanden, daß ſie ſeinen Namen von Leſſing zuerſt hörten. [2]) Er fand indeß hier ein paar andere Gedichte von Scultetus, und endlich entdeckte der Rektor Arletius glücklich des unbekannten Dichters Namen, Herkunft und Ankunft in Breslau in der Matrikel des Gymnaſiums zu St. Eliſabeth, wo er 1639 den 25. Auguſt aufgenommen wurde und bis 1642 dem Gymnaſium angehörte, gleichzeitig mit einem andern ſchleſiſchen Dichter, der ihn und alle ſeine Mitſtrebende, jüngere und ältere, an Ruhm weit hinter ſich ließ, mit dem aber Scultetus auf der Schule kühn wetteiferte: es war Johann Scheffler, genannt Angelus Sileſius. [3]) Hier aber verlöſcht jede weitere Spur ſeines Lebens, welches wahrſcheinlich nach Kurzem ſelbſt erloſch. — Um dieſe Zeit fing Zachariä in Braunſchweig an, ſeine „Auserleſene Stücke der beſten deutſchen Dichter von Martin Opitz ab“, mit hiſtoriſchen Nachrichten und kritiſchen Anmerkungen (Braunſchweig 1766) herauszugeben. Als nun Leſſing in Hamburg 1769 die Bekanntſchaft Eberts machte, richtete er von hier aus an Zachariä die eben benutzten zwei Schreiben, (ſie dienen der Herausgabe als Einleitung und Vorrede) worin er ihn mit Scultetus und der Geſchichte ſeiner Entdeckung näher bekannt machte und alles, was er aufgefunden hatte, ihm für den zweiten Band ſeiner Chreſtomathie überließ. In dieſer kam Scultetus, als Anhang zu Paul Flemming [4]), in gleicher Ausſtattung und Einrichtung, und er hat ſeit dem ſeine Stelle in der Geſchichte der deutſchen Poeſie behauptet. Leſſing erkannte in

1) VIII, 264. Aus einem Brief an Zachariä, von Hamburg 1769.

2) Später jedoch fand Kloſe eine viel ältere Autorität, ſiehe die Beilage.

3) S. Aug. Kahlert, Angelus Sileſius. Breslau 1853 S. 9.

4) Nach dem Abdruck dieſes Bandes fand Leſſing (wie Zachariä in der Vorrede berichtet) in der Wolfenbüttler Bibliothek noch einen ſtarken Quartband von Flemmings lateiniſchen Gedichten im Manuſcript; darunter viele ungedruckte, nebſt einem großen Theil ſeines Briefwechſels. — Die Gedichte des Scultetus wurden auch beſonders ausgegeben.

Scultetus an nicht wenig Stellen den wahren Ton des Opitz „wo er am meiſten Opitz iſt“ Unter andern lobt er ihn, daß er in der Vergleichung des Oſtertages mit andern berühmten Tagen aus der heiligen Geſchichte das rechte Maaß der poetiſchen Malerei getroffen. „Einen jeden dieſer Tage ſtellt uns ſein flüchtiger, aber ſicherer Pinſel mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuſchender iſt, als ein ganzes weitläuftiges Gemälde ſein würde.“ In den Augen des Verfaſſers des Laokoon kein geringes Lob! Groß erſcheint ihm auch das Verdienſt von Seiten der Sprache, die ſo reich, ſo ſtark, ſo maleriſch ſei, daß ſie nur mit der Opitziſchen verglichen zu werden verdiene. Selbſt Flemming und Tſchernig, und wie ſie alle heißen, die dem Opitz damals nachelferten, kämen ihm beiweiten darin nicht gleich. Der vornehmſte ſeiner Fehler (welcher indeß bei einem bloßen Schüler mehr als bloße Verzeihung verdiente) beſtehe in dem Beſtreben, überall Gelehrſamkeit zu zeigen: — dies zeige von einem vollen Kopfe und ſei einer von den wollüſtigen Auswüchſen, die ein wenig mehr Geſchmack in der Folge ſchon beſchneiden werde. Etwas von dieſem Fehler haben zu können, wäre manchem von unſern itzigen jungen Dichtern ſehr zu wünſchen! Noch mehr aber, ſetzt Leſſing hinzu, manchen von unſern itzigen jungen Kunſtrichtern: denn da dieſe Herren ſelbſt keine Verſe machen, ſo würden ſie damit zwar keine verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben ſind, andere Schönheiten nicht zu verkennen geneigter ſein. Es iſt nicht zu verkennen, daß Leſſing mit dieſer Bemerkung auf die Kritiker aus Klotzens Schule zielt; indeß behält ſie wohl auch in andern Zeiten ihre Wahrheit.

Die ſchleſiſchen Literatoren Jachmann, S. B. Kloſe, Scholz, haben nach einander der Ausgabe des Scultetus neue Stücke hinzugefügt. [1])

In unſern Tagen hat man die Verdienſte des Scultetus und ſeines Herausgebers verkleinern wollen, da dieſer „gar nicht daran gedacht habe, daß wirklich noch ſehr viele bedeutendere Dichter, als Scultetus, vorhanden ſein könnten, die alſo viel eher eines Aufhebens verdienten, wie Elias Major, Chriſtoph Colerus, Daniel von Czepko, Chryſoſtomus Scholz u. A.“ [2]) Deſto beſſer! würde Leſſing geſagt haben, ſo hat es einen ganzen Kreis würdiger Schüler unſeres Opitz gegeben, von denen unſer Scul-

1) S. die Beilage.

2) Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Monatſchrift von und für Schleſien, Erſter Band S. 4. Vgl. Gervinus III, 248. Immerhin legt Scultetus ein rühmliches Zeugniß von der damaligen Blüthe der Studien in Breslau ab. Im Jahre 1642, alſo da Scultetus dort noch lebte, wurde (heißt es in dem Hiſtoriſchen Entwurf von den Verdienſten der evangeliſchen Gymnaſiorum in Breslau um die deutſche Schaubühne von Joh. Kaspar Arletius. Breslau 1762. S. 40. Jubelſchrift zum 200 jährigen Jubiläum des Eliſabethanum.) in dem Lehrſaal der dritten Ordnung des Eliſabeth. Gymnaſii eine bewegliche Schaubühne aufgerichtet, auf welcher Rector Major eine deutſche Tragico-Komödie Argenis, und Proreetor Coler und Profeſſor Fechner Aretegeniam wechſelsweiſe im Monat März zu verſchiedenen Malen aufgeführt haben u. ſ. w.

tetus beſiegt wurde! Hätte er darum an der kräftigen feurigen Sprache, an dem wirklich Erhabenen dieſes Dichter-Schülers ſich weniger erbaut? — Wenn wir nur nicht über dem Reichthum unſerer literariſchen Ausbeute und Forſchung die Freude an der Sache einbüßen möchten! Die Kritik ſieht jetzt von ihrer Höhe auf jene beſſern Anfänge deutſcher Poeſie hernieder; aber die Kunſt zu leſen, welche Leſſing ſo vortrefflich verſtand, verliert ſich immer mehr. —

Nach Zachariä's Tode (1777) beabſichtigte Leſſing einen Augenblick, deſſen Sammlung auserleſener Stücke aus dieſem Zeitraume fortzuſetzen; er trat dies jedoch nicht ungern an Eſchenburg ab. [1])

Fünftes Kapitel.

Mitten unter dieſen literariſchen Studien und gelehrten Arbeiten ſchuf Leſſing ſein Meiſterſtück: Emilia Galotti. Der Plan zu dieſem Trauerſpiel geht weit über dieſe Epoche, bis in die Zeit von Leſſings Jugendleben in Leipzig (1758) zurück, da er einen Augenblick geſonnen war, ſich um den von Nicolai für das beſte Trauerſpiel ausgeſetzten Preis zu bewerben. Er ſpricht da (XII, 104) von einem jungen Tragikus, — er meint ſich ſelbſt — von dem er ſich viel Gutes verſpreche. „Er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtreicht unaufhörlich von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder etwas aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nemlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intreſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, für ſich tragiſch genug, und fähig genug ſei, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staats-

1) XII, 495. An Eſchenburg den 27. Nov. 1777. „Sie erzeigen mir eine wahre Wohlthat, daß Sie mich vor einer neuen Zerſtreuung bewahren wollen. — Alſo trete ich Ihnen alles Recht auf die Fortſetzung der Zachariäſchen Chreſtomathie nicht allein gutwillig, ſondern mit Dank ab, wenn man anders ein Recht abtreten kann, worauf man ſelbſt kein Recht gehabt." Gleichzeitig überſchickte ihm Leſſing ſeinen Tſchernig, ſowohl den Frühling als den ſehr ſeltenen Vortrab des Sommers, die er in Schleſien geſammelt hatte. (Eſchenburgs Vorrede zum 3. Bande S. XVIII.) Das Exemplar des Frühlings hatte Tſchernig ſelbſt gehabt. Leſſing hatte verſchiedene Gedichte mit dem erſten einzelnen Drucke verglichen. Eſchenburg machte aber von dieſen Stücken keinen Gebrauch; er beklagte ſich ſpäter (XII, 496) über die ziemlich kalte Aufnahme des Publikums, das ihn bewog, beim dritten Bande (1778) ſtehen zu bleiben. [2])

2) Die Beilage.

verfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſo viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

In Hamburg, nach zehn Jahren, nahm Leſſing dieſes Sujet wieder auf; aber erſt im zweiten Jahre ſeiner Niederlaſſung in Wolfenbüttel, im Herbſte 1771, griff er die Aufgabe ſeiner Jugend mit der Kraft des Mannes wieder an. [1]) Er war vor Kurzem (im September) zum Beſuche in Berlin geweſen und kam geſtärkt und erfriſcht nach Wolfenbüttel zurück. Seinem Freunde, dem Buchhändler Voß, hatte er das Verſprechen zurückgelaſſen, ihm außer dem zweiten Theil der vermiſchten Schriften einen Band Trauerſpiele zuverläſſig zu liefern. Darunter war das neue: Emilia Galotti. Ohne Zweifel haben wir dieſer Reiſe und der Verbindung mit Voß die Ausführung und Vollendung des Stückes zu verdanken. Zu Ende des Jahres konnte Leſſing ſeinem Bruder berichten: „Mit meiner Tragödie geht es ſo ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die erſten drei Akte überſenden. Mich verlangt, was Du davon ſagen wirſt. Mache nur, daß ſogleich daran kann gedruckt werden." Einige Wochen ſpäter, nachdem der Bruder die erſte Hälfte der neuen Tragödie in Händen hatte, wiederholte er die Bitte um ſein Urtheil, und begründete dieſelbe durch Betrachtungen, in welchen die Schlegel für ihre Behauptung, daß Leſſing eigentlich kein Dichter war, nur eine Beſtärkung mehr gefunden haben [2]); eine völlige Verkennung von Leſſings eigenthümlicher Beziehung zur Kritik. [3])

Die Erwartung und Spannung auf Emilia Galotti erreichte den höchſten Grad; beſonders in Berlin. Ehe noch Leſſing den Schluß für den Druck abſchickte (es geſchah den 1. März 1772), wollte man ſchon bei dem Kochiſchen Theater die Rollen vertheilen; auf Karl Leſſings Bitte ſtand man aber damit

1) An ſeinen Bruder Karl ſchrieb er damals über die Entſtehung ſeiner Tragödie: „Das Sujet darin war eines von meinen älteſten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Sujet, noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drei Akte eingetheilt und dieſe ſo angelegt war, daß ſie nur geſpielt, aber nicht gedruckt werden ſollte." (XII, 345.)

2) „Ich habe, ſagt er, über keine Zeile derſelben eine Seele, weder hier noch in Hamburg, können zu Rathe ziehn: gleichwohl muß man wenigſtens über ſeine Arbeit mit Jemand ſprechen können, wenn man nicht ſelbſt darüber einſchlafen ſoll. Die bloße Verſicherung, welche die eigene Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege iſt und bleibt, wenn ſie auch noch ſo überzeugend wäre, iſt doch ſo kalt und unfruchtbar, daß ſie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat."

3) Fr. Schlegel, Charakteriſtiken und Kritiken, I, 204. „Kann ein Künſtler wohl kälter und liebloſer von ſeinem vollendetſten und künſtlichſten Werke reden, als Leſſing bei Ueberſendung dieſer kalten Emilia an einen Freund?" — eine nicht unerhebliche zwiefache Ungenauigkeit! — und wenn man die Kälte und Liebloſigkeit, womit Leſſing gerade von ſeinen beſten Arbeiten zu reden pflegt, als Maaßſtab ihres Werths aufſtellte, wie viel Gutes bliebe in ſeinen Werken noch übrig!

an, bis das Ende kam. Das neue Trauerspiel wurde indeß zum erstenmal nicht in Berlin, sondern in Braunschweig, am 13. März 1772, zum Geburtstage der verwittweten Herzogin, von Döbbelin gegeben, welchem Lessing zu diesem Zwecke noch vor der Ausgabe des Stückes, auf seine Bitte, das Manuscript hatte zukommen lassen. Ungewiß, ob es überhaupt schicklich sei, an einem solchen Tage ein Trauerspiel aufzuführen, und ob nicht der Herzog an diesem Tage etwas ganz anderes zu sehen wünschte, schrieb Lessing an den Herzog (XII, 346) und legte die Bogen des Stückes bis in den vierten Aufzug, so weit es gedruckt war, bei. Der Herzog gab in der That seine Einwilligung. Dieser Einwilligung ungeachtet (erzählt Karl Lessing) wäre die Aufführung fast zurückgegangen. Der Tag kam immer näher, und Döbbelin hatte noch nicht die letzten Scenen dieses Trauerspiels. Lessing hätte sie vielleicht auch nicht so bald gemacht, als Döbbelin drohte, sie aus seinem Kopfe hinzuzufügen; das wirkte, und Lessing vollendete das Stück, um schon am Tage der Vorstellung ein Exemplar durch Zachariä der verwittweten Herzogin überreichen zu können. [1]) Der Erbprinz war bei der Aufführung incognito zugegen und las immer nach. Die Aufführung übertraf Eberts Erwartung, welcher den anderen Tag einen enthusiastischen Brief darüber an Lessing schrieb (XIII, 374.). „O Shakspeare-Lessing!" — ruft er aus — „die Geister Ihrer Personen spucken noch immer um mich her und schweben mir auf jedem Blatte, das ich lesen will, vor Augen... Alle meine Nerven zittern noch von der gestrigen Erschütterung, und ich habe eine Art von Fieber." Ruhig antwortete ihm Lessing: „Wenn ich nicht wüßte, wie ein gar zu warmer Freund Sie sind, so könnte mich Ihr Brief bereden, etwas Besonderes gemacht zu haben. Aber heute, da Sie hoffentlich kälter sind, würde er schon ganz anders lauten. Und noch mehr dürften Sie davon zurückkehren, wenn Sie das Stück nunmehr gedruckt lesen." Er legte ein Exemplar des Stückes für Ebert bei und ein zweites für den Erbprinzen, dem er ein Paar Worte dazu zu schreiben sich nicht unterstehe. „Wie angenehm mir sein geringster Beifall sein würde, versteht sich von selbst," schreibt Lessing und fährt fort: „Dazu würde ich mich gegen ihn wegen einer Arbeit entschuldigen müssen, die jetzt meine Arbeit nicht sein sollte; und ich entschuldige mich so ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl sagen, daß es wirklich eine Arbeit ist, die schon vor einigen Jahren größtentheils gethan worden, und an die ich nur jetzt die letzte Hand gelegt." Wer jemals an Lessings bibliothekarischer Gewissenhaftigkeit Zweifel gehegt, müßte sie nach diesem Bekenntnisse fallen lassen. Aber diesmal sollte er durch allzu strenge Auffassung seiner Pflichten nicht nur sich selbst, sondern auch dem Erbprinzen Unrecht thun! —

Es bleibt merkwürdig, daß Lessing, so oft sein Stück in Braunschweig von Döbbelin aufgeführt wurde, sich kein Mal entschließen konnte, einer Vorstellung desselben beizuwohnen. Es ist wahr, daß er schon vorher nicht die

1) Dieser Band führt den Titel: Trauerspiele von Gotthold Ephraim Lessing. (Miß Sara Sampson, Philotas, Emilia Galotti.) Berlin bei C. F. Voß. 1772.

geringſte Luſt zeigte, das Theater in Braunſchweig zu ſehen, ſo daß Döbbelin ſich einbildete, Leſſing habe etwas gegen ihn, weil er zu keinem der Stücke hereingekommen war, die er von ihm aufgeführt hatte. Und er würde dennoch nicht hineingekommen ſein, wenn nicht Döbbelin und ſeine Frau ausdrücklich ihn aus Wolfenbüttel abgeholt hätten.[1]) Dies würde jedoch für die Aufführung der Emilia ohne Erfolg geblieben ſein. Immer gab Leſſing ſeine Geſundheit oder Mangel an der erforderlichen Stimmung an, welche ihn hindern würden, zu urtheilen, was in ſeiner eigenen Arbeit gut oder ſchlecht ſei. Aus ſeinen Briefen an Madame König geht deutlich hervor, daß es ſo gut wie beſchloſſen bei ihm war, das Stück niemals zu ſehen. Sollte es mehr als bloße Sage ſein, was in dem Leben des Schauſpieler Schröder[2]) erzählt wird? Hienach wäre Emilia Galotti am Hofe zu Braunſchweig auf die einheimiſchen Verhältniſſe bezogen worden. „Als Emilia bekannt ward, wies die ſchadenfrohe Menge auf den verkannten Fürſten, auf die beneidete geiſtreiche Gräfin (es war die Marquiſe Braneoni, Maitreſſe des Herzogs, eine Venetianerin von außerordentlicher Schönheit, von der Zimmermann mit Begeiſterung ſpricht,[3]) und welche wie eine Königin gehalten wurde). Einer mächtigen Hofpartei kam dieſer Eindruck nicht ungelegen. Zu ſpät that der Erwachte Alles, um ihm vorzubeugen. Der Erbprinz zwar, heißt es ferner, unterwarf ſich fremdem Urtheil nicht, und achtete wenig darauf, ob ein neuer Bekannter an Verhältniſſen irre geworden ſei, die ſelbſt nähere Beobachter aufregten. Leſſing aber war zu hochgeſinnt, ſeine Nachſicht gegen ſich von der eines anderen abhängig zu machen. Er ließ ſich nie überreden, eine einzige Vorſtellung der Emilia in Braunſchweig zu beſuchen! Er verzieh ſich eine Uebertreibung nie, die ihm in deſto grellerem Lichte erſchien, je entfernter der Beleidigte war, ſie zu ahnden, und es gab Augenblicke des Mißtrauens und der Bitterkeit, vorzüglich während des Aufſehens, welches die Herausgabe der berühmten Fragmente erregte, wo er ſich die Möglichkeit einer Verfolgung dachte, weil er ſich nicht abläugnen konnte, etwas dergleichen veranlaßt zu haben. . . .“

So weit der Bericht von Schröders Biographen, dem jedenfalls gewiſſe Ueberlieferungen zu Grunde liegen mögen.

Verhielte es ſich auch im Kern der Sache wirklich ſo, ſo iſt das Ganze mit falſchen, leicht widerleglichen Nebenumſtänden dermaßen in Verbindung gebracht,

---

1) Leſſing an Mad. König den 11. Dec. 1771. XII, 324.

2) F. L. Schröder, von F. L. W. Meyer, I. 232.

3) J. G. Zimmermanns Briefe an einige ſeiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von A. Rengger. Aarau 1830. S. 172. Z. war im September 1772 in Braunſchweig geweſen. „Auf den Abend ließ mich die Marquiſe Branconi (Maitreſſe des Herzogs) zu ſich rufen, welches mich unausſprechlich freute, weil dieſe Venetianerin das größte Wunder von Schönheit iſt, das in der Natur exiſtirt, und hiebei noch die beſten Manieren hat, die edelſte Sittſamkeit (!) und den aufgeklärteſten Verſtand. Ihr Unterhalt muß dem Herzog ſehr viel koſten, denn ſie iſt logirt wie eine Königin.“

daß faſt es ſcheint, es ſei das Ganze nur erfunden worden, um die auffallende Thatſache zu erklären, daß Leſſing ſich jedes Beſuches der Aufführung ſeines eigenen Trauerſpiels beharrlich enthielt. Man legte den gewöhnlichen Maßſtab an ſein Benehmen. Wenn aber Leſſing ſchreibt: „Was hätte ich denn in der Vorſtellung geſollt? Mir ſchale Urtheile hinterbringen laſſen, oder noch ſchalere Lobeserhebungen einernten?“ — ſo iſt ſein ganzer Charakter hinlänglich in den wenigen Worten ausgedrückt, ſo daß man kein tieferes Geheimniß dahinter vermuthen müßte, mit dem er ſogar gegen ſeine zukünftige Gattin zurückgehalten hätte. Wohl möchte Mancher an Leſſings Stelle ſich bedacht haben, in der Nähe des Hofes, und dieſes Hofes! — eine Emilia Galotti zu dichten und aufführen zu laſſen. Doch was Leſſing einmal geſchrieben, war er gewohnt, ohne Furcht an jeder Stelle zu vertreten.

Sechstes Kapitel.

Giebt es unter den Meiſterwerken der deutſchen Bühne ein Werk, das eine Geſchichte hat, ſo iſt es Emilia Galotti. „Nach langem vieljährigen Ringen der deutſchen Muſe, ſtieg dieſes Stück, nach Goethe's Ausdruck, wie die Inſel Delos aus der Gottſched- Gellert- Weiſſiſchen Waſſerfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen.“ [1]) Es ſchneidet ſcharf ab nach der Vergangenheit hin; die eigenen Stücke Leſſings, ſeine Miß Sara nicht ausgenommen; um ſo ſchärfer, als eine gewiſſe Familienähnlichkeit beider Stücke nicht abzuläugnen iſt. Frühzeitig empfangen, lange im Geiſte aufbewahrt, mehrfach umgebildet und erweitert, hat Emilia Galotti das beſondere Geſchick gehabt, fern von der erfriſchenden Luft der Bühne, von allen Strömungen eines politiſchen Schauplatzes, in den Mauern einer Bibliothek in's Daſein gerufen zu werden, gleich einer Quelle im einſamen Gebirge, von deſſen metalliſchem Kern, von deſſen Härte und Schärfe aber auch ſie etwas angenommen zu haben ſcheint. Zwar kam dem Stücke Bewunderung entgegen, aber doch ohne die weiche Rührung, womit ehedem Miß Sara Sampſon, ohne den allgemeinen, faſt kindlichen Enthuſiasmus, womit vor fünf Jahren Minna von Barnhelm aufgenommen wurde. Am meiſten erwärmte ſich die Jugend, namentlich der dichteriſche Kreis zu Göttingen, an dem neuen Stücke [2]); unter den übrigen, wenn man die Freunde in Braun-

1) Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 665. vom 7. März 1830. (An Zelter.)

2) „Emilia Galotti, ſchreibt Voß an einen Freund, den 14. Mai 1772, kennen Sie vermuthlich ſchon. Hier iſt alles voll davon. Man ſetzt ſie noch weit, weit über ſeine Minna von Barnhelm, und glaubt, mit ihr allen neuern Stücken trotzen zu können.“ — (Briefe von J. H. Voß I. 79) „Emilia Galotti, ruft Boie aus — Knebels Liter. Nachlaß II, 125, vom 1. Mai 1775 — ich habe ſie endlich bekommen, und bin allen meinen Freunden wieder gut, die mir ſie nicht geſchickt hatten. Welch ein Stück! Ich glaube, man kann tadeln, aber daß mir nur Niemand ein deutſches oder ein ausländiſches Stück mit

ſchweig ausnimmt, Wieland, ſeit kurzem in Weimar; in Berlin zeigte ſich nach Verhältniß eine gewiſſe Kälte in der Aufnahme des Stückes; die größte Theilnahme bewies noch Nicolai; die geringſte Sulzer, deſſen Landsmann Bodmer-Leſſingen gar eine ſchlechte Poſſe entgegenſetzte.[1]) Es ſetzte eine höhere, vorgeſchrittene Bildung voraus, welche, ohne an dem Stoffe zu kleben, zur Kunſt in der ſchönen Form ſich erhob. Die deutſche Kritik *lernte* aber auch an dieſem Stücke; ſie brauchte nun nicht mehr, wie es in der Hamburgiſchen Dramaturgie am Schluſſe heißt, „die Schritte wie ein Irrender zurückzugehen, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und ihr Ziel gerade in das Auge zu bekommen". Hat auch dieſes Stück die widerſprechendſten Anſichten, die ſeltſamſten Erklärungen, die herabſetzendſten Urtheile hervorgerufen, ſo zeugen dieſe insgeſammt von der Bedeutung, welche dem *erſten deutſchen* Trauerſpiel, das ſich ſeit achtzig Jahren auf der Bühne behauptet und noch lange behaupten wird, zukommt. Vielleicht iſt es ſelbſt heute noch zu früh, die Summe aller Kritik ſeit drei Menſchenaltern über dieſes Trauerſpiel zu ziehen. Was jedoch zu jeder Zeit möglich ſein wird, was ſchon die Gerechtigkeit fordert, iſt, daß wir das Stück vor Allem nach des Dichters eigenen Grundſätzen und eigenen Muſtern zu verſtehen, zu würdigen ſtreben. Je deutlicher und ſchärfer aber Leſſing in ſeiner Dramaturgie darüber ſich ausgeſprochen, deſto leichter dürfte dies ſein. Viel Gutes und Vortreffliches iſt ſonſt über dieſen Gegenſtand geſagt, und wir müßten vieles blos wiederholen.[2]) Die Bekanntſchaft mit der zu Grunde liegenden Fabel, mit der Entwickelung des Gemäldes und dem Baue des ganzen Stückes wird bei den folgenden Betrachtungen im Allgemeinen vorausgeſetzt.

Die Aufgabe, welche Leſſing ſich geſtellt, war nach ſeinem Ausdruck „eine bürgerliche Virginia" oder „die alte römiſche Geſchichte der Virginia, in einer modernen Einkleidung." *Bürgerlich* und *moderniſirt* ſtehen hier dem *Heroiſchen* und *Antiken* gegenüber, doch nicht an ſich, als wenn die moderne Welt keiner heroiſchen, und umgekehrt die antike Welt keiner bürgerlichen Behandlung, im Sinne Leſſings, fähig wäre. Am wenigſten hätte Leſſing das Erhabene, Erſchütternde, vollkommen Tragiſche in dem Schickſale der Virginia

---

Emilia vergleiche! Was darin vielleicht nicht nach unſerem Geſchmack iſt, das iſt nicht ſo, weil's der Verfaſſer nicht anders, nicht beſſer, ſo Gott will, machen konnte, nein weil er's ſo machen *wollte*. Alles iſt nach ſeinem Syſtem. Die ganze Emilia war ſicher in ſeinem Kopfe ſo da, wie ſie iſt, ohne ein Wort niedergeſchrieben zu haben. Selbſt der Streit über dieſes Stück, der hier und da ſich regt, iſt mir ſehr, ſehr lieb. Er iſt ein Beweis, daß uns die ſchönen Wiſſenſchaften nicht mehr ſo gleichgültig ſind, wie vor zehn Jahren. Minna erregte wenigen Widerſpruch, Sara gar keinen."

1) Odoardo Galotti, Vater der Emilia, Pendant zu Emilia, in einem Aufzuge, und Epilogus zu Emilia Galotti. Von einem längſt bekannten Verfaſſer. Augsburg 1778. (Ein Pendant zu Bodmers früherer Parodie des Philotas.)

2) Eine reiche Zuſammenſtellung der hieher gehörigen Literatur liefert Dr. *Hölſchers* Programm: „Ueber Leſſings Emilia Galotti. Herford 1851, welches auch, bis auf einige gewagte Sätze, den Gang des Drama im Zuſammenhange ſehr gut motivirt.

beim Livius verkannt. Er hat ja in einer ſehr frühen Periode eine Scene zu einem Trauerſpiel „Virginia" entworfen, welche mit wenigen kühnen Strichen ahnen läßt, daß er ſich des antiken Stoffes mit ſeinem großen politiſchen Hintergrunde wohl bemeiſtert haben würde. Claudius, einer der beiden Unterredenden, in deſſen Haus der erſte (und einzige) Auftritt verlegt iſt, würde hier gleichſam die Rolle des Kupplers (eines römiſchen Marinelli) bekleidet haben. — Welches iſt alſo die andere Seite des Gegenſatzes, zu welcher wir Leſſings bürgerliche Virginia bringen müſſen? Nicht die Geſchichte, oder vielmehr die Fabel an und für ſich, wie meiſtens geſchehen, und wodurch der wahre Geſichtspunkt des Urtheils verſchoben ward, ſondern die Form; es iſt mit einem Worte die Bearbeitung des antik-geſchichtlichen Stoffes auf dem franzöſiſchen Theater.[1]) Sogar die Virginia des Spaniers Montiano y Luyando (1750), welche Leſſing noch in der Theatraliſchen Bibliothek (1754) als klaſſiſch empfahl, und welche vielleicht ſeine Wahl auf dieſen Stoff zuerſt gelenkt hat, (wenn er nicht ſchon damals, wie Bouterweck (Geſchichte der Poeſie III, 579.) annimmt, ſelbſt an einer Virginia arbeitete, die ſich ihm in eine Emilia Galotti verwandelte) die er aber nachmals in der Dramaturgie nach Gebühr gewürdigt hat, war ja doch im Weſen ein franzöſiſches, kein ſpaniſches Stück. Nachdem aber Diderot ihm die Richtung nach der bürgerlichen Tragödie gegeben, Ariſtoteles ihm die wahren Geſetze des Trauerſpiels gelehrt, Shakeſpeare ihn in den Geiſt und die Seele der romantiſchen Tragödie eingeweiht, — nachdem er ſelbſt in der Dramaturgie das Anſehen des regelmäßigen franzöſiſchen Trauerſpiels geſtürzt hatte, galt es, dieſem Phantom durch eine That entgegen zu treten. So entſtand Emilia Galotti, worin einem jeden jener drei großen Momente: Diderot, Ariſtoteles und Shakeſpeare, ſeine Einwirkung nachgewieſen werden kann.

Leſſing nahm von der Geſchichte der römiſchen Virginia das rein Menſchliche, das moraliſch wie pſychologiſch Wahre und Große, das Tragiſche mit einem Wort, welches unabhängig von dem politiſchen Boden und Ausgang darin liegt: „Das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben." Das iſt die allgemeine Grundbeſtimmung des hier waltenden tragiſchen Intereſſes. Der Umſturz der Verfaſſung war in Leſſings Augen ſo wenig eine innere nothwendige Folge, als ein Motiv jener ſchrecklichen That; dieſes Motiv war dem Weſen nach weder an eine beſtimmte Zeit, noch an einen beſtimmten Ort gebunden. Dieſem Schickſal einen den Zuſtänden der modernen Geſellſchaft, Sitten und Staatsverfaſſung angemeſſenen Leib, die entſprechende Handlung, innere Wahrheit, und lebendige Färbung zu geben, die Erfindung der Fabel, mit einem Wort, war Sache des dichteriſchen Verſtandes. (Ich bediene mich mit

1) Von Mairet 1628, nach ihm: von Leclerc 1645; Campiſtron 1683; La Beaumelle, Chabanon 1769. Auch nach Leſſings Zeit wurde Virginia öfter auf die franzöſiſche Bühne gebracht, in neuerer Zeit von Guiraud 1827, und Latour St. Ybar 1845. (Bouillet, Dictionnaire universel d'histoire p. 1868.)

Abſicht dieſes Ausdrucks, eben weil Friedrich Schlegel [1]) die Sache Leſſing abſpricht). Wie hat Engel [2]), der an der hiſtoriſchen Schale kleben blieb, ſich abgemüht, die große Schwierigkeit hervor zu kehren, die er bei Leſſing zu ſehen glaubte: zu der Kataſtrophe der Geſchichte Virginiens ſeinen übrigen Plan ausdrücklich zu erfinden (als wenn der Dichter zwei verſchiedene hiſtoriſche Elemente centaurenartig zuſammengefügt hätte). Wehe dem Dichter, in deſſen Drama eine ſolche Nath befindlich, worin der Schluß nicht mit Nothwendigkeit in dem vorhergehenden Ganzen gegründet wäre. Die Handlung iſt überall nur Eine: dort in der Geſchichte, wie hier in der Dichtung, aber als ſolche in beiden verſchieden. Leſſing ſagt einmal in der Dramaturgie: gleiche Situationen, geben gleiche Tragödien, gleiche Charaktere geben gleiche Komödien; aber wo iſt die Tragödie, wo etwa hiſtoriſche oder novelliſtiſche Quellen der neuen Literatur, von welchen Leſſing die Situation entlehnt hätte? Engel ſetzt ihm den Livius entgegen. Es iſt thöricht, dem Dichter die äußere Geſchichte an und für ſich als unbedingtes Maaß vorzuhalten, etwa, als wenn Virginius ſeiner Tochter das Meſſer in die Bruſt geſenkt hätte, um der Held einer Tragödie zu werden, oder als wenn Leſſing in Odoardo den Vätern hätte ein Vorbild aufſtellen wollen. — Eine Tragödie muß vor Allem an ihr ſelbſt gemeſſen werden, und wenn an die Geſchichte erinnert wird, ſo mag es ſein, um die Kunſt, das Genie des Dichters daran zu ermeſſen. Ueber dieſe Beziehungen des tragiſchen Dichters zur Geſchichte hat Leſſing ſich in der Dramaturgie auf das deutlichſte ausgelaſſen. Es wird nicht überflüſſig ſein, hier noch eine Stelle anzuführen, welche uns in das Innerſte ſeines Schaffens, gegenüber dem geſchichtlichen Faktum einen Blick vergönnt. Die Rede iſt von des Corneille berühmter Rodogune, einem Stück, an dem der Dramaturg zeigen wollte, wie er ſich ausdrückt: „daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten einen ſchöpferiſchen Geiſt beweiſe.“ (VII, 142.)

„Der Poet (Corneille iſt gemeint) findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet (einen Vater, um dies ſogleich auf den Dichter der Emilia anzuwenden, der ſeine Tochter, um ihre Tugend zu retten, mordet). Eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts, als das bloße Faktum, und dieſes iſt eben ſo häßlich, (ſo ſchrecklich) als außerordentlich. Es giebt höchſtens drei Scenen, und da es von allen näheren Umſtänden entblößt iſt, drei unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?“

„So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient (beantwortet ſich

1) Charakteriſtiken und Kritiken, S. 202. „Es iſt in der That viel Verſtand darin, nämlich proſaiſcher... Es fehlt an jenem poetiſchen Verſtande eines Shakeſpeare, Goethe oder Tieck.“ Shakeſpeare und — Tieck verräth den Kritiker hier mehr, als er vielleicht beabſichtigte.

2) Briefe über Emilia Galotti, im erſten Theile ſeines Philoſophen für die Welt, (Schriften 1. Bd. S. 178—204.)

Leſſing die Frage), wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel eines Stückes ſcheinen."

„Iſt er in dem erſten Falle, ſo wird er vor allen Dingen bedacht ſein, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrſcheinlichen Verbrechen nicht wohl anders als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit bloß auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Charaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen, wird er ſuchen, die Vorfälle, welche die Charaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen, wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines jeden Charakter ſo genau abzumeſſen, wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmälige Stufen durchzuführen, daß wir überall den natürlichſten, ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenſchaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unſere Vorſtellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich voll des innigſten Mitleids gegen die, welche ein ſo fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtſein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute noch ſo weit von uns entfernt zu ſein glaubten. — Und ſchlägt der Dichter dieſen Weg ein, ſagt ihm ſein Genie, daß er darauf nicht ſchimpflich ermatten würde, ſo iſt mit eins auch jene magere Kürze ſeiner Fabel verſchwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit ſo wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm iſt nur bange, daß fünf Akte allen den Stoff nicht faſſen werden, der ſich unter ſeiner Bearbeitung aus ſich ſelbſt immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organiſation deſſelben auf die Spur gekommen iſt und ſie zu entwickeln verſteht."

„Hingegen der Dichter, der dieſen Namen weniger verdient," — doch, Leſſingen in dieſer Richtung weiter zu begleiten, dürfte uns von unſerem Ziele zu weit abführen. Genug, wenn wir aus dieſer Hauptregel, welche Leſſing von dem dramatiſchen Genie ableitet, entnehmen, daß es ihm bei der Tragödie weſentlich darauf ankam, Charaktere, Vorfälle, Leidenſchaften, Kataſtrophe, endlich Mitleid und Schrecken (Furcht) von innen heraus zu ſchaffen, nicht umgekehrt, auch nur an irgend einem Punkte, von außen herein zu erfinden. Die Frage ſtellt ſich hier um ſo reiner, als der Kern der Fabel freie Erfindung des Dichters iſt, (eine Freiheit nämlich, welche, abweichend von der Regel der Alten und der heroiſchen Tragödie, in dem Begriffe der bürgerlichen Tragödie ihre Begründung hat,[1]) indem die Verlegung der Handlung nach Italien, an den Hof eines der dortigen kleinen Fürſten, in das Zeitalter Ludwig XIV., deutlich mit der Abſicht geſchehen iſt, um die Motive der Charaktere und Leidenſchaften und zum Theil der Handlung (z. B. des Auftretens des Banditen) zu verſtärken,

1) Vgl. W. Wackernagel, Ueber die dramatiſche Poeſie. Baſel 1838. S. 39.

und die Handlung gegen ihren unheilvollen Ausgang hinzutreiben. Der geschichtliche Rahmen verschwimmt dabei, sobald man schärfer hinblickt, in unbestimmte Umrisse; das Oertliche ist entfernt genug, um die Neugierde fern zu halten, nahe genug, um Fürst und Volk im Jahrhundert des Dichters (diesem gehört er vor Allem an) einen Spiegel vorzurücken. [1])

Die Frage also, ob die rein menschliche, sittliche Seite in dem Schicksal der Virginia, so gut als der Emilia Galotti, fähig sei, eine poetische, eine tragische Wirkung hervorzubringen, vorausgesetzt — hat der Dichter das Recht, jede Prüfung, welche sich auf einen andern, als den rein innerlichen, den poetischen wie den psychologischen Standpunkt versetzt, als ein Mißverständniß, als eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* abzuweisen. Dem Dichter, mit Engel, vorhalten, welche Schritte Odoardo alle beim Prinzen und gegen ihn hätte thun können und müssen, [2]) bevor er sein eigenes Kind erstach (woraus folgte, daß er es unter diesen Umständen nicht hätte thun dürfen) — heißt wie ein Kriminalrichter fragen, vor welchen Odoardo nach vollbrachter That freiwillig und ruhig sich stellen will. Aber ein solches Verhör vor dem Richter fällt vollständig außerhalb der Tragödie. In der Tragödie ist Odoardo absolvirt, der Zuschauer versöhnt', oder, mit Aristoteles zu reden, gereiniget; — denn „auch uns könnte ein ähnlicher Strom dahinreißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute noch so weit von uns entfernt zu sein glaubten," — wo nicht, so wäre die ganze Tragödie eitel! Wenn Odoardo mit den Worten abgeht: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller" — so hat der Dichter zum Schlusse darauf hingezeigt, daß es eine höhere Gerechtigkeit giebt als die menschliche, daß es eine göttliche Gerechtigkeit, eine höhere Weltordnung giebt, welche die sogenannte, nur auf einem untergeordneten Standpunkt beliebte, poetische Gerechtigkeit doppelt überflüssig macht, und jede Betrachtung, welche die tragische Auflösung und Reinigung hinter dem fünften Akt sucht, als unberechtigt abweist [3]); — das ist die Lehre, wenn man will, die Idee des Stückes. „Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram. . . . möge man mit Ramler zum Schlusse sagen, oder mit Herder: Discite justitiam moniti, nec spernere divos. [4])

Eine Tragödie ist nach Lessing kein didaktisches Gedicht, keine Fabel, welche am Ziele mit einem Sittenspruch belohnte; aber je weniger der Dichter auf eine

1) S. die Beilage.

2) Engels Schriften I, S. 195: „Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern?" und so gehen die Fragen noch über eine ganze Seite fort.

3) Sogar Herder schlug diesen Ton an (Werke zur schönen Litt. und Kunst. XV, 115.)

4) Werke zur Litt. und Kunst XVII, 247, wo aber dieser Virgilische Vers ohne rechten Grund so umgeändert ist: Discite justitiam moniti et non temnere honestum, was Herder so übersetzt: Lernet Gerechtigkeit und verachtet nicht, was honett ist.

ſolche Lehre ausgeht, je mehr er über der Kunſt und dem wahrhaft Tragiſchen jede direkte Anwendung nach Außen vergißt, deſto unwiderſtehlicher, deſto erſchütternder zündet die Wahrheit des Stückes. In dieſer Wirkung liegt die geſchichtliche Seite und Bedeutung des Stückes, und Emilia Galotti wirkte ſo mehr, als wenn Leſſing die römiſche Virginia nach Livius mit allen Namen, allen Umſtänden von Zeit und Ort verfaßt hätte. Wir hätten dann wohl neben den vielen Virginien vor und nach Leſſing eine mehr [1]), aber keine Emilia Galotti, keine Tragödie, welche die politiſche Lage der Völker Europas vor der franzöſiſchen Revolution (man erläßt mir jede nähere Schilderung) in einem verjüngten, aber um ſo ergreifendern Bilde verewigte. Es war ein großes Mißverſtändniß, wenn Börne mit dem Maaßſtabe des modernen Conſtitutionalismus an das Stück heranging. Wenn der Prinz zum Schluſſe ausruft: „Iſt es, zum Unglücke ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind, müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?" — „Nein, mein Prinz! entgegnet Börne ſarkaſtiſch, die Verantwortlichkeit der Miniſter gilt nur in Staatsſachen," als wenn Marinelli Miniſter geweſen, und gar verantwortlicher Miniſter zu einer Zeit, wo es keine verantwortlichen Miniſter gab. Das ganze Verwerfungs-Urtheil dieſes Kritikers über den Ausgang des Trauerſpiels beruht auf jener Vermiſchung des Geſchichtlichen mit dem Dramatiſchen, des Aeſthetiſchen mit dem Politiſchen, die wir ſchon gerügt haben; der Haß gegen den monarchiſchen Abſolutismus läßt dieſen ſonſt ſo feinen und ſcharf denkenden Kopf, der nicht ſelten an Leſſing erinnert, gegen eines der höchſten Güter der Menſchheit, gegen die Heiligkeit der Unſchuld und Ehre verſtoßen, und bis in die äußerſte Frivolität verfallen, wenn er bei Emilia von „einer anatomiſchen Unſchuld" ſprechen kann, zu deren Rettung der Vater ſeine Tochter ermordet, während man bei Virginius „nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten ſehe." So hätte auch die „keuſche" Lucretia, nach ihrer Entehrung, wegen ihrer „anatomiſchen Unſchuld," ſich den Dolch ins Herz geſtoßen. So wäre Keuſchheit, jungfräuliche Ehre, welche höher als das Leben gilt, zuletzt ein anatomiſcher Begriff! Und dieſe Frivolität hat Beifall gefunden! So bittet Iſabel in Calderons „Richter von Zalamea" nach ihrer Entehrung durch den Hauptmann ihren Vater um den Tod:

Deine Tochter bin ich, ehrlos,
— — — Deshalb gewinne
Würdiges Lob durch meinen Tod;
Laß den Ruf von Dir berichten:
Daß um Leben Deiner Ehre
Du den Tod gabſt Deinem Kinde.

(Calderons Schauſpiele, von Gries (V, 330.) — Wenn Crespo, ihr Vater, mit

1) Die älteſte dramatiſche Bearbeitung der Geſchichte Virginiens in der deutſchen Literatur rührt von Hans Sachs. (Rodnagel, Leſſings Dramen S. 140—142. theilt einen Auszug daraus mit.) Unter den neuern Dichtern ſeit Leſſing hat Julius Graf von Soden eine Tragödie Virginia in fünf Akten gedichtet, welche auf mehreren Bühnen dargeſtellt wurde, ſich aber auf dem Repertoir nicht gehalten hat. (Rodnagel a. a. O.)

verſtellter Faſſung darauf nicht eingeht, ſo iſt es, weil er dem Hauptmann Rache geſchworen hat, die er bald als Richter ſeiner eigenen Sache ſo furchtbar tragiſch vollzieht. Sonſt iſt der Fall der ſpaniſchen Jungfrau dem der Emilia Galotti weſentlich parallel; daß das Verbrechen, welches bei Iſabel mit Gewalt vollbracht iſt, bei Emilien noch abgewandt wird, giebt der That Emilias in der Aufforderung an ihren Vater nur eine Rechtfertigung mehr. Die ſchlaffe Sentimentalität der Leſer von Grandiſons Romanen konnte das Herbe, die tragiſche Erſchütterung der Kataſtrophe in Emilia Galotti ſo wenig ertragen, als die Proſa der hereinbrechenden Aufklärung für das echt Romantiſche in Orſina's Liebesraſerei, oder in Appiani's ahndungsvoller Befangenheit Sinn hatte.

Wenn es endlich auf die Größe, auf die Bedeutung des welthiſtoriſchen Hintergrundes ankommt, welchen wir (nicht die Helden des Trauerſpiels in der Wirklichkeit oder auf der Bühne) erblicken, ſo iſt noch die Frage, ob die franzöſiſche Revolution von 1789, welche die Weltlage umgeſchaffen, und die für unſern Blick den Hintergrund ausmacht, der Kataſtrophe von Rom nicht das Gleichgewicht halte? Sittliche Zuſtände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und des Zuſchauers eine That, wie die des Odoardo, möglich erſcheinen ließen, waren es, die als Zündſtoff der Leidenſchaften den Ausbruch der Revolution in ihren ſchrecklichſten Ausartungen herbeiführten. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß Leſſings Emilia Galotti, mit dem treuen Gemälde des Hoflebens vieler Fürſten im achtzehnten Jahrhundert, auf die klaffende Wunde der Geſellſchaft vor der Revolution ſymboliſch, prophetiſch hinwies, lange bevor die politiſchen Ideen, mit immer ſteigender Kühnheit, ſich auf dem Kampfplatz der Oeffentlichkeit zeigten.

Leſſing ließ ſich durch die Kritik über den Ausgang ſeiner Tragödie, wie ſie gleich Anfangs laut wurde, nicht irre machen. Man hatte ſogar in Berlin das Gerücht verbreitet, er habe das Ende des Stückes abgeändert, und darauf hin ließ der Buchhändler Voß für die neue Auflage um dieſe Umänderung durch Karl Leſſing bei ſeinem Bruder anhalten. Verdrießlich antwortete dieſer vom 2. Mai 1772: „Wer Dir geſagt hat, daß ich den Schluß meiner Tragödie geändert, der hat gelogen. — Was will man denn, daß ich daran ändern ſoll? — Ueberhaupt, wer da von mir und dem neuen Stücke etwas anderes ſagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergeſſen, dem glaube nur ja nicht.“ — Hienach weiß man, was von einer Nachricht in der Literatur- und Theaterzeitung von 1780 (S. 768) zu halten iſt, wo verſichert wird, Leſſing habe bei ſeinem damaligen Aufenthalte in Hamburg der dortigen Theater-Unternehmung die Fortſetzung der Emilia Galotti verſprochen! — Dieſer überflüſſigen Bemühung hat ſich nachmals ein Anderer unterzogen. [1])

---

1) Ich ziele damit auf des Freiherrn von Seckendorf Orſina, ein Folgeſtück, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Braunſchweig 1815. Näheres bei Rodnagel S. 184. Uebrigens findet ſich noch in der Lit.- und Theaterzeitung von 1781. S. 411 die Notiz, daß Leſſing in ſeinem Nachlaſſe auch die Idee einer Fortſetzung der Emilia Galotti hinterlaſſen habe!

In neuerer Zeit hat man den Ausgang der Tragödie auf andere Weiſe zu rechtfertigen verſucht; ich bekenne jedoch, daß dieſe Verſuche, wie von Rötſcher, [1]) u. A. mir, bei der antiken Simplicität des Leſſing'ſchen Stückes, zu metaphyſiſch, zu weit hergeholt erſcheinen; daß Tugend und Ehre, die Grundlagen aller bürgerlichen und religiöſen Geſellſchaft, eine vollkommen ausreichende Baſis einer bürgerlichen Tragödie, wie Emilia Galotti, ſind; und ihre Verletzung oder auch nur bedrohte Verletzung beſonders bei dem Weibe, der Jungfrau, an und für ſich die höchſte tragiſche Wirkung und einen echt tragiſchen Ausgang erzeugen und bedingen.

Auch Diejenigen aber, welche mit dem Dichter wegen des Ausgangs ſeiner Tragödie rechten, fallen in die allgemeine Bewunderung ein, welche die vollendete Zeichnung und Ausarbeitung ſämmtlicher Charaktere, der gedankenſchwere und doch leicht bewegliche Dialog, die kernhafte und doch wohllautende, anmuthige Sprache, in dieſem Stücke zu allen Zeiten erregen wird.

Ein Mann, welcher in Athen wie in Deutſchland zu Hauſe war, Fr. Auguſt Wolf, äußerte einmal bei einer Vorſtellung von Emilia Galotti auf dem Theater zu Berlin, „daß eine ſolche gediegene, gedanken- und klangreiche Sprache ihn an den attiſchen Zauber erinnere, wenn gleich die mit ſo feſter Hand gezeichnete Charakteriſtik der auftretenden Perſonen, und die complicirte, aber conſequent durchgeführte Handlung nothwendig der Bildung einer neuen Zeit angehöre, und keine Vergleichung mit der alten zulaſſe". [2]) — „Wie wahr, ſagt Börne, (a. a. O.) ſind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und ſcharf, und doch kühn und geiſtreich, ſind ſie umſchrieben, und wie fein ſchattirt. Es wird dem Leſer oder Zuhörer kein Spielraum zum irren gegeben; er muß die Perſonen ganz ſo anſehen, wie ſie ihm erſcheinen ſollten." Dennoch ſtehen die Charaktere, bei der außerordentlich knappen Behandlung, wobei der Dichter, ſo zu ſagen, möglichſt wenig Materie verbrauchte (was von der ganzen Handlung gilt), bis auf einen gewiſſen Grad mehr oder weniger problematiſch da (davon iſt ſelbſt der Charakter der Emilia nicht ausgenommen), obſchon durchweg harmoniſch mit ſich ſelbſt, weil der Dichter jeden Zug, jedes Wort genau nach der Haupthandlung und Entwickelung angelegt hat, zu der ein jeder Charakter direkt oder indirekt, thätig oder leidend einwirkt. Nur indem man dieſe harmoniſchen Beziehungen findet und feſthält, kann man die kunſtvoll gezeichneten Charaktere überall verſtehen, und gegen die gewöhnlichen alten, wie neuen Ausſtellungen der Kritik rechtfertigen. Wir werden uns, um nicht alles Gute und Treffende, was ſeit vielen Jahren über die verſchiedenen Charaktere in Emilia Galotti vorgebracht worden iſt, [3]) zu wiederholen, auf einige Bemerkungen beſchränken.

---

1) Cyklus dramat. Charaktere.

2) Nach mündlicher Auslaſſung aus der Erinnerung mitgetheilt von dem Theaterreferenten der Berliniſchen (Spenerſchen) Zeitung von 1829. Nr. 23. über die Aufführung von Emilia Galotti, zu Leſſings hundertjährigem Geburtstage.

3) Die bedeutendſten Urtheile aus älterer Zeit findet man zuſammengeſtellt in „Leſſings Dramen" v. A. Rodnagel S. 153—190.

Unter dieſen Charakteren hat von Anfang an Marinelli die meiſte Bewunderung, aber auch manche Mißverſtändniſſe hervorgerufen. Nicolai ſchrieb an Leſſing (XIII, 387): „Der große Condé fragte Corneille, woher er die Politik und Königskunſt in ſeinen Trauerſpielen habe? So möchte ein Hofmarſchall fragen, woher Sie die Höflinge ſo genau kennen? Die Feinheiten in dieſem Charakter ſind allein ein paar ganzer Schauſpiele anderer Schriftſteller werth.“ Engel [1]) zeigte Luſt, eine kleine Geſchichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und die Wahrheit ſeines Charakters aus der Art ſeiner Bildung zu zeigen. Marinelli verdiente, ſeiner Meinung nach, der Held eines eignen Romans zu werden. [2]) Schröder (in ſeinem Leben von Meyer I, 232) fand den Tadel in Marinelli, daß er als ein gar zu flacher Kopf dem Zuſchauer erſcheine, und daß dieſer ſich berechtigt halten könne, in der wiederholten Unvorſichtigkeit, Odoardo mit der Gräfin, den Vater mit der Tochter allein zu laſſen, den untauglichſten aller fürſtlichen Augendiener zu erkennen. Ein Beiſpiel ähnlicher Unvorſichtigkeit gäbe Meilfort (in Miß Sara), der den Marwood zu ſeiner Sara führt und ſich von dieſer trennt, ſo lange jener noch in ihrer Nähe bleibt. Selbſt Philotas gelange vielleicht etwas zu leicht zu ſeinem Schwert. „Erlaubte er ſich in allen dreien Trauerſpielen (ſetzt Schröder hinzu) die nämliche Unvorſichtigkeit, ſo muß es für ihn keine geweſen ſein. Es widerſprach ſeiner edlen Natur, wenn nicht Verſtimmung auf ſie wirkte, das Schlimmſte vorauszuſetzen.“ Auch Goethe bemerkt einen Fehler darin, daß Marinelli (in der Scene mit Orſina), als ein Hofmann, das Wort Verachtung ausſpreche (Riemers Mittheilungen, II, 664.). — Ganz im Gegenſatze haben Andere, wie Rötſcher und Hölſcher, (denen man noch den Schauſpieler Seydelmann hinzufügen kann) Marinelli viel zu raffinirt aufgefaßt, wenn ſie ihn bei dem Verbannungsſpruch des Prinzen „innerlich beruhigt, ja getröſtet“ abgehen laſſen. Marinelli's Ausruf: Weh mir! bei der blutigen Leiche Emiliens, iſt ernſthaft zu nehmen. Der Dichter hat dadurch anzeigen wollen, daß dieſer Höfling nicht aufgehört hat, Menſch zu ſein. Wir kennen Leſſings Anſicht in Hinſicht auf das Gräßliche, das *μιαρόν* des Ariſtoteles. Marinelli iſt auch kein Böſewicht von der heroiſchen Sorte; er iſt im tiefſten Grunde ein Schwächling, den eine Orſina in ſein Nichts hinſtellt. Rache und Feigheit treiben ihn zu dem Morde Appiani's. Gegen die furchtbare That Odoardo's iſt er nicht geſtählt; er ſinkt innerlich davor zuſammen. Eben ſo raffinirt und unhaltbar iſt die Vorausſetzung Hölſcher's, daß Marinelli von vorn herein recht gut um des Prinzen Liebe zu Emilia wiſſe und nur wie zufällig ihren Namen hinwerfe, um den Prinzen zu entflammen. In dieſem Falle würde alſo

1) Briefe über Emilia Galotti.

2) „Dieſes iſt gewiß ein vortrefflicher Gedanke, bemerkte witzig Lichtenberg (Vermiſchte Schriften III. Band, Göttingen 1844. S. 214.). Leichter wäre es anfangs, ſich blos den Marinelli in einer anderen Lage von Umſtänden zu denken, z. B. als Oberaufſeher über eine Erziehungsanſtalt für junge Frauenzimmer, oder als Exjeſuit vom Range in einem Lande, wo man anfängt, den Leuten ihre in Beſchlag genommene Vernunft wieder zurückzugeben.“ . . .

Marinelli falſch geſchworen haben: „Schwur denn gegen Schwur; wenn ich von dieſer Liebe das Geringſte gewußt, ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen. Eben das wollte ich in die Seele der Orſina ſchwören!“ —

Goethe nannte es „das proton pseudos in dieſem Stück, daß es nirgends ausgeſprochen ſei, daß Emilia den Prinzen liebe, ſondern nur ſubintelligirt wird. Wenn jenes wäre, ſo wüßte man, warum ſie der Vater umbringt. Die Liebe iſt zwar angedeutet, erſtlich in der Art, wie ſie den Prinzen anhört, wie ſie nachher in's Zimmer ſtürzt; denn wenn ſie ihn nicht liebte, ſo hätte ſie ihn ablaufen laſſen; zuletzt ſogar ausgeſprochen, aber ungeſchickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hauſe. Denn entweder iſt ſie eine Gans, ſich zu fürchten, oder ein Luderchen (hier weiſt Riemer, Mittheilungen II, 663, auf Parallelſtellen in Goethe's Schriften, wo er ſich des nämlichen Kraftworts bedient). So aber, wenn ſie ihn liebe, müſſe ſie zuletzt ſogar lieber fordern zu ſterben, um jenes Haus zu vermeiden.“ Den Widerſpruch, der in dem Gedanken liegt, daß eine Jungfrau von der Erziehung und Frömmigkeit einer Emilia der Liebe zu dieſem Prinzen fähig, und im letzten Augenblicke ſich deſſen bewußt war, — woran der Wandsbecker Bote ſeiner Zeit ſolchen Anſtoß genommen, [1]) — löſt uns Rötſcher [2]) durch ſeine feine pſychologiſche Zergliederung des Charakters des Prinzen. „Seine ganze Erſcheinung macht ihn zu einem für die weibliche Natur ſo gefährlichen Mann. Denn ſo tief auch Emilia den Prinzen ſittlich verachtet, ſo ſehr ſich das ſittliche Bewußtſein der Braut Appiani's gegen die Leidenſchaft des Prinzen empört, ſo unfreiwillig erſcheint doch ſelbſt Emilia in ſeinen Zauberkreis gebannt.... Der Prinz iſt der Mann, welcher nicht dem Ideal ſittlicher Würde, das Emilia in ſich trägt, entſpricht, aber welcher das Weib in ihrem geheimſten Empfinden ergriffen, und bisher ſelbſt verborgene Tiefen der Leidenſchaft in ihr aufgewühlt hat.“ Das iſt der Zuſtand, welchen Emilia in den Worten ausſpricht: „Was Gewalt heißt, iſt nichts! Verführung iſt die wahre Gewalt“ u. ſ. w. Zur Erläuterung dieſer Worte, welche aus der Tiefe der Empfindung heraufquellen und durch die Situation motivirt ſind, brauchte man nicht, wie einige gethan, metaphyſiſche Sätze über den Sündenfall aus Leſſings ſpäteren Schriften herbeizuholen. [3])

Den Charakter der Orſina, bei welchem Leſſing am meiſten Shakeſpeare vor Augen gehabt zu haben ſcheint, (einen weiblichen Hamlet nennt ſie Danzel auf einem

1) „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich Emilia ſo zu ſagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüſtigen Teufel gehen können, und keiner hätte es wagen ſollen, mich anzurühren!“

2) Cyklus dramatiſcher Charaktere. II, 205.

3) So der ungenannte Verfaſſer eines ſonſt durchdachten und gelungenen Aufſatzes im Morgenblatt 1844 Nr. 190—193 und neuerdings Hölſcher in dem genannten Programm von 1851.

seiner Blätter; Gervinus sieht in ihr die „Wahrsager der antiken Tragödie" vertreten) hatte in Nicolai's Augen den Fehler, daß er nicht durch Handlung vorbereitet wäre; denn in den ersten Aufzügen werde nur von ihr erzählt; daher komme sie dem Zuschauer viel fremder vor. Davon nun suchte er den Dichter einmal bei dessen vorhin erwähnter Anwesenheit in Berlin im Jahre 1775 im mündlichen Streite zu überzeugen, und er erzählt: als Lessing sich nicht weiter heraushelfen konnte, sagte er: „er habe sich einmal über die Regel hinwegsetzen wollen!" Mir scheint, Lessing habe den zudringlichen Kritiker damit nur abfertigen wollen. Mit welchem Recht könnte man sagen, daß Orsina uns fremd vorkomme, weil sie nicht durch Handlung vorbereitet sei, da wir bald durch die Exposition in den ersten Scenen mit ihrer Geschichte und ihrem Wesen so weit vertraut werden, daß wir zu ihren nachherigen Reden und Handlungen den vollständigen Schlüssel empfangen?

Mendelssohn beschränkte sich auf einige mündliche, halbwahre Bemerkungen vor Karl Lessing über den Charakter des Prinzen und über den Dialog, welcher ihm für die Frauenzimmer gar zu nachdrücklich, gar zu präcis und kräftig schien. [1])

Gegen den so oft wiederholten Vorwurf des Witzes im Munde des Odoardo und der Emilia, auf der Höhe der Katastrophe, hat Lessing schon bei einer frühern Gelegenheit das Beste gesagt. [2])

Ramler war es, welcher Emilia Galotti in der Vossischen Zeitung, vom 28. März 1772, in einer zusammenhängenden Betrachtung empfahl, [3]) aber in so geschraubter Haltung, daß es nicht nur Mendelssohn, sondern auch Lessing verdroß, welcher seinem Bruder darüber schrieb: „Unseres guten Ramlers Recension ist freilich ein wenig schielend, und es konnte mich fast verdrießen, daß er mich ohne allen Streit für eben so gut hält, als die Beaumarchais und Falbaire; [4]) doch ich kenne überhaupt seine Art zu urtheilen, bei der er sich überall Hinterthüren offen lassen muß. Besonders, weißt Du wohl, muß er

1) XIII, 371, wo Karl Lessing im Wesentlichen das Rechte trifft.

2) In den Literaturbriefen, Schriften VI, 215, wo von dem unglücklichen Schicksale des Königs Eduard II. und einer Aeußerung des Witzes bei dem bittersten Grame die Rede ist. „Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufen der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird." Hier beruft er sich auf Diderot. — Ueber die dialektische Auseinandersetzung des Begriffs der Gleichgültigkeit (V. Akt, 3. Auftr.) in dem Munde der Orsina, wodurch der Dichter nichts anders bezweckte, als die Sophistin zu charakterisiren, handelt Rötscher in den von ihm herausgegebenen Jahrbüchern für dramat. Kunst und Literatur, II. Heft, Berlin 1847, S. 160.

3) Ich theile sie in der Beilage mit.

4) S. die Beilage.

ſeinem Batteux die Stange halten, und kann alſo nichts ſchlechterdings billigen, wo die Ausführung den Regeln deſſelben widerſpricht.[1])" Doch dankte Leſſing ihm vom 21. April für ſeinen Beifall und ſeine freundſchaftliche Bemühung, der Emilia eine gute Aufnahme zu verſchaffen. — „Aber nun auch die beſſere Art des Beifalls (ſetzt er hinzu), die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir ſie verſprochen, und ich erwarte ſie ſo gewiß, als bald; Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, iſt das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufriſchen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritiſirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbeſſern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbeſſern eines dramatiſchen Stücks insbeſondere faſt für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewiſſen Grade der Vollendung gebracht iſt, und die Verbeſſerung mehr als Kleinigkeiten betreffen ſoll, ſo nutze ich die Kritik zuverläſſig zu etwas neuem. — Alſo liebſter Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas neues in dieſer Art machen ſoll, ſo ſehen Sie darauf, wobei es damit ankömmt: nicht durch Tadel zu reizen, nicht dieſes Nehmliche beſſer zu machen, ſondern überhaupt etwas beſſeres zu machen, und wenn auch dieſes beſſere ſodann nothwendig doch ſeine Mängel haben muß: ſo iſt dieſes allein der Ring durch die Naſe, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann."

Wir wiſſen nicht, ob Ramler etwa brieflich Leſſings dringendem Verlangen nach Kritik entgegen kam, weil keiner von Ramlers Briefen an Leſſing erhalten worden iſt; öffentlich wenigſtens hat Ramler mit ſeinem Namen nichts weiter von ſich ausgehen laſſen.[2])

Die gediegenſte und lehrreichſte Kritik über Emilia Galotti, welche vielleicht auch ſpäter nicht übertroffen wurde, erſchien in der Bibliothek der neueſten deutſchen Literatur.[3]) Der Verfaſſer war Jacob Mauvillon[4]) in Caſſel, der einige Jahre nach Leſſings Tode (1785) als Lehrer der Kriegswiſſenſchaften an das Carolinum berufen wurde, ein Kriegsmann und Literat, der, nach Gervinus's

1) Statt des Namens enthalten die gedruckten Briefe Leſſings und ſeines Bruders XIII, 386 und XII, 357. eine mit *** bezeichnete Lücke. Daß aber der Name Ramlers geſtanden habe, lehrt der Zuſammenhang deutlich. Auch Batteux iſt nicht ausgeſchrieben. — Die Unzufriedenheit mit Ramlers Anzeige war es ohne Zweifel, welche einen zweiten Artikel in der Voſſiſchen Zeitung, vom 25. April, veranlaßte, der vielleicht von Mendelsſohn herrührt.

2) Der Rector Heynatz in Berlin kritiſirte in ſeinen Briefen über die deutſche Sprache den Stil in Emilia Galotti und Leſſing gab ihm in vielen Stücken Recht. XII, 384.

3) Auserleſene Bibliothek der neueſten deutſchen Literatur. Lemgo 1772. 2. Band. S. 163—187.

4) Dies lehrt Mauvillons Briefwechſel, herausg. von ſeinem Sohne. Deutſchland 1801. S. 39. 48. Ueber Mauvillons Bedeutung in der deutſchen Literatur und Einfluß auf die geiſtige Bewegung der Zeit, verweiſe ich, außer Gervinus, auf den ihn betreffenden Artikel in C. W. G. Schillers Beaunſchweigs ſchöne Literatur 1745 — 1800. Wolfenbüttel 1845.

Ausdruck, eine Zeit lang eine mehr heimlich minirende, als eklatante Wirkung in unſerer Schriftſteller-Welt ausübte," der Freund und Verbündete Mirabeau's. Kurz vor Emilia Galotti waren von ihm, in Verbindung mit ſeinem Freunde L. A. Unzer, aus Werningerode (1771), die „Briefe über den Werth einiger deutſchen Dichter" herausgegeben worden, eine Nachahmung Herders und Gerſtenbergs, die eine ganz „revoltirende" Richtung nahmen. „Beide Freunde (bemerkt Gervinus) waren von den Franzoſen ſo wenig erbaut wie Leſſing, aber auch wenig von den Engländern; ſie wollten an dieſen werden, was Leſſing an jenen. Beide hatten an den Italienern ihr Ohr gebildet, und ihr Abgott unter den Dichtern war Arioſt. Sie verwarfen allen moraliſchen Maaßſtab bei Beurtheilung eines Dichterwerkes; beide ſind die entſchiedenſten Freidenker.[1])" Außer Klopſtock, Wieland, Ramler, Geßner, Gleim, erkannten ſie Niemanden an, nicht einmal Leſſing. Aber dies hinderte Leſſing nicht, der günſtigen Beurtheilung der Dichterbriefe in der Braunſchweigiſchen Zeitung durch Rautenberg Beifall zu geben.[2]) Das Erſcheinen von Leſſings Trauerſpiel, 1772, regte den kritiſchen Widerſtand der beiden Freunde um ſo heftiger auf, je weniger ſie ſich dem Eindruck des Großen und Originellen entziehen konnten. Eſchenburg hatte eine ſehr ausführliche begeiſterte Recenſion der Emilia Galotti für die Braunſchweigiſche Zeitung geſchrieben und in freundſchaftlichem Eifer ihr die größte Verbreitung zu geben geſucht.[3]) Dieſem enthuſiaſtiſchen Aufſatze ſetzt Mauvillon gewiſſermaßen den ſeinigen nur entgegen. Er geſteht es im Eingange geradezu, daß es ſeine Abſicht ſei, den eigentlichen Werth dieſes Stückes weitläufig und freimüthig zu unterſuchen, und zwar ganz eigentlich die Mängel deſſelben anzuzeigen, da die Schönheiten leicht in die Augen fallen, und von Andern genugſam würden ins Licht geſetzt werden. Den Grund und Hauptfehler dieſes Stücks findet er nun im Plane, in der allererſten Grundlage. „Ein theatraliſches Stück, ſagt er, muß ſeine Ordonanz haben, wie ein Gemälde. Es muß in demſelben die Hauptfigur oder wenigſtens die Hauptgruppe ſein, die gleich in die Augen fällt, und ſich vor allen andern hebt. Die übrigen müſſen nach dem verſchiedenen Antheil, den ſie an der Sache haben, in ihr gehöriges Licht geſetzt ſein, und dennoch alle ſämmtlich zur Hebung der Hauptperſon oder Gruppe concurriren. Das ſei aber gar nicht

1) Die beiden Freunde verabredeten, daß der früher Verſtorbene dem Ueberlebenden nach ſeinem Tode erſcheinen ſollte, um Aufſchluß oder Beweiſe von dem Daſein nach dem Tode zu geben. Unzer ſtarb zuerſt (1774) und noch in dem Augenblicke, da er den Geiſt aufgab, ſchwebte der Name Mauvillon auf ſeinen Lippen. Aber er erſchien ihm ſo wenig, als ſeinem Freunde, dem geiſtvollen Prediger Rautenberg in Braunſchweig, dem er es auch verheißen hatte.

2) Mauvillons Briefwechſel S. 30. Doch war Gärtner gegen die Verfaſſer aufgebracht.

3) Weiße ſollte ihm den Artikel der Braunſchweiger Zeitung in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und Nicolai in der Allgemeinen Bibliothek wieder abdrucken; beide lehnten es entſchieden ab.

beobachtet. Denn wer iſt die Hauptperſon?“ — Es wird nun gezeigt, daß Emilia, die es billig ſein ſollte, es doch nicht ſei; und ſie gruppire ſich weder recht mit Appiani, noch mit dem Prinzen. „Eine falſche Figur zur einzigen Hauptfigur, das iſt der Prinz. Um den Fehler noch zu vergrößern, iſt neben dem Prinzen eine Figur geſtellt (Marinelli), um dieſen noch mehr zu heben, die aber mit ihm faſt im gleichen Lichte zu ſtehen kommt, ſo daß dieſe untergeordnete Perſon ſich vor allen wichtigen vorſtellt und ſie verdunkelt.“ — Ein anderer Hauptfehler des Stückes (welcher auch das Intereſſe in demſelben mit vernichten helfe) ſei, daß der Gegenſtand deſſen, was man zu fürchten hat, nicht beſtimmt iſt. Daraus fließe ein dritter Hauptfehler des Stückes, daß es ſich in zwei Theile zerſchneide, da bei dem zweiten Theile, dem neuen Stücke, das, ſo zu ſagen, mit Appiani's Mord anfängt, ein ganz neues und anderes Intereſſe beginne. Hier will er den Grund anzeigen, auf die Klippe hindeuten, an der ein Leſſing geſcheitert zu ſein ſcheine. „Das Stück, ſagt er, hat ein großes Verdienſt, welches der Verfaſſer, nach ſeinen aus der Dramaturgie bekannten Grundſätzen, mit Fleiß geſucht hat, ihm zu geben; nemlich alles natürlich dem Auge des Zuſchauers vorzuſtellen. Keine einzige Perſon, die des Zuſchauers wegen da wäre; ja es ſei kein einziges Wort, das wegen des Zuſchauers geſagt zu werden ſchiene, was Diderot mit Recht als unnatürlich tadelt; die ſpielenden Perſonen bekümmern ſich blos um ſich. Allein unter der Bemühung, das Natürliche zu ſuchen, ſei das Intereſſe verloren gegangen. Konnte man beides nicht erhalten, ſo mußte lieber erſteres aufgeopfert werden. Aber eine andre Contextur des Stückes hätte vielleicht beides zu vereinigen gewußt. Es wäre alsdann eine Emilia Galotti geworden, aber eine beſſere. Aus dieſem Grundfehler des Stückes fließen die meiſten beſondern Fehler deſſelben, wohin namentlich gehört, daß ſo viel Fäden angeſponnen werden, die zu nichts führen. Statt daß die Orſina den Zuſchauer beſchäftigt, hätte man ihm lieber die Emilia und den Prinzen vorführen ſollen. Dadurch hätte uns der Charakter der Emilia beſſer entwickelt, und ſie für uns intereſſanter gemacht werden können. Das Unſchickliche der Abweſenheit der Emilia mit dem heftigen (leidenſchaftlichen) und in dem Schloſſe gebietenden Prinzen wäre weggefallen, dagegen das Pathetiſche der letzten Aufzüge weit erhöht worden, wenn man Emilien ſähe.“ Von den Charakteren findet der Kritiker nur die beiden, des Prinzen und ſeines Kammerherrn, gehörig ausgezeichnet. Die ſeien aber Meiſterſtücke in der Schilderung, beſonders der des Prinzen ſei mit der größten Kunſt und Wahrheit gezeichnet; dennoch findet er ſie hier am unrechten Orte, und im falſchen Lichte. Orſina ſcheint ihm gar ein Werk des Zufalls zu ſein. „Man ſieht nicht, wie ſie hier zu dem Dolche kommt, was ſie bewogen, ihn hieher zu bringen, und das müßte doch ſein; denn es iſt für den Zuſchauer nicht genug, daß der Dolch da iſt. Dieſer will nicht blos die That ſehen, die bei dem Schauſpiel zu Grunde liegt, er will alle Triebfedern derſelben kennen. Die Weiber, die beſtändig Gift und Dolch bei ſich führen,

seien gewiß selten, und zu einer solchen sei Orsina nicht heftig genug. Eine solche würde nicht abfahren, und dem Odoardo ihre Rache übertragen, sondern wenigstens Zuschauerin davon abgeben wollen. Da sie aber keine solche zu sein scheint, wozu brachte sie denn den Dolch mit? Sie wußte ja von Emiliens Abwesenheit nicht, und von des Prinzen Untreue nur wenig; welches Wenige durch das Hinfahren des Prinzen nach Dosalo gar zu nichts werden mußte, indem sie dachte, er thäte es ihr zu Liebe".

Mehrere Bemerkungen im Einzelnen will ich übergehen. Zuletzt wird der Dialog getadelt, in sofern er bei der sonstigen Stärke und Schönheit manchmal „unnatürlich" sei. Zur Rechtfertigung dieses Tadels werden Stellen aus dem Auftritt zwischen Orsina und Marinelli, so wie der erstern mit Odoardo herausgehoben. Man erkenne an diesen Wendungen den Nachahmer der englischen Bühne, besonders Shakspeare's, der Lessings eigentliches theatralisches Studium gewesen sein möge. Denn daß die Wendungen und der Dialog der Engländer nicht oft gesucht, unnatürlich und affektirt herauskommen sollte, scheine nicht geläugnet werden zu können. So sei es auch mit der „über den Berg schwatzenden Orsina," in der Scene mit Marinelli. Ihre Verwirrung sei weder hinlänglich motivirt, noch vorbereitet. Sonst findet der Verfasser eine wesentliche Veränderung in Lessings Dialog, wenn man seine Emilia Galotti mit Miß Sara vergleiche, wo denn Minna von Barnhelm gewissermaßen den Uebergang mache. In der Sara seien trotz aller Schönheiten (den fünften Aufzug, die Scene der sterbenden Sara, nennt er ein wahres Meisterstück) viel zu viel Tiraden. Das sei die Manier der Franzosen und von der Natur weit entfernt. Dies habe Lessing wohl beachtet und seinen jetzigen Dialog danach gemodelt. Aber damit scheine er in ein anderes Aeußerstes gefallen zu sein. „Nicht alles muß abgebrochen sein, das Theater heischt zuweilen eine zusammenhangende, nicht kurze Rede. Zwischen diesen beiden Klippen des abgekrummten (man verzeihe mir dieses Beiwort, es drückt was ich sagen will, gar zu gut aus) und des deklamatorischen Dialogs muß man die Mitte treffen, welches Lessing, in seiner Minna, vollkommen zu thun gewußt hat. In diesem Stück aber nähert er sich zu sehr der ersten dieser Klippen."

Dies sind die wesentlichsten Gedanken einer Kritik, welche an Gründlichkeit und Objectivität Lessings Muster in der Hamburgischen Dramaturgie wohl am meisten sich nähert, wenn auch schon nicht alle Einwürfe Stich halten; in der That hat Lessing davon gesagt: Der Verfasser habe nach seinen Grundsätzen geurtheilt![1] Sie erregte Aufmerksamkeit. Zollikofer fand in ihr meist die Bemerkungen wieder, welche auch Garve über das Stück gemacht hatte.[2] Es entspann sich nun ein lebhafter Streit zwischen Unzer und Eschenburg, indem jener in der Braunschweiger Zeitung diese Kritik empfahl, und Eschenburg eine Gegenkritik einrückte, worin er die Behauptungen Mauvillons, ohne ihn zu kennen, zu widerlegen suchte. Unzer forderte seinen Freund auf, sich zu rechtfertigen; das Recht

1) Unzer an Mauvillon, a. a. O. S. 65.
2) Briefwechsel zwischen Zollikofer und Garve, S. 21.

ſei auf ſeiner Seite. Ueberhaupt zeigt ſich Unzer leidenſchaftlich und faſt bitter gegen Leſſing. Als einen Einfall muß man es anſehen, wenn er behauptet, daß die Orſina nach Richardſon's Olivia (in Karl Grandiſon) gemodelt ſei [1]).

Sehr ſpät ließ ſich die Allgemeine deutſche Bibliothek hören [2]), ſo daß ſie eigentlich mehr über die unterdeſſen erſchienenen Beurtheilungen über Emilia Galotti ihre Stimme abzugeben, als die Meinung zu leiten beabſichtigte. Anziehend iſt dieſer Artikel hauptſächlich durch eine Vergleichung Leſſings mit Shakſpeare. Vielen Neueren (heißt es) ſei die Nachahmung Shakſpeare's nicht Mittel, ſondern Zweck. Nicht ſo bei Leſſing. Wenn es die Hauptregel eines großen Muſters ſei, alles Nöthige, aber auch nur das Nöthige, aus Himmel und Erden zuſammenzuholen, ſo ſei Leſſing dem Geiſt dieſer Regel wohl gefolgt und habe ſich dadurch als den ächten Sohn der Natur und Shakſpeare's bewieſen. — Angedeutet wird aber, daß, im Vergleiche mit Shakſpeare's reicher Fülle, die Behandlung zu knapp gehalten worden. Shakſpeare's Stücke ſtellen uns gleichſam ein eigenes für ſich beſtehendes Univerſum, eine ganze Welt mit allem Zubehör dar; in Emilia Galotti haben wir auch dieſe eigene Welt, um die Motive einer handelnden Perſon, um das Beſondere irgend eines Charakters zu erklären; nichts fehlt uns, um nicht den Ort, wo wir waren, den Hof des Prinzen, ganz bis auf die Räthe und Maitreſſen und Maler zu kennen; — aber dieſe eigene Welt iſt freilich nur im verjüngten Maaßſtabe, und durch einzelne kleine Züge angegeben." [3]) Der ganze Artikel, der einen feinen Kopf verräth, iſt unverkennbar gegen Mauvillon und Claudius gerichtet. Er ſchließt mit den Worten: „Allen dramatiſchen Dichtern und Kunſtrichtern empfehlen wir, das Stück zum täglichen Studium zu machen, das man immer gern bei Hand hat." —

Emilia Galotti, ſagt Franz Horn [4]), hat das Unglück, faſt überberühmt zu ſein, indeſſen iſt ſie zum Glück kräftig genug, auch dieſem Schickſale zu widerſtehen. Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren etwa einen deutſchen Leſer nach Mitternacht, wo der Schlaf am ſüßeſten iſt, angetippt und ihm zugeflüſtert hätte: „Nenne mir das höchſte deutſche Drama", ſo würde derſelbe kaum nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe ſich aufzuraffen, ſondern ſelbſt im Schlafe hätte er erwiedern müſſen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „Emilia Galotti." —

Nach dem Vorgange verſchiedener Gegner Leſſings in Deutſchland und der Schweiz [5]) trat gegen Ende des Jahrhunderts die romantiſche Schule in Deutſch-

---

1) A. a. O. S. 49. Den Charakter der Emilia findet er ganz unbeſtimmt. — „Ja! wenn uns Leſſing auf eine geheime Neigung des Mädchens ſchließen ließe — ſo wäre ihr Mißtrauen gegen ſich ſelbſt auch wahrſcheinlicher." Dieſer Gedanke iſt das Beſte in Unzers Kritik.

2) In dem Anhang zu dem XIII. bis XXIV. Bd. 2te Abth. 1776. S. 1162 — 1164.

3) Ueber die Analogie zwiſchen Leſſings dramatiſcher Praxis und Shakſpeare enthält Adolf Stahr's Aufſatz „Shakſpeare in Deutſchland" (in Prutz's literarhiſtoriſchem Taſchenbuch von 1843 S. 19) treffliche Bemerkungen.

4) Die Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen III, 1824 S. 111.

5) Zu ihnen gehörte der Ritter Anſelm von Klein: Ueber Leſſings Meinung vom heroiſchen Trauerſpiel und über Emilia Galotti. Frankfurt 1781. Neu abgedruckt in

land durch das Organ Friedr. Schlegels mit aller Schärfe gegen Emilia Galotti auf. F. Schlegel erklärte das Stück für „ein gutes Exempel der dramatiſchen Algebra." „Man mag es bewundern dieſes in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verſtandes, man mag es frierend bewundern, und bewundernd frieren, denn in's Gemüth dringts nicht und kann nichts bringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen iſt." — „Sie drang aber doch in das Gemüth Wielands, Engels und Herders, antwortete ihm gut Nicolai [1]); und er habe ſogar zu Schlegels „empiriſchem" Gemüth das Vertrauen, daß er, wenn er den Odoardo von Eckhof oder Schröder, die Claudia von Mad. Starke und die Emilia von Mlle. Witthöfs hätte ſpielen ſehen, ſehr warm würde gefühlt haben. . ."

In ähnlichem Geiſte redet A. W. Schlegel nach mehreren Jahren. [2]) „Das Stück ſei nicht eigentlich ein bürgerliches Trauerſpiel, ſondern ein Hoftrauerſpiel im Converſationstone, zu welchem für einige Rollen der Staatsdegen und Hut unter dem Arme eben ſo weſentlich gehört, als zu vielen franzöſiſchen Luſtſpielen." Ueber die „unbegreifliche Kälte, womit dieſer Kritiker Leſſingen nach einer bloßen Vorausſetzung allgemeiner Regeln gemeſſen", hat Solger in ſeiner gehaltvollen Recenſion der Schlegeliſchen Vorleſungen ſein Urtheil abgegeben, und gegen Friedrich Schlegels ſich ſelbſt aufhebende Uebertreibungen hat Franz Horn, ſelbſt einer der Jünger der romantiſchen Schule, die poetiſchen Eigenſchaften von Emilia Galotti ſicher geſtellt. [3]) Daß Schiller „Leſſings Arbeiten" eigentlich nicht liebte, ja daß Emilia Galotti ihm zuwider war, berichtet uns Goethe [4]). Um ſo höher möge uns das ausgleichende Urtheil Goethes ſtehen, wenn er von dem Stücke ſagt: es ſei vortrefflich, und es ein Stück nennt, das „voller Verſtand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt ſteckt, und überhaupt eine ungeheure Cultur ausſpricht, gegen die wir jetzt ſchon wie-

---

deſſen dramaturgiſchen Schriften. Frankfurt und Leipzig 1809 zu Anfang. Sulzer gedenkt zwar in der Vorrede ſeines 1772 erſchienenen Cymbeline, wo er den Shakſpeare verbeſſern wollte, der eben erſchienenen Emilia Galotti mit Lob, mit Bezug auf die moraliſche Vernichtung des Fürſten am Schluſſe. Zwei Jahre ſpäter aber ſpricht er in einem Brief an Bodmer, 24. December 1779. (Briefe der Schweizer u. ſ. w. von Körte, S. 422) Leſſingen die Gabe, ein vollkommner dramatiſcher Dichter zu ſein, ab, weil er in allen ſeinen Stücken, doch in der Emilia am wenigſten, etwas Geſuchtes oder Studirtes zu entdecken glaubte.

1) Nicolai's Vorrede zu den „Neun Geſprächen zwiſchen Chriſtian Wolf und einem Kantianer." Berlin 1798. S. 63.

2) Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur. Gegen das Ende.

3) A. a. O. S. 112 — 113, wo er aber zuletzt in die von ihm bekämpfte Anſicht F. Schlegels zurückfällt, wenn er ſchließt: „Ein großes, bis in die kleinſten Theile mit muſterhaftem Scharfſinn ausgearbeitetes tragiſches Epigramm: ſo — um es mit Einem Worte zu ſagen, möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen."

4) Werke XLV, 22. „Gegen Leſſings Arbeiten hatte Schiller ein ganz beſonderes Verhältniß; er liebte ſie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde dieſe Tragödie ſowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertoir (des Theaters zu Weimar) aufgenommen."

der Barbaren ſind. Zu jeder Zeit müſſe das Stück als neu erſcheinen.[1])"

Wie viel man auch über den poetiſchen Werth von Emilia Galotti geſtritten hat und ſtreiten wird — Niemand hat noch in Abrede geſtellt, daß dieſes Stück, gerade durch ſeine Eigenthümlichkeit, in der Geſchichte des deutſchen Theaters wie kaum ein anderes Epoche machte. „Dies Stück, ſagte neuerdings ein Kenner des Faches[2]), vollendete die Wohlthaten, welche Leſſing der Schauſpielkunſt erwieſen. Er gab ihr darin Charaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem ſpätern Dichter übertroffen worden ſind, und dennoch den Darſtellern ſo viel zwiſchen den Zeilen zu leſen, zu errathen und zu ergänzen übrig laſſen. An ſämmtlichen Rollen von Emilia Galotti kommt die Schauſpielkunſt niemals zu Ende, ſie findet unerſchöpfliche Anregungen und Aufgaben darin." Das Stück ging in kurzem über alle beſſeren Bühnen Deutſchlands.

In Berlin wurde es den 6. April 1772 von der Kochiſchen Geſellſchaft gegeben und dreimal nach einander, im Ganzen aber während des Jahres 1772 nur neunmal aufgeführt.[3]) Leſſing erhielt nähere Berichte über dieſe Aufführung von ſeinem Bruder und von Nicolai (XIII, 379. 385.). Nicolai geſtand, daß die Aufführung über ſein Erwarten ausgefallen, denn er zitterte, daß es dieſe Truppe ganz verderben möchte. Auch der Bruder war im Ganzen zufriedengeſtellt: „Nur muß man nicht den Gehalt des Stückes zum Maßſtabe nehmen. Auch will ich die deutſche Truppe ſehen, ſetzt er hinzu, die den ganzen innerlichen Werth darſtellen könnte; — ihn erhöhen, daran iſt gar nicht zu denken. Eine oder ein paar Rollen, da und dort meiſterlich; mehr nicht. Und ſo auch bei uns." Aus Nicolai's Bemerkung: daß nach der Scene der Claudia

1) An Zelter im März 1812. Riemers Mittheilungen II, 664. Etwa zwanzig Jahre ſpäter klingt Goethes Urtheil in dem Briefwechſel mit demſelben Freunde, im März 1830, viel ungünſtiger von Leſſings Trauerſpiel. „Auf dem jetzigen Grade der Cultur könne es nicht mehr wirkſam ſein. Unterſuchen wir's genau, ſo haben wir davor den Reſpekt wie vor einer Mumie, die uns von Alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß ablegt." Dem mehr denn achtzigjährigen Greiſe war bei dem Rückblick auf ſeine früheſte Jugend eine ſolche Anſchauungsweiſe wohl natürlich. Wir Jüngern dürfen und mögen uns an das frühere Wort getroſt halten. Ich verweiſe auf Kühne's oben ſchon angeführten Aufſatz über „Leſſings Grundzüge zur deutſchen Aeſthetik, in der Europa, 1853. No. 31, „Auf ihn zurückgehen, heißt in der That jetzt: fortſchreiten."

2) Ed. Devrient, Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt II, 251.

3) Am 6. April 1822 wurde die fünfzigjährige Jubelfeier der erſten Aufführung der Emilia Galotti in dem königlichen Schauſpielhauſe durch Aufführung dieſes Trauerſpiels begangen. Bei dem Jubiläum der Schauſpielerin Auguſte Crelinger iſt daran erinnert worden, daß ſie, unter ihren vielen Rollen, die Gräfin Orſina ſeit ihrem Auftreten, im Jahre 1812, 59mal geſpielt hat, während ſie als Lady Milfort 54 Mal, als Maria Stuart 46, als Jungfrau von Orleans 44 Mal auftrat (nach öffentlichen Blättern im Mai 1853). Seydelmanns Meiſterſpiel in der Rolle des Marinelli auf der Berliner Bühne erneuerte ſeinerſeits das lebendige Intereſſe des Publikums. (S. die Beilage.)

(von Madame Starke meiſterhaft geſpielt) mit Marinelli das Stück im vierten und fünften Acte etwas an Feuer verloren, zog Leſſing nur den Schluß, daß dies nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orſina liege [1]); „denn", ſagt er, „daß das Intereſſe von jener Scene an nicht immer ſtiege, das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke [2]) kann auch wohl, bei allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich geſpielt haben. Denn auch das iſt ein Fehler, und ein verſtändiger Schauſpieler muß nie ſeine Rolle, wo es nicht nöthig iſt, zum Nachtheil aller andern heben". — (XII, 356.)

Ein andermal, erzählt Nicolai (XIII, 383) — es war bei Leſſings Anweſenheit in Berlin 1775 — wäre dieſer durch eine Bemerkung von Madame Starke über die Rolle der Emilia beinah böſe geworden (im Ernſt böſe werden, konnte er nicht, ſetzt er hinzu). Dieſe große Schauſpielerin hatte zu Nicolai einſt geſagt: die Rolle der Emilia könne nie geſpielt werden, ſo wie ſie geſpielt werden ſollte; denn ſie erfordere ein ganz junges Mädchen, die doch die vollkommenſte Schauſpielerin ſein müßte, um der Rolle Genüge zu thun. Nicolai ſprach ihm davon, als einer ſehr treffenden Bemerkung. „Hol' der Teufel die Frau mit ihrer Bemerkung! rief Leſſing aus; die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunſt. Naiv und natürlich ſpielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweiſung — doch halt!" er verbeſſerte er ſich; „die Starkin mag doch Recht haben! die jungen Actricen wollen immer erſt agiren, bis ſie endlich natürlich ſprechen und ſpielen lernen; und mit den Acteurs iſt es noch viel ärger: von denen bleiben die meiſten Zeitlebens Mädchen von fünfzehn Jahren." Das nächſte Jahr, im Sommer 1773, ſah Nicolai bei einem Beſuche im Weimar, wo damals die Seylerſche Geſellſchaft ſpielte, eine Aufführung der Emilia Galotti und Eckhof als Odoardo; worüber er nach der Rückkehr Leſſingen einen kurzen Bericht (XIII, 478) abſtattete. Kein Wunder, daß neben Eckhofs Meiſterrolle die übrigen in Schatten traten, allein die Henſel, als Orſina, und die Mecour als Emilia, ſcheint Nicolai nicht genügend gewürdigt zu haben. Leſſing erklärte wenigſtens die Henſel als die geeignetſte zur Rolle der Orſina (XIII, 659). —

Ueber Eckhof haben wir Nicolai's ausführlichere Mittheilungen. Er geſtand, daß ſeine Erwartung von deſſen Spiel ſo weit übertroffen worden ſei, als ſein Ideal von der Kunſt des Schauſpiels überhaupt, und daß das Spiel Eckhofs ihm viele Stellen dieſes von ihm ſo ſehr ſtudirten Schauſpiels (Emilia Galotti) erſt in ihrem höchſten Lichte zeigte. Er bezeugte ihm ſeine Bewunderung, daß er ſo tief in den Geiſt des Autors habe eindringen und ihm ſo nacharbeiten können. Der ſo beſcheidene, als unübertroffene Künſtler aber verſetzte lächelnd: „Wenn der Autor tief ins Meer

1) Schuberts, deſſen Heftigkeit zu ſehr ausbrach — und der Mad. Koch: „ſie machte das Wüthende in ihrer Rolle ſehr gut."

2) Ueber dieſe berühmte Schauſpielerin, geb. Gerhard, aus Breslau, ſiehe Prutz, Vorleſungen S. 313.

der menſchlichen Geſinnungen und Leidenſchaften taucht, ſo muß der Schauſpieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies iſt freilich mühſam und mißlich. Aber nur ſehr wenig Autoren machen es den Schauſpielern ſo ſchwer wie Leſſing. Man kann ſie leicht haſchen; denn ſie ſchwimmen oben auf wie Baumrinde. [1])" In Folge des Brandes des Weimarſchen Theaters im Mai 1774 begab ſich die Seylerſche Geſellſchaft, und Eckhof mit ihr, nach Gotha, wo die erſte eigentliche Hofbühne in Deutſchland jetzt gegründet wurde. [2]) Hier ſtarb Eckhof drei Jahre ſpäter. Aber, was man kaum erwarten dürfte, wenn nicht Zeitgenoſſen davon berichteten: Leſſings Dramen und beſonders Emilia Galotti durften hier nicht geſpielt werden. Man „goutirte" ſie nicht an dieſem Hofe. Dies hörte Leiſewitz bei einem Beſuche in Gotha 1780 von Gotter. Engel ſagte ihm nachher, daß dies daher käme, weil die Fürſten in der Emilia übel behandelt wären. [3])

Ueber die erſte Aufführung der Emilia Galotti in Hamburg durch die Ackermann'ſche Geſellſchaft, unter der Leitung Schröders, haben wir ſeinen eignen Bericht. „Nach der Oſtermeſſe (1772) bewirthete Bode die Familien Ackermann, Reinecke, Borchers und Brockmann und übergab zum Nachtiſch Schrödern die Emilia Galotti zur Vorleſung. Tiefe Stille begleitete ſie, lautes Entzücken ergriff Leſer und Hörer. „O!" rief Bode, warum muß Ihre verwünſcht hohe Sprache Sie unfähig machen, jemals den Odoardo zu ſpielen!" — „Ich kann tiefer ſprechen als ich geleſen habe", antwortete Schröder „und werde ihn vielleicht einmal ſpielen."

Seit Ackermann ſeinem Sohne die Führung der Bühne übertrug, las dieſer jedes neue Stück der Geſellſchaft vor. Emilia Galotti las er ihr zweimal vor, und ließ ſie zwei Leſeproben halten. Er hatte ſich den Angelo zugetheilt, alle Schauſpieler aber und nähere Schauſpielfreunde riefen ihn zum Marinelli aus, er gab nach und gefiel anfangs. Nur eine Tonangeberin [4]) erlaubte ſich das Urtheil: „Marinelli iſt Schröders Sache nicht," und fand Nachbeter. Schröder erfuhr es. Emilia Galotti ward am 15. Mai zuerſt gegeben, am 19. und 25. bei nicht vollem Hauſe, am 15. Juni bei leerem wiederholt. Das hielt der beſcheidene Mann, zu Bodens und anderer Kenner großem Aerger, für einen deutlichen Wink, übernahm Möllers Angelo und gab dieſem den Marinelli. Möller ging ungern daran, bot ſeine ganze Kraft auf, nutzte Schröders Unterricht, und gefiel am 18. Auguſt dennoch nicht; Schröders Angelo deſto mehr. Als nach beträchtlicher Zeit Berlin, Wien, München, Mannheim und das übrige Deutſch-

1) Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781 IV, S. 879. Ed. Devrient Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt II. 252. 273 — 74. theilt noch andere charakteriſtiſche Züge von Eckhofs Spiel als Odoardo mit. — Im Jahre 1784 übernahm der geniale Fleck, der damals zu Döbbelins Truppe trat, den Odoardo. (Vgl. Litt. und Theater-Zeit. 1784. S. 50.)

2) Devrient a. a. O. II, 255.

3) Aus Leiſewitz's ungedrucktem Tagebuch, unter dem 30. Auguſt 1780.

4) Vielleicht Eliſe Reimarus?

land, Schröder für einen tragiſchen Schauſpieler erklärt, und in Hamburg Glauben gefunden hatten, drang eben dieſe Tonangeberin dem Künſtler ihre Bewunderung auf. „Gleichwohl," erwiederte dieſer, „würde ich jetzt den Marinelli um kein Haar breit anders ſpielen, als vor zehn Jahren. Auch der, den es Ihnen damals beliebte, ſo hoch über, jetzt ſo tief unter mir zu erblicken, iſt noch der er war. Nicht wir haben unſere Fertigkeit, Sie haben Ihre Anſicht verändert." —

Schröder (fährt ſein Biograph fort) begünſtigten ſeine Geſtalt, ſeine vollendete Deklamation, die Gewalt über jede ſeiner Bewegungen, mit Bedeutung aufzutreten, ohne anſpruchvoll, mit körperlicher Ausbildung, ohne geziert zu erſcheinen, und Sicherheit und Gewandheit des Benehmens zu verbinden. Er ſchmückte Marinelli's Verdorbenheit nicht, aber er war weit entfernt ſie zu übertreiben. Den Meiſter bezeichneten beſonders die Züge, aus denen eine Spur nicht ganz vertilgter Menſchlichkeit hervorbricht. „Geſtern, wahrlich hat ſie mich ſonderbar gerührt u. ſ. w. — Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr — Aber was iſt Ihnen? — Erkennen Sie die Furcht Ihrer Zurückhaltung" — und alles, was dahin zu rechnen iſt, vornehmlich aber: „Ach, mein Prinz, ſobald Sie wieder Sie ſind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige!" hatten in ſeinem Munde einen Anklang, der den Vertrauten empfahl, und dem Zuſchauer begreiflich machte, daß der Gebrauch eines Dieners, der keinen andern Willen hat, als den ſeines Herrn, leichter zu tadeln als zu entbehren iſt. Ein doppelter, geſchmackvoller und reicher Anzug vollendete die Erſcheinung. Orſina und Emilia, erreichten das Ideal des Dichters. Der Prinz ſchien für Brockmann geſchrieben, und konnte nicht liebenswürdiger gedacht werden. Borchers Odoardo, Madame Reinecke Claudia, ihr Mann Appiani, machten ihrer Beſtimmung Ehre. Die Nebenperſonen waren glücklich beſetzt. Decoration, vorbereitende und vermittelnde Tonſtücke, verriethen eine ſorgfältige Wahl. Das Lob des Dichters ſprach ein Prolog des Marinelli, die Schutzrede der Entwickelung ein Epilog des Odoardo: beide von Bock. Schröder hat das Stück immer mit Liebe gepflegt. Einzelne Rollen ſind auch in der Folge nicht ſchlechter, zum Theil beſſer gegeben; das Ganze erreichte die damalige Rundung und Vollendung nicht wieder. Doch ward das erſte Trauerſpiel Deutſchlands kein Zugſtück, und iſt es nie geworden. [1])

In Danzig wurde Emilia Galotti von der Schuch'ſchen Geſellſchaft aufgeführt, in der Stänzel, der Neſtor der damaligen beſſern Schauſpieler in Deutſchland [2]), den Odoardo übernahm.

In Wien wurde das Stück in der erſten Hälfte des Juni 1772 drei Tage nach einander aufgeführt, mit außerordentlichem und allgemeinem Beifall. Der Kaiſer (ſchrieb Madame König aus Wien an Leſſing, den 15. Juli) hat es

1) Schröders Leben I, S. 235. — Nach damaligen Berichten verſammelte Emilia Galotti bei der erſten Aufführung in Dresden nur 60 Zuſchauer, während Möllers Waltron ihrer 500 herbeizog! (Neue Preuß. Prov. Bl. 1852. S. 360).

2) S. die Beilage.

zweimal geſehen, und es gegen Gebler ſehr gelobt. Das muß ich aber auch geſtehn, hat er geſagt, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel gelacht habe. Und ich kann ſagen, (verſichert die Briefſtellerin) daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie ſo viel habe lachen hören! Zuweilen bei Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte ſollen geweint, als gelacht werden." Die Vorſtellung war bei dem allen ſehr mittelmäßig ausgefallen. Nur die Huber, welche die Rolle der Claudia machte, ſpielte in der größten Vollkommenheit. Dieſe Schauſpielerin, früher Mademoiſelle Lorenz, hatte Leſſing vor fünf und zwanzig Jahren gekannt; er erinnerte ſich ihrer Bekanntſchaft bei dieſer Gelegenheit; hegte aber einigen Zweifel an ihrem damaligen Verdienſte.[1]) Ganz arg aber benahm ſich Stephanie der ältere in der Rolle des Prinzen. „Daß er die Scene mit dem Maler verdarb, war das Geringſte, bemerkte Madame König. Was thut er aber zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt ſein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, ſtreckt die Zunge langmächtig aus dem Halſe, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen iſt. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das iſt, ſo hat er ſeinen Endzweck erreicht." Leſſing war über dieſe Roheit empört: „Wie gern, antwortete er, hätte ich auch die ganze Aufführung dem Wiener Theater erlaſſen wollen! Nach allem, was Sie mir davon ſchreiben, muß ſie ganz abſcheulich ausgefallen ſein. Der abſcheuliche Kerl, der Stephanie! Und das alles laſſen ſich die Wiener ſo gefallen?"

Kurz darauf hatte Leſſing Gelegenheit, an den Staatsrath von Gebler zu ſchreiben, als er ihm für die Ueberſendung ſeiner theatraliſchen Werke dankte, und hier machte er ſeinen Unmuth, beſonders über die Vernachläſſigung der Henſel in der Vertheilung der Rolle der Emilia Galotti, geltend. „Was ſoll ich davon denken? ſchreibt er (XIII, 659). Entweder iſt das Wiener Theater auf einer Staffel der Vollkommenheit, von der ich mir keinen Begriff machen kann; oder auf einer Staffel der Mittelmäßigkeit, von der ich mir keinen Begriff machen will. . . ." Welches von beiden Leſſing hier eigentlich konnte oder wollte, kann nicht zweifelhaft ſein. Wie beſchrieb Leſſing die Wiener Schauſpieler, als er nach ſeiner Zurückkunft aus Italien über Wien ging! „Pomphaft und tönend in der Sprache, anſtändig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, in Ausdruck und in Geſtikulation, ohne feine Einſicht in den Verſtand der Charaktere, und ſogar oft nachläſſig in Bezeichnung des gemeinen Sinns der Worte." Was Leſſingen die Aufführung ſeiner Stücke in Wien vollends verleidete, war, daß man kein einziges davon aufgeführt hatte, ohne daß es nicht dieſer oder jener entweder überarbeitet oder verkürzt, oder für das daſige Theater eingerichtet hätte. Schon vor einigen Jahren hatte er, an Herrn von Sonnenfels ſchreibend, ſich nicht entbrechen können, ihm ſeine Empfindlichkeit über ein ſolches Verfahren zu bezeugen, „dem auf keinem anderen Theater auch nicht der geringſte Stümper ausgeſetzt ſei; ja dieſer auch ſelbſt nicht auf

1) An Madame König. XII, 366.

dem Wiener Theater. Doch Sonnenfels fand für gut, lieber ſeine Correſpondenz ganz aufzuheben, als mir hierauf zu antworten," ſchrieb Leſſing an Gebler. [1])

Emilia Galotti wurde noch vor Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts nach einander in das Lateiniſche, [2]) von dem Rector des Celle'ſchen Lyceums, Steffens, der ſie zugleich von den Schülern aufführen ließ — in's Franzöſiſche, [3]) Ruſſiſche, [4]) Polniſche [5]) und Engliſche [6]) überſetzt.

Siebentes Kapitel.

Nach Vollendung der Emilia Galotti fühlte Leſſing, wie ſein Bruder bemerkt, ſeine Seele abgeſpannt, und faßte den Vorſatz, ſie nie wieder ſo anzuſtrengen. Er wurde wieder ganz Bibliothekar (in ſeinem Sinne) und widmete ſich der Herausgabe ſeiner Beiträge zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, wovon noch in demſelben Jahre der erſte Band herauskam [7]) und womit er ſo lange ununterbrochen fortzufahren gedachte, bis er „Luſt und Kräfte wieder bekommen, etwas

1) Ueber die Zuſtände der Wiener Bühne in dieſer Periode, vor Schröders Berufung nach Wien 1781, und vor der Reform dieſes Theaters im Jahre 1776, giebt Prutz S. 359—60 nähere Auskunft.

2) G. E. Lessingii Emilia Galotti, progymnasmatis loco latine reddita et publice acta, moderante J. H. Steffens, Lycei Cellensis Rectore. Cellis 1778.

3) Im erſten Bande und zu Anfange des Nouveau théâtre allemand, ou recueil des pièces, qui ont paru avec succès sur les théâtres capitales de l'Allemagne, par A. Ch. Friedel et N. Bonneville. Paris 1782—85. 12 voll. in 8. — Friedel, geboren 1753 in Berlin, war professeur en survivance des pages du roi in Paris (Biogr. univ.) und zeigte großen Eifer, das deutſche Theater in Frankreich einheimiſch zu machen, wobei er an ſeinem Mitarbeiter Bonneville, und an Mercier, welche, zum Verdruß des deutſchen Baron von Grimm, für Shakeſpeare und Leſſing Parthei nahmen, einen Rückhalt hatte. (S. d. Beilage.) Zehn Jahre früher gaben ſchon Junker und Liébault ein Théâtre allemand 1772. 2 voll. 8. heraus.

4) 1784 nach Jördens.

5) Von W. Boguslawski, Dramaturg und Theaterdirektor in Lemberg (handſchriftliche Mittheilung, mit dem Bemerken, daß auch Minna von Barnhelm ins Polniſche überſetzt ſei) Warſchau 1788.

6) Von Dr. Berrington. London 1794. (Jördens.) Doch war, einem Berichte in den Annalen des Theaters von 1791 S. 111 zufolge, eine engliſche Bearbeitung dieſes Stückes für das Theater in Drury Lane von Winter 1790 bereits einſtudirt, und die berühmte Sarah Siddons hatte eine Rolle darin (welche? wird nicht geſagt); aber ihre Krankheit hinderte damals die Aufführung. — Bei dem Gaſtſpiele deutſcher Schauſpieler zu London im Sommer des Jahres 1852 wurde auch Emilia Galotti aufgeführt, that aber (nach den öffentlichen Blättern) wenig Wirkung.

7) Braunſchweig, im Verlage der Fürſtl. Waiſenhaus-Buchhandlung.

Geſcheiteres zu arbeiten.“ [1]) „Das dürfte aber ſobald ſich nicht ereignen, fährt er fort, und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünſche. Solche trockene Bibliothekar-Arbeit läßt ſich ſo recht hübſch hinſchreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringſte Anſtrengung des Geiſtes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Troſte beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabei lerne; geſetzt auch, daß nicht das Hundertſte von dieſem Manchem werth wäre, gelernt zu werden.“ — Selbſt die vermiſchten Schriften für Voß waren liegen geblieben. — „Die Beiträge mußten ſchlechterdings gemacht ſein, denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte“. . . . Von Arbeiten für das Theater will er jetzt gar nichts hören. „Kein Menſch, ſchreibt er, unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Ducaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louis'dor; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne dieſe zu bekommen! Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſei, geſetzt, daß meine Stücke auch ſo viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louis'dor werth ſind, ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten.“ (Anſpielung auf den von Weiße ſeit Kurzem angegebenen Ton im Singſpiel.[2]) Dabei blieb er unerſchütterlich bis zu dem Zeitpunkte, da Antriebe ganz andrer Art ihm Nathan den Weiſen entlockten. Ein „kleiner Theateranfall“, der ihn zu Anfang 1774 überkam, ging ſchnell vorüber.[3]) Als ſein Bruder ihn ernſthaft fragte, wie es mit Wien wäre und ob man da noch anſtünde, ein Stück von ihm mit hundert

1) An ſeinen Bruder Karl vom 28. Oct. 1770. XII, 477.

2) Vgl. Gervinus IV, 377. „Der Operettengeſchmack dieſer Jahre liegt durchaus auf Einer Linie mit den Tändeleien der Halberſtädter Dichter, mit denen auch Weiße und Gotter vielfache Beziehungen haben.“ Hier läßt Leſſing ſeine Geringſchätzung dieſes Weſens, dem ſelbſt Wieland und Goethe ſich nicht entziehen konnten, durchblicken.

3) XII, 410 an ſeinem Bruder.

Louis'dor zu bezahlen, entgegnete er trocken (XII. 395): „Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildeſt, daß ich Anträge deswegen gemacht oder auch nur machen laſſen? —" Auch ſeinem alten Freunde Bode in Hamburg, der ihm zu Anfang des Jahres 1775 im Namen des dortigen Theaters einen Antrag machte, antwortete er (XII. 428), daß er feſt entſchloſſen ſei, auf keine Weiſe etwas weiter für das Theater zu arbeiten. Bei der Stimmung, welche damals Macht über ihn erlangt hatte, glaubte er wohl ernſtlich, daß er ſich als dramatiſcher Dichter erſchöpft hätte. In dieſem Sinne ging er ſo weit, das Heil des deutſchen Theaters eher von — Ramler, als von ſeinem eignen Genie zu erwarten![1]) —

Es war Leſſing erlaubt, auf ſeinen bibliothekariſchen Fleiß tief herab zu ſehen, ihm, der ſelbſt von den ſchönſten Blüthen und Früchten ſeines Geiſtes, den Worten nach, mit einer gewiſſen Härte ſich abwandte. Für die Literatur und Wiſſenſchaft iſt er auch auf dieſem Felde ganz Leſſing, welcher (wie er in der Vorrede zum erſten Beitrage ſtolz bekennt) lieber für die noch künftige Geſchichte der Bibliothek neuern Stoff brechen, als die Rechnungen von der verfloſſenen aufnehmen wollte. Auf der einen Seite iſt er der Denker, der Forſcher, der Meiſter der Darſtellung, welcher bei ſcheinbar ganz trockenen Materien an die wichtigſten Fragen der Wiſſenſchaft anzuknüpfen und einen kunſtreichen Knoten zu flechten und zu löſen verſteht. Denn nicht genug, daß er ſeine Entdeckungen, die Ergebniſſe ſeines Forſchens, mittheilt; er zeigt auch jedesmal den Weg, den Anlaß, wie er zu ſeiner Entdeckung gelangt iſt, denn, ſagt er (IX. 229), „die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, iſt eben ſo viel werth, eben ſo lehrreich, als die Sache ſelbſt." Auf dieſem Felde iſt aber eine gewiſſe Mikrologie, der Sinn für das Kleine, Unſcheinbare nützlich, ja nothwendig, und ſo wird auch anderſeits der bloße Literator und Bibliograph bei Leſſing ſeine volle Rechnung finden. Dieſes liebevolle Eingehen in die minutiöſeſten Beſtandtheile einer literariſchen Aufgabe theilt Leſſing mit andern Geiſtern erſten Ranges, z. B. mit Leibniz. Was er bei einem dieſer Beiträge (über die ehemaligen Fenſtergemälde des Kloſters Hirſchau) gegen den ekeln Leſer, welcher: Scherben! (Vitrea fracta) ausriefe, geſagt, gilt gewiſſermaßen für dieſe Beiträge im Allgemeinen, und mag heute noch gegen ſolche Leſer als Schutzwehr dienen. „Mit ſeiner Erlaubniß! Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübſch leben und leben laſſen. Was uns nicht dienet, dienet einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfters die Schwäche ſeines Ge-

1) XII, 422. „Mit mir iſt es aus; und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, iſt in mir erloſchen. Aber Ihr Feuer iſt noch in vollem Brande. Was kümmern Sie Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatiſchen Dichter gehören, ſind noch dazu die wenigſten und entbehrlichſten. Leiſten Sie allein, was wir zuſammen leiſten wollen. Ein Meiſterſtück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unſer Theater von einem neuen Verderben zu retten." — (Eine Anſpielung auf die Sturm- und Drangſtücke der Lenz und Klinger.)

ſichts bekennen, als den Werth der Dinge ſchätzen. Ja nicht ſelten geſchieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug iſt, einen andern einen Mikrologen zu nennen, ſelbſt der erbärmlichſte Mikrolog iſt; aber freilich, nur in ſeinem Fache. Außer dieſem iſt ihm alles klein: nicht, weil er es wirklich als klein ſieht, ſondern weil er es gar nicht ſieht; weil es gänzlich außer dem Sehwinkel ſeiner Augen liegt. Seine Augen mögen ſo ſcharf ſein, als ſie wollen; es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenſchaft. Sie ſtehen ihm eben ſo unbeweglich im Kopfe, als dieſer Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe ſteht. Daher kann er nichts ſehn, als bevor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt iſt. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberſchauung eines großen Ganzen ſo nothwendig ſind, weiß er nichts. Es gehören Maſchinen dazu, den ſchwerfälligen Mann nach einer anderen Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, ſo iſt ihm die vorige ſchon wieder aus dem Gedächtniſſe."

Bei dieſer Denkart nahm Leſſing zu derſelben Zeit den Oxforder Theologen Kennikot, welcher zu ſeiner großartigen hebräiſchen Bibel die Manuſcripte faſt aller Bibliotheken Europa's collationiren ließ, gegen die oberflächlichen Scherze ſeines Bruders Karl in Schutz. [1])

Leſſing bezeichnete ſeine Beiträge: zur Geſchichte und Literatur. In Wahrheit haben ſie einen viel weiteren Umfang und betreffen nicht weniger die Theologie und Philoſophie. Zu jener gehören namentlich die Fragmente des Ungenannten, deren Herausgabe und Vertheidigung der letzten Periode in Leſſings Leben die Richtung gegeben hat. Auch die philoſophiſchen Aufſätze nehmen bei Leſſing ihren Ausgang oder den Zielpunkt von der Theologie. Dieſe ganze Gruppe bleibe für das folgende und letzte Buch ausgeſetzt. Von den eigentlichen Beiträgen zur Geſchichte und Literatur (letztere bei weitem der überwiegende Theil) kann auch hier nur Gegenſtand und Gehalt im Allgemeinen angegeben werden.

I. Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger: erſte Entdeckung.

Was Leſſing hier entdeckt hat, war, daß die von Bodmer und Breitinger im Jahre 1757 zu Zürich herausgegebenen Fabeln, welche von den Herausgebern, ſo wie von dem deutſchen Publikum als die erſte vollſtändige Bekannt-

1) XII, 396. „Aber ſo ſehr als Du verachte ich gewiſſe gelehrte Arbeiten nicht, die, dem erſten Anſchein nach, mühſamer als nützlich ſind. Die eitle Arbeit des Kennikot, wie ſie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weiſe zu einem Stück aus den verlorenen Büchern des Livius geholfen." Und als Heyne ihm in demſelben Jahre ſeinen Pindar überſchickte und ſich „wegen ſeines kritiſchen Mückenſeigens" bei Leſſing entſchuldigen zu müſſen glaubte, antwortete er ihm: (XII, 403.) „Gegen mich hätten Sie es nicht nöthig gehabt, Ihre daran gewandte große Mühe ſo zu verkleinern und zu verachten. Ich denke ſogar von Kennikot's Arbeit gut. Und muß ja wohl; wenn man auch von meinen Kahlmäuſereien nicht allzu verächtlich urtheilen ſoll..."

machung ganz neuer unbekannter Fabeln betrachtet wurde, in einem bereits 1461 zu Bamberg gedruckten Fabelbuche mit eingedruckten Holzschnitten enthalten waren, welches sich auf der Wolfenbüttler-Bibliothek befindet, und daß dasselbe, außer dem Epilog, sechs neue Fabeln enthält, welche zu den sinnreichsten und anmuthigsten der ganzen Sammlung gehören, und deshalb auch von Lessing mitgetheilt sind. Dieses seltene Buch war zwar durch Herrn von Heinicken bereits vor zehn Jahren, aber ausschließlich mit Bezug auf die Geschichte der alten Formenschneiderei, besprochen, und nur der Anfang der ersten Fabel:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter nusse fand —

hingesetzt worden. Lessingen war es vorbehalten, auf die Verwandtschaft oder vielmehr auf die Identität des Bamberger Fabelbuchs mit den Fabeln der Minnesinger den Schluß zu ziehen. Eine Bemerkung dringt sich ihm dabei auf, die er nicht unterdrücken kann, und die mit der vorhin angeführten in Zusammenhang steht, nemlich: „wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! und wie bekannt etwas sein kann, und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck, sagt er, war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz Neues aus Handschriften durfte und konnte gedruckt werden. Das macht: der Literator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Literator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein gebiendeter Gaul."

Zum Schluß verspricht Lessing, in dem zweiten Beitrage aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek den wahren Namen des Verfassers mitzutheilen. Es ist sonderbar, das Lessing diesen Aufsatz so lange zurückbehielt, daß er erst nach seinem Tode in dem fünften Beitrage von Eschenburg herausgegeben wurde.

Mit der ersten Entdeckung nun gab Lessing den Schweizern eine Lehre, zum Verdrusse der Verehrer des alten Bodmer[1]); die zweite ist hauptsächlich gegen Gottsched gerichtet, von welchem der Name des alten Fabeldichters — Lessing sagt mit einer Oseitanz — Unachtsamkeit sage viel zu wenig — mit dem Namen desjenigen verwechselt worden, welchem er sein Buch gewidmet oder dem er zu Liebe es gedichtet hatte. Dies war ein Herr von Riedenburg, welchen die Herausgeber mit voreiliger Zuversichtlichkeit zu demselben Burggrafen von Riedenburg machten, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Hätte Gottsched ein paar Verse weiter gelesen, so würde er auf den wahren Namen gestoßen sein:

1) Dies spricht sich unter andern in einem Briefe Hartmanns (aus Tübingen) an Bodmer aus, wo er ihm Lessings Entdeckung mittheilt und hinzufügt: „Nur billige ich den Ton nicht, mit welchem er gegen die Schweizer spricht. — Lessings Stolz gefällt mir nicht." (März 1773. Briefe berühmter Deutscher an Bodmer S. 301.)

„Er ist genannt Bonerius.“ Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen! und so heißt seit Lessing dieser, gewissermaßen von ihm das zweitemal entdeckte Dichter.

Ich übergehe was Lessing zur Beschreibung der Wolfenbüttler Handschriften mittheilt. Grade nur diejenige Handschrift, von der Lessing sagt, daß sie in allem, Betracht verdiene, die erste zu heißen, worin ihm auch Eschenburg beipflichtet, will Benecke umgekehrt für die allerschlechteste angesehen wissen. [1]) Derselbe Gelehrte ist auch in Betreff des Zeitalters des Bonerius verschiedener Meinung [2]), indem ihn seine Sprache und die ganze Art seines Vortrags ungefähr in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setze. „Die Gründe, aus denen Lessing beweisen wollte, daß er in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen sei, werden schwerlich jemand überzeugen, der nicht den Renner mit eben der Vorliebe ansieht, mit welcher Lessing ihn ansah. Man habe zwar auch aus den Sprüchen, die bei mehreren Gelegenheiten in diesen Fabeln vorkommen, und die wir jetzt in Freigedank lesen, schließen wollen, daß Bonerius in eine spätere Zeit gehöre, als jene Sammlung. Richtiger sei aber wohl der umgekehrte Schluß: Bonerius führt oft dergleichen Sprichwörter an, die seit undenklicher Zeit im Munde des Volkes waren, aber er nennt niemals einen Freigedank, der doch schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in solchem Ansehen stand, daß Hugo von Trimberg nie versäumte, dem Denkspruche den hochverehrten Namen beizusetzen; wahrscheinlich also, schließt Benecke, wurde diese Sammlung erst nach Bonerius Zeiten gemacht“. Indeß hat Lessings Ansicht die spätere Forschung für sich [3]). Uebrigens hatten schon Scherz und Bodmer Boners Fabeln in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt, letzterer mit besonderer Rücksicht auf die Sprache, die Einfälle, die Ausdrücke, welches alles einen Verfasser aus dem „blühenden Alter der schwäbischen Poesie“ verrathe. Es ist bezeichnend, daß Lessing diese Kennzeichen gradehin verwirft, als eine bloße „Decision des Geschmacks, kein historischer Beweisgrund“; es bleibe immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden zu wollen, auch wenn er noch so sicher wäre. Allein die Sprache, grammatisch und geschichtlich festgestellt, wird grade zu dem erheblichsten historischen Beweisgrunde. Doch zu diesem Standpunkte deutscher Sprachwissenschaft und Kritik haben wir uns erst lange nach Lessing erhoben. Bei ihm kommt eine gewisse, in seiner Eigenthümlichkeit wurzelnde Abneigung gegen die übliche, wiewohl sonst begründete Annahme von einem blühenden Alter (Zeitalter) der Schwäbischen Poesie

1) Der Edel Stein gedichtet von Bonerius. Herausgegeben von G. F. Benecke. 1816. Vorbericht XXXII.

2) Ebend. XXVIII.

3) Nach den Ermittelungen des Schultheißen von Bern, Grafen von Mülingen, nemlich war der Fabeldichter Boner kein andrer, als der Prediger Ulrich Boner zu Bern, welcher, den Urkunden nach, dort zwischen 1324 und 1349 lebte. Sein Todesjahr ist unbekannt. (Siehe den Artikel Boner in Ersch und Grubers Encyclopädie Bd. 11.)

hinzu, das ihm „ein wenig zu sehr nach dem französischen Siècle geformt zu sein schien". „Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige! Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet!" — Aehnlichen Betrachtungen begegnen wir in Lessings Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von den Minnesingern bis auf Luther, wo er zu Anfang die Frage aufwirft: wann die Minnesinger eigentlich aufhörten, und was die Ursache ihres Aufhörens war.

Man kann bemerken, daß Lessing bei seinen, mit so patriotischem wie literarischem Eifer, betriebenen altdeutschen Studien für die glänzende Periode der deutschen Sprache und Poesie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wenig Sympathie zeigte, nachdem durch die Schweizer auch nach dieser Seite die Bahn gebrochen war, obschon er in Schlesien nach dem Verfasser der, einem schlesischen Herzoge Heinrich, zugeschriebenen schönen Lieder in der Manessischen Sammlung forschte.[1]) Ohne Zweifel hing dieses mit seiner allgemeinen Abneigung gegen alle höfische Poesie zusammen. Das ritterliche Wesen, die Seele dieser Poesie, ließ ihn kalt. Ihn sprach der bürgerlich lehrhafte, ehrliche, körnige Ton der didaktischen Poesie, so wie der treuherzige simple Ton der Erzählung in der nachfolgenden Periode, zu deren Geschichte er sehr fleißig Materialien gesammelt hat, weit mehr an, wie er sich einmal gegen Herder, der für seine Volkslieder Beiträge von ihm gehofft, offen aussprach.[2]) Auf diesen Zeitraum hatte Klopstock mit wenigen, aber bedeutsamen Worten hingewiesen.[3]) Derjenige Dichter nun, welcher diesen Zeitraum so würdig, so echt volksthümlich und nachhaltig eröffnet, Hugo von Trimberg, mit seinem Renner, faßte ihn so, daß er eine neue Ausgabe desselben auf Grund dreier Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek vorbereitete und auch ausgeführt hätte, wenn ihn nicht zuletzt, wie er Herdern den 10. Jänner 1779 schrieb, das besonders glückliche Unglück begegnet wäre, ein viertes Manuscript von Hamburg zu bekommen, worüber das Unternehmen hinausgeschoben und durch Lessings Tod ganz unterbrochen wurde. Heute, da wir eine, nach den Forderungen der Kritik eingerichtete Ausgabe des Renner

1) S. B. Klose's Neue Literarische Unterhaltungen, Jahrgang 1775. S. 135 über die Frage, von welchem Herzog Heinrich jene, von Tieck und Andern übersetzte, zwei Lieder in der Pariser Handschrift herrührten: „In diesem Codex stehen, wie bekannt, nicht mehr als zwei Gedichte von diesem Herzoge, und wenn ja noch welche von ihm übrig sein sollten, so müßte man sie in der Jenaischen oder in einer Schlesischen Klosterbibliothek suchen. In der zu Brieg wird man vergebens deswegen nachfragen, das hat schon Lessing da er bei uns war, gethan." (Vgl. A. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. S. 13.)

2) XII, 521., mit näherer Hinsicht auf die lyrische Poesie.

3) In der Gelehrtenrepublik S. 170, bei Lessing XII, 468.

erhalten haben, [1]) dürfen wir es um ſo weniger bedauern, daß Leſſings Arbeit das Licht nicht geſehen hat. Abgeſehen von der Beſchränktheit ſeiner Mittel, hatte Leſſing, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, einen Renner „zuſammengeſchrieben", wie er glaubte, daß er wohl könne geweſen ſein, etwa wie er in der zweiten Abhandlung über den Bonerius ein Beiſpiel gegeben, „wie aus drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der ſich ohne allen Anſtoß noch jetzt leſen laſſe, ohne gleichwohl moderniſirt zu ſein, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für ſich habe". — „Freilich (dies erklärt er ſelbſt) will und kann ich nicht behaupten, daß eine ſolche Behandlung verſchiedener Handſchriften mit der ſtrengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht ſehr weit verſchieden ſind." Auch wollte er ſie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf hiſtoriſche Gewißheit ankommt, weil durch dergleichen Vermiſchung das ganze Monument verdächtigt werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meint er, könnte ſie gar wohl gebraucht werden, die man blos zum Vergnügen lieſt, ohne eben daraus auch nur die Geſchichte der Sprache ſtudiren zu wollen! — Dies hieß den Standpunkt des Dilettantismus, gegenüber der wiſſenſchaftlichen Kritik, nach dem Aufſchwung derſelben im 19. Jahrhundert, aufrichtig bekennen. Indeſſen auch ſo, auch aus dem Geſichtspunkte bloßer Liebhaberei, werden Leſſings Bemühungen auf dieſem Felde, ſind es auch nur Auszüge, Bemerkungen, Zuſammenſtellungen, dem deutſchen Leſer immer wohlthun. [2]) Auch förderte er nach Kräften dieſe Studien, namentlich bei Eſchenburg, welcher für ſeine Zeit mit Eifer und Erfolg in Leſſings Fußſtapfen trat und unter den Gelehrten, welche die heutige Blüthe deutſcher Sprache und Literaturwiſſenſchaft vorbereiten halfen, eine achtenswerthe Stelle behält. Die Ausarbeitung eines deutſchen Wörterbuches, welches Leſſing noch 1770 mit Ramlers Hülfe zu Stande bringen wollte, gab er auf, als Adelung ihm (1773) zuvor kam, in deſſen Werke Leſſing indeß die Sache nur „taliter qualiter" ausgeführt ſah, wie er ſeinem Bruder geſteht. „Aus dieſem taliter qualiter wirſt du abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin." Alles, was Leſſing noch thun mochte, und wirklich ausführte, beſtand in der Ausarbeitung einer verloren gegangenen Abhandlung von der Einrichtung eines deutſchen Wörterbuches. [3]) Was Leſſing vor achtzig Jahren erſtrebte, ſehn wir jetzt als die reifſte Frucht deutſcher Sprachſtudien durch

1) Die Bamberger Ausgabe von 1833 — 34. Ueber Leſſings Abſchrift des Renner, heute in der Bibliothek des Herrn Oelsner in Trebnitz, habe ich das Nähere in meinen „Leſſingiana" Blätter für liter. Unterhaltung 1843. No. 249 mitgetheilt.

2) XI. 468 ff. — XI, 617. Beiträge zu einem deutſchen Gloſſarium u. a. m.

3) XII. 455. Sie ging in einer Kiſte mit Büchern und Handſchriften im Jahre 1775 verloren. Nicolai (XIII. 175) nennt aus der Erinnerung die völlig fertige Ausarbeitung des Buchſtabens A; daſſelbe verſichert der Recenſent in der Allgem. Deutſchen Bibliothek des zweiten Theils von Leſſings vermiſchten Schriften Band LXI. S. 422 (wohl Nicolai ſelbſt).

die Gebrüder Grimm ins Werk geſetzt, wiewohl die Kritik hier ihr letztes Wort nicht geſprochen hat. Doch kehren wir zu den übrigen Beiträgen aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek zurück.

II. Romulus und Rimicius.

Dieſe Unterſuchung führt Leſſing in das Feld der äſopiſchen Fabel zurück, in welche er, wie er ſich ausdrückt, mit jener erſten Entdeckung ſich ganz wieder „verirrt" hatte. Mit dem höchſten Scharfſinn, zugleich mit dem mühſamſten Fleiße, wird hier eine arge und zwiefache Verwirrung zweier ältern Gelehrten, J. Nic. Nevelet und Nilant[1]), aufgelöſt. Romulus und Rimicius haben beide den Aeſop aus dem Griechiſchen in lateiniſche Proſa überſetzt und mehr oder weniger verſtümmelt. Die von Romulus überſetzten Fabeln ſind in dem alten deutſchen (Ulmer) Fabelbuche von dem D. Heinrich Steinhövel deutſch überſetzt und von Rimicius nur das Leben Aeſops mit einer Reihe von Fabeln eingeſchaltet. Leſſing zeigt nun erſtens, daß der Romulus des Ulmiſchen Fabelbuches durch Nevelet mit dem Rimicius verwechſelt wurde, daß dieſer angebliche Rimicius ein eben ſo guter Romulus ſei, als der, welchen Nilant, der alte Herausgeber alter Fabeln, (1709) ans Licht gebracht. Dieſer hat wiederum zwar den Irrthum des Nevelet erkannt, dagegen, wie Leſſing zweitens nachweiſt, ſelbſt irrthümlicherweiſe in dem Rimicius den Herausgeber des Romulus in dem Ulmiſchen Fabelbuche ſehen wollen. Was nun aber den ſogenannten „Anonymus des Nevelet" betrifft, ſo iſt dieſer ſelbſt nichts anderes als „ein verſificirter Romulus" und als ſolcher eine von den Hauptquellen des Bonerius, wie Leſſing in dem beſondern Aufſatz über denſelben zeigt. In einem ſpätern Aufſatze, welcher in dem nach Leſſings Tode erſchienenen fünften Beitrage enthalten iſt (über den Anonymus des Nevelet), welcher jedoch in der Mitte abbricht, hat Leſſing dem wahren Verfaſſer auf den Grund kommen wollen. Eſchenburg bekannte ſich außer Stande, dieſe Lücke auszufüllen.[2]) Seitdem aber, gegen Leſſings Er-

1) Mythologia Aesopica, (darunter Anonymi Fabulae) zuerſt Rom 1473. ed. J. Nic. Nevelet. Francof. 1610. — Fabulae antiquae ex Phaedro... acc: Romuli Fabulae Aesopicae c. not. editoris Jo. Frid. Nilant. Lugd. Bat. 1709, 8.

2) Fünfter Beitrag S. 58. — „Leſſing, ſagt Eſchenburg, war, wie er mir oft ſelbſt geſagt hat, gewohnt, ſeine Arbeiten erſt während ihres Abdruckes zu vollenden, und bei der gegenwärtigen war dies ganz gewiß der Fall. — — So viel ſieht man wohl, daß L. weder den eigentlichen Namen, noch das Zeitalter dieſes Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte; nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit ſeinen Fabeln und ihrem Urſprunge hat, ſcheint er mir beſſere Aufſchlüſſe, als die bisher gegebenen, im Sinne gehabt zu haben, und, wie geſagt, dieſe kenne ich nicht" u. ſ. w. (Wachler Handbuch I. 143 nennt ſchlechthin als Verfaſſer Hildebert von Tours; doch Band II. 256 läßt er dies nur als Vermuthung gelten. Leſſing wenigſtens, XI, 309, hat dabei an ihn nicht gedacht). Vgl. Bähr Geſchichte der römiſchen Literatur III. Ausg. 1844. I. S. 493. Nach Dreßler, in ſeiner Ausgabe des Phäder, Budiſſin 1838, wäre Ugobardus Suimonenſis jener Anonymus.

wartung, das Manuſcript des Pithou vom Phaeder 1780 wieder aufgefunden wurde, haben ohnehin die Fabeln des Romulus und der noch dauernde Streit über den Anonymus des Nevelet den größten Theil ihrer Bedeutung verloren [1]). Leſſings kritiſcher Scharfſinn erwarb ſich ſeiner Zeit bei den Kennern Anerkennung und Bewunderung; vor allem wünſchte ihm Reiske Glück, wie er „den entſetzlichen Wirrwar des verdammten Franzoſen (Nevelet) ſo meiſterhaft auseinandergeſetzt und den ſo verfitzten Knaul ſo behutſam und ſo glücklich entwickelt". „Wahrhaftig auch hier erkenne ich den großen Grammatiker. Erſt ſchlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weiſe feſt zu, daß einem ganz bange dabei wird, Sie treiben einen erſt bis zur Verzweiflung, daß ein ſolcher Knoten nie aufgelöſt werden könne, und dann, wie der Blitz, ſind Sie mit Ihrer Kataſtrophe da, aber mit einer glücklichen, ſanften, leichten, natürlichen, ſich von ſelbſt ergebenden Kataſtrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen, nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach auseinander. Wahrhaftig, das iſt Kunſt!" [2])

III. Von dem Schickard-Marchtalerſchen Tarich Beni Adam.

Veit Marchtaler, ein Rathsherr zu Ulm, hatte im Jahre 1592 in Ungarn, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bei Plünderung einer Moſchee ein ungeheures türkiſches Stammregiſter in Form einer Rolle in einer Moſchee erbeutet, aus welchem nach fünfunddreißig Jahren Schickard, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Tübingen (1628) ſeine Series regum Persiae geſchöpft hat, ein zu Leſſings Zeit bereits ſehr ſelten gewordenes Werk. Aber nur einen ſehr kleinen Theil, und nicht eben das Wichtigſte und Neue, enthielt dies Werk; das Manuſcript ſelbſt war dagegen verſchollen und für verloren gegeben. Man hätte es nach der ausgeſprochenen Anſicht Marchtalers in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien ſuchen ſollen; aber hier war es nicht. Ganz unvermuthet fand nun Leſſing dieſen Schatz in einem verſchloſſenen Kaſten in der Bibliothek, zu welchem ſich ſogar der Schlüſſel verloren hatte, ſo lange war er nicht eröffnet worden, und fand ihn daſelbſt unter einem Praſſe von ausgemerzten Kupfern und Karten. Kein Katalog in der Bibliothek enthielt eine Spur davon. Burkhart, der Geſchichtſchreiber der Bibliothek, that davon keine Meldung. „Mein ganzes Verdienſt um dieſe Wieder-

1) Vgl. Danzels Anmerkung im 1. Bande S. 78.

2) Nur der Recenſent in den Göttinger Gelehrten Zeitungen blickte dabei ſcheel auf Leſſing. (Jahrgang 1773. S. 118.) „Herr L. behandelt mit einer Kunſt, die wir bewundern, jeden ſeiner Artikel wie ein Drama, ſchürzt erſt ſeinen Knoten mühſam, läßt uns lange warten, und dann löſt er ihn. Dieſe Methode thut, wenn man nur die Löſung des Knotens nicht gleich vorausſieht, ihre gute Wirkung, müßige Leſer in Erwartung und Aufmerkſamkeit zu ſetzen, und auch Kleinigkeiten ein Anſehen von Wichtigkeit zu geben. Aber ſie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende ſagt man ſich: und das war es alles?"

auffindung, ſagt Leſſing, iſt die Neugierde, die ich hatte, einen längſt bei Seite geſetzten Kaſten zu durchſtanckern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicherweiſe nur Augen." — Eine in deutſcher Sprache auf der Rückſeite des einen Endes der Rolle angebrachte Aufſchrift verrieth auch dem der türkiſchen Sprache Unkundigen den Inhalt. Dazu kamen zwei, von dem berühmten Orientaliſten Hiob Ludolf im 17. Jahrhundert niedergeſchriebene deutſche Bogen, einen ſummariſchen Bericht von dem Inhalt dieſer Rolle oder türkiſchen Stammregiſter enthaltend, der jedoch faſt nichts mehr darbot, als Schickards eignen Bericht, ausgenommen, was von entſcheidender Wichtigkeit war, den Namen des türkiſchen Verfaſſers (Joſeph Ben Abdul-Latiph), der im ſechszehnten Jahrhundert gelebt, was dem Schickard ganz unbekannt geblieben. Leſſing hatte ſich die Mühe genommen, Schickards ganze Arbeit mit den neuern Quellen und Hülfsmitteln zu vergleichen, und zu zeigen, daß jener eben nur „den ungeſunden Schaum abgeſchöpft." Der türkiſche Codex müſſe jetzt noch erſt in die Hände eines Gelehrten kommen, der türkiſch verſtehe. „Ich habe blos als Bibliothekar geſprochen, dem es erlaubt iſt, von Werken zu ſprechen, die er nicht verſteht". — Leſſing giebt geradezu zu verſtehen, daß Schickard nicht türkiſch genug wußte, um der Arbeit gewachſen zu ſein. Reiske ſtimmte ihm bei und hielt übrigens, auch wenn Schickard ſeinen ganzen Plan ausgeführt hätte, für die jetzige Zeit das Manuſcript für völlig überflüſſig, namentlich ſeitdem das Hauptwerk des Joſeph de Guignes (auf welches er Leſſingen aufmerkſam machte) erſchienen. „Ihre Nachricht iſt mehr werth als die Rolle ſelbſt, ſchreibt Reiske an Leſſing (XIII,445.) . . . Der ehrliche Schickard, daß auch der den Leuten Staub in die Augen werfen konnte! Der gute Mann verſtand kein Türkiſch, und in der muhamedaniſchen Geſchichte der mittleren und der neuern Zeiten war er ſchlechterdings nicht zu Hauſe."— Nach der Zeit hat aber Schnurrer den Schickard gegen Reiske in Schutz genommen, und Bruns der Rolle des Marchthaler einen höhern Werth beigelegt, als Reiske zugeben wollte.[1]) Die Entdeckung vom Tarich war übrigens ſogar einem Philologen, wie Heyne, die unerwartetſte und angenehmſte.[2])

1) Vgl. Schnurrer in den „Nachrichten von ehemaligen Lehrern der hebräiſchen Litt. in Tübingen." Ulm 1792. S. 212. P. J. Bruns in Paulus Memorabilien I. Band. 1797 Nr. 2., und Ebert im Catalogus codd. mss. Or. Bibl. ducalis Guelferb., der dem Catalogus cod. mss. Or. bibl. reg. Dresd. von H. O. Fleiſcher (Lipsiae 1831. 4.) folgt S. 79. Hier erfahren wir, daß Herzog Auguſt 1652 das Manuſcript für 60 Thlr. gekauft hat.

2) Es ſind die eignen Worte Heyne's an Leſſing, vom 28. Juni 1773, XIII, 462, mit dem Hinzufügen: „Wenn doch nur der Gelehrte zu nennen wäre, der uns den Genuß dieſes Gutes verſchaffen könnte." — Da nun in der oben angeführten Recenſion des 1. Beitrags Leſſings in den Göttinger gelehrten Zeitungen dieſelbe Entdeckung, faſt mit denſelben Worten, (S. 116.) als „bei weitem die wichtigſte" gerühmt wird, und daß es dem Rec. das lebhafteſte Vergnügen mache zu erfahren u. ſ. w., ſo iſt die Vermuthung wohl gegründet, daß Heyne, ſeit 1770 Redakteur der Göttinger Anzeigen, ſelbſt Verfaſſer dieſer Recenſion war.

IV. Die Nachtigall.

So lautet der Titel eines Volkslieds über die Grumbach'ſchen Händel, welches im Jahre 1567 zu Leipzig gedruckt und durch Henkers Hand verbrannt wurde. Dieſes Gedicht, welches in der Wolfenbüttler Bibliothek zwar nicht im Druck, ſondern in drei Abſchriften vorhanden war, ſchien Leſſingen ſchon der Seltenheit wegen werth genug, wie er ſich ausdrückt: „aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus ſeiner Aſche ſchöner und jünger wieder hervorſteigt. Ein von Obrigkeit wegen, auch aus den triftigſten Gründen verbranntes Buch wieder herzuſtellen, ſei auf alle Weiſe erlaubt..... Was Einmal gedruckt iſt, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als ſie der Verfaſſer des vertilgten Buchs, von welcher Art es auch immer ſei, kann beleidigt haben. Er ſtürzet ſie vorſätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt ſie des einzigen Mittels, ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben ſo vermeſſene als lächerliche Art, daß ſie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben ſo ehrlichen als einſichtsvollen Mann halten ſoll.“ Durch dieſe Betrachtung macht Leſſing ſich Bahn, um den hiſtoriſchen Werth der durch den Henker verbrannten „Nachtigall“ ins Licht zu ſetzen. Früher war Languet[1]) die, nach Leſſing, nicht unpartheiiſche Quelle für die Geſchichte der Grumbachiſchen Händel. In der Nachtigall aber ſpreche die Stimme des unterlegenen, bisher wenig gehörten Theils. Leſſing gab ſich die Mühe, alle dahin ſchlagenden Schriften von beiden Theilen zu durchforſchen und die merkwürdigſten Parallelſtellen auszuzeichnen, um ſie, „wie es kommen würde, zu Erläuterung oder Beſtärkung oder Widerlegung der ſchwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen“. Doch bei näherer Erwägung fand er für gut, dem künftigen Geſchichtsſchreiber der Grumbachiſchen Händel, dem er den Geiſt eines Salluſtius oder St. Real ſiebenfältig wünſchte, in nichts vorzugreifen. Den poetiſchen Werth der Nachtigall und ähnlicher Volkslieder ſtellte er nicht eben hoch, deſto höher aber den hiſtoriſchen. „In dieſen Liedern erſchallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wenn geſchehene Dinge nicht mit dichteriſchen Fabeln darin ausgeſchmückt waren, ſo waren ſie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für ſolche Empfindungen giebt uns der heutige Geſchichtsſchreiber kalte, aber wenn Gott will, ſehr zuverläſſige Belege aus dem bedächtlichen Kabinete, und wir finden uns trefflich verbeſſert!...“

Angeregt durch dieſe Entdeckung Leſſings hat bald darauf der gelehrte Rektor Kloſe in Breslau dieſe Gattung der Literatur um ein neues Stück

1) Hubert Languet, der durch ſeine Vindiciae contra tyrannos, unter dem Namen Junius Brutus, berühmte franzöſiſche Publiciſt, der nach der Annahme des Proteſtantismus, der ihn mit Melanchthon und Camerarius in Verbindung ſetzte, in die Dienſte des Kurfürſten von Sachſen trat und als ſein Vertrauter galt.

bereichert, mit der Ueberschrift: Klaggesang der Nachtigal[1]), worin das traurige Schicksal des Verfassers der Nachtigall, Hans Schmidt, in einem rührenden Tone beklagt wird. Dieses Stück besaß ein Freund des Herausgebers in einer Abschrift; eine andere davon, sammt einer von Lessings Nachtigall, enthielt gleichzeitig die Rhediger'sche Bibliothek, welche, wie Klose bemerkt, mehrere Schätze mit der Wolfenbüttler Bibliothek gemeinschaftlich besitzt.[2]) Lessing erhielt noch späterhin eine Abschrift des Kaiserlichen Verbots der Nachtigall, das er sich eigenhändig abgeschrieben, wahrscheinlich um davon noch einmal Gebrauch zu machen. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel bewahrt noch diese Abschrift.[3])

Achtes Kapitel.

V. Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder.

Dieses in Jamben verfaßte griechische Gedicht, an und für sich zwar von geringem Werthe, von einem Byzantiner aus dem sechsten Jahrhundert[4]), bekannt durch mehrere Epigramme in der griechischen Anthologie und eine Beschreibung der Sophienkirche in Konstantinopel, war in Folge einer seltsamen typographischen Verwirrung der ersten Ausgaben bis zur Unbrauchbarkeit unverständlich geworden, so daß selbst ein Grotius sich in das verschobene Gedicht nicht zu finden wußte. Diese Verwirrung aufgedeckt und aus einer der Handschriften des Gudius den Text wieder hergestellt zu haben[5]) ist Lessings Verdienst. Text und Scholien begleitet er mit kritisch-philologischen Anmerkungen, welche dem Verfasser der Recension des Buches in den Götting'schen Anzeigen die Bemerkung entlocken: „Wir bewundern den Mann von Genie, der so geschmeidig

1) Klaggesang der Nachtigal, das ist, von der vorratherischen (sic) Aufgab der gewaltigen Festung Grimmenstein und Stadt Gotha. A. C. 1567. (Neue Literarische Unterhaltungen 1774. Band I. S. 22—37.)

2) S. 36. werden aus der Abschrift der Nachtigall in der Rhediger'schen Bibliothek verschiedene Varianten zu der Wolfenbüttel'schen mitgetheilt.

3) Herr Dr. Schönemann hat erst in neuester Zeit dieses Autographon Lessings aufgefunden, und mir in einem Briefe gütigst Mittheilung davon gegeben.

4) Der eigentliche Name war Paulus; Silentiarius bedeutet nur das Hofamt (vide: Ducange, glossarium).

5) Aeltere, richtigere Recensionen, von Bonaventura Vulcanius und Morellus, zu Ende des 16. Jahrhunderts, waren den spätern Herausgebern völlig entgangen, so daß Lessing eigentlich die alte Verwirrung von neuem entdecken mußte. IX, 106—7. Er zeigt bei dieser Gelegenheit auf den großen Nutzen der gelehrten Zeitschriften, „diese Wohlthat jetziger Zeit, welche, wegen einiger zufälligen schlimmen Folgen, von Vielen schon wieder verkannt werde."

iſt, einen Versmacher, der ſo wenig Genie iſt, ſo mühſam und ſo gelehrt zu erläutern.“ Uebrigens hatte ſchon Huet eine weitläufige Erläuterung jenes Gedichts gegeben, welche Leſſing jedoch, nach der Bemerkung deſſelben Recenſenten, nicht gekannt zu haben ſcheint, weil er ſich ſonſt einen großen Theil ſeiner Mühe erſpart haben würde.

VI. Vermeinte *ANEKDOTA* des Antoninus in der herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Der gelehrte Vorſteher der Laurentina in Florenz, Bandini, welcher die griechiſchen Handſchriften dieſer Bibliothek in drei Folianten beſchrieben hat, von denen der letzte 1770 herauskam, hatte aus einem Codex, demſelben, welcher das Gedicht des Paulus Silentiarius enthielt, angeblich anſehnliche Fragmente und Bereicherungen der Betrachtungen des Kaiſers Antoninus entdeckt. Die Wolfenbüttler Bibliothek aber beſaß einen ganz gleichen Codex, und ſiehe da, was hatte der gelehrte Mann für Stücke des Antoninus angeſehn? — Nichts Anderes und Beſſeres als bekannte Anekdoten aus dem Aelian von der Natur der Thiere. Leſſing kann ſich bei dem Aufdecken dieſes ſeltſamen Quid pro quo einer heitern Ironie nicht enthalten (zu ſpotten iſt er auch hier nicht der Mann). „Ein Literator, ſagt er, der ſeine Gedanken unter tauſend und tauſend Scharteken von Büchern und Handſchriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrſamkeit, ſeiner klaſſiſchen Lektüre vergeſſen.“ Reiske war in ſeinem Urtheil viel derber. [1])

VII. Leibnitz von den ewigen Strafen. — Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

Von dieſen beiden, mit einander verwandten Aufſätzen hier erſt nur das Hiſtoriſche. In dem erſtern theilt uns Leſſing eine früher ungedruckte Vorrede Leibnitzens zu einer von ihm beabſichtigten, neuen Ausgabe von der ſelten gewordenen Schrift gegen die Ewigkeit der Höllenſtrafen, von dem Altdorfer Profeſſor der Medicin und Philoſophie, Ernſt Sonnerus, mit. [2]) Da aber dieſe Ausgabe unterblieb, ſo war auch Leibnitzens Vorrede liegen geblieben. Zwar hatte ſie Mosheim ſeiner Geſchichte der Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen einverleiben wollen, allein ſeinen Vorſatz unausgeführt gelaſſen. Im Jahre 1768 gab Dutens Leibnitzens ſämmtliche Werke heraus, und auch hier fehlte (mit noch ſehr vielen anderen Schriften!) die Vorrede zum Sonnerus. Bei dieſer Gelegenheit unterläßt Leſſing es nicht, darauf hinzuweiſen, wie ſo äußerſt nachläſſig Deutſchland geweſen, die Bemühungen des Herausgebers, dieſes würdigen Ausländers, zu unterſtützen. Er läßt alſo Leibnitzens Vorrede nach der Handſchrift der Wolfenbütteler Bibliothek hier abdrucken. (Er ſagt zwar nicht, daß es die Urſchrift

1) „Den Pinſel von Florenz haben Sie vortrefflich abgeputzt,“ ſchreibt er an Leſſing. XIII, 441.

2) Er ſtarb 1612, im Verdachte des Socianismus. Seine Schrift führt den Titel: Demonstratio, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam, sed injustitiam.

war; aber man darf es aus ſeiner ganzen Rede ſchließen.) Viel wichtiger jedoch als Leibnitzens kurze Vorrede iſt Leſſings Auseinanderſetzung und philoſophiſche Rechtfertigung der Ewigkeit der Höllenſtrafen nach Leibnitz, welche den eigentlichen Körper der Abhandlung ausmacht. —

Auch bei dem andern Aufſatz iſt es Leſſingen nicht ſowohl um das, was die Aufſchrift ankündigt, als vielmehr um eine Schrift Leibnitzens zu thun, „welche die Welt zwar hatte, aber auch ſo gut wie nicht hatte", nämlich ſeine Vertheidigung der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe des Socinianers Wiſſowatius. [1]) Die letzteren waren ungedruckt geblieben, und darum war Leibnitzens Antwort oft unverſtändlich, weil Leibnitz, ohne die Einwürfe ſeines Gegners zu wiederholen, ſich mit bloßen Buchſtaben darauf bezogen hatte. Leſſing füllte alſo eine doppelte Lücke dadurch, daß er beide Aufſätze, ſowohl die Einwürfe des Socinianers als Leibnitzens Antwort wieder abdrucken ließ, letztere zugleich von vielen argen Verſtümmelungen und Verfälſchungen befreit. An einer ſehr ſchwierigen Stelle, wo Leſſing einen „wahren Unſinn" in den Worten der Handſchrift fand, half ihm nachträglich Mendelsſohns Scharfſinn glücklich ſo weit aus, daß nicht nur ein ſehr guter Sinn herauskam, ſondern die ſo hergeſtellte Bemerkung als neu und dem Vertheidiger der Dreieinigkeit ſehr nützlich erſchien. [2]) Dieſe von ſeinem jüdiſchen Freunde hier übernommene Rolle ſchien Leſſingen ſelbſt merkwürdig; er nahm die Verbeſſerung von ihm an. — „Aber iſt es nicht ſonderbar (fährt er fort, XII, 417), daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herſtellen, die Ihnen von einem Ende zum andern ſo kompleter Nonſens ſcheinen muß — und iſt? Auch mir iſt; auch ohne Zweifel Leibnitzen ſelbſt geweſen iſt. Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn, es iſt unſtreitig beſſer, eine unphiloſophiſche Sache ſehr philoſophiſch vertheidigen, als unphiloſophiſch verwerfen und reformiren wollen. . . ." Näher auf Leſſings eigene Auslegung der Dreieinigkeit eingehen dürfen wir hier noch nicht.

VIII. Marco Polo aus einer Handſchrift ergänzt, und aus einer andern ſehr zu verbeſſern.

Von der Reiſe des Marco Polo zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, deren Glaubwürdigkeit und Werthſchätzung im Laufe der Jahrhunderte bis auf unſere Zeiten nur geſtiegen iſt, [3]) beſitzt die Wolfenbüttler Bibliothek drei lateiniſche Handſchriften von beſonderm Werthe. Es iſt — auch heute noch — nicht ganz ausgemacht, von wem und in welcher Sprache, ob italieniſch oder lateiniſch,

1) Defensio Trinitatis per nova reperta logica. Ueber eine philoſophiſche Schwierigkeit in Leibnitzens Reſponſorien, X, 273, hat ſich unter Danzels Papieren ein Blatt vorgefunden, deſſen Verfaſſer, ſo viel die Handſchrift zeigt, Prof. Drobiſch iſt. Es folgt in der Beilage.

2) Mendelsſohn an Leſſing vom 1. Februar 1774. XIII, 495.

3) Vgl. Goethe, zum Weſtöſtlichen Divan, W. VI, 187. „Marco Polo."

dieſe Nachrichten zuerſt aufgeſetzt worden. Den Gelehrten dienten bisher zwei lateiniſche Texte, der, welcher beim Reineccius ſich befindet, und ein anderer von Franc. Pipinus, einem Zeitgenoſſen Polo's, den Andreas Müller bei ſeiner Ausgabe 1671, nach einer Handſchrift der Churfürſtlichen Bibliothek in Berlin, verglichen hatte. Die erſten beiden Wolfenbüttler Handſchriften nun enthalten nur die Ueberſetzung des Pipinus, die dritte aber eine ſowohl von dieſer, als auch von dem gewöhnlichen Texte ganz verſchiedene lateiniſche Ueberſetzung. In einer der erſten beiden befindet ſich ſogar ein ganzes Kapitel mehr, als der gewöhnliche lateiniſche Text, welches von der innern Einrichtung der Tartariſchen Kriegsheere handelt. Müller hatte es übergangen, ja, wie es ſcheint, gar überſehen, und Leſſing findet es wichtig genug, dies (cap. LX.) vollſtändig mitzutheilen. Dieſe dritte Handſchrift ſcheint ihm zwar nur mehr der erſte unvollkommene Entwurf des Werkes, als das Werk ſelbſt zu ſein, aber ſie iſt in vielen Stellen um ſo viel vollſtändiger, als die anderen, daher dieſe aus jener oft glücklich ergänzt werden können. Dies macht Leſſing durch Entgegenhaltung der Texte in zwei Reihen anſchaulich. Endlich verſucht er vermittelſt jener Handſchrift das noch nicht ganz gelöſte Räthſel über die eigentliche Grundſprache des Textes und die mannichfaltigen Abſchriften zu beantworten und neigt ſich der Meinung zu, welche durch die Ausſage des Ramuſio unterſtützt wird, daß ein Genueſe Polo's Nachrichten aus ſeinem Munde zuerſt lateiniſch aufgeſetzt habe, und von dieſem erſten Entwurfe möge die dritte Wolfenbütteler Handſchrift eine Copie ſein. [1])

IX. Die Flandriſche Chronike, beim Martene und Durand, aus einer Handſchrift ergänzt.

In einer von den Handſchriften, welche die Reiſen des Marco Polo enthalten, fand ſich unter andern auch ein Chronicon Flandriae, von welchem Leſſing beim Durchleſen erkannte, daß es das nämliche ſei, welches Martene und Durand aus einem Manuſcripte des Kloſters Clairvaux unter dem Titel: Genealogia Comitum Flandriae, herausgegeben haben. In dieſer Ausgabe nun befindet ſich nach dem Jahre 1330 eine Lücke, welche die Herausgeber wohl bemerkten, auch anzeigten, jedoch ſo, daß ſie weder den ganzen Umfang, noch die Wichtigkeit des Fehlenden erkannten, indem es ſich an dieſer Stelle „nicht etwa um kleine Händel Flämiſcher Tuchmacher und Walker, ſondern größtentheils um jenen wichtigen Krieg handelte, welcher gegen 1338 zwiſchen den Königen von England und Frankreich, Eduard III.

1) Der deutſche Ueberſetzer der Reiſen des Marco Polo, Aug. Bürck, (die Reiſen u. ſ. w. nebſt Zuſätzen und Verbeſſerungen von K. F. Neumann, Leipzig 1845) findet dagegen die Gründe, welche gegen Ramuſio's und Leſſings Annahme ſprechen, weit überwiegend. Daß Neumann ſeine Abſicht, auch nach den neuern Ausgaben von Marsdor, Graf Baldelli Boni und Ritter, welche, bei ſonſtigem Verdienſte, der Sprachen des öſtlichen und Mittelaſiens unkundig waren, mit beſonderer Benutzung der Wolfenbüttler Handſchriften, welche, nach der Beſchreibung Leſſings zu urtheilen, eine große Ausbeute verſprechen, eine neue, unſerer erweiterten wiſſenſchaftlichen Kenntniß Aſiens angemeſſene Ausgabe Polo's zu veranſtalten, nicht ausgeführt (S. 601.), bleibt ſehr zu bedauern.

und Philipp von Valois, ausbrach, und mit geringen Unterbrechungen hundert Jahre dauerte, bis zur Befreiung Frankreichs von den Engländern durch die Jungfrau von Orleans". Jene Lücke, welche bis zu dem Waffenstillstande von Vannes (1344) reicht, ist es, welche Lessing hier zum erstenmal gänzt. In der Nachschrift nimmt er Anlaß, gegen Voltaire, die wahren politischen Motive des Bündnisses Eduards III. mit dem Brauer zu Gent, Jacob von Artefelde, le grand moteur de cette guerre fameuse, wie er ihn nannte, darzulegen. Außerdem hat Lessing noch einige kleine Lücken in der Ausgabe der Benedictiner ausgefüllt und verschiedene Verbesserungen aus seiner Handschrift angegeben.

X. Ehemalige Fenstergemälde in Kloster Hirschau.

Die Entdeckung, welche sich an diese Fenstergemälde knüpft, betrifft einen der merkwürdigsten Punkte der Kunstgeschichte des Mittelalters und ist vor andern ausgezeichnet durch das Geistreiche des aperçu, durch die Schärfe und Bündigkeit der Kombination. [1]) Es handelte sich um den Ursprung der sogenannten Biblia pauperum, eines der ältesten Denkmäler der Holzschneidekunst. Lessing also entdeckt, daß in den vierzig Fenstergemälden des genannten Klosters, auf welchen typische und antitypische Vorstellungen von Christo, in drei Felder getheilt, enthalten waren, der wahre Ursprung der damit übereinstimmenden Bilder der Armenbibel zu suchen sei, daß nämlich die Holzschnitte nach diesen Fenstern, und nicht umgekehrt, gemacht worden; so daß, was bisher Biblia pauperum hieß, wenigstens was man bisher für die erste originale Ausgabe davon gehalten (nämlich die aus vierzig Blättern bestehende lateinische), künftig mit weit mehrerem Recht die Hirschau'schen Fenstergemälde heißen müßte. Auf dieses allgemeine Ergebniß dieser anziehenden Untersuchungen müssen wir uns beschränken. Daß indessen Lessings Auffassung einigermaßen zu eng sei, daß der Satz theils durch die Verschiedenheit der Zahl der Blätter in den verschiedenen Exemplaren der Biblia pauperum, theils durch das Vorkommen dieser typischen Vorstellungen in mehr als einem Kloster, erweitert werden müsse, hat er selbst gefühlt. Ob nun das Buch den Gemälden, oder umgekehrt die Gemälde dem Buche in den besonderen Fällen zu Grunde liegen, mag streitig sein: die gegenseitige Beziehung der beiden auf einander, dies macht eigentlich das Wesen von Lessings Entdeckung aus, und dieses hat sich durch die späteren Untersuchungen nur bewährt. [2]) Um völlig Licht in diese Frage zu bringen, mußte endlich auf den Namen und den Verfasser der Biblia pauperum zurückgegangen werden, und auch hiezu hat Lessing wenigstens Weg gebahnt.

---

1) Die erste Anregung dazu erhielt Lessing ohne Zweifel durch Heineckens Idee générale d'une collection d'estampes, Leipzig 1771.

2) Zu den durch Lessing weiter angeregten Untersuchungen gehören die von Fiorillo, kleine Schriften artistischen Inhalts I. Göttingen 1803. S. 38 ff. Ebert, Ueberlieferungen II, 181. mit Bezug auf die Exemplare der Wolfenbütteler Bibliothek. Vgl. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. S. 27 ff. Gräße, Lehrbuch der allgem. Literärgeschichte, II, B. 268. u. a. m.

XI. Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller.

Dieser Aufsatz, aus vier Abschnitten bestehend, wie die Ueberschrift es angiebt, sollte nur zur Erläuterung und Bestätigung der vorhergehenden dienen, hat aber für die Kunst- und Literaturgeschichte des Mittelalters seinen eigenen Werth.[1]) Lessing gebrauchte dafür eine handschriftliche Beschreibung des einst so berühmten Benedictinerklosters, eines der ältesten in Deutschland, von einem ihrer ehemaligen gelehrten Aebte, Johann Parsimonius, welche Johann Jakob Moser mit noch anderen Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel geschenkt hatte.[2]) Unter andern liefert Lessing keine unerhebliche Ergänzung des J. A. Fabricius und zeigt, daß dieser berühmte Literator in seiner Literargeschichte des Mittelalters sich auf Trithemius De scriptoribus ecclesiasticis beschränkt, und dessen Chronicon Hirshaugense, wo beiläufige Nachrichten von Hirschau'schen und anderen Gelehrten des Mittelalters eingestreut sind, übergangen habe.[3]) Auch den Katalog der Klosterbibliothek theilt Lessing aus dem Parsimonius mit und liefert damit einen schätzbaren Beitrag zu der Geschichte der Bibliotheken des Mittelalters; „denn, wenn man auch schon nicht daraus sieht, was eigentlich das Beste in der Bibliothek gewesen, so sieht man doch wenigstens daraus, was die Mönche für das Beste daraus gehalten."

Ich berühre kurz Nro. XIII. „Zur Griechischen Anthologie," wo Lessing vier ungedruckte Epigramme aus einem der Manuscripte des Gudius mittheilt, davon das wichtigste und größte ein arithmetisches Problem, dergleichen einige in dem 46. Abschnitte des ersten Buches der Anthologie vorkommen. Die übrigen Epigramme betrafen ebenfalls Aufgaben, „nur aber von der allerschlechtesten Art, wenn man will: es sind Räthsel von der dunkelsten Art". Die

1) Bei der Angabe der zahlreichen Kirchengemälde erwähnt Lessing auch der Sibyllen, (X, 250) deren nicht zehn, sondern eilf gemalt waren, wovon die eilfte beim Parsimonius Sibylla Chimica heißt, mit der ich hier (fügt Lessing halb scherzend hinzu) die erste Bekanntschaft gemacht habe. Aber daß diese chymische Sibylla keine andere, als die aus Virgil bekannte Sibylla Cumaea sein sollte, belehrt mich mein College und Freund, Professor J. G. Friedlieb, der neueste Herausgeber der *Χρήσμοι Σιβυλλίακοι* (Leipz. 1852), wo p. LXIV. auf die Sibyllenbildung im Mittelalter und deren Einfluß auf die bildenden Künste (mit Hinweisung auf Lessings Aufsatz in Rede) aufmerksam gemacht wird.

Mit Bezug auf die darauf folgende Bemerkung Lessings über das gemeldete Vorhaben des Markgrafen Albrecht, Herzogs in Preußen, eine gleichförmige Kirche zu Königsberg aufzurichten und die auf seine Veranstaltung copirten Gemälde der Kirche zu Hirschau hier anzubringen, vergleiche die kritischen Bemerkungen von E. A. Hagen in der Beschreibung der Domkirche zu Königsberg. Königsberg 1833. S 90, mit Rücksicht auf die Worte Lessings an unserer Stelle und Voigt, Herzog Albrechts erste Vermählung, in dem N. Preuß. Prov. Bl. Bd. XII, S. 27.

2) „Gesegnet sei das Andenken aller der Männer, (ruft Lessing bei Erwähnung Mosers aus) die der besseren und schicklichern Erhaltung alter Schriften das Recht ihres Eigenthums aufopfern!"

3) In neuester Zeit ist dieses Chronicon durch den von dem Literarischen Verein in Stuttgart herausgegebenen Codex Hirsaugiensis in den Hintergrund gerückt worden.

Professoren Heusinger[1]) und Leiste standen ihm bei diesen mühsamen und undankbaren Untersuchungen zur Seite. Sein Freund Reiske aber irrte sich diesmal sehr, wenn er ihm einen „Floh ins Ohr" damit setzen wollte (XIII, 441), daß diese Epigramme schon gedruckt sein könnten, und ihn auf den Diophantus von Bachet verweist, als wenn Lessing nicht selbst zu Anfang vom Bachet und seinem arithmetischen Epigramme geredet hätte![2])

XII. Erasmus Stella

und dessen nun erst ans Licht tretende Commentarii de reb. ac pop. orae inter Albim et Salam.

Diese „für verloren geachteten" Commentarii eines Schriftstellers von so zweideutigem Rufe als Stella, macht Lessing, wie er sagt, nicht sowohl wegen ihres innern wahren Werths oder ihrer eigentlichen Brauchbarkeit bekannt, als um neue kritische Untersuchungen über die Meißnischen Alterthümer anzuregen, da jener eben so oft mit seinen Fabeln die Sammler und Compilatoren verführt, als von den bessern Geschichtschreibern widerlegt worden, obschon sie nicht selten an die Stelle seiner Dichtungen eben so grundlose Dinge gesetzt haben. Stella nämlich hatte in Italien die Kunst gelernt, „Quellen gänzlich zu erdichten und eigene Werke fremden Namen unterzuschieben". Lessing hat bei dieser Gelegenheit die Echtheit der von ihm mitgetheilten Grabschrift des in der Thomaskirche zu Leipzig angeblich ermordeten und in der Paulinerkirche begrabenen Markgrafen Diezmann, welcher den Namen Dantes, mit der Jahreszahl 1280, als Verfasser angiebt, in Frage gestellt, oder vielmehr die früher schon vermuthete Unechtheit mit neuen Gründen erwiesen, und als ein Machwerk desselben Stella hingestellt. Am Schluß spricht Lessing seinem Freunde C. A. Schmid seinen Dank dafür aus, daß er sich der Mühe unterzogen, die Handschrift für ihn zu copiren. Dafür mußte dieser Lessingen die Verlegenheit tragen helfen, da ihnen von Schirach, dem Klotzianer, mit einiger Schadenfreude nachgewiesen wurde, daß ihr Stella schon einmal herausgegeben war.[3]) „Das ist mir freilich nun nicht recht lieb, schrieb Lessing seinem Freunde Schmidt (XII, 406: 12. Decemb. 1773), daß unser Stella schon gedruckt ist. Wer Henker kann alle Sammlungen und Schmierereien der Longoliorum kennen und im Kopfe haben? Indeß ist mir es doch auch nicht ganz unangenehm. Denn gegen Sie, unter vier Augen, einmal zu prahlen, so kann man aus beiden Ausgaben nun sehen, was für ein Unterschied es ist, wenn ich oder Longolius so einen

1) „Zu dessen längst bekannten Einsichten in dem ganzen Felde der Literatur und Kritik ich öfterer meine Zuflucht nahm, schreibt Lessing IX, 406, so wie er Leiste'n den „würdigen Schulmann nennt, der sich nur noch neulich durch eine vortreffliche Angabe einer vollkommenen Luftpumpe so vielen Beifall erworben."

2) Zum Ueberfluß habe ich den Bachet noch einmal verglichen.

3) Nämlich von Paul Daniel Longolius, Rektor in Hof, in seinem „Longolischen Vorrath allerlei brauchbarer Nachrichten". Viertes Fach. Schwabach 1767. S. 1—69, nach einer Handschrift in Zwickau, wo Stella gelebt, und welche der Herausgeber daher für die Urschrift hielt. Er begleitete den Text mit zahlreichen Anmerkungen.

Quark herausgebe. Mit allem Fleiße, den Longolius darauf verwandt, hat er doch den einzig wichtigen Gebrauch nicht gesehen, der davon zu machen war. Hätte ich gewußt, daß die Schrift von Stella schon gedruckt sei, so würde ich sie nicht des Ansehens gewürdigt haben, und so würde diese Entdeckung vielleicht nie sein gemacht worden.[1]) Aber wie gesagt, lieber Schmidt, diese Großsprecherei unter uns! Ich will es gewissen Leuten gern gönnen, sich damit groß zu machen, daß sie so etwas besser gewußt, als ich."

XVII. Von Adam Neusern einige authentische Nachrichten.

Den Kern dieses Aufsatzes bildet ein in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrter ungedruckter langer Brief jenes im 16. Jahrhundert berüchtigten Renegaten (ehemaligen Predigers bei der Peterskirche in Heidelberg), aus Constantinopel, vom Jahre 1574, auf Grund dessen Lessing jenen Mann von manchen auf ihm lastenden schweren Anklagen, namentlich der des Versuchs eines verrätherischen Bündnisses mit den Türken, den er sogar noch als Prediger zu Heidelberg gemacht hätte, zu retten sucht. Wie so oft, wo es galt, die gekränkte Gewissensfreiheit oder die sittliche Unbescholtenheit eines wegen Ketzerei oder Abfalls verfolgten und geschmähten Unglücklichen in Schutz zu nehmen, wird Lessing warm und ist unermüdlich, den Gegenstand nach so viel Seiten zu wenden und zu beleuchten, bis er den Gegnern jede weitere Ausflucht genommen zu haben glaubt. Bene est, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint! hatte ein reformirter Theolog ironisch gegen gewisse lutherische bemerkt, welche Neuser's Abfall dem Calvinismus zur Last legen wollen, und die Bestrafung eines seiner Mitschuldigen, Sylvanus, für zu strenge gehalten hatten. „Bene?" (entgegnet Lessing) „Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolgt hat! Oder wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? — Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll: so wäre es eben so gut, wir hätten gar keine Geschichte!...."

Selbst ein Leibniz hatte sich nicht hinreichend in den Akten unterrichtet, da er noch in seinem letzten Lebensjahre Neusern einmal den Plan beimißt, in der Chri-

1) In einem besondern Programm über das Epigramm auf den Markgrafen Diezmann in der Leipziger Paulinerkirche von K. F. A. Nobbe (Leipzig 1823), hat der Verfasser alle Gründe der Unechtheit zusammengefaßt und kritisch geführt; er setzt das Epigramm in das 16. Jahrhundert hinab. Nur aber möchte er nicht behaupten (S. 11), daß Stella, welcher freilich unter dem Namen seines Lehrers Garzo Rerum Saxonicarum libr. II. bekannt gemacht haben soll, sich auch doch im Denkmale Dantes Alligererius genannt habe. Vielleicht hätte er der Sache noch mehr Aufmerksamkeit gewidmet, wenn ihm nicht sein Vorgänger, Lessing, mit seinem Aufsatz und seinen Gründen allen, entgangen wäre.

ſtenheit für die Türken zu cabaliren. Aber Leibniz wird ſich eine ſolche Idee lediglich aus der Strenge abſtrahirt haben, mit welcher man gegen Neuſer's Genoſſen verfahren war, er dachte, nach ſeiner Gewohnheit, auch da „ſehr bündig, wo er nicht ganz richtig dachte". Nachdem Leſſing auf Neuſer's moraliſchen Charakter im Ganzen einen Blick geworfen und gezeigt, daß dieſer nicht ſo ſchwarz und abſcheulich geweſen, als man ihn gewöhnlich vorgeſtellt, ſchließt er: „Wem es ſcheinen möchte, daß ich mich bei einer alten verlegenen Geſchichte viel zu viel aufgehalten habe: den bitte ich zu bedenken, wie vieles über den Servetus geſchrieben worden. Oder muß man ſchlechterdings ein Ausländer ſein, um unſre Aufmerkſamkeit zu verdienen?" — Leſſing erinnert, daß Neuſer noch etwas mehr als ein Antitrinitarier geweſen; daß er auch ein guter mechaniſcher Kopf geweſen zu ſein ſcheine, indem er an einer Erfindung gearbeitet, die hundert Jahre hernach ſelbſt Leibnizen einmal durch den Kopf ging, nehmlich einen Wagen zu verfertigen, der ſich von ſelbſt bewegen ſollte, und durch deſſen ſchnellen Lauf, wenn es angegangen wäre, er große Dinge auszurichten vermeinte. [1])

XIX. Ergänzungen des Julius Firmicus.

Die Wolfenbüttler Bibliothek beſitzt ein Exemplar der Aldiſchen Ausgabe des aſtrologiſchen Werkes des eben genannten Schriftſtellers aus dem vierten Jahrhundert nach Chriſto [2]) (Mathesis L. LVII.), welches einem unbekannten Gelehrten des ſechszehnten Jahrhunderts angehört hat, der es nicht nur ſorgfältig verbeſſert, ſondern durch größere Stellen auf eingehefteten Blättern auf das ſorgſamſte ergänzt hat. Dieſe Ergänzungen ſind es, welche Leſſing wörtlich, ja buchſtäblich, mit diplomatiſcher Genauigkeit mittheilt. Er brauchte, ſagt er nach dem Abdruck dieſer Stelle, nicht den Herausgeber noch mit zu ſpielen: er ſei blos der Handlanger, der Anbringer eines Herausgebers. Er enthielte ſich alſo aller und jeder Verbeſſerungen, da er einige dieſer Schäden dennoch hätte ſtehen laſſen müſſen. „Und ob ſie ſchon (jene Stellen), ſammt dem ganzen Buche, dieſe Wichtigkeit nun nicht mehr haben, auch beides die Welt gar wohl ohne erheblichen Schaden dürfte entbehren können, ſo ſind doch gegenwärtig meine Beiträge von der Art, daß entweder ſo etwas, oder nichts, darin aufbehalten zu werden verdient. Was die ganze Welt einmal hat, muß ſie ſo ganz als möglich, ſo ganz als es ihr von Anfange beſtimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntniß der Welt gebracht worden, muß ſie ſo genau, ſo zuverläſſig wiſſen

1) Vgl. Leibniz. Eine Biographie I, S. 201. — Die Geſchichte Adam Neuſer's ſchien Karl Leſſing zu einer Tragödie und zwar einer Art Beliſar geeignet, worin man einen Menſchen, der ſeine Religion geändert, wo nicht rechtfertigen, ſo doch völlig entſchuldigen könnte, mit beſonderer Hinſicht auf die Moral des Koran. Leſſing antwortete ihm (XII, 422): „Dein Einfall mit Adam Neuſer iſt nicht unrecht."

2) Julius Firmicus Maternus, welchem auch eine Schrift über die Falſchheit der heidniſchen Religionen beigelegt wird.

können, als möglich: oder es wäre eben so gut, daß sie jenes gar nicht hätte, und dieses gar nicht wüßte." Und nach dieser Regel wünscht Lessing alle die einzelnen Aufsätze in seinen Beiträgen geschätzt zu wissen, und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wohl haben können, ohne daß er sofort und Allen in die Augen fällt; noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet. (IX, 425).

Besser und gerechter, als mit Lessings eigenen Worten würde ich diese Uebersicht seiner Beiträge, die ihm unter den Literatoren des neuen Jahrhunderts einen der ersten Plätze anweisen, nicht beschließen können. Sie haben in neuerer Zeit so manche glückliche Nachfolge bei gelehrten und eifrigen Bibliothekaren Deutschlands hervorgerufen und thun es noch. Eine Menge der schätzbarsten bibliographischen und literarhistorischen Notizen über Ausgaben und Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek finden sich noch in Lessings Nachlaß unter verschiedene Rubriken zerstreut. [1]) —

Die Zeitgenossen, vor Allen die Freunde, bezeugten den „Beiträgen" Anerkennung, ja Bewunderung. Heyne wollte in dem Verfasser den Herkules mit der Keule sehen, wie er Schmetterlinge todt schlägt. [2]) Aufrichtiger und wärmer war Ebert's poetischer Gruß in seiner Epistel an C. A. Schmid [3]), wo er Lessings vielseitige Talente, als Dichters und Schriftstellers feiert:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Styl ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren,
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.
Er mag, wohin er will, mich führen,
Er mag sich metamorphosiren,
Ich folg' ihm, ohn' ihn zu verlieren,
Vom Trauerspiel zum Epigramm,
Und von der Poesie zu Prose,
In jegliche Metamorphose.
So prangt der starken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit feinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Moose....

Auf die letzten Verse anspielend, schreibt Lessing bei der Uebersendung des ersten Beitrags an Ebert: „Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme. Eine Frage fällt mir dabei ein (fügt er hinzu), die Sie mir gelegentlich beantworten können. — Ist es die Eiche, oder ist es der Boden, worin die Eiche stehet, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? — Ist es der Boden? was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? — Doch er ver-

1) Dahin gehört z. B. XI, 474—476. Manuscripta latina theologica in folio.
2) An Lessing vom 28. Juni 1773 (XIII, 462).
3) J. A. Ebert's Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg 1789. I, 99.

dorre immerhin! Die Eiche, ſo lange ſie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, ſondern durch ihre Wurzeln. . . ."

Ebert geht auf dieſes Gleichniß ein: „Es iſt wahr, antwortet er, daß die Eiche, woran ſie zu wachſen pflegen, etwas krank iſt, und daß ſie gemeiniglich an dem abgehauenen Stamme derſelben wachſen. Allein wenn die kranke oder unvollſtändige Eiche ſogar ſolche Früchte hervorbringen kann, was für Früchte kann ſie denn nicht tragen, wenn ſie noch ſo geſund und ſo ganz iſt, wie Sie ſind, wenn Sie es nur ſein wollen?" — Der Erbprinz hatte ihm (dies meldet er Leſſing) ſein großes Vergnügen bezeugt über das, was er in dem (erſten) Beitrage geleſen hatte. Es war der Artikel von Leibniz. Er hatte auch die Vorrede geleſen. „Er bewunderte den Geiſt des Verfaſſers (dies ſage ich mehr zu des erſtern, als zu des letztern Ehre) und war darüber mit mir einig, daß ſchwerlich jemals ein ſolcher tragiſcher Dichter, ein ſo witziger Kopf, ein ſo ſcharfſinniger Philoſoph, und ein ſolcher Literator miteinander in einer Perſon verbunden geweſen wären." —

Neuntes Kapitel.

Der Sache, wenn auch nicht dem Titel nach, ſchließt ſich dieſen Beiträgen eine gleichzeitige Abhandlung an, welche Leſſing in einer beſondern Schrift 1774 herausgab: Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter (IX, 443). In dem ungedruckten Werke eines ſeiner Perſon nach ziemlich dunkeln und zweifelhaften Theophilus Presbyter in der Herzoglichen Bibliothek [1]), das Leſſing in das neunte Jahrhundert zu ſetzen Grund hatte, entdeckte er unter vielen andern Vorſchriften, die verſchiedenen Künſte betreffend, nicht blos allgemeine Spuren der Oelmalerei, ſondern ſogar beſtimmte Regeln über die Bereitung des Oels und zog daraus den Schluß, daß man, wie allgemein geſchieht, die Erfindung der Oelmalerei dem niederländiſchen Maler Johann van Eyck im fünfzehnten Jahrhundert mit Unrecht zuſchreibe, indem vielmehr jene Erfindung um viel höher hinauf geſetzt werden müſſe; und wenn gar jener Theophilus Presbyter, wie Leſſing meint, der Tutilo des neunten Jahrhunderts (Mönch und berühmter Maler im Kloſter St. Gallen) war, ſo gebührte die Ehre dieſer wichtigen Kunſt einem Deutſchen! Leſſing hat eini-

1) Theophili Presbyteri diversarum artium schedula, in 76 Kapiteln, im 6. Beitrag nach Leſſings Tode von Chr. Leiſte herausgegeben, p. 291—424. Lachmann's Ausgabe X. 372—463. Literar-hiſtoriſche Nachrichten über das frühe Vorkommen des Theophilus Presbyter liefert ausführlicher Fiorillo, kleine Schriften I, 197—198. (Eine Handſchrift der Pauliner Bibliothek in Leipzig erhielt Leſſing durch die Vermittelung von Erneſti IX, 478.)

ges Gewicht auf dieſe Entdeckung gelegt, wobei er ſich in gewiſſer Hinſicht auf zwei Männer berufen konnte, welche vor ihm „das Alterthum der Oelmalerei" zwar nicht ausdrücklich behaupteten, und die Neuheit derſelben nicht ſchlechterdings läugneten, aber doch auch jenes eben ſo wenig ſchlechterdings läugneten, als dieſe ſchlechterdings behaupten mochten, — dies waren der deutſche Literator Jac. Fr. Reimmann und der Graf von Caylus (IX, 457). Die Entdeckung machte Aufſehen, indeſſen Kenner, wie Leiſte, der Herausgeber des Theophilus (in der Vorrede), und ſpäter Fiorillo[1]) haben aus wichtigen Gründen ſich gegen Leſſing erklärt. „Leſſing hat (in dieſe Hauptpunkte faßt letzterer ſeine Unterſuchung zuſammen) 1) Vaſari's Erzählung (in Betreff Johann's van Eyck) ohne triftige Gründe verdächtig gemacht. 2) Theophilus Presbyter giebt keine Vorſchrift mit Oelfarben zu malen, ſondern redet nur von Farben, die mit Oel aufgelöſt werden. 3) Alle Nachrichten, welche man über Oelmalereien hat, die älter als Johann van Eyck ſein ſollen, ſind verdächtig und beweiſen nichts. 4) Johann van Eyck war nicht ſowohl Erfinder der Oelmalerei, als vielmehr derjenige, der ſie in größerer Vollkommenheit in Ausübung brachte."[2])

Die Frage iſt in neueſter Zeit durch Waagens gründliche Unterſuchung ſo weit zum Abſchluß gebracht, daß der Werth des Theophilus weſentlich erhöht, Leſſings Entdeckung dadurch gerechtfertigt und beſtätigt, ja das Vorkommen der eigentlichen und wahren Oelmalerei in Italien vor J. van Eyck außer Zweifel geſtellt, zuletzt aber dennoch das unbeſtreitbare, unſterbliche Verdienſt van Eyck's gegen jede Verkleinerung ſicher geſtellt iſt.[3])

Hier gedenke ich eines anziehenden Streites, welchen Leſſing durch einen Artikel in der Braunſchweigiſchen Zeitung 1771: Ueber die ſogenannte Agrippine unter den Alterthümern zu Dresden, in den erſten Jahren zu Wolfenbüttel hervorrief. Winckelmann nehmlich rühmte in ſeinen Schriften an einer weiblichen ſitzenden Figur unter den Alterthümern zu Dresden, welcher man den Namen einer Agrippine gegeben, den hohen Ausdruck in dem ſchönen Geſicht. Da trat der Maler Caſanova in Dresden mit der Behauptung auf, die Statue könne keine Agrippine ſein, „weil der Kopf der Agrippine keinem andern Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, noch an der berühmten Statue der ſitzenden Agrippine in Rom, gleiche". Dies ſagte er nicht ohne einen Seitenblick auf

1) Kleine Schriften I, S. 189—228.

2) Schätzbare Zuſätze zu der Abhandlung vom Alter der Oelmalerei von J. J. Eſchenburg ſtehen im 32. und letzten Bande der Ausgabe von Leſſings Schriften, Berlin 1828 am Schluſſe, wo ſämmtliche durch Leſſing angeregte ſpätere Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand von H. von Murr, Raspe (der Leſſings Schrift 1781 in London in engliſcher Ueberſetzung herausgab), einem ungenannten italieniſchen Archäologen in der Antologia Romana von 1776, und Andern bis zu Fiorillo kritiſch beleuchtet werden.

3) G. F. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck. Breslau 1822. S. 88 bis 130.

das, was er die „Seuche der Antiquare" nannte, welche die Kenntniß der Künſte aus der bloßen Lektüre beſitzen, und deren Auge eben nicht der feinſte Sinn ihres Körpers iſt.[1]) Dieſen Stolz ein wenig zu demüthigen, trat Leſſing mit einem Artikel in der Braunſchweiger Zeitung (S. 58 vom J. 1777. Schriften VIII, 529) auf, indem er in einem Kupferwerke der herzoglichen Bibliothek[2]) von ungefähr entdeckt hatte: „wo dieſe Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, ſondern auch ohne Arme geſtanden", woraus er glaubte ſchließen zu dürfen, daß der Kopf neu ſei und, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieſer demungeachtet vortrefflichen Statue gehöre.[3]) Er wollte (wie er ſeinem Bruder ſchreibt), gern einmal mit dieſem Exempel die windigen Künſtler beſchämen, die immer auf ihren untrüglichen Geſchmack pochen, und alle antiquariſche Gelehrſamkeit, die man aus Büchern ſchöpft, verachten; wie er ſich in jenem Artikel ausdrückt: „Unſtreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dinge dieſer Art oft ſehr falſch urtheilen. Aber iſt denn das feine Auge ganz untrüglich? Und ſollte es nicht möglich ſein, daß ein Mann, der ſich das allerfeinſte Auge zutrauet, ohne Zuziehung ſchriftlicher Nachrichten, nicht eben ſo falſche Urtheile fällen könne?" — Näher betrachtet hätte indeſſen Leſſing a priori nur ſo viel behaupten dürfen, daß der Kopf der Agrippine ergänzt ſei; daß er neu ſei, war nicht ſchlechterdings nothwendig, da auch ein alter Kopf, ja möglicher Weiſe gar

1) Franz Caſanova, ein jüngerer Bruder des berühmten Abenteurers, geſchätzt zu ſeiner Zeit als Schlachtenmaler, zeichnete ſich durch ein ſtolzes und bisweilen ſtechendes Weſen aus. Als eines Tages an der Tafel des Fürſten Kaunitz in Wien, auf Rubens, als Diplomaten und Geſandten, die Rede kam, und ein Diplomat hinwarf: Rubens était donc un ambassadeur, qui s'amusait de la peinture, verſetzte Caſanova: Votre Excellence se trompe, c'était un peintre, qui s'amusait à être ambassadeur (Biogr. univ.).

2) Leſſing, welcher die Gegner rathen laſſen wollte, nennt die Quelle nicht. Es iſt wahrſcheinlich das Werk Cavallieri's oder J. Bapt. de Cavalleriis Antiquarum statuarum urbis Romae primus et sec. liber cum tabb. aeneis, Romae 1585. fol. Tab. 50. Die Aehnlichkeit mit der Abbildung der Dresdner Agrippina in G. G. Becker's Auguſteum Taf. XVII iſt, wenn man von den Ergänzungen des Kopfes u. ſ. w. abſieht, in die Augen ſpringend. — Karl Leſſing hat die Worte in dem Briefe ſeines Bruders, XII, 378: „Ich habe es hier in der Bibliothek entdeckt, wo dieſe Statue ehedem geſtanden", ſeltſam mißverſtanden, indem er ſchreibt, S. 337: „Leſſing entdeckte, daß die Agrippina einmal in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek geſtanden habe." Dieſen Irrthum verbeſſerte ſchon Schönemann im Serapeum a. a. O. S. 229.

3) Sie führt gegenwärtig den Namen der Ariadne, eine allerdings ganz hypothetiſche Benennung, die ſie ebenſo gut, nach Böttiger's Vorſchlag, mit der einer Niobe vertauſchen könnte. Es kommt zuletzt darauf an, daß das Kunſtwerk, zur Unterſcheidung von andern, einen Namen führe; von allen aber paßt, nach dem Urtheile eines Künſtlers und Kenners, wie Profeſſor Rietſchel in Dresden, der einer Agrippina am allerwenigſten; erſtlich, weil die Statue einen hervorſtechend idealen Charakter an ſich trage, was ſich ſchon im Gewande zeigt, dann aber, weil ſie in Haltung und Sitzung von der bekannten Statue der Agrippina völlig abweiche.

der ächte, ſpäter wieder aufgefundene Kopf die Ergänzung verrichtet hätte [1]). — Anfangs wären Caſanova und Hagedorn mit Leſſing ſehr unzufrieden und wollten ſchwören, daß die Statue von Kopf bis auf den Fuß ganz antik ſei; erſterer wollte gegen Leſſing ſchreiben. Dieſe Nachricht brachte Sulzer von Dresden und ſagte zu Karl Leſſing im größten Eifer: ſein Bruder müſſe widerrufen! Dagegen ſagte Graf, der berühmte Bildnißmaler, der Kopf der Agrippine ſei zwar antik, paſſe aber nicht zu der Statue und müſſe von einer andern Antike auf dieſelbe geſetzt ſein [2]), er wäre zu dem übrigen Körper viel zu klein, ſonſt aber ein ſo ſehr ſchöner Kopf, daß er unmöglich von einem neuern ſein könne. Dieſer Anſicht hat ſich ſpäterhin auch Fiorillo zugewandt, nicht ohne Becker's vorangehenden Einfluß. Er bemerkt [3]), Leſſing und Caſanova hätten beide ihre Meinungen wieder aufgegeben. Richtiger wäre es zu ſagen: ſie beſchränkten ſie in gewiſſer Weiſe. Dieſer hatte ſich auf Grund einer von Sachverſtändigen geführten Unterſuchung überzeugt, daß der Kopf zwar eben ſo alt ſei, als die ganze Figur, daß er jedoch davon getrennt geweſen und falſch wieder aufgeſetzt worden. Leſſing, welcher 1775 nach Dresden kam und die Antiken, ganz beſonders jene Statue beſah, habe ſeine Meinung, daß der Kopf nicht zu dieſer Statue gehöre, widerrufen. Doch iſt wohl das Recht auf Karl Leſſings Seite, wenn er dieſe kategoriſche Behauptung in Zweifel zieht. Nichts weiter habe Leſſing zurückgenommen, als daß der Kopf neu ſei. Bei dieſer Gelegenheit habe Leſſing den Inſpector der Antiken, Wacker, gefragt: „Warum ſchrieben Sie damals nicht gegen mich?“ „Weil ich es nicht der Mühe werth gefunden,“ war die mehr als freimüthige Antwort, welche indeß (ſetzt der Berichterſtatter hinzu) Leſſingen nicht beleidigte, der jeden Widerſpruch vertragen konnte, wenn er gründlich war. [4])

---

1) Vgl. Beckers Auguſteum, Leipzig 1804, Nr. XVII, wo die verſchiedenen, ſeit Leſſing vorgebrachten Meinungen discutirt werden. Daß die Statue reſtaurirt worden, hält der Verfaſſer für ausgemacht und meint, daß der Kopf eine, von der urſprünglichen ganz verſchiedene Richtung einnehme. Dann aber p. 105: On ne saurait ni affirmer, ni nier positivement, que la tête actuelle de la statue soit la véritable. Was hier noch als problematiſch hingeſtellt erſcheint, iſt es nach der von Profeſſor Rietſchel, auf meine Bitte, in Dresden ſo eben angeſtellten Unterſuchung, nicht mehr; bei welcher ich das Glück hatte, nebſt Herrn Inſpector Chalybäus, gegenwärtig zu ſein. Der große Künſtler hat durch Wegnahme der Begipſung unterhalb des Kopfes, wo er dem Rumpfe ſich anſchließt, zur Evidenz nachgewieſen, daß hier ein zwar antiker, aber der Statue ganz fremder Kopf aufgeſetzt worden.

2) Auch der Recenſent von Leſſings Collektaneen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1790, S. 1831, behauptet gegen Leſſing, „daß der Kopf der Agrippina, von dem Leſſing ſo geſucht räthſelhaft ſpreche, alt, aber angeſetzt ſei.“ An dieſem Ausfall auf Leſſings Stil erkenne ich wieder Heyne.

3) Fiorillo's kleine Schriften. II, S.

4) Leſſings Leben I, 340. Daß Leſſing ſich ſpäter noch mit dieſem herrlichen Kunſtwerke und deſſen geſchichtlichen Spuren beſchäftigt, zeigt eine Anmerkung a. a. O. S. 343 und die Artikel Agrippina und Kardinal von Ferrara in ſeinen Kollektaneen der Literatur.

Zehntes Kapitel.

Während Leſſing ſich nur immer tiefer in die Schätze der Wolfenbüttler Bibliothek zu vergraben ſcheint, gerade in dieſen Jahren iſt rings um ihn ein neuer Geiſt in Anzug, welcher den Zeitraum von 1770 bis 1780 für die Entwickelung unſerer Literatur und Bildung ſo wichtig macht. Die jugendlichen Geiſter, welche das Werk, zu dem Leſſing den Grund gelegt, weiter führen werden, leben dazumal in dem Stadium überſchießender Kraft, welche eine Zeit lang vereint Einem mächtigen Ziele zuzuſtrömen ſcheinen, bis die Bahnen von ſelbſt auseinander gehen, ſowohl im Norden, als im Süden und Südweſt des deutſchen Vaterlands. Heftige Ausbrüche von der einen Seite rufen von der andern Seite Kampf und Widerſtand herauf. Wieweit nun, und in welcher Art, an dieſen mannigfaltigen Bewegungen Leſſing einen innern Antheil genommen (denn von einer Betheiligung im thätigen Sinne iſt bei ihm keine Rede, und mehr als je ſteht er „auf ſeinem Sandhügel allein, ganz außer dem Dorfe“ ...), wird uns hier beſchäftigen. Vorher aber faſſen wir ihn unter ſeinen Freunden ins Auge.

Der Halberſtädter Kreis zeigt uns um den alten und doch noch jugendlichen Gleim die jüngeren Freunde und Schützlinge, von denen J. G. Jacobi und J. D. Michaelis von Leſſing näher gekannt waren, beſonders der letztere. — Michaelis, hatte ſchon zu Hamburg ſich ſeine Gewogenheit erworben; durch ſeine Vermittelung erhielt jener die Stelle als Theaterdichter (ein Amt, welches damals vollkommen neu war, aber bald bei andern Geſellſchaften eingeführt wurde) bei der Seyler'ſchen Geſellſchaft mit einen anſehnlichen Gehalte[1]), nahm aber, da ſeine Geſundheit untergraben war, 1771 zu Gleim, der ihm vorher Haus und Tiſch angeboten hatte, ſeine Zuflucht. Hier gab er ſeine poetiſchen Briefe, wovon 1772 ſechs erſchienen, heraus, von welchen einige ſich Leſſings Beifall erwarben; nur daß er „einige kleine Dunkelheiten und Nachläſſigkeiten tadelte, welche (ſchreibt er an Gleim XII, 352) ſeine Freunde in Halberſtadt, in deren Werken alles ſo ausgefeilt, alles ſo voller Licht iſt, ihm nicht hätten hingehen laſſen ſollen“. Aber bald darauf, in ſeinem ſechs und zwanzigſten Lebensjahre, am 30. September 1772, ſtarb dieſer begabte Schriftſteller. Gleim zeigte betrübt den Trauerfall Leſſingen an. „Ihnen, mein liebſter Leſſing, melde ich es noch heute, denn Sie waren ſein Beförderer. Sie kannten ſein Genie, und ſtimmen in meine Klagen.“ Einige Monate vorher war ihm Jähns, auch ein junger Dichter aus dieſem Kreiſe, vorangegangen. Gleim gab Michaelis die Grabſtätte neben Jähns und bat Leſſing, für ein beiden zu errichtendes Denkmal die Grabſchrift zu ſetzen, was aber nicht erfolgt zu ſein ſcheint.[2])

1) Jördens Lexicon III, 563.

2) In einem ſeiner poetiſchen Briefe ſetzte Michaelis ſich ſelbſt eine Art von

In dieſem Jahre (1772) gab Gleim ſeine Lieder fürs Volk heraus, das Beſte nach ſeinen Kriegsliedern, in welchen er ſich zu dem Stande des Bürgers und Bauern, des Gärtners und Hirten „herabließ", wie ſich Gervinus (IV, 250) bezeichnend ausdrückt, und hinzuſetzt: „Hier iſt er Vorbild und Seitenſtück zu Claudius, Bürger, Voß, wenn er auch es noch nicht verſtand, wie Bürger und Hebel, in des Volkes Anſchauungsweiſe, nicht blos in deſſen Verſtand und Gefühl ſich zu verſetzen." Rührend iſt es zu ſehen, wie der alte preußiſche Grenadier, deſſen Kriegslieder Leſſing (1758) mit einer Vorrede ausgeſtattet hatte, jetzt in gleicher Abſicht ſeine Volkslieder an ihn überſendet. „Ich habe das Herz ſo voll, ſo voll von ſolchen Liedern, ſchreibt er, daß, wenn der Beifall meines Leſſing dazu kommt, ganze Ströme ſich ergießen werden!" Leſſings ein wenig verſpätete Antwort (vom 22. März 1772) muß ihm ſtatt der gewünſchten Vorrede dienen. Dieſes Schreiben, obwohl geringen Umfangs, iſt in ſeiner Art klaſſiſch; der Begriff des Volksliedes, des Volkes überhaupt, iſt hier vielleicht zum erſten Mal von der Höhe der Menſchheit und der Poeſie ſelbſt in ſeiner edelſten Bedeutung erfaßt. Herder hat nichts Beſſeres thun mögen, als Leſſings Brief in ſeinen Betrachtungen über den Volksgeſang [1]) wieder aufzunehmen. Er beleuchtet den ſehr zweideutigen Begriff des „Sich Herablaſſens" zum Volke; dieſe Herablaſſung habe man ſonſt lediglich auf den Verſtand bezogen (vorzüglich bei Wahrheiten der Religion), und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherlei Umſtände des Volks beſteht. Dieſe iſt aber (er meint die eigentlich poetiſche Thätigkeit des Dichters) von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere von ſelbſt daraus folgt; da hingegen jene erſtere, ohne dieſe letztere, nichts als ein ſchaales Geſchwätz iſt, dem alle individuelle Application fehlte." „Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk blos und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden und den mit ſeinem Körper thätigen Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſowohl am Verſtande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gemengt, nicht, um es durch gewinnſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen in Anſehung des letztern die meiſten von dieſen Ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was ſich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren ſcheint: ich meine, jene

---

Grabſchrift, indem er, die Kritikaſter von den Gräbern deutſcher Dichter abweiſend, ſagt:

Nur, daß kein Narr und Kritiker mich ſtört,
Bepflanzt mir's allenfalls mit Neſſeln!

(Jördens a. a. O. S. 565).

1) Zur Lit. und Kunſt XVIII, 24.

fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur und dem Seneca ſo ſehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankommt, ob ſie erzwungen oder freiwillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt." —

Durch Percy's Reliques of ancient English poetry (1765) war um dieſe Zeit die Liebe zu dem geſchichtlichen Volksliede in Deutſchland entzündet worden. Herder ſprach in einer mit Goethe in Straßburg verfaßten kleinen Schrift: „Von deutſcher Art und Kunſt" mit Begeiſterung von dem Volksliede. Bürger ging noch weiter, und ſprach von dem Volksliede, als der allein wahren eigentlichen Poeſie. Dies alles gab dem nüchternen Nicolai den Anlaß zu ſeinem ſatyriſchen „Kleinen Feynen Almanach", wodurch er, ganz gegen ſeine Abſicht, der Vorliebe zu dem Volkslied ſelbſt nur Vorſchub gethan. Auch er wandte ſich in ſeinen Abſichten an Leſſing um „Vorrath zu einem zweiten Theile, welchen er mit einem Volkslied für gelehrtes Volk ſchließen wollte". Leſſing nahm die Sache ernſthaft. Als Bibliothekar zwar läßt er Nicolai den Spaß hingehn, der „auf Vermengung des Pöbels und des Volkes eigentlich doch nur hinauskomme", wie er ihm ziemlich trocken ſchreibt (XII, 494), und bringt ſich um manche ſchöne Stunde, um ihm alte Lieder für ſeinen Zweck herauszuſuchen. Als Literator aber tadelte er es, daß Nicolai nicht bei jedem Liede die Quelle angegeben, woher es genommen, ob aus einer Handſchrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung (XII, 486). Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſollte, hätte dieſes nothwendig geſchehen müſſen. Nicolai ſollte ihm ein Verzeichniß entwerfen, woher jedes Lied im Almanach genommen. Dabei verſchmäht Leſſing es nicht, auf das „Schlemperlied" bei Nicolai:

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie! —

und deſſen Ueberſetzungen ins Lateiniſche, Griechiſche und Engliſche einzugehn, wobei er obendrein die engliſche Strophe ſelbſt gemacht, damit Nicolai nicht glaube, daß er und Schloſſer[1]) die einzigen Deutſchen ſeien, die engliſche Verſe gemacht haben!

Das Jahr darauf gab Herder den erſten Theil ſeiner Volkslieder heraus, zu dem er ſich in einem Briefe an Leſſing aus Bückeburg, den 14. Auguſt 1773, Beiträge aus der Wolfenbüttler Bibliothek erbeten hatte. Da er unterdeſſen von dem Buchhändler Weygand in Leipzig die, übrigens ungenaue Nachricht erhalten hatte, daß Leſſing ſelbſt Volkslieder herausgeben wolle, ſo ſchrieb er, ehe er den zweiten Theil lieferte, in derſelben Angelegenheit an ihn (aus Weimar den 1. Juni 1779), um, wo nicht Beiträge, ſo doch die Idee ſeines Unternehmens von ihm zu erfahren. „Sobald ich weiß, ſchrieb er, daß Sie ſich mit dieſer Kleinigkeit nur einige Minuten abgeben wollen, bin ich

1) Ohne Zweifel Johann Georg Schloſſer, Goethe's Landsmann und Schwager, welcher poetiſche und proſaiſche Aufſätze in allen Sprachen bei ſich führte (Goethe's W. XXV, 85).

bereit, ein Verzeichniß von dem zu machen, was mir der Zufall in die Hand geführt. — Uebrigens hielt' ich's für unverzeihlich, Sie von einem Werk abzuhalten, damit Sie, den Niemand ersetzt, sich nur beschäftigen wollen."

Darauf antwortete ihm Lessing vom 10. Jan. 1779 (XII, 521): „Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man wohl mehr das erzählende und dogmatische, als das lyrische Fach wählen." ... Mit einem Wort, was Lessing damals sammelte, waren theils Priameln, theils Bilderreime, von denen Eschenburg und Fülleborn aus Lessings Nachlaß einiges unter der Ueberschrift „Altdeutscher Witz und Verstand" mitgetheilt haben.[1]) Auf Lessings Verhältniß zur altdeutschen Poesie, kommen wir nicht wieder zurück. Lessing hatte Recht, anzunehmen, daß sich von diesen Volksgedichten für Herder's Plane nichts schicken werde. Uebrigens gab dieser den zweiten Theil aus den Händen, ohne erst Lessings zögernde Antwort abzuwarten.

Zwei Jahre nach der Herausgabe der „Lieder fürs Volk" ließ Gleim sein Hälladat oder das rothe Buch erscheinen (1774), und auch dieses schickte er Lessingen im Manuscripte durch einen Boten zu, mit dem Befehl, drei ganzer Tage auf Antwort zu warten. Außer Lessing sollte Niemand am Orte davon Kenntniß erhalten. Lessing saß wirklich die halbe Nacht auf, um das Manuscript zu lesen, und um den Boten auch nicht einen Tag warten zu lassen. Das wunderliche Buch, aus Reminiscenzen des Koran entsprungen, machte auf Lessing den Eindruck einer aus höhern Quellen abgeleiteten Weisheit, ohne daß er sich über dieselbe Rechenschaft geben konnte. „Ich bekenne meine Unwissenheit, schrieb er, aber so viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, so glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch sonst so ein Kopf gewesen ist. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wissen darf." Gleim, ein wenig betroffen, läugnete zwar in seiner Antwort (XIII, 498), daß das Geringste in Ausdruck, Dichtung, ja auch nur ein Name seines Gedichts, von einem Andern herrühre; allein was er über die Geschichte desselben gleich mittheilt (wie er seit seiner Kindheit den Gedanken hatte, ein Buch, wie die Bibel, zu schreiben; wie dieser Gedanke bei ihm zurückkehrte, als er Michaelis in Göttingen und Boysen in Quedlinburg vom „göttlichen Mahomet" sprechen hörte, wie seinen Lessing vom göttlichen Homer), mit einem Wort der morgenländische Geist des rothen Buches berechtigte wohl Lessing hinlänglich, jene Vermuthung auszusprechen. Von einem bestimmten Werke konnte die Rede nicht sein, wohl aber von manchen Zügen, welche aus einer so eigenen Philosophie zu fließen geschienen, daß Lessing mehr als blos „angenommenen Ton" darunter vermuthete. Die Richtung gegen die orientalische Weisheit und Philosophie lag aber in der Zeit. Auch Lessing spricht in dem

1) XI, 666.

Aufſatze über Neuſern, und ſchon weit früher, in der Rettung des Cardanus, mit Achtung vom Koran, und wie tief er für die Ausbildung ſeiner philoſophiſchen Ideen im Orient geſchöpft hat, wird ſich in der Folge zeigen. Der Beifall der Freunde, vor allem Heinſe's, der das Buch entſtehen ſah; Herder's, Zimmermann's, Wieland's, bei allem innern Kontraſte dieſer Charaktere, fehlte dem Dichter des Halladat nicht [1]). Wieland nannte es ein Buch für beſſere Zeiten. Graf Wilhelm von der Lippe fand gar Samen und Frucht aller Wiſſenſchaften im Halladat, durch ein Gedicht darin: „die Landſchaft," fand er ſich zu einem neuen Schwung für den Geiſt der Landescultur geſtimmt, und meinte: vielleicht werde noch mancher öde Diſtrikt im Schaumburg-Lippeſchen dem Verfaſſer des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu danken haben!" Für ein Gedicht dieſer Natur welche Wirkung! —

Wenden wir uns zu den friſchen Lebensquellen heimathlicher Dichtung. Götz von Berlichingen erſchien zu einer Zeit, da Leſſing, des Theaters überdrüſſig, ſich alle Mühe gab, ſeine Emilia Galotti zu vergeſſen. Goethe's geniales Schauſpiel, womit er mit dem Dichter der Emilia kühn in die Schranken trat, war daher faſt ein Jahr in Aller Händen und hatte einen Sturm in den Geiſtern hervorgerufen, — als Leſſing daſſelbe den 1. Februar 1774 in die Hand nahm, ohne es auch nur auf einmal durchzuleſen. [2]) (XII, 410.) Als bald darauf das Stück in Berlin (den 21. April 1774) unter großem Beifall aufgeführt wurde (das Koſtüme dazu war nach den Zeichnungen des vortrefflichen Kupferſtechers Meil angefertigt) und Ramler, wie man glaubte, eine Abhandlung über das Drama, als Anhang zu der neuen Ausgabe ſeines Batteux, unter der Feder hatte, ſchrieb Leſſing an ſeinen Bruder: (XII, 416.) „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen! Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt Du Goethe's Faree gegen Wielanden geſehen?" ſetzt er hinzu. Trotzdem konnte Leſſing, auch von ſeinem Standpunkte aus, wie er in der Hamburgiſchen Dramaturgie ausgeſprochen iſt, der originellen Tragödie ſeinen ganzen Beifall nicht ertheilen. Chr. H. Schmids dramaturgiſche Abhandlung über den Götz [3]) nannte er „Wiſchi-

1) Gleims Leben von W. Körte, S 183 ff.

2) (Den 2. Februar 1774.) „Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht geleſen," ſchreibt er entſchuldigend an ſeinen Bruder. „Wenn Dich dieſes zu ſehr befremdet, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt ſeit geſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz."

3) Ueber Götz von Berlichingen, eine dramaturgiſche Abhandlung. Leipzig 1774, eine ziemlich ungenügende, wenn auch meiſt lobende Arbeit.

waſchi," und einige Zeit darauf in dem Briefe an ſeinen Bruder, am 11. November 1774, wo er allerdings geſteht, daß das ganze Theaterweſen längſt aufgehört habe, ihn zu intereſſiren und nicht ſelten ihm zum äußerſten Ekel gereiche, ſetzt er die Worte hinzu: „Recht gut; ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden." —

„Es iſt doch ein Verluſt, ſchrieb nach vielen Jahren in ſeiner treuherzigen Art Zelter an Goethe, den Greis (den 15. Juli 1828), daß Leſſing, wie er wirklich Luſt hatte und würdig genug angeregt ſein mußte, nicht mit Dir über den Götz von Berlichingen angebunden hat. Er war der Mann, dem zum Trotz und vor Freude Du aus purer Schäckerei noch manches Stück von Dir gegeben hätteſt, wenn nicht obenein dadurch ſein gar zu feſter Glaube an Ariſtoteles hin und wieder einen Choc und eine Breſche bekommen hätte; denn Leſſing war ein redliches Herz. Er hat mehr gethan als Ariſtoteles; er hat es ſelber verſucht und eben gezeigt, was ſich nicht machen läßt (?) Goethe's Farce gegen Wieland hat ihm ohne Zweifel den größten Spaß gemacht. Seiner Geſinnung über Wieland zufolge, muß er Dich beneidet haben um dieſe Farce, die er am liebſten ſelber gemacht hätte. So auch mit dem Götz von Berlichingen, den er Dir nicht gönnt und ſeinen Verdruß nicht bergen kann; denn bedenke es einmal ſelber, iſt es nicht impertinent, daß ein Gelbſchnabel aus Frankfurt, wie ein zweiter Prometheus, ſolche Weſen bildet aus ſolchem Thone? mir nichts Dir nichts, und an allen Göttern vorübergeht, ohne den Hut zu lüpfen?" —

Bald kam es herum, wie Leſſing zu der neuen Schule ſich ſtellte. „Er ſoll (ſchreibt Boie an Merck den 10. April 1774) mit Goethe's und Lenzens theatraliſchen Freibeutereien, und am meiſten mit den Anmerkungen über's Theater, worin man ſo wenig Reſpekt für ſeinen Ariſtoteles bezeugt, ſehr unzufrieden ſein, und die Leipziger [1]) (Weiße und die Herausgeber der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften) ſollen ſehr jauchzen, einen ſolchen Alliirten

1) Wie die Leipziger den Götz von Berlichingen begrüßt haben, iſt bekannt. In einem Briefe Weiße's an Garve vom 25. September 1773, wo er ſich über dieſes Stück das Herz ablegt, macht er, gegen Leſſing ſeit der Hamburgiſchen Dramaturgie pikirt, die Bemerkung: „Mich ſoll wundern, ob Leſſing, der nicht gern einen deutſchen Schriftſteller ungeſtraft auf einmal ſo groß werden läßt, dazu ſtill ſchweigen wird?" — Dagegen zwei Jahre ſpäter, da Leſſing auf der Durchreiſe durch Leipzig ihn beſucht und ſich mit ihm ausgeſöhnt hatte, ſchreibt er an Garve vom 4. März 1775: „Mit Goethe's und ſeines Mitbruders Lenzens neuen Schauſpielen war er äußerſt unzufrieden. Ein bischen Witz und Laune, ſagt er, gälte ihm eben ſo viel als ein wenig Temperamentstugend, und der müſſe ganz auf den Kopf geſtellt ſein, der, wenn er ſich keinen Regeln unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein ſchöner durchdachter Plan und die geſchickte Herbeiführung der Situation mit der gehörigen Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere erfordere mehr Genie. . . ."

gefunden zu haben. Mit jenen Anmerkungen iſt eine Schrift von Lenz gemeint, [1]) den Leſſing übrigens weit über Klinger ſtellt. „Lenz iſt immer noch ein ganz anderer Kopf als Klinger, deſſen letztes Stück (Stilpo kann nur gemeint ſein [2]) ich unmöglich habe ausleſen können", ſchrieb Leſſing an ſeinen Bruder (8. Januar 1777).

Was Brandes über ſein Zuſammentreffen mit Leſſing in Dresden 1775 erzählt, ſtimmt mit dem eben Berichteten überein, wenn es hier heißt [3]): „Herzlich bedauerte er den allmähligen Verfall der ächten Komödie; unzufrieden war er mit den ſeit einiger Zeit zur Mode gewordenen hiſtoriſchen Schauſpielen, deren Regelloſigkeit und dem ihnen beigemiſchten Klingklang von Aufzügen, Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m.; und mit Unwillen äußerte er ſich über die, in manchen Schauſpielen dieſer Gattung ſo auffallend vorſätzliche Vernachläſſigung in Sprache und Sitten [4]). Mir wünſchte er Glück, daß ich meiner eignen Manier treu wäre, und mich nicht, gleich einigen andern Dichtern, durch das Beiſpiel der jetzt den Ton angebenden Genie's hätte hinreißen laſſen, deren Vorzügen und Talenten in andern Fächern er übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Nichts legt von Leſſings wahrer Geſinnung von Goethe's Talent ein beſſeres Zeugniß ab, als daß er ihn einen Augenblick für den Verfaſſer von Julius von Tarent halten konnte, einem Stücke, das er gleich bei ſeinem Erſcheinen (1776) ſo ſehr auszeichnete. Er war (erzählt Karl Leſſing) die Oſtermeſſe 1776 mit Eſchenburg zu Braunſchweig im Buchladen, um ſich das Neueſte und Merkwürdigſte auszuſuchen. Dieſes Trauerſpiel war mit darunter. Leſſing las es und fand es vortrefflich. Er glaubte, es ſei von Goethe. Eſchenburg äußerte dagegen einige Zweifel. „Deſto beſſer! ſagte Leſſing; ſo giebt es außer Goethen noch ein Genie, das ſo etwas machen kann!" Eſchenburg brachte Leiſewitz zu Leſſing (fährt ſein Bruder, aber in den einzelnen Umſtänden nicht eben ganz richtig, fort [5])); bald wurden ſie Freunde. Als daher jener im Juni 1776 eine Reiſe nach Berlin machte, gab ihm Leſſing an ſeinen Bruder und ſeine Freunde in Berlin, Moſes, Nicolai, Ramler, Engel, warme Empfehlungen mit. „Ein ſolcher junger Mann, und ein ſolches erſtes Stück (ſchrieb er ſeinem Bruder) ſind gewiß aller Aufmerkſamkeit werth." Aehnlicher Auszeichnung wie Goethen und nach ihm Leiſewitz hielt Leſſing keinen dramatiſchen Dichter

1) Vom Jahre 1774. Im 2. Band der von L. Tieck geſammelten Schriften, S. 199.

2) Gervinus IV, 585, (welcher, von Leſſing abweichend, Klinger im Ganzen weit über Lenzen ſtellt.)

3) Brandes, Meine Lebensgeſchichte II, 214.

4) Brandes macht hier die Bemerkung: „Dies bezog ſich keineswegs auf das eigentlich Charakteriſtiſche in denſelben, ſondern auf die öftere Einmiſchung mancher unanſtändigen und ſittenbeleidigenden Ausdrücke".

5) Das Verhältniß von Leſſing und Leiſewitz kommt weiterhin zur Sprache.

seiner Zeit weiter für werth (Schiller trat erſt in Leſſings Todesjahre auf!). Die wenigſte Theilnahme aber konnte die ſtürmiſche Fruchtbarkeit der öſterreichiſchen Schauſpieldichter in Wien, der Sonnenfels, Gebler, Ayrenhoff (der Leſſingen ſein Trauerſpiel Antiope zueignete[1]), von denen beſonders Herr von Gebler mit ſeinen Huldigungen und fleißigen Zuſendungen ihn in Verlegenheit ſetzte[2]), ihm abgewinnen. Zuletzt wollte er von den Schauſpielen jener Zeit gar nichts hören: er lehnte jedes Geſpräch über das Theater ab; konnte er es nicht, ſo ſchlief er wohl darüber ein, und ſagte, wenn man ihn endlich erweckte, jenes bekannt gewordene lakoniſch „traurige Wort: Sie genieren mich! —" War aber vollends von Genie die Rede — dann ſchlief er nicht, bediente ſich auch keines kalten Witzworts, ſondern donnerte dazwiſchen[3]). Der Widerwille gegen die „Genies", den er ſchon in Hamburg ausgeſprochen, trat immer ſchärfer bei aller Gelegenheit heraus.

Als Wieland ihn im Februar 1775 zu Beiträgen für den von ihm in Verbindung mit F. H. Jacobi gegründeten deutſchen Mercur aufforderte, antwortete Leſſing ablehnend: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben itzt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen. Literariſche Beiträge? Wer wird die leſen wollen? —" Zwiſchen den Zeilen liegt deutlich genug, daß der deutſche Mercur, bei deſſen Gründung allerdings auch auf Leſſings Mitwirkung gerechnet worden, ſeinen Beifall nicht hatte.

Ein Jahr nach dem Götz erſchien Werthers Leiden (im Herbſt 1774), und die Theilnahme, die Begeiſterung für dieſes wunderbare Erzeugniß deutſcher Sprache und Poeſie war unermeßlich. Götz von Berlichingen hatte durch ſeine

1) Im Jahre 1772. Es ſteht im 2. Bd. der Sämmtlichen Trauerſpiele v. Ayrenhoff (Wien 1817), mit der Zueignung an Leſſing, wo er bekennt, daß eine Stelle in der Hamburgiſchen Dramaturgie ihm die Veranlaſſung gegeben. Das Stück iſt in Alexandrinern, wie denn Ayrenhoff mehr als Andere für die Regeln des klaſſiſchen Theaters der Franzoſen kämpfte (S. Gervinus IV. 390). Die Zueignung an Leſſing nimmt ſich daher ſeltſam aus.

2) „Der Herr von Gebler hat auch wieder an mich geſchrieben (an Mad. König, den 17. September 1773. XII, 401) und ich bin ihm nun wohl auf drei Briefe eine Antwort ſchuldig. Was rathen Sie mir: ob ich ihm auch lieber gar nicht antworte? denn ich ſehe doch, daß dem Manne um nichts zu thun iſt, als um Beifall und Schmeichelei, deren ich ſchon zu viel an ihn verſchwendet habe. Ich hoffte, daß ſeine Stücke beſſer werden ſollten, aber ſie werden immer ſchlechter und kälter. Wenn nichts als ſolcher Bettel in Wien geſpielt wird, ſo haben Sie ſehr recht, das Theater nicht zu beſuchen." Lieſet man dieſes, ſo weiß man nicht, wie Eſchenburg den 17. November 1772 an Nicolai über Gebler ſchreiben konnte: „Freilich hat Leſſing ſeine neuen Stücke auf der Seele. Er geſteht es ſelbſt, daß er ihm geſchrieben hat, man könne mit den Arbeiten für's Theater eher zu früh anfangen, als zu ſpät aufhören" (Aus Nicolai's ungedrucktem Briefwechſel, in Danzels Papieren)

3) Franz Horn in den „Erinnerungen an Leſſing und ihn betreffende Sagen." Geſellſchafter. 1827. 1. Juni und flg.

Form eine Spaltung hervorgerufen; Werther dagegen kam einem ganz allgemeinen Gefühle, nicht blos in Deutschland, sondern in Europa, entgegen. Der Roman wirkte wie eine Tragödie; wie bei Emilia Galotti (von welcher Goethe am Schlusse einen bedeutsamen Gebrauch macht) stritt man über die Katastrophe. Lessing, bei allem Vergnügen, welches der Roman ihm machte, tadelte den Schluß und verlangte eine „kleine kalte Schlußrede (wie er an Eschenburg, der ihm das Buch zugeschickt hatte, XII. 420 schreibt), ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen, wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!" Diesen Vorschlag, dem Werther nachzuhelfen, müsse man, sagt Gervinus, freilich unter seine Paradoxen rechnen; sein Widerwille davor ist aber so himmelweit verschieden von der Angst der Moralisten, und greift so tief in die Gründe unsrer falschen Liebhaberei an der Liebessentimentalität hinab, daß nichts darüber geht. „Wir hören hier, daß eine ganz antike Natur aus ihm spricht. Wir könnten eben so wohl sagen, heißt es weiter, es ist die Stimme eines ächten Deutschen aus jenen Zeiten Luthers, da der antike Geist über der ganzen Nation schwebte, der kein Anderer als der Geist der reinen Menschlichkeit ist. Ganz so frei, wie Lessing von unserer Empfindsamkeit in obigen Aeußerungen erscheint, war es das Alterthum." So Gervinus und wir müssen dem Kern seiner Gedanken beipflichten. Wir selbst haben die antike Natur unsres Lessing und ihre Aeußerungen auf dem Felde der bildenden Künste nach allen Seiten zu erkennen und anzuerkennen gestrebt. Daher mochte er auch in das Empfindeln mit der periodisch wiederkehrenden Verjüngung der Natur nicht einstimmen — wie eine bekannte, von Horn erzählte Anekdote anschaulich macht.[1]) Ueberhaupt, wer

1) Franz Horn, die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen III, 107. „Als einst ein sehr verehrter Mann mit dem Dichter der Minna von Barnhelm durch eine schöne Gegend Deutschlands fuhr, und seine herzliche Freude über die frisch blühende Natur in wenigen einfachen Worten kund that, erwiederte Lessing, er beneide ihn um dieser Freude

wollte dem Alterthum unsre Liebessentimentalität beilegen? Doch ist es nicht zu viel gesagt, daß der antike Geist der Geist der „reinen Menschlichkeit" sei? — oder das Christenthum war zur höheren Entwickelung reiner Menschheit überflüssig, wo nicht schädlich. Aber wir dürfen nur auf jenen geschichtlichen und innern Gegensatz des antiken und modernen Princips in Kunst und Leben, wie er sich uns in den Betrachtungen über den Laokoon dargestellt, zurückweisen. Werther hat nun einmal in der Seele der romantischen oder modernen Poesie seine Berechtigung; Lessing selbst hat die Liebe als ein Lebensprincip der neuen Poesie bei Shakspeare und dessen Romeo und Julie anerkannt, und wenn nun der Dichter mit vollendeter Kunst den Untergang Werthers gleich von Beginn anlegte, wie konnte er gerettet werden? und wenn er durch eigne Schuld und die Natur der Verhältnisse zu Grunde ging, was brauchte es bei dieser Tragödie einer kalten Schlußrede? — Doch man sieht, wie Lessing in diese Betrachtungen über solche „kleingroße, verächtlich schätzbare Originale" hinein kam: es war der Hinblick auf den jungen Jerusalem, seinen Freund, mit welchem er ein Jahr lang zu Wolfenbüttel in täglichem Umgang gelebt, und von dem er ein ganz anderes, edleres, und männlicheres Bild in der Seele bewahrte. Die Sage verwischte damals das echte Bild des jungen Jerusalem bis zur Unkenntlichkeit, indem sie Werthers Bild und Schicksal Zug für Zug auf ihn übertrug. Wir sind erst seit Kurzem in die Entstehungsgeschichte von „Werthers Leiden" eingeweiht; wir wissen, daß es des Dichters eigenes Verhältniß, eigenes Herz war, das er in die Schilderung jenes Liebeskampfes hineinlegte, größtentheils nach seinen eigenen Briefen und Worten. Von Jerusalem entlehnte er fast nichts, als das widrige Verhältniß zu seinem Vorgesetzten (dem herzoglichen Subdelegatus zu Visitation des Kaiserl. und Reichskammergerichts zu Wetzlar, Herrn von Höfler [1]). So soll auch der Vorgang bei dem Grafen von C., welcher Werthers Abschied aus dem Dienste herbei führte, von einem wirklichen Vorfall mit Jerusalem geborgt sein. Er fiel als ein Opfer gekränkter Ehrliebe. Mit seltener Kunst hat der Dichter zwei scheinbar so entgegengesetzte Motive, als Ehre und Liebe, zu einem gemeinsamen Ausgang verschmolzen, nur daß der Uebergang von dem einen zu dem andern in den ersten Ausgaben viel zu schroff ausgedrückt war, und daher später von dem Dichter gestrichen wurde. [2]) Zur Beurtheilung Lessings ist dieser Umstand nicht gleichgiltig. Ich habe Weißes Schreiben an Garve (Leipzig den 4. März 1775) vor mir, wo er von seinen Unterredungen mit Lessing bei dessen Durchreise durch Leipzig Bericht abstattet. Hier heißt es: „Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werthers und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlet: er sei niemals der em-

willen, könne sie aber nicht theilen. Ja, setzte er hinzu, wenn der Frühling einmal roth blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen!" —

1) Jördens VI. (Supplemente). S. 205.

2) Auf jenem störenden Zwischenworte beruhte auch eigentlich der von Napoleon gegen Goethe im J. 1808 zu Erfurt geäußerte Tadel, wie Düntzer nachgewiesen hat.

pfindſame Narr, ſondern ein wahrer, nachdenkender, kalter Philoſoph geweſen. Er ſelbſt beſäße einige ſehr ſcharfſinnige Abhandlungen von ihm, über die Unſterblichkeit der Seele, die Beſtimmung des Menſchen u. ſ. w., die er (Leſſing) nächſtens mit einer Vorrede herausgeben wolle: er habe deswegen bereits an den Vater geſchrieben und dazu die Erlaubniß erhalten, doch ſoll noch kein Menſch etwas davon wiſſen. Kurz ich merke, er wird ihm einmal jähling, wie Klotzen, auf den Nacken ſpringen: doch da es Goethen nicht an Hörnern fehlt, ſo wird er ſich wohl wehren." Weiße's Vorausſetzung war, wie der Erfolg gelehrt, irrig; aber Garve hat auch Recht, wenn er in ſeiner Antwort an Weiße Goethe'n gegen Leſſing in dieſem Falle in Schutz nimmt. „Wenn Jeruſalem auch nicht Werther iſt; ſo iſt dieſer doch eine intereſſante Perſon; und als Philoſoph kann Jeruſalem ſchwerlich tiefer gedacht haben, wenn er auch gründlicher und kaltblütiger gedacht hat." [1]) Genug, daß Leſſing diesmal der Theilnahme des Freundes das unbefangene äſthetiſche Intereſſe nachſetzte und daher im Jahre 1776 Jeruſalems philoſophiſche Aufſätze mit einer Vorrede und mit Zuſätzen herausgab, weniger um ihres vollendeten Werthes willen (er vermißte ſelbſt die völlige Reife an ihnen), als um dem Schatten des Unglücklichen vor der Welt Gerechtigkeit zu verſchaffen. In dieſem von den Literatoren in dieſer Hinſicht zu wenig beachteten Buche, haben wir, auch ohne daß es offen ausgeſprochen, ohne daß Goethe's und Werthers mit einem Worte gedacht wäre, Leſſings wahren Proteſt gegen den Verfaſſer von Werthers Leiden! Jede Zeile, jedes Wort von Leſſing ſagt dem Leſer: dies kann der Schwächling nicht ſein, welchen ihr dort beweint. Er ſchildert den Verfaſſer als einen jungen Mann, „in welchem die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, alle übrigen beherrſchte, es war der Geiſt der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geiſt, und ſo viel ſchätzbarer; der ſich nicht abſchrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf ſeinen Verfolgungen öfters entwiſchte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil ſie ſich in Abwege vor ihm verlor, wohin er ſchlechterdings ihr nicht folgen konnte." Wie anders Werther? Der war ganz Empfindung, ganz Anſchauung! — Leſſing wiederholt: „daß dieſer feurige Geiſt nicht immer ſprühete und loderte, ſondern unter ruhiger und lauer Aſche auch wieder Nahrung an ſich zog; daß dieſes immer beſchäftigte Herz nicht zum Nachtheil ſeiner höhern Kräfte beſchäftiget war; und daß dieſen Kopf eben ſo wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten." [2]) — (X. 1. 3.) Noch eine Be-

1) Briefe von Chriſtian Garve an Weiße. Breslau 1803 I, S. 116., wo Garve Werthers Leiden von ſeinem Standpunkte ausführlich beurtheilt.

2) Leſſing drückte ſich nicht deutlicher aus, aber er war gewiß, daß man ihn verſtehen werde. Als er an Heyne und Käſtner in Göttingen Exemplare ſchickte, ſchrieb er dem erſten (XII, 442): „Ich will es darauf ankommen laſſen, ob der Hofrath Käſtner erräth, warum ich die Aufſätze des jungen Jeruſalem doch herausgegeben hätte, wenn ſie es auch noch weniger verdienten. Wenn ich auch alſo mit Bekanntmachung dieſer Ueberbleibſel ſeines

merkung stehe hier: Leſſing empfand nicht ſo antik, daß er die Lieder Oſſians, deren Unechtheit, als echter Kinder der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts keinem Zweifel mehr unterliegen dürfte, und deren glücklicher Gebrauch den Briefen Werthers den Stempel aufdrückt, ſo gar verachtet hätte; er ſchätzte ſie vielmehr; er ſpricht gering von dem Franzoſen, welcher eine franzöſiſche Ueberſetzung des Oſſian für „unerträglich" erkläete. [1]) —

Ein Schriftſteller, welcher in dieſen Jahren ſchon jung eine eigenthümliche Stellung in der deutſchen Literatur gewinnt, und der ſchon durch ſein damaliges ſo enges Verhältniß zu Goethe dieſen Uebergang rechtfertigen mag, iſt Lavater. Ich brauche ihn nur zu nennen, um anzudeuten, daß zwiſchen zwei ſo entgegengeſetzt empfindenden und denkenden Naturen, wie Lavater und Leſſing, eine nähere Berührung nie ſtatt finden konnte. Vielmehr fand Leſſing vielleicht von keinem ſich ſo abgeſtoßen, durch keinen, bei der erſten Gelegenheit, in ſeinen heiligſten Grundſätzen ſich ſo verletzt, als eben durch Lavater; und darum muß ſeiner hier gedacht werden. Nicht ihn ſelbſt betraf es, ſondern ſeinen älteſten und ehrwürdigſten Freund, Moſes Mendelsſohn, welcher ſeit dem Erſcheinen ſeines Phädon (1767) als Denker und Schriftſteller ſeinen Ruhm über Deutſchland, ja über die Gränzen Deutſchlands ausgebreitet ſah. Lavater [2]), ein junger Diakonus in Zürich, hatte ſchon einige Jahre früher auf einer längern Reiſe in Deutſchland, die er in Geſellſchaft zweier Landsleute und Freunde, Felix Heß und Heinrich Füßli, unternommen, in Berlin die Bekanntſchaft Mendelsſohns gemacht; dieſer empfing die Reiſenden freundlich und ſprach in der Unterredung mit Hochachtung, wenn auch unter gewiſſen Einſchränkungen, von dem Stifter der chriſtlichen Religion. Lavaters leicht entzündliche Einbildungskraft wurde dadurch zu Hoffnungen geſteigert, die nur auf einen Anlaß zu warten ſchienen, um auszubrechen. Dieſer bot ſich ihm endlich dar. Er gab im Herbſte 1769 eine Ueberſetzung von Bonnets Beweiſen von der Wahrheit der chriſtlichen Offenbarung heraus und widmete ſeine Ueberſetzung Mendelsſohn, mit der deutlich ausgeſprochenen Herausforderung,

---

hellen Verſtandes weiter nichts ſuchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, ſein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln?" —

1) XI, 278. Kollektaneen zur Lit., Artikel Fingal. „Ein recht erzfranzöſiſches Urtheil von ihm ſteht im Journal encyclopédique, Janv. 1762. — Une traduction française de cet ouvrage serait certainement insupportable. — Deſto ſchlimmer für die Franzoſen," ſetzt Leſſing hinzu. Le Tourneur, welcher Shakſpeare den Franzoſen wider ihren Willen überſetzte, gab ihnen 1777 auch den Oſſian. Später wurde Oſſian ſogar in franzöſiſche Verſe gebracht, zuerſt durch den in der preußiſchen Geſchichte ſchlecht berufenen J. Lombard, secrétaire privé au Cabinet du Roi. Berlin 1789. (Eſchenburg in ſeiner Anmerkung zu Fingal). Die Oper: die Barden von Leſueure und Jouy, und ein berühmtes Gemälde von Girodet (ſiehe Bouillet s. v. Oſſian) zeugen vollends von dem merkwürdigen Umſchwunge der Ideen und des Geſchmacks in Frankreich nach Leſſing.

2) Geboren 1741.

dieſe Beweiſe zu widerlegen, oder zu handeln, „wie Sokrates gehandelt haben würde, wenn er ſich von der Wahrheit der Beweiſe für das Chriſtenthum überzeugt hätte.“ Dies geſchah aber (wie Nicolai verſichert) mit der beſtimmten Erwartung, Moſes würde nicht widerlegen, ſondern gleich ein Chriſt werden. Er zweifelte vermuthlich nicht (meint Nicolai), daß alle Juden dem Beiſpiele Mendelsſohns nachfolgen, daß das tauſendjährige Reich, wofür er glühte, herbeikommen und er das Verdienſt haben würde, den Eintritt deſſelben herbei geführt zu haben. Dieſer unüberlegte Schritte erregte allgemeines Aufſehen. Leſſing, damals in Hamburg, erhielt die erſte Kunde davon durch ſeinen Bruder (aus Berlin den 26. October 1769), der ihm ſchrieb: „Dieſe gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moſes nicht wenig, und wie er mir ſagt, wird er Lavatern aus den Bonnetſchen Gründen ſelbſt beweiſen, daß er nichts als ein Jude ſei, und daß die Schwärmerei eines polniſchen Juden, welcher ſich vor einigen Jahren für den Meſſias ausgab, eben ſo zu rechtfertigen wäre; zugleich wird er ihm erklären, daß er ſich in Religionsſtreitigkeiten nicht einlaſſe.“ Nachdem aber die erſte Aufregung bei Mendelsſohn vorüber war, antwortete er ihm ganz mit der ihm eigenen Milde und Friedensliebe, und mit dem aufrichtigen Wunſche, den bedenklichen Gegenſtand hiermit fallen zu laſſen. [1]) Beſchämt durch dieſe Wirkung ſeines Bekehrungsverſuches that Lavater durch Zollikofer in Leipzig Schritte, Mendelsſohn zu verſöhnen. Als darauf in der Jenaiſchen Zeitung ein Stück aus Lavaters Reiſetagebuche gedruckt erſchien [2]), wodurch Mendelsſohn von neuem verletzt wurde, griff Lavater zu der Auskunft, die Urheberſchaft jenes Tagebuches von ſich ganz abzulehnen. Damit ſchien von ſeiner Seite die Sache beigelegt. Bonnet aber richtete an Mendelsſohn ein Schreiben, worin er Lavaters Schritt entſchieden mißbilligte; dabei jedoch einige Empfindlichkeit äußerte, daß Mendelsſohn behauptet hatte, ſeine philoſophiſchen Gedanken wären ganz auf deutſchem Boden erwachſen, als hätte er ihn damit eines Plagiats beſchuldigt. Mendelsſohns Erklärung hierüber hatte ein zweites Schreiben Bonnets zur Folge, welches, wie das frühere, dem Anſchein nach nichts als Höflichkeit und Hochachtung athmet. [3]) Die Freunde, beſonders Leſſing und Ni-

1) Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich. Berlin 12. Decemb. 1769. Lavaters Antwort vom 14. Febr. 1770 und Mendelsſohns Nacherinnerung, in Mendelsſohns geſammelten Schriften (Leipzig 1843) III. — (Nach einer handſchriftlichen Anmerkung Danzels ſteht in der Hamburger neuen Zeitung von 1770 No. 11. vom 19. Jan. eine Erklärung Mendelsſohns in derſelben Angelegenheit, welche in die neue Ausgabe ſeiner Schriften nicht mit übergegangen iſt.)

2) XIII, 261. „Es iſt in Zürich Sitte, daß die Kandidaten der Theologie, welche auf Reiſen geweſen ſind, dem dortigen Conſiſtorium in lateiniſcher Sprache einen Bericht erſtatten müſſen, von dem, was ſie Merkwürdiges geſehen haben. Lavater hatte auch einen ſolchen Bericht eingegeben, und ein vorſchneller Menſch (man ſagt, es ſei Dr. Zimmermann geweſen) hat ihm den übeln Dienſt gethan, die Stelle, Moſes Mendelsſohn betreffend, die ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die in Jena herauskommende gelehrte Zeitung, 1770 Stück 82, einzurücken.“ (Nicolai)

3) A. a. O. Bd. III, 108 — 126.

colai, urtheilten dagegen ganz anders und ihre Bemerkungen müſſen einen peinlichen Eindruck auf diejenigen machen, welche den „Weiſen von Genthod" nur aus den begeiſterten Schilderungen ſeiner Jünger, eines Matthiſſon oder Johann von Müller, kennen.[1]) Nicolai will von dieſen Briefen Bonnets weiter nichts ſagen. Ganz aufrichtig und gerade hätte Bonnet gegen Moſes nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen „einen Juden" könne man ſich ſchon etwas erlauben. Er hatte vor (wie er J. v. Müller bekennt[2]), (am 16. März 1773) der Nachwelt die Geſchichte dieſes ganz unwürdigen Vorfalls zu ſchreiben. Er unterließ es aber und wir können das Dunkel über dieſe Angelegenheit nicht ganz erhellen. Mit noch mehr Entrüſtung ſchreibt Leſſing über Bonnets Benehmen, deſſen Briefe Mendelsſohn ihm zugeſchickt hatte. (XII. 283) „Ich ſende Ihnen hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Mann iſt mir ſo ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen[3]). Der Abt ſagte zu verſchiedenen Malen: „Das iſt nicht artig." Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen." —

In Betreff Lavaters ſchreibt Leſſing: „Aber was iſt das für ein neuer Angriff, der in der Jenaiſchen Zeitung von Lavatern auf Sie geſchehen? — Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der erſten Poſt zu ſenden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können." —

Mendelsſohn gab dieſen Aufforderungen kein Gehör und ſchwieg. Leſſing aber hielt ſich nicht für berufen, für ſeinen Freund in die Schranken zu treten. Das rechte Mittel, Mendelsſohn und Andere ſeines Gleichen vor ähnlichen Zumuthungen in Zukunft zu ſchützen, traf wohl Lichtenberg in ſeinem Timorus[4]).

---

1) J. v. Müller ſchreibt an Bonſtetten 1776: „Herr Bonnet iſt wahrhaftig ein Halbgott."

2) J. v. Müllers Briefwechſel, von Maurer-Conſtant IV, 59.

3) Dieſer Punkt bedarf einer weitern Aufklärung, als ich zu geben fähig bin. Im Allgemeinen wird Bonnet durch ein ſolches Verfahren haben zeigen wollen, daß er Mendelsſohn und dieſe ganze Angelegenheit öffentlich ignoriren wolle. Wenigſtens hat Bonnet kein Wort darüber fallen laſſen. Leſſing ſah darin eine Unredlichkeit.

4) Timorus, das iſt Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterſchen Beweisgründe und der Göttingiſche Mettwürſte bewogen, den wahren

Einige Zeit nach diesem Vorfall lenkte Lavater durch seine Physiognomischen Fragmente [1]) die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf sich. Was Lessing anbelangt, so hatte er dem Studium der Physiognomik frühzeitig, und lange vor Lavater, seine Aufmerksamkeit zugewandt [2]); seine Uebersetzung des Huarte (1752) scheint ihn, nach Eschenburgs Bemerkung [3]), auf dies Studium und verwandte Untersuchungen geleitet zu haben. Oeffentlich hat er sich darüber nicht ausgesprochen [4]); aber bei seinem schon erwähnten Besuche bei Weiße 1775 keinen Zweifel über seine Meinung übrig gelassen. „Basedow und Lavater, heißt es in Weiße's Briefe an Garve, hießen ihm ein paar enthusiastische Narren, und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. So viel Zweifel er in die Sache selbst setzte, so behauptete er, man müsse, wenn ja etwas daran wäre, die Menschen ganz nackend sehen, weil oft ein garstiges Gesicht auf einem sehr schön gebauten Körper stünde. —" Garve gab dieser Meinung seinen Beifall.

In einem verloren gegangenen Briefe Lessings an Nicolai vom Juli 1776 hat Lessing (dies geht aus des letzten Antwort hervor, XIII, 564) es Lavatern zum Vorwurf gemacht, daß er die Pathognomik mit Physiognomik verwechselt, was Nicolai, der sich gleichzeitig mit Lavater auf diese Studien gelegt, zwar zugiebt, aber es im Allgemeinen billigt, daß Lavater die Pathognomik zur Physiognomik nehme. Eine lasse sich ohne die andre nicht denken, so wenig als Pathologie und Physiologie, und beide fließen in der Beobachtung im gemeinen Leben ineinander. Nicolai legte sogar einiges Gewicht auf die Ideographie d. i. die Kunst, den Charakter des Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen, der Lessing Widerspruch entgegensetzte, und spöttisch meinte, Nicolai werde aus seiner Handschrift nur sehen, daß er eine schlechte Feder gehabt habe! Nicolai aber getraute sich doch etwas mehr daraus zu sehen:

Glauben angenommen haben, von Konrad Photron, der Theologie Kandidaten, Berlin (Göttingen.) 1773. (Vermischte Schriften III.)

1) 1775 — 1778. (Unter Goethes Mitwirkung). Bereits 1771 hatte Lavater in der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich einige Abhandlungen über Physiognomik gelesen; und diese ließ Zimmermann im Hannöverischen Magazin von 1772 abdrucken. Sie erschienen vermehrt in demselben Jahre noch einmal.

2) Fülleborns Abriß einer Geschichte und Literatur der Physiognomik, im 8. Stück seiner Beiträge der Geschichte zur Philosophie 1797, wo er S. 163 Lessingen eine Stelle widmete.

3) Lessings Kollektaneen, Ausgabe 1826 Bd. XVI. S. 79. Artikel: Physiognomik, aber fast nur in historischer Rücksicht; er excerpirt: Jo. Val. Merbitzii de varietate faciei humanae discursus physicus Dresdae 1676. 4. — und die noch ältern Rivinus und J. P. Porta. Nach seiner Meinung hätten fast alle physiognomischen Schriftsteller den Aristoteles, und zum Theil sehr schielend, ausgeschrieben. (XIII, 564, aus Nicolai's Antwort entnommen).

4) Fülleborn hat aus Lessings Nachlaß, außer einigen zur Physiognomik gehörigen Stellen aus Vigneul — Marville, etliche Zeilen gegen Lavaters Fragmente im vierten Theile von Lessings Leben mittheilen wollen, der bekanntlich unterblieben ist.

„Zwar weder Ihre Talente, noch Ihre Neigungen, aber doch, da ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Brief von unſrem Freunde Weiße bekam, ſchien es mir faſt — als ob ich etwas von Ihrer beider Charakter in der Handſchrift Ihrer beider Briefe erblickte.“

Während Lavater durch den von ihm hervorgerufenen enthuſiaſtiſchen Dilettantismus der ſatiriſchen Feder eines Lichtenberg neuen Stoff darbot, und Herder, wie Goethe, ſich in ihrer Art Lavaters zu erwehren hatten [1]), (von Leſſing hat Lavater, bezeichnend genug, ſich immer ganz entfernt gehalten), erſcholl die Stimme des jungen Grafen Leopold von Stolberg, der den Sommer 1775 bei Lavater gelebt, er ſchwärmte von Lavater, wie von einem höhern Weſen, von dem Lichte künftiger Jahrhunderte! Dies geſchah in einem Briefe an Claudius, den dieſer im erſten Hefte des von Boie herausgegebenen deutſchen Muſeums 1776 abdrucken ließ. [2]) Leſſing, der eben in Hamburg war „lächelte darüber und erkannte in dem frühzeitigen Genie Wurmſtich.“ So erzählt J. H. Voß. Stolberg berichtigt ihn; Leſſing habe nur geſagt: „In drei Jahren wird Stolberg anders ertheilen [3]).“

1) In Betreff Goethe's berufe ich mich nur auf ſeinen gedruckten Briefwechſel mit Lavater und ſpätere Aeußerungen über den endlichen Bruch mit dem „Propheten von Zürich“. (Eckermann, Geſpräche mit Goethe II, 70. Wie bekannt, hat Goethe ihn als „Kranich“ auf den Blocksberg gebracht). — Früher aber klagte Herder 1769 aus Paris gegen Nicolai, daß Lavater ihn mit unklaren theologiſchen Fragen beläſtige, und bricht in die Worte aus: „Armſeliger Zuſtand unſrer Religion! Orthodoxie ohne Menſchenverſtand, Reformation voll Uebereilung und jetzt gar neuer Fanatismus. Das fehlte noch!“ (Herders Lebensbild. II, 106)

2) Schreiben an Herrn Claudius von Herrn Grafen zu Stolberg. Hier heißt es S. 44 unter anderm: „In den verſtohlenen Augenblicken, welche jedem andern zur Ruhe unentbehrlich ſein würden, ſchreibt er Werke, welche das Erſtaunen Deutſchlands ſind, das Erſtaunen für die künftigen Jahrhunderte ſein werden. Der ſyſtematiſche Schüler des ſo lang angebeteten Wolf wird bei den Strahlen dieſes neuen Lichtes auffahren, wie Pluto beim Homer“ u. ſ. w.

3) J. H. Voß, Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier, Paulus Sophronizon I, S. 9. — Stolbergs Kurze Abfertigung der Schmähſchrift von J. H Voß. Hamburg 1820 S. 4, wo der Verfaſſer ſeinen Jugendfreund daran erinnert, Leſſings Aeußerung von ihm ſelbſt erfahren zu haben und hinzufügt: „Jetzt ſoll Leſſing in dem frühzeitigen Genie Wurmſtich erkannt haben. Aber Wurmſtich deutet nicht auf Hoffnung der Reife.“ Nach dem Standpunkte des Leſers wird das Urtheil verſchieden ausfallen.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Wie Lessing mit seiner Anstellung in Wolfenbüttel für das bürgerliche Leben äußerlich zu einer gewissen Ruhe kam — alle die verschiedenen Anläſſe und Lockungen zur Veränderung, über welche wir noch zu berichten haben, verfehlten ihres Zweckes, — so treten wir auch in geistiger Hinsicht mit ihm in eine Periode tieferer Sammlung und geistigen Friedens. Er hatte auf dem Gebiete der Aesthetik, der Kunst und Poesie, neue Principien aufgestellt, den Kreis der Gattungen, namentlich wo er selbst thätig und schöpferisch war, umschlossen, den tiefern Sinn des Alterthums eröffnet. Jetzt wird das Ewige überwiegend der Gegenstand seines Denkens und Forschens. Nach der Philosophie des Schönen faßt er die Philosophie der Religion. Nicht etwa, als wenn sie subjektiv und objektiv, als Glaube wie als Wissenschaft, erst jetzt, nach seinem vierzigsten Lebensjahre (1770), angefangen hätte, eine Angelegenheit seines Geistes und Herzens zu werden; es läßt sich vielmehr zeigen, ja es ist auch bereits ausgeführt [1]), daß Lessing nicht etwa von der Aesthetik zur Religion überging, [2])

1) Im 1. Bande S. 225. mit Bezug auf Lessings Rettungen: Viel verwandter mit den theologischen Arbeiten in Wolfenbüttel und gleichsam eine Vorbereitung dazu ist das Studium der Kirchenväter, das er in Breslau gemeinschaftlich mit einem Freunde betrieb. (Nach der Mittheilung in dem Briefe von S. B. Klose an Karl Lessing.) In diese Zeit gehört noch der unvollendete Entwurf: „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" im theologischen Nachlaß (XI, 64–81), den Klose eine Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen nennt; und in gewissem Sinne die abgebrochene Abhandlung über die Elpistiker. (S. d. Beilage.)

2) So stellt es sich z. B. Heinrich Ritter vor: Ueber Lessings philosophische und religiöse Grundsätze. Göttinger Studien 1847. S. 156. „Er war denselben Weg ge-

ſondern dieſe war von Jugend auf in ihm im Stillen ebenſo tief begründet, wenn auch noch minder entwickelt, als die Freude an der Kunſt und Poeſie. Andererſeits läßt ſich in der That wahrnehmen, daß Leſſing erſt mit dem Eintritt in die letzte Periode ſeines Lebens Religion und Theologie ſelbſtſtändig hervorhob, daß ſie erſt jetzt bei ihm in den Vordergrund trat und endlich jedes andere Intereſſe bei ihm faſt verdrängte. Von dieſer Periode alſo gilt, was Friedrich Schlegel treffend geſagt: „Leſſings Philoſophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion.“ [1]) Wir haben über jene geiſtige Beſtimmung und tiefere Einkehr in ſich ſelbſt ein merkwürdiges Bekenntniß Leſſings in ſeinem Briefe an Mendelsſohn vom 9. Januar 1771, auf Veranlaſſung der nicht lange vorher erſchienenen Grundſätze der Moralphiloſophie von Adam Ferguſon, welche von Garve überſetzt wurden. (XII. 281.) „Mit dem Ferguſon, ſchreibt er alſo, will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie es mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir nun ſchon einmal leben, und zu unſrer Ruhe beſtändig fortlieben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.“

„Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es nicht zum Theil ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für Einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſeres Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen“.... Dieſer Uebergang läßt uns den bedeutungsvollen Worten näher auf den Grund ſehen. Leſſing dachte hier hauptſächlich an Religion und Chriſtenthum.

Ueber Leſſings Beruf und Talente zum Philoſophen, über die Vorurtheile, welche früher in dieſer Beziehung ziemlich allgemein herrſchend waren, und wie bald dieſelben bei einem liebevollen gründlichen Eingehen in Leſſings Leben und

gangen, welchen viele ſeiner jungen Zeitgenoſſen, welchen unſere neueſte Philoſophie, welchen im Grunde genommen unſere ganze Bildung von den Griechen (?) an eingeſchlagen hat: von der Aeſthetik war er auf die Religion, von der Religion auf die Theologie geführt worden.“

1) Geſchichte der alten und neuen Literatur. Vorleſungen, gehalten 1812. Wien. 1825. II. S. 293.

Schriften zerfließen müßten, darüber habe ich in einer älteren Schrift ausführliche Erörterungen gegeben.[1]) Um so lieber laſſe ich hier aus einem ungedruckten Kapitel Danzels verwandte, mit Kraft und Geiſt ausgeſprochene Betrachtungen mit des Verfaſſers eigenen Worten folgen.[2]) Nachdem er bemerkt, wie bei Leſſing ſeit ſeinen Univerſitätsjahren ein gewiſſes theologiſches und philoſophiſches Intereſſe nicht ausgegangen ſei und alle ſeine anderen Studien gleichſam unſichtbar begleitet habe; wie aber dieſes Intereſſe, von welchem nur wenige, kaum bemerkte Fragmente eine Andeutung geben, in Wolfenbüttel immer mehr in den Vordergrund trete, und eine ausbreitende Tiefe hier erlange, daß endlich von hier aus auch jene früheren Anfänge erſt die rechte Würdigung erhalten können, heißt es:

„Vielleicht iſt es bei keinem Theile von Leſſings bekannter, aber in ihren Beziehungen wenig erkannter Wirkſamkeit ſo nothwendig, daß man den Proceß ganz neu inſtruire, als hier. Nicht als ob nicht dieſer Theil jetzt gerade noch der am allerallgemeinſten bekannte wäre: denn während ſeine literariſchen Satzungen zu einem abgeſchloſſenen Standpunkt geworden ſind, der die Leiter der Erörterungen, die zu ihm geführt haben, nach ſich gezogen hat, ſind auf dem theologiſchen Gebiete die Gegenſätze, um die es ſich heutigen Tages handelt, immer wenigſtens noch inſoweit dieſelben, daß man ihn als Mit- oder Vorkämpfer betrachten kann — aber vielleicht gerade darum: nicht nur die Ungebehrdigen, die ſeinen Namen nur überhaupt als den eines Kämpfers für Licht und Wahrheit im Munde führen, und auf der andern Seite die Beſchränkten, die ihn als Freigeiſt verabſcheuen, ſind über ſeine wahre Stellung ganz im Unklaren, ſondern von wiſſenſchaftlichen Beurtheilern iſt dieſelbe nicht leicht ganz richtig gewürdigt und mit Berückſichtigung aller Beziehungen dargelegt worden.... Ja ein Mann, den ich hoch zu verehren Urſache habe (?), wollte noch kürzlich die Entdeckung gemacht haben, Leſſing habe in Hamburg einer atheiſtiſchen Geſellſchaft angehört!“[3])

„Nirgends hat das widerwärtige Schlagwort, daß Leſſing vorzugsweiſe Kri-

1) Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts kritiſch und philoſophiſch erörtert. Berlin 1841. S. 18—30.

2) Früher, und noch vor Herausgabe ſeines Leſſing, hat Danzel in einer Recenſion von Heinrich Ritters Abhandlung: „Ueber Leſſings philoſ. und religiöſe Grundſätze“ in der Neuen Jenaer Literaturzeitung von 1848 Nr. 172—174 ſeine Stellung zu dieſen Fragen beſtimmt gezeichnet.

3) Daß es eine ſolche wirklich dort gegeben hat, geht aus einer nach Danzels Tode bekannt gewordenen Notiz hervor. Nämlich in der Ecke des Titelblattes der „Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ von G. S. Reimarus auf der Stadtbibliothek zu Hamburg ſtehen die Worte: Compegit bibliopegus initiatus 1782. Der Buchbinder war alſo auch wohl Mitglied einer geheimen Geſellſchaft von Freigeiſtern zu Hamburg. W. Klose, in der Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie, herausg. v. Niedner, J. 1850. S. 523. Um aber auch nur die Möglichkeit anzunehmen, daß Leſſing ſich in dieſe Geſellſchaft aufnehmen ließ, müßte man wenigſtens wiſſen, ſeit wann jene beſtanden.

tiker ſei, einen ſo üblen Einfluß ausgeübt, wie hier, wo ſeine Anwendung dadurch gerechtfertiget zu werden ſchien, daß die Schriften, welche in dieſer Periode ſeines Lebens am meiſten in die Augen fallen und den meiſten Raum einnehmen (die antigözischen), allerdings Meiſterſtücke der Kritik ſind. Und weil nun dieſe gewiſſen Aeußerungen der Orthodoxen entgegen treten und die naturaliſtiſchen Wolfenbütteler Fragmente auf eine gewiſſe Weiſe vertreten, ſteht Leſſing in den Augen der meiſten im Lichte eines negativen Geiſtes, eines jener ungeſtümen Bilderſtürmer da, von denen das vorige Jahrhundert ſo voll iſt — oder mit einem Worte als Freidenker. Freilich, wie ſollte Leſſing nicht auch hier das allerfreieſte Denken geübt haben? — Leſſing iſt hier ſo wenig blos Kritiker, daß er bei ſeinem Geſchäfte vielmehr ganz und gar davon ausgeht, die Kritik zu kritiſiren, auch macht ſein Verſtand hier nicht blos die Verſtändigſten zu Schanden, ſondern ſteigert ſich zu einer ſo glänzenden Höhe, daß er ſich ſelbſt gar nicht mehr damit begnügen kann, blos verſtändig zu ſein; wenn Leſſing bis dahin mittelſt des Verſtandes ſeine Zeitgenoſſen über die übrigen geiſtigen Gebiete, welche unter den Verſtand fallen, verſtändigt hatte, ſo verſtändigte er hier den Verſtand über ſich ſelbſt."

„Um nun dieſes zu vorläufiger Orientirung ſogleich noch etwas näher auszuführen: Leſſing betrachtet:

„Erſtlich die Anwendung des Verſtandes auf Gegenſtände des Glaubens, welche damals gäng und gebe war, in mehr als einer Beziehung als eine Halbheit, und macht daher der Hauptſache nach gegen die Naturaliſten innerhalb und außerhalb des Chriſtenthums Front, wobei ſein Kampf gegen die Orthodoxen nur ganz zufällig entſteht, weil er von denſelben, deren Sache er, freilich in einem höheren Sinne, als ſie ſelbſt ſie begriffen, zu vertheidigen gemeint war, zuerſt angegriffen wird."

„Zweitens ſteigert er den Verſtand ſelbſt über ſich ſelbſt hinaus in das Gebiet der Speculation, wodurch er, wie die ganze Geſchichte der neuern Philoſophie zeigt, dem religiöſen Dogma gegenüber ohnehin zu größerer Verträglichkeit geſtimmt werden mußte".

„Nur daß dieſes alles ſeine Ausführung und ſeinen völligen Ausbau zwar erſt in Wolfenbüttel erhalten, ja hier auch noch ganz weſentliche Ergänzungen gewonnen hat — wie denn Leſſing (im ſiebenten Antigöze) ſelbſt von den mehreren und beſſeren Kenntniſſen ſpricht, die er ſeit ſeiner Entfernung aus Hamburg zu erlangen eben ſo viel Begierde als Gelegenheit gehabt hätte [1]) — in den Grundzügen aber von ihm zurückgebracht worden iſt, ſo daß wir die Thätigkeit, welche er hier entwickelt, im Großen und Ganzen als eine planmäßige betrachten müſſen, zu deren Durchführung er die günſtige Gelegenheit benützt,

1) X, 205. — „Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſerer Trennung zu erlangen eben ſo viel Begierde, als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben?" . . .

und welche zufällige Umſtände er darum, daß ſie in der That zufällig geweſen ſind, um nichts deſto weniger dienſtbar zu machen gewußt hat."

„Auch wird in Bezug auf den zweiten Punkt Niemand zu fürchten haben, daß ich aus Leſſings ſpekulativen Aeußerungen ein eigentliches philoſophiſches Syſtem herauszuklauben verſuchen werde. Das wäre derſelbe veraltete Mißgriff, vermöge deſſen man z. B. aus Plato's Dialogen immer wieder eine Platoniſche Philoſophie zuſammenzimmern will, da doch Plato nun einmal derjenige Philoſoph iſt, welcher von einem hölzernen Kreuze der ſyſtematiſchen Darſtellung noch keinen Begriff hatte, und ſoiglich, wenn er geſchildert werden ſollte, wie er geweſen, eben in der ihm eigenen Organiſation ſeines Geiſtes belauſcht werden müßte, welche es ſo möglich machte, ſich mit dieſer halbkünſtleriſchen Form zu begnügen — was denn freilich bei einem Schriftſteller, von deſſen Lebensumſtänden und Studien wir ſo wenig wiſſen, nicht wohl zu leiſten ſein mag. Auch Leſſing darf nicht zur Aufſtellung in den Compendien des ſyſtematiſchen Philoſophen präparirt werden; denn er hat kein Syſtem geſchrieben, was er doch gewiß gethan haben würde, wenn das an ihm geiegen hätte; denn der Mann verſteht doch ſonſt wohl, er ſelbſt zu ſein. Wir finden bei ihm nur eine ſpekulative Grundanſchauung und ſpekulative Aperçus; dagegen laſſen ſich bei ihm auch in dieſem Falle der innere Gang ſeines Geiſtes und die Veranlaſſungen, welche den einzelnen Aeußerungen zu Grunde liegen, mit ziemlicher Sicherheit nachweiſen." — So weit Danzel.

Welches war dieſe ſpekulative Grundanſchauung in Leſſings Philoſophie? Es iſt dies eine Frage, welche bei Leſſing mit einer der, in der Geſchichte der Philoſophie herkömmlichen, Bezeichnungen kaum zu beantworten ſein wird. Es giebt hier keinen ſicheren Weg, als den geſchichtlichen, ſo daß man auf den Gang ſeiner Studien, und vor allem auf die Beſchaffenheit und Eigenthümlichkeit der wenigen philoſophiſchen Aufſätze und Fragmente in Leſſings Schriften zurückgeht. Dieſer Weg iſt nun früher bereits von mir eingehalten worden und es ergab ſich da, um es mit einem Wort zu ſagen, der unverkennbare Typus Leibniziſcher Ontologie und Naturphiloſophie; nicht zwar, als ob Leſſings Philoſophie damit erſchöpft und begrenzt würde; es ſollte nur damit im Allgemeinen das Prineip, die Richtung, das Endziel ausgeſprochen ſei, im Gegenſatze zu der Ontologie des Spinoza, zum Spinozismus, welchen man ſonſt, ſeit Jacobi, ſchlechthin als Leſſings Philoſophie ausgegeben hatte. Ich halte dieſes Ergebniß feſt, wobei ich das Urtheil Heinrich Ritters für mich habe, wenngleich er in anderen Stücken meiner Ausführung entgegen tritt. Danzel iſt anderer Meinung; er findet (im Fortgange der oben abgebrochenen Betrachtungen) Leſſings philoſophiſche Grundanſchauung im Gegentheil eben in demjenigen begründet, was Leſſing aus ſeinen Studien des Spinoza geſchöpft und zu ſeinem Eigenthum gemacht habe. Aber wie ſehr verſchieden iſt dieſe Ausſage von dem Vorgeben eines ſogenannten Spinozismus im Munde Jacobi's, welcher zuletzt in jedem wiſſenſchaftlichen Syſtem, und ſelbſt in der Phi-

losophie Leibnizens oder Schellings — Spinozismus witterte! In Jacobi's Kopfe sehen wir die geschichtlichen Gegensätze schwanken und er würde sich kaum für widerlegt gehalten haben, wenn man ihm die Grundzüge der Monadologie bei Lessing deutlich nachgewiesen hätte.

Es ist durch den berühmten Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Geschichte der Philosophie, klar genug geworden, (es ist wieder Danzel, den ich reden lasse) „daß die beiden Streitenden es genau selbst nicht wußten, was Spinozismus ist". Ich hatte nun auf Grund der Wahrnehmung von der Halbheit in Jacobi's Wissen von Spinoza wie von Leibniz, seinen Bericht über Lessings Unterredungen mit ihm als keine wahre Quelle zur Kenntniß von Lessings Philosophie und religiösen Gesinnung, sondern höchstens als einen Beitrag zur Charakteristik Lessings ansehen mögen. Ritter hat zwar Jacobi's Bericht in Schutz genommen; jedoch ohne sich im entferntesten der Folgerung anzuschließen, welche Jacobi aus dieser Unterredung über Lessings Philosophie ziehen wollte. Und warum? Weil Lessing, ungeachtet er sich hier einen Spinozisten genannt, und behauptet, es gebe keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza, oder wenigstens, es gebe keinen andern Mann, nach welchem er sich lieber nennen möchte — die Lehre des Spinoza selbst *nicht* verstanden, so wenig verstanden hätte, als Jacobi, als Herder, ja, nach seinem eigenen Geständnisse, selbst Kant und Fichte .... Auch Danzel legt Jacobi's Zeugnisse mehr Quellenwerth bei. „Was Jacobi's Bericht anbetrifft (drückt er sich aus), je schlechter die Figur ist, welche Jacobi in dem Gespräche mit Lessing und bei seiner späteren Auffassung desselben spielt, um so unverdächtiger ist sein Zeugniß über die Aeußerungen des letzteren, durch die er selbst bloßgestellt wird; es ist durchaus kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß das Gespräch im Allgemeinen, und so weit sich so etwas überhaupt aus dem Gedächtniß reproduciren läßt, gerade so geführt worden sei. Und wenn Mendelssohns Betrachtungen diesen Quellenwerth nicht haben, so hat er, da es ihm darauf ankam, das Gerücht von Lessings Spinozismus mit früheren Aeußerungen desselben zusammenzuhalten, einige Punkte zur Sprache gebracht, die bei dieser Angelegenheit nicht unbeachtet bleiben dürfen".

Wenn nun aber dem so ist (fährt Danzel fort), so geht allerdings aus Jacobi's Unterredungen mit Lessing hervor, daß der letzterer dem Spinoza seine philosophische Weltanschauung verdankte. „*Wenn ich mich nach jemand nennen soll*, sagt Lessing, *so weiß ich keinen andern*", und das war bei Lessing schon sehr viel gesagt. Ferner: „die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht genießen; ἓν καὶ πᾶν, ich weiß nichts anderes — es giebt keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza und dergleichen mehr (wenn auch einzelne Ausdrücke z. B. „orthodox", auf ungenauen Angaben von Jacobi beruhen sollten). Daß Lessing das ἓν καὶ πᾶν als den Inbegriff seiner Theologie und Philosophie öfter und

mit Nachdruck angeführt habe, ſagt Jacobi. Mehrere bezeugen, er habe es unter andern in Gleims Gartenhauſe an die Wand geſchrieben. Auch giebt Leſſing hier ein viel tieferes Verſtändniß des Spinoza zu erkennen, als Jacobi. Leſſing ſagt als ſeine eigene Ueberzeugung folgendes: „Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erſte und vornehmſte betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, die Vorſtellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke, ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt. Sie muß unendlich vortrefflicher ſein, als dieſe oder jene Wirkung und ſo kann es auch eine Art des Genuſſes für ſie geben, der nicht allein alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.“ Damit geht nun dem Jacobi Leſſing weiter als Spinoza, dem doch die helle Einſicht über alles gegolten, worauf Leſſing antwortet: Ja für den Menſchen, aber das ſei ihm nicht das Höchſte geweſen, er habe nicht den Gedanken obenangeſetzt. Auch ſpäterhin noch konnte Jacobi in dieſen Gedanken Leſſings ſich gar nicht finden. Mendelsſohn ſagte darüber: „Dieſer Einfall iſt ganz in Leſſings Laune. Einer von ſeinen Luſtſprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichſam über ſich ſelbſt hinaus zu ſpringen. Zweifeln, ob es nicht etwas giebt, das nicht nur alle Begriffe überſteigt, ſondern völlig außer dem Begriffe liegt, dieſes nenne ich einen Sprung über ſich ſelbſt hinaus u. ſ. w. Auch ſcheinen Sie ſelbſt auf dieſen wunderlichen Einfall Leſſings kein ſonderliches Gewicht zu legen.“ „Ich legte gar kein Gewicht darauf,“ ſagt Jacobi (in der fünften Beilage zu den Briefen über Spinoza, Werk IV, 2. S. 82.) ... Sehr glücklich aber hat, nach meinem Urtheile, Mendelsſohn dieſen Einfall mit einem Verſuche, über ſich ſelbſt hinaus zu ſpringen, vergliechen.“ Dann bemerkt Jacobi: Leſſing habe ihn in einem folgenden Geſpräche über dieſen Punkt auf Hume's Geſpräche über die natürliche Religion (zweite Abtheilung) verwieſen, wo allerdings gegen die Endurſachen und einen Gott, der von ihnen geleitet werde, gehandelt wird. Spinoza fällt dem Jacobi dabei gar nicht ein — und kann man ſich denken, zu welcher Ergötzung Leſſings, der auf die Frage an jenen: Alſo Sie kennen den Spinoza doch? die Antwort bekommen hatte: ich glaube ihn zu kennen, wie nur ſehr wenige ihn gekannt haben mögen — und doch iſt ja — man ſchämt ſich heutigen Tags eine ſolche Frivolität zu wiederholen — die Identificirung des Alls mit dem Einen vermöge der Attribute Gottes, die, jeder für ſich genommen, dieſen nicht erſchöpfen, der eigenthümliche Grundgedanke der Philoſophie des Spinoza, und durch den dieſelbe ſich von dem gemeinen Pantheismus der Phantaſie unterſcheidet.“ [1])

1) Das Studium des Spinoza iſt gegenwärtig in ein neues Stadium eingetreten, ſeitdem ſich ſo viel ergeben, daß Spinoza eine der wichtigſten Seiten ſeiner Philoſophie, die Subſtantialität der Elemente und individua im Verhältniß zur Einen göttlichen Subſtanz, in ſeiner Ethik nur dunkel und von weitem angedeutet — dagegen in dem Tractatus

„Eben dieſes Verſtändniß des Spinoza, fährt Danzel fort, findet ſich nun bei Leſſing auch ſchon in einer frühern Periode. Es iſt ganz verkehrt von Jacobi, Leſſings Spinozismus nur in die „letzten Tage" deſſelben zu verſetzen, gleichſam wie eine Todtenbekehrung ins Schlimmere, wenn ihm auch freilich die ausdrückliche Notiz hierüber, die man ſpäter bekommen hat, noch nicht vorlag. Bereits in Breslau wurde, nach Kloſes Zeugniß, Spinoza's Philoſophie der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen [1]). Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle, nach ſeinem Urtheil, derjenige war, welcher ihn am wenigſten verſtanden hatte; Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am tiefſten eingedrungen."

„Wirklich findet ſich in einer Schrift dieſes Fanatikers eine Stelle, die mit der ſo eben angeführten Aeußerung Leſſings gegen Jacobi ſehr merkwürdig übereinſtimmt. [2]) Und eben auf die Spinoziſche Lehre von den Attributen bezieht ſich auch die Zurechtweiſung, welche Leſſing dem Mendelsſohn um dieſelbe Zeit — in einem Brief aus Breslau von 17. April 1763 — angedeihen läßt. Er zeigt ihm, daß Gedachtes und Ausgedehntes bei Spinoza ſo wenig in einer bloßen Harmonie mit einander ſtehe, daß ſie vielmehr ein und dasſelbe Ding ſeien, nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorgeſtellt. In dem Concept des Briefes iſt noch ein Satz angehängt, in welchem Leſſing den Gegenſatz zwiſchen der Lehre des Spinoza und der präſtabilirten Harmonie auf die ſchlagendſte Weiſe zu erläutern anfängt (XI, 113). „Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erſtemal ihr Bild in einem Spiegel erblicken, die Verwunderung iſt vorbei, und nunmehr fangen ſie an, über dieſe Erſcheinung zu philoſophiren. Das Bild im Spiegel, ſagen beide, macht eben dieſelben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht ſie in der nämlichen Ordnung. Folglich ſchließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers ſich aus einem und eben demſelben Grunde erklären laſſen."

---

de mund. intellectus und zum Theil im Tractatus theologico-politicus ziemlich deutlich hervortreten laſſen. Eine vollſtändige, abſchließende Erörterung dieſer Fragen wird nicht verfehlen, auch auf das Verhältniß zwiſchen Leibniz und Spinoza ein neues Licht zu werfen. Die Auffaſſung dieſer Seite bei Spinoza iſt von Karl Thomas ausgegangen, beſonders in ſeiner Schrift: Spinoza's Individualismus und Pantheismus. Königsberg 1848.

1) Leſſings Leben von Karl Leſſing I. 246. — Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts u. ſ. w. S. 47.

2) Die von Danzel vollſtändig herausgehobene Stelle findet ſich in Christiani Democriti Fatum fatuum, das iſt die thörichte Nothwendigkeit. Neue Ausgabe Altona 1730. (Die erſte Ausgabe erſchien 1708 in Amſterdam). S. 139 — 147. Die Abſicht des Werkchens iſt, wie der längere Titel angiebt, zu beweiſen, daß alle, „die in der Gottes-Gelehrtheit und Sittenlehre der vernünftigen Creatur die Freiheit des Willens abſtreiten, durch offenbare Folgen gehalten ſind, die Freiheit in dem Weſen Gottes ſelbſt aufzuheben oder des Spinosae Atheismum feſtzuſetzen". Die tieferen Gedanken mußten aus der burlesken Manier und Sprache Dippels in unſre Sprache erſt übergetragen werden.

Es ist klar, wie Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein; der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen, und der andre wird behaupten: Es finde nur eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke: die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen."

Klose bezeugt, Lessing habe in Breslau nie das mindeste, wie gegen Jacobi, so auch gegen seine vertrautesten Freunde geäußert. „Wenn damit zu verstehen gegeben sein soll (bemerkt Danzel), Lessing habe damals die Lehre des Spinoza wohl gekannt, aber sich nicht zu ihr bekannt, so wird er sich freilich nicht für einen „entschiedenen Spinozisten" ausgegeben haben (wofür ihn eben auch Jacobi nur mit Unrecht ausgegeben hat); um so mehr aber werden wir annehmen dürfen, daß er die allgemeinen speculativen Grundgedanken, die er sich später aus dem Spinozismus angeeignet hatte, schon jetzt in seine persönliche Ueberzeugung werde aufgenommen haben. Auch ist in dem so eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, unverkennbar, auf wessen Seite die Wage sich neigt; der Wilde, dessen Ansicht der Lehre des Spinoza analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor."

„Es ist eben gegangen wie sonst auch: Spinoza war im höchsten Grade verabscheut, nicht nur bei den Theologen, sondern fast noch mehr bei den Philosophen, wie denn Christian Wolf sich in einer eigenen Schrift gegen den Vorwurf des Spinozismus vertheidigen zu müssen geglaubt hat, und Bayle, der freigeistige Bayle, ihn nicht schlecht genug machen kann. Das hat Lessingen veranlaßt, seine Schriften selbst einmal in die Hand zu nehmen — und da hat er — zwar keine Rettung des Spinoza geschrieben, aber in der Weltgeschichte vorbereitet, und damit eine Rettung der Philosophie selbst[1])."

„Denn es ist ein Anfang großer Dinge gewesen, daß Lessing sich am Anfang des siebenten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts mit dem Spinoza hat befreunden können, worin freilich Jacobi und Mendelssohn, von denen jener in der Entwickelung, die sich daran knüpfte, mittendrin, und dieser gar noch hinter ihr zurückstand, nichts als ein Bischen Atheismus oder nicht — zu erblicken gewußt haben. Der Gang der Geschichte der Philosophie im vorigen Jahrhundert läßt sich ziemlich erschöpfend in wenige Worte zusammen fassen. Die speculativen Elemente der Lehre Leibnizens wurden verkannt, und sie selbst erlangte wenig Verbreitung; zum Theil wegen der Zerstreuung seiner Schriften

1) Unde eo res devenit, ut, cum nostris fere temporibus immortali ingenio Lessingiano Spinozismus tribueretur, non secus ac si de quodam Africae monstro, vix quo ad nomen cognito, fabula nova percrebuisset, ne de facto quidem, quid in philosophia B. de. Spinoza proprium infuerit et capitale, inter eruditos constaret. (Paulus, Praefatio zu B. de Spinoza Opera p. 4.

und exoteriſchen Natur derſelben; das formale Princip des bloßen klaren und deutlichen Denkens, mit welchem auf der einen Seite in der Wolfiſchen Philoſophie, auf der andern in dem Scepticismus und Materialismus der Engländer und Franzoſen im höchſten Grade ernſt gemacht wurde, griff immer mehr Platz, bis endlich zuletzt durch die Koryphäen der Wiſſenſchaft, deren Thätigkeit zum Theil erſt in unſer Jahrhundert fällt, das ſpeculative Vermögen wieder aus dem Schlafe geweckt wurde. Dazu iſt nun, neben der Kantiſchen Philoſophie, beſonders Spinoza behülflich geweſen, und ſchon in ſofern wäre die erſte Anerkennung, die dieſem zu Theil geworden iſt, ein epochemachendes Ereigniß. Allein es findet hier noch eine viel concretere und lebendigere Beziehung ſtatt. Ein jeder neue Standpunkt in der Wiſſenſchaft, die ſich, wie bei der neuern Philoſophie der Fall geweſen iſt, zu einer totalen Bildung erweitert, beginnt mit einem gewiſſen Dilettantismus. Dilettant iſt derjenige, welcher ſich über die Schule hinwegſetzt: wie aber ſoll man eine neue Schule gründen, wenn man nicht den Zirkel der Vorausſetzungen in der alten, aus welchen eben nichts entſtehen kann, als was ſchon daraus entſtanden iſt, durchbricht? — Die ſpeculative Philoſophie unſre Tage iſt auf dieſe Weiſe von einer Anzahl von Männern vorbereitet worden, die ſich nicht für Philoſophen von Fach ausgegeben haben; Fichte, Schelling, Hegel, ſtellen es nicht in Abrede, daß ſie ſich an Goethe, Herder, Jacobi (unter denen der letztere von Mendelsſohn mit vollem Recht, der Wolfiſchen Bildung gegenüber, als bloßer Dilettant behandelt wird) erkräftigt und auferbaut haben. Das Philoſophiren aller dieſer Männer beruht aber auf dem Spinoza, deſſen Philoſophie Jacobi für die Philoſophie ſelbſt erklärte, die ihm nur eben deshalb nicht genüge; — auf welche Goethe nicht nur ſeine ſittlich ſpeculative Anſchauung, ſondern auch ſeine naturwiſſenſchaftliche Grundgeſinnung größtentheils zurückführt [1]), den Herder längſt hervorzuziehen beabſichtigt hatte, und endlich in ſeinem „Gott" auf ſeine Weiſe auszudeuten und anzuwenden ſuchte; durch Spinoza gelangen dieſe alle, im Gegenſatz zu der Zerfahrenheit der Verſtandesphiloſophie und der Dürftigkeit ihrer Abſtraktionen, zuerſt wieder zu einer Ahnung des Weltlebens in ſeiner Großheit und Ganzheit, das heißt wenigſtens zu einem Analogon ſpeculativer Anſchauung. Die literariſchen Aeußerungen dieſer Umwälzung knüpfen ſich an Leſſing an: die Herder'ſche Schrift erſchien auf die Veranlaſſung von Jacobi's Briefen über den Spinozismus, und auch Goethe wurde durch den Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn auf Spinoza zurückgeführt; Leſſing iſt aber auch wirklich der erſte, der in dieſe Reihe zählt: nicht das philoſophiſche Dogma des ἓν καὶ πᾶν als ſolches, nicht ein beſtimmtes Bekenntniß iſt es, was er aus dem Spinoza gezogen hat: es iſt ſchon oben darauf hingedeutet worden, daß ſich neben einem Verſtändniß des Spinozismus, wie es keiner von den

1) Danzel hat dies in ſeiner Schrift „über Goethe's Spinozismus" näher ausgeführt.

obengenannten beſitzt, bei ihm zugleich Anſichten finden, die der Lehre des Spinoza ſchnurſtraks widerſprechen: zur Speculation überhaupt hat er ſich und die ganze Zeit an ihm emporgehoben, weshalb denn auch der erſte, welcher es ihm eingeräumt hat, daß er, neben andern Handwerken, auch das philoſophiſche verſtanden, Schelling geweſen iſt [1]), und wenn man vielleicht dies Schellingen im eigentlichſten Sinne des Wortes nicht zugeben kann, wenn Leſſings philoſophiſche Aufſätze nicht ſyſtematiſch, nicht erſchöpfend im einzelnen, vielleicht nicht einmal conſequent ſind, und nicht nur bei dem heutigen Standpunkt der Wiſſenſchaft ungenügend erſcheinen müſſen, ſondern ſelbſt an und für ſich eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Durchbildung vermiſſen laſſen, ſo liegt darin gerade ihr Werth und ihre hiſtoriſche Würde; und von dieſer Seite her betrachtet, ruht Leſſings philoſophiſche Thätigkeit mit ſeiner literariſchen auf einem und demſelben Fundament. Es iſt nicht zufällig, daß es gerade jene Erneurer der deutſchen Poeſie, Jacobi, Herder, Goethe geweſen ſind, die ſich zum Spinoza hingezogen fühlten: die Erneuerung der deutſchen Literatur und der Speculation iſt vielleicht nur allzuſehr ein und derſelbe Geiſtesprozeß, blos auf verſchiedenen Stufen; in beiden Sphären ein Streben des Geiſtes, ſeiner ſelbſt inne zu werden und dadurch einen reichern und lebendigern Inhalt zu gewinnen. Sucht doch Schiller mit ſeinem Philoſophiren einen Standpunkt für ſein Dichten, und erklärt doch Schelling die Kunſt für ein Organ der Philoſophie. Im Beſondern aber, daß man ſich zu einer gewiſſen Zeit dem Spinoza zuwandte, könnte geradezu unter den Charakterzügen der Sturm- und Drangperiode mit aufgeführt werden, die man eben ſo gut die Periode der Dilettanten aus Princip nennen könnte; es iſt eine Extravaganz, wie die Anpreiſung und Nachahmung des Shakſpeare, die Leſſing auch veranlaßt hat; da wird es nun auch wohl nicht ganz zufällig geweſen ſein, wenn er zu derſelben Zeit, da er die Minna von Barnhelm und den Laokoon ſchrieb, ſich auch mit dem Spinoza beſchäftigt hat ....“ Bis hieher Danzel.

So betrachtet, ſtehe ich nun nicht an, ein dauerndes, lebendiges Verhältniß Leſſings zu Spinoza anzuerkennen. Wenn ich zu dieſer gediegenen Entwickelung Danzels von der Bedeutung des Studiums Spinoza's für Leſſing und ſein Zeitalter noch eines hinzuſetzen ſoll, ſo iſt es dieſes: durch Spinoza hat Leſſing jenes tiefere und allgemeinere Verſtändniß des Leibniz gewonnen, vermöge deſſen er endlich zu ſeinen eigenthümlichen Ergebniſſen in der Philoſophie, und deren Anwendung auf Religion und Theologie, durchgedrungen iſt [2]). Man wird ſagen, daß es

1) Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen F. J. Jacobi's S. 46.

2) Schon 1812 ſagte Friedrich Schlegel (Vorleſungen II, 294) von Leſſing: „Leibniz war unter den Naheſtehenden faſt der einzige, der ihn noch berührte, und er ſah ihn in einem weiten Abſtande von ſeinen damaligen Nachfolgern. Um ſo mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoza damit verband.... Die deutſche Philoſophie würde ſich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Leſſings freier und kühner Geiſt dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geſchah.“

hierzu weder eines beſonderen Muthes, noch einer beſondern Anſtrengung bedurfte, im Vergleich mit dem Gange, den das Verſtändniß der Schriften und der Philoſophie des Spinoza genommen hat. Die Zeit war allerdings vorüber, da die Leibniziſche Philoſophie, nicht minder wie die des Spinoza, gegen die Anklage des Atheismus vertheidigt werden mußte, und die Lehre von der vorherbeſtimmten Harmonie als ſtaatsgefährlich verfolgt wurde. Dagegen war ſeit der Mitte des Jahrhunderts mit dem Siege und der Herrſchaft der Wolfiſchen Philoſophie der ächte Leibniz, wenigſtens auf den Univerſitäten, in den Hintergrund gerückt, ſowohl was den eigentlichen Gehalt, als den Geiſt ſeiner Schriften betrifft. Gegenüber den weitſchichtigen, nach mathematiſcher Methode abgefaßten Werken Wolfs, welche über alle Theile ſeines Syſtems ſich erſtreckten, ſchien Leibniz mit ſeinen in den Zeitſchriften zerſtreuten und daher ſchwer zugänglichen Aufſätzen und Fragmenten gewiſſermaßen nur ein vornehmer Dilettant; andern, wie Voltaire'n, und ſogar unſerm — Kant [1]), nur der Vielwiſſer, der in jedem Felde der Wiſſenſchaft von einem andern übertroffen wurde. Gottſcheds löbliches Vorhaben, das hundertjährige Geburtsfeſt Leibnizens (1746) durch eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke zu ehren [2]), blieb unerfüllt und die Ausführung blieb, nicht zur Ehre des deutſchen Volkes, einem Ausländer überlaſſen [3]), welcher dabei nicht einmal die nöthige Unterſtützung und Mitwirkung bei ſeinem Unternehmen in Deutſchland erhielt. Leſſing, welcher bekennt, daß, wenn es nach ihm ginge, „Leibniz nicht eine Zeile vergebens müßte geſchrieben haben", nimmt deshalb den franzöſiſchen Herausgeber wegen der vielen Lücken, zu deren Ausfüllung er in ſeinen Beiträgen mitwirkte, in Schutz: „Anſtatt daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen; hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckten Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freilich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche Brucker konnte ſie ihm freilich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein andrer darin zuvorgekommen: ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſre Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alſo gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?" [4]) — Leſſing durfte ſo ſprechen; denn als Dutens das Werk unternahm, war er beim Theater in Hamburg, und noch nicht an der Bibliothek zu Wolfenbüttel; ſonſt wäre er zuverläſſig mit ſeinem Beiſpiel vorangegangen.

1) Kants Menſchenkunde, herausgegeben von Fr. C. Stark. S. 245.

2) Danzel, Gottſched und ſeine Zeit S. 55.

3) Die Opera omnia Leibnitii, durch L. Dutens, erſchienen zu Genf 1768 ff.

4) Leibniz von den ewigen Strafen. Schriften IX, 152.

Kein Zweifel, daß, wie ein zuſammenhängendes und genaueres Studium Leibnizens mit der Sammlung ſeiner Werke erſt begann, auch Leſſings philoſophiſche Thätigkeit literariſch einen Anhalt damit gewonnen. Außer den eigenen Beiträgen, die wir ſchon kennen, begann er das wichtige Werk, die Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand, welche gleichzeitig Raspe aus den Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben, zu überſetzen [1]) und entwarf den Plan einer neuen kritiſchen Darſtellung von Leibnizens Leben und Philoſophie (XI, 43 — 47). Wer kann überhaupt die mächtige Geiſtesverwandtſchaft Leſſings mit Leibniz verkennen? — Wenn er im Geſpräche mit Jacobi von Leibniz rühmt: „Seine Begriffe von der Wahrheit waren ſo beſchaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken ſetzte; aus dieſer Denkungsart ſeien viele ſeiner Behauptungen gefloſſen, und es ſei bei dem größten Scharfſinn oft ſchwer, ſeine eigentlichen Meinungen zu entdecken"; wenn er hinzuſetzt: „eben darum halt' ich ihn ſo werth; ich meine wegen dieſer großen Art zu denken und nicht wegen dieſer oder jener Meinung, die er nur zu haben ſchien, oder auch wirklich haben mochte —" ſo paßt dieſer Zug, namentlich wenn man auf den Anlaß der ganzen Rede hinblickt, vollkommen auf ihn ſelbſt. Es iſt ſeinem innerſten Gefühl zuwider, wenn Eberhard über Leibniz die Behauptung hinwirft: da ihm ſo viel daran gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein zu machen, ſo habe er geſucht, ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Partheien anzupaſſen, um ſich Aller Beifall zu verſchaffen. „Wie wäre das auch möglich geweſen? entgegnet Leſſing. Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dann und wann that, war gerade das Gegentheil, er ſuchte die herrſchenden Lehrſätze aller Partheien ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beides iſt nicht weniger als einerlei. Leibniz nahm bei ſeiner Unterſuchung der Wahrheit nie Rückſicht auf angenommene Meinungen; aber in der feſten Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen ſein könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei, hatte er wohl die Gefälligkeit, dieſe Meinung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer; aber er verbarg ſein Feuer nicht im Kieſel." Der nemliche Gedanke, wie in der Unterredung mit Jacobi; das nemliche Verfahren, das er ſelbſt zuweilen beobachtete, wie wenn er bei dem Hamburger Streite über das Gebet wider die Heiden einen Augenblick auf Götzes Seite trat. „Allerdings pflichtete er ihnen bei, ſagt er von Leibniz in Bezug auf gewiſſe herrſchende Lehrſätze; nemlich nach dem erträglichen Sinne, den er

1) Einen Irrthum Karl Leſſings, der in Lachmanns Ausgabe von Leſſings Schriften überging, habe ich in meiner Schrift: Leſſings Erziehung des M. G. S. 59 berichtigt..

ihnen nicht ſowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieſer erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten ſollen? Auch iſt ihm das weder als Falſchheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philoſophen in ihrem exoteriſchen Vortrag zu thun pflegten ..... er ſetzte willig ſein Syſtem bei Seite, und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand." Ich wiederhole: es iſt die nemliche Stellung im Ganzen und Großen, welche wir Leſſingen, gegenüber der orthodoxen Theologie und ihren Glaubensſätzen, einnehmen ſehen werden. Doch über dieſes Verhältniß werden wir erſt vollſtändig urtheilen, wenn wir Leſſings philoſophiſche Speculation näher kennen. Eben ſie wird uns nicht mehr blos perſönlich und ſubjektiv, ſondern auch objektiv und, daß ich ſo ſage, dogmatiſch, in Leſſing wahrhaft einen Schüler Leibnizens erkennen laſſen, aber einen Schüler, deſſen Ideen keine bloße Copie, keine Wiederholung, ſondern eine wirkliche Erweiterung und Fortbildung, ja, unter ganz originellen Wendungen, eine Ergänzung des Leibnizianismus bedeuten. —

Zweites Kapitel.[1]

Jede Philoſophie, welche nicht bloße Schulphiloſophie iſt, gleichviel in welcher literariſchen oder logiſchen Form ſie uns entgegentrete, ſteht mit den Grundfragen ihres Jahrhunderts in einem innern Zuſammenhang; ſie ſind es, welche das Intereſſe des Philoſophen, ihm Ziel und Richtung beſtimmen. Das höchſte und würdigſte Intereſſe, welches der denkende Menſch überhaupt nehmen kann, iſt aber die Religion; je nach der Anſicht und Löſung dieſer höchſten Fragen fällt auch die Beantwortung, um es mit einem Wort zu berühren, der irdiſchen Fragen aus. Das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland wurzelte bis zum Auftreten J. Kants in dem Leibnizianismus, alſo in einer geiſtigen und philoſophiſchen Gedankenſphäre, die um keine hundert Jahre zurück lag. Bleiben wir bei dem Verhältniß der Philoſophie zu Religion und Chriſtenthum und vergleichen in dieſer Hinſicht die Zeitalter, denen Leſſing und Leibniz angehört haben, ſo kann uns ein weſentlicher Unterſchied derſelben nicht entgehen: Faſſen wir bei Leibniz nur ſein Hauptwerk, die Theodicee, ins Auge, ſo geht darin, wie in den übrigen philoſophiſchen Schriften, ſein Hauptſtreben dahin, die Grundwahrheiten der natürlichen oder Vernunftreligion,

1) Der von mir hier eingehaltene Gang iſt im Weſentlichen der nämliche, welchen ich in meiner ältern Schrift eingeſchlagen, und zu welchem Danzel, in ſeiner Recenſion von Ritters Abhandlung a. a. O. S. 690, ſeine Beiſtimmung ausgedrückt hat.

als Baſis des Chriſtenthums: die Einheit und Außerweltlichkeit Gottes, ſeine Gerechtigkeit und Güte, die Freiheit des Menſchen, und die Unſterblichkeit der Seele und was damit zuſammenhängt, gegen Atheiſten und „Spinoziſten" zu befeſtigen.[1]) Dieſes alles nicht blos in abſtrakten und dialektiſchen Beſtimmungen ontologiſcher Begriffe, ſondern mit einer Welt neuer Gedanken und erhabener Anſchauungen, welche die Phantaſie, das poetiſche Vermögen, in das Unendliche leiten, während ſie den ſtrengſten Forderungen der ſpekulativen Vernunft genug thun wollen. Was hingegen die ſpezifiſchen Glaubensſätze des Chriſtenthums oder einer beſtimmten chriſtlichen Kirche anlangt, ſo ſetzt Leibniz die ſubſtanzielle Wahrheit derſelben, wenigſtens die der Fundamentalartikel, welche den chriſtlichen Kirchen gemeinſam ſind, voraus oder läßt ſie, wie vor ihm Descartes, beim Philoſophiren, als gläubiger Sohn der Kirche, auf ſich beruhen; höchſtens daß er einmal, wie bei der Lehre von der Trinität, die Analogie des menſchlichen Bewußtſeins erläuternd herbeizieht; wenn er darüber philoſophirt, ſo handelt es ſich bei ihm (wie Schelling in neuerer Zeit den Gegenſatz ausgedrückt) um das Formale, nicht aber um das Reale ihrer Denkbarkeit. Es iſt in ſo fern noch ganz der Standpunkt der alten ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie. Die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit, iſt hier allein Sache der Vernunft oder des natürlichen Lichtes, im Gegenſatz zu dem Glauben; mit andern Worten, es iſt blos die Aufgabe, den Glauben von dem Scheine des abſoluten Widerſpruchs zu befreien, wie gegen die Socinianer und die Zwinglianer, bei der Lehre von der Dreieinigkeit und der Abendmahlslehre. Beide Seiten nun hat Leſſing bei Leibniz zuerſt ſcharf ins Auge gefaßt. So wenn er einmal folgende Bemerkungen, welche früher ganz überſehen wurden, in franzöſiſcher Sprache zu Papier brachte:[2])

„Die Philoſophie Leibnizens iſt ſehr wenig bekannt; aber ſeine Theologie iſt es noch weniger. Ich ſpreche nicht von derjenigen Theologie, welche alle Theile der Philoſophie ausmacht, ſondern von jener andern himmliſchen Urſprungs, mit einem Wort von der chriſtlichen. Die Art, wie dieſe in dem Kopfe unſeres Philoſophen exiſtirt, wie ſie ſich zu den Principien der reinen Vernunft gefügt hat, welchen Einfluß ſie ſowohl auf das Leben des Philoſophen, als auf ſeine Vernunftſchlüſſe und ſeine Darſtellungsweiſe geübt hat: das iſt es, was ich ſeine Theologie nenne, und welche, wie ich ſage, ſehr unbekannt iſt, ſo werth ſie auch iſt, ganz aufgeklärt zu werden."

Niemand hat, wie geſagt, vor Leſſing jene chriſtliche Theologie bei Leibniz vermißt, weil ſie keiner vor ihm geſucht hat. Damit ſtimmt überein, wenn

1) Ein merkwürdiges Geſtändniß Leibnizens in dieſer Hinſicht findet ſich in ſeinem Briefe an Thomas Burnet, vom Juli 1696. (opera VI, 236): Dans ce qui est du Déisme, dont on accuse le Clergé d'Angleterre dans le livre d'un inconnu, plût à Dieu que tout le monde fût au moins Déiste, c'est-à-dire, bien persuadé que tout est gouverné par une souveraine sagesse! —

2) XI, 65. Von Karl Leſſing und noch von Lachmann irrig als ein Leibnitianum gegeben. S. meine Schrift über Leſſings Erziehung des M. G. S. 65.

Leſſing hervorhob, daß Leibniz in ſeiner Widerlegung der Socinianer nicht im geringſten die Abſicht hatte, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen, ihm eigenen philoſophiſchen Gründen zu unterſtützen: „er wollte ſie blos gegen den Widerſpruch mit ſich ſelbſt und mit unläugbaren Wahrheiten der Vernunft retten. Er wollte blos zeigen, daß ein ſolches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophiſterei beſtehen könne, ſo lange man ſich damit in den Schranken eines Geheimniſſes halte". [1]) Für den Glauben war dieſe Auflöſung ſocinianiſcher oder anderer Sophiſterei hinreichend; der Beweiſe für die Sache bedurfte er nicht. Die Wolfiſche Philoſophie hatte in dieſer Hinſicht in der chriſtlichen Theologie einen merkwürdigen Umſchwung bewirkt: man glaubte, den chriſtlichen Glauben ſelbſt beweiſen zu müſſen und zu können. Hier iſt es, wo Leſſing, ein Laie, die Theologen ſeiner Zeit auf jenen Unterſchied der älteren Dogmatik zwiſchen menſchlichen und göttlichen Gründen für die Wahrheit der chriſtlichen Religion aufmerkſam machen mußte; oder, wie Leibniz ſich auch ausdrückte, zwiſchen erklärbaren und unerklärbaren Gründen, [2]) deren erſtere, die erklärbaren oder menſchlichen, auf alle Weiſe unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung, oder derſelben Complement, einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müſſe bewirkt werden. „Dieſe altväteriſche Meinung, ſagt Leſſing ironiſch, müßten die neuen Theologen Leibnizen ſchon verzeihen! Denn wie konnte er vorausſehen, daß ſie nun bald am längſten wahr geweſen ſein würde, und Männer aufſtehen würden, die, ohne ſich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, ſogleich Hand an's Werk legen, und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er mußte leider, aus Vorurtheilen ſeiner Jugend, ſogar dafür halten, daß die chriſtliche Religion, blos vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, ſie eigentlich nicht glauben heiße; und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verſtande, für die Wahrheit der Bibel jemals geſchrieben worden, und geſchrieben werden könne — kein anderes als die Bibel ſelbſt ſei."

In der That aber hat Leſſing, auch indem er in Bezug auf die philoſophiſche Darſtellung der chriſtlichen Theologie ſich eine neue Bahn bricht, jene andere, ſubjektive Seite des Glaubens, welche mit völliger Sicherheit den Angriffen und Streitigkeiten auf dem Boden der Kirche und der Wiſſenſchaft zuſieht, immer vollkommen anerkannt. „Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten

1) Zum Belege führe ich nur eine Stelle aus einem Aufſatze Leibnizens: Remarques sur le livre d'un Antitrinitaire anglais etc. 1690 (Opera I, 24—26) an, welche ſich direkt auf die Lehre von der Dreieinigkeit bezieht. „Il faut avouer, qu'il n'y a aucun exemple dans la nature, qui réponde assez à cette notion des personnes divines. Mais il n'est point necessaire, qu'on en puisse trouver, et il suffit, que ce qu'on en vient de dire, n'implique aucune contradiction, ni absurdité."

2) IX, 293. Ueber des Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

zugleich Theologen sein? ruft er Gözen zu (X, 463.). Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten." Es ist, mit einem Worte, das, was er das Gefühl nennt, andere die innere Erfahrung, diejenige Seite, welche Schleiermacher zum Ausgangspunkte seiner Glaubenslehre macht, und welche Neander seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche zu Grunde legte;[1]) die aber in ihrem Kern nichts Neues ist und weit über Lessing zurückgeht. Das ist der Boden, auf welchem Lessing sich so sicher weiß, was bei ihm ein Zeichen der Stärke bedeutet, indeß seine orthodoxen Gegner jene Seite viel zu gering anschlagen und ihre Schwäche verrathen.

Dieser Gesichtspunkt führt uns von selbst auf die Sache zurück. Was Lessing, und zwar mit klarem Bewußtsein, im Gegensatze, oder, will man, zu Ergänzung Leibnizens erstrebte, ist eine Theologie, in welcher nicht scholastisch die blos formale, in welcher vielmehr die reale Denkbarkeit der christlichen Theologie gezeigt werde. Eine solche Theologie ist wesentlich Philosophie, christliche Philosophie, aber ohne alle Nebenbedeutung![2]) Das Ziel also hat Lessing sich unabhängig von Leibniz gesteckt; aber auf dem Wege hat er ihn zum Führer angenommen, und in so weit Leibniz dem Spinoza sich entgegen gestellt, findet sich auch Lessing dem Spinoza entgegen gesetzt. Leibniz hat ihm die Grundlinien seiner Philosophie gegeben; der Charakter derselben ist deutlich und scharf in ihnen ausgesprochen. Die Grundzüge der Monadologie, mit allen ihren schon von Leibniz aus ihr entwickelten Folgerungen, namentlich der Individualität der Wesen, ihrer wechselseitigen Harmonie, der Unendlichkeit ihrer Stufenleiter und Entwickelung, das ἓν καὶ πᾶν in dem Leibnizischen Sinne, hat Lessing als Wahrheit festgehalten, frei von allem Formalismus der Wolfischen Schule. Um es mit einem Wort zu sagen (ich wiederhole das an einem anderen Ort Gesagte[3])): das principium individuationis in Lessings Philosophie beruht auf Leibnizischer Basis. Man muß aber beachten, wie Lessing es verstanden hat, den abstrakt-ontologischen Begriffen Leibnizens eine selbstständige fruchtbare Anwendung, theils auf die lebendige Natur, theils auf die Geheimnisse des christlichen Glaubens, zu geben. In § 17 des „Christenthums der Vernunft" hat Lessing auf überraschende Weise das Princip der mo-

1) F. Ch. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852. S. 207.

2) „Die Benennung: christlicher Philosoph hat so eine Nebenbedeutung — eine Nebenbedeutung! — wer müßte sich nicht scheuen, eine Kokarde anzustecken, der, auch wenn sie Einer aus reiner Ueberzeugung angesteckt hat, schon aus der Ferne ein gnädiges Lächeln den Mächtigen der Erde entgegen winkt. Lassen wir also den christlichen Philosophen." (Danzel a. a. O. S. 691, mit Rücksicht auf die von mir gebrauchte Bezeichnung. Ich bleibe dabei; auf Lessings Zeit, unter der Regierung Friedrichs des Großen, paßte jene Besorgniß ohnehin nicht.)

3) Lessings Erziehung des M. G. S. 69—84., wo das hier summarisch Vorgetragene mit Rücksicht auf Lessings philosophische Bruchstücke ausführlicher entwickelt ist.

dernen Naturbetrachtung in seiner Universalität antizipirt: die Idee einer durch die Natur gehenden Entwickelung, deren Bestätigung durch die Naturforscher er vorher sah. Es ist hier der Ort zu bemerken, daß Lessing, ohne jemals direkt Naturwissenschaften zu treiben, die großen Fortschritte der Physik in seiner Zeit, namentlich die Lehre von der Elektricität, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte [1]). — Selbst in seinen theologischen Streitschriften bedient er sich gern der Gleichnisse und Bilder aus der Naturlehre, und er war weit entfernt zu glauben, daß das Gebiet der großen Entdeckungen in der Natur schon durchmessen sei. Ferner beruht die Idee der Harmonie bei Lessing auf einer breiteren ontologischen Basis, als bei Leibnitz, so daß das Begriffsmäßige, Apriorische, hier sich uns ergiebt, sofern sie, diese Harmonie, direkt aus dem Satze § 19 des „Christenthum der Vernunft": Gott schafft nichts als einfache Wesen — folgt; während bei Leibniz es einer Reflexion bedarf, um die prästabilirte Harmonie, ohne den Schein des Zufälligen, Endlichen, und in die Zeit Fallenden, rein zu denken. Diese Idee der Harmonie tritt aus den übrigen Sätzen immer klarer hervor. Als Endzweck der Entwickelung des menschlichen Geistes wird aber das Aufgehen der Spekulation in die Erfahrung — alles auf religiös-christlicher Grundlage, in Aussicht gestellt. „Bis hieher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiet der Naturlehre erstrecken: doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen." Man bemerkte ferner, daß das psychologische Moment der dunkeln und klaren Vorstellungen und deren Abstufung an Leibniz erinnert, der zuerst dieser von ihm gemachten Entdeckung (so kann man sagen) die vielseitigste Ausführung und Anwendung in der Moral und Seelenlehre, selbst in der Physiologie und Medizin, gegeben hat. Leibniz verfährt analytisch, von dem menschlichen Bewußtsein ausgehend und in dem Reiche der Natur auf- und niedersteigend; Lessing ist synthetisch, von der Idee des Alls ausgehend. Das zeigt sich besonders bei der Lehre von den Sinnen, die bei Lessing eben so tief auf ontologischer Basis begründet ist, als die Idee der Harmonie. Es ist nur ein Blatt von ihm, nicht mehr, auf welches Lessing seine Gedanken hingeworfen hat; aber ein Blatt (ich wiederhole es), welches uns mit Bewunderung vor dem Scharfsinn, vor der Tiefe der Conception erfüllt. Von dem Herausgeber, Karl Lessing, trägt es

1) Lessings Tagebuch (Kollektaneen zur Literatur) liefert manche Belege für seinen Antheil an der Natur und Naturwissenschaft, z. B. in den Artikeln: Hören, Sehen, Magnet, Wunderbare Menschen u. a. Bei dem letztern bemerkte er: „Wir kennen den Umfang der menschlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wissen noch lange nicht, wozu ein Mensch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in seinem Organismus sich äußern können, ohne seiner Erhaltung und Gesundheit hinderlich zu sein". — Bei dem Artikel Magnet und „über den äußerlichen Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten" bemerkt er, daß Paracelsus der eigentliche erste Erfinder dieser Kur sei, durch welche jetzt (1769) Mesmer in Wien so viel Aufsehen mache." (Das weit größere Aufsehen, welches Mesmer durch die Anwendung des animalischen Magnetismus gemacht hat, erlebte Lessing nicht.)

die Aufschrift: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können". Im Grunde aber ist das von den Sinnen entnommene Moment nur das Vehikel der Betrachtung, welche etwas viel Allgemeineres, nämlich das Gesetz der Entwickelung in der Natur, zum Gegenstand hat, im übrigen aber auf das Verhältniß Gottes zur Welt, der Schöpfung, und der unendlichen Reihe auf der Leiter der einfachen Wesen zurückweist. Der Zusammenhang wäre, wie bereits angedeutet, dieser: Gott schafft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts als eine Folge seiner Schöpfung (Christenthum der Vernunft § 18.). Diese einfache Wesen sind geordnet nach dem Gesetze der Continuität. Ein jedes Wesen setzt die ganze vorhergehende Reihe der Wesen in der Stufenleiter der Schöpfung voraus, und weist auf die ganze nachfolgende hin, welche an keinem anzugebenden Punkte still steht, sondern in das Unendliche fortgeht. Jedes Wesen ist Seele und begrenzt, d. h. mit Materie begabt. Als Seele ist es vorstellende Kraft, und zwar, als Glied einer unendlichen Reihe, unendlicher Vorstellungen fähig. Die Vermittelung der ihr anhaftenden Endlichkeit mit der Unendlichkeit der Vorstellungen geschieht in der Form der Zeit, als der Form einer unendlichen, continuirlichen Folge. Die Natur thut keinen Sprung. Keine Seele ist in einem Momente, wo sie von sich oder anderen Inteiligenzen als Objekt erfaßt ist, ein rein unmittelbares, wenn gleich einfaches und mit sich identisches, sondern ein durch die hinter ihr liegende Reihe von Wesen Vermitteltes. „Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet." Die unterste Staffel der Seele ist die, wo die Seelen zwar einen Sinn haben, d. h. Grenzen ihrer Vorstellungen oder Materie, aber nur ganz allgemein in Nacht und Dunkel (Christenthum der Vernunft § 27.). Sie haben noch keinen organischen Körper: sie machen die, welche die unorganische Natur constituiren, die einfachen Wesen oder Seelen aus. Denn „die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt; jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinne dienen". Sobald aber ein Wesen mehr als einen Sinn überhaupt, wenn es z. B. nur zwei Sinne hat, so tritt es in eine höhere Ordnung über, in die der Wesen mit organischen Körperu. Denn die Sinne sind, nach Lessing, die Blüthe und gleichsam der Exponent der Reihe, zu welcher ein gewisser Organismus gehört. Wie nun, zufolge der Continuität, jedes organische Wesen einmal ein unorganisches gewesen war, welches sich in eine höhere Ordnung erhoben, so schließen wir von unserem thierischen Organismus einerseits auf unsere ehemaligen, niedrigeru zurück, welche wir durchlaufen haben, und nach der andern Seite auf höhere Organismen, gegen welche wir uns entwickeln, da wir z. B., wie jetzt für das Licht, so auch für ätherische Potenzen, wie Elektrieität und Maguetismus, eigenthümliche offene Sinne haben werden, und so zu andern homogenen Urstoffen (oder Kräften), von denen wir jetzt noch nicht einmal eine vermittelte Erfahrung haben dürften. Und so ge-

langt Leſſing von Moment zu Moment zu ſeiner Idee der Palingeneſie, und Seelenwanderung (Metempſychoſe), bei welcher er übrigens mit mehreren gleichzeitigen Denkern zuſammentraf [1]), namentlich mit Bonnet, obſchon er es vorzieht, ſich auf den uralteſten, dem Orient faſt gemeinſamen Gedanken zu berufen. [2]) „Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterei der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?" [3]) Er nennt es an dieſer Stelle eine „Hypotheſe", weil er hier dem Gedanken diejenige wiſſenſchaftliche Begründung nicht geben konnte, wie es in den nachgelaſſenen Fragmenten geſchehen. So erklärt Leſſing einmal die von Campe in ſeinen philoſophiſchen Geſprächen (1773) aufgeworfene Frage: Warum die göttliche Weisheit eine ſolche Verſchiedenheit in Abſicht der Grade der Ausbildung unter den Menſchen beliebt, und warum ſie dieſelben nicht vielmehr Alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit beſtimmt habe — für ein Unding (XI, 454.). „Wie, wenn ich ſagte, daß der Menſch oder jede Seele, ſo lange ſie als Menſch erſcheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung ſeiner Fähigkeiten gelange? Iſt es denn ſchon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Menſch iſt? Iſt es denn ſchlechterdings ſo ganz unſinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als eine Hülle der Menſchheit durch müßte?"

„Vielleicht lag dieſer Wanderung der Seele durch verſchiedene menſchliche Körper ein ganz eigenes neues Syſtem zu Grunde? Vielleicht war dieſes neue Syſtem kein anderes als das ganz älteſte" — — hier bricht er ab. [4]) Daß Leſſing keine blos bildliche, ſymboliſche, ſondern eine reale und natürliche Seelenwanderung angenommen hat, darüber kann, nach dieſen ſeinen eigenen Aeußerungen, kein Zweifel walten. Gewiſſen Philoſophen unſerer Zeit mag eine ſolche Hypotheſe ſehr crude erſcheinen; [5]) Leſſing aber ſcheute als Denker keine Folgerung, ſo ungewöhnlich, ſo paradox ſie lauten mochte, wenn ſie nur mit innerer logiſcher Nothwendigkeit aus ſeinen Principien folgte.

---

1) Am nächſten kommt unter Leſſings Zeitgenoſſen ihm vielleicht J. G. Schloſſer, (Kleine Schriften III. Theil. Baſel 1783. Zwei Geſpräche über die Seelenwanderung.) Auch A. W. Schlegel, vielleicht in Folge ſeiner indiſchen Studien, neigte ſich ſpäter dieſer Idee zu. G. Widenmanns gekrönte Preisſchrift: „Gedanken über die Unſterblichkeit, als Wiederholung des Erdenlebens", Wien 1851, kenne ich nur dem Titel nach.

2) Das Geſchichtliche und Kulturhiſtoriſche über das Vorkommen des Glaubens an die Seelenwanderung findet ſich überſichtlich zuſammengeſtellt in Bohlen's Indien I. Band. S. 170.

3) Erziehung des Menſchengeſchlechts § 95.

4) Aus Leſſings Brief an Campe, XIII, 535, von Lachmann in den December 1779 geſetzt, erſieht man, daß Leſſing durch Krankheit gehindert war, dieſe „Grille", wie er ſich ausdrückt, zu Ende zu führen. Der Herausgeber verweiſt dort allgemein auf Leſſings theologiſchen Nachlaß, ohne ſich zu erinnern, daß ein Bruchſtück a. a. O. abgedruckt iſt.

5) Wirklich hat der Recenſent meiner Schrift über Leſſings Erziehung des M. G. in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik bei dieſem Punkte mir vornehm zwar Kenntniß, aber keine Erkenntniß Leſſings zugeſtanden.

So weit nun ließe ſich, bei aller Eigenthümlichkeit, der Typus Leibniziſcher Ideen bei Leſſing wiedererkennen; wiewohl hier in Bezug auf die Metaphyſik eine Grundverſchiedenheit nicht zu verkennen iſt, welche darin beſteht: daß, wie bemerkt, der Dualismus, von dem Leibniz beim Spekuliren ausſetzt, und welcher durch ſeine präſtabilirte Harmonie nicht überwunden wird, welcher auch ſeiner Pſychologie und Phyſiologie zu Grunde liegt, daß dieſer Dualismus, ſage ich, bei Leſſing von vorn herein überwunden iſt; daß Idealismus der unterſcheidende Charakter dieſes Syſtems iſt, [1]) und die Harmonie nicht in der Uebereinſtimmung zweier verſchiedener, abſoluter Potenzen, welche in einem Weſen ſich vereinigen, liegt, ſondern darin, daß jedes Einzelweſen in wahrem und abſolutem Sinn Mikrokosmus iſt. Der Organismus iſt ihm ein rein Innerliches, Idealiſches, und aus dem Begriffe eines Weſens, z. B. des Thieres, Erklärbares, nicht etwas äußerlich Teleologiſches. Dieſes alles kommt darauf hinaus, daß Leſſing ſich ein theologiſches, kein phyſikaliſches Problem geſtellt hat; daher dies andererſeits den Nachtheil mit ſich führte, daß er ſein „Syſtem“ [2]) nach der phyſikaliſchen oder vielmehr naturphiloſophiſchen Seite nur ſkizzenhaft abgehandelt, während die ethiſche und theologiſch-religiöſe Seite bei den Fragen der Zeit über Chriſtenthum, Offenbarung und Geſchichte, nicht ſyſtematiſch, ſondern an beſtimmte Objekte ſich knüpfend, energiſch bei ihm vertreten iſt. Hier iſt es, wo wir die Selbſtſtändigkeit, die Eigenthümlichkeit Leſſings am meiſten erkennen, wodurch er Epoche macht, wenn dies auch erſt ſpät anerkannt wurde. Es ſpricht ſich dies vornehmlich nach zwei Richtungen aus, in dem Streben nach ſpekulativer Auffaſſung der eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums, namentlich der Dreieinigkeit, im Zuſammenhang mit dem tranſcendentalen Begriffe Gottes, [3]) der Erbſünde, der Genugthuung des Sohnes, der Ewigkeit der Strafen u. ſ. w., und dann in der Anwendung des Begriffs geſetzmäßiger Entwickelung auf die Weltgeſchichte, immer mit beſonderer Beziehung auf Offenbarung, aber auch auf die Staatenbildung. Beide Richtungen begegnen ſich an einem Ziele. Näher und im Zuſammenhange darauf einzugehen wird die

1) Dieſen vorherrſchend idealiſtiſchen Charakter in Leſſings philoſophiſchen Grundſätzen hebt auch H. Ritter (a. a. O. S. 176) hervor. An einem andern Orte (Allgemeine Monatſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur, März 1853. „Auch ein Verſuch, über die deutſche Philoſophie ſeit Kant ſich zu verſtändigen“) ſagt Ritter: „in Beziehung auf die deutſche Philoſophie könne Leſſing als der Vorläufer Fichte's, wie Herder als Vorläufer Schellings, angeſehen werden; bis auf den Stil herab laſſe ſich die Verwandtſchaft dieſer Männer verfolgen“. Dieſe Verwandtſchaft Leſſings mit Fichte hat ſchon Fr. Schlegel ausgeſprochen.

2) Man geſtatte ſchon der Kürze wegen dieſen Ausdruck, deſſen Leſſing hier überall ſelbſt ſich bedient, obſchon er am beſten wußte, daß er nichts als Umriſſe gebe.

3) Das Chriſtenthum der Vernunft, die erſten 12 §§. und die Erziehung des M. G. § 73. Vgl. die ausführlichere Erörterung in meiner früheren Schrift, mit Bezug auf Schelling und D. Strauß, S. 115—125. H. Ritter a. a. O. zergliedert den Begriff Gottes bei Leſſing beſonders mit Rückſicht auf ſein Verhältniß zur Subſtanz des Spinoza und der Weltſeele der Stoiker, mit Hinſicht auf gewiſſe Mittheilungen F. H. Jacobi's.

Zergliederung der Erziehung des Menſchengeſchlechts und der Freimaurergeſpräche die Gelegenheit bieten. Dieſe beiden Schriften, vorzüglich die erſtere, können nur dann allſeitig und erſchöpfend verſtanden und gewürdigt werden, wenn man die Fäden, mit welchen ſie mit den übrigen Beſtrebungen und Principien Leſſings zuſammenhängen, im Auge hat. Ebenſo verhält es ſich mit einzelnen Aeußerungen Leſſings, wie z. B. über die menſchliche Freiheit, welche er vor Jacobi zu läugnen ſchien, deren Idee aber mit ſeiner Lehre von Gott und der Entwickelung der Stufenleiter der einzelnen Weſen und der göttlichen Leitung oder Erziehung der Menſchheit in der Geſchichte, auf das engſte verknüpft iſt [1]).

Drittes Kapitel.

Gehen wir jetzt zu Leſſings Beziehungen zu Religion und Theologie über, ſo knüpfen wir an einen vorhin gefundenen Grundſatz Leſſings wieder an, welcher als das fruchtbarſte Axiom hier an die Spitze geſtellt zu werden verdient, indem alles übrige davon ſein Licht erhält. Dieſes Axiom liegt in dem Satze: die Religion liegt im Gefühl. Es iſt bemerkenswerth, daß Leſſing, er, bei dem man den denkenden Verſtand überall als das Höchſte und Maßgebende vorausſetzt, ſchon früh zu jener Ueberzeugung durchdrang und ſie bis ans Ende feſt hielt. Er unterſcheidet (in den Zuſätzen zu den Fragmenten X, 9) den Chriſten von dem Theologen, und er fragt, „was den Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe angehen? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet [2]) oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?" — Hier iſt auch der Punkt, wo bei Leſſing die Religion mit der Lehre von dem Schönen, der Aeſthetik, zuſammenhängt; nicht durch das Gefühl überhaupt, ſondern durch die innere Verwandtſchaft des religiöſen mit dem Schönheitsgefühl, wie dies in dem Schluße der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, mit Wärme ausgedrückt iſt: „Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen," und „es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene, wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt".

Doch dies iſt nur die eine Seite. Die wahre Religion beſteht nicht in dem bloßen in ſich ſeligen Gefühle, ſondern ſie muß ſich auch in ihrer Wir-

1) S. die Beilage.

2) Der Abbé Nollet, welcher 1770 als Lehrer der Phyſik und Naturgeſchichte der enfans de France zu Paris ſtarb, war in der Lehre von der Elektricität ein Gegner Franklins.

kung nach außen — praktisch — mit einem Wort, in der Liebe bewähren, die Liebe ist die nothwendige Ergänzung des Gefühls. Die poetische, dramatische Darstellung dieser Seite des religiösen Lebens in ihrer höchsten Blüthe — wird uns im „Nathan" gegenüber treten. — Hier aber müssen wir durch jene Kämpfe hindurch, welche zu Nathan dem Weisen den geschichtlichen Hintergrund bilden.

Vermöge des so eben berührten Grundsatzes, welcher aus der wissenschaftlichen Theologie der Schule damals entwichen war, gerieth Lessing fast nach allen Seiten mit seiner Zeit in Widerspruch und ward ihr wiederum selbst zum Räthsel:

In Widerspruch erstlich mit den Apologeten, welche die Wahrheit der christlichen Religion gegen die Freidenker und Deisten beweisen wollten; —

In Widerspruch mit den Freidenkern, welche das Christenthum zu widerlegen und zu vernichten glaubten und ihre Vernunft an die Stelle der Offenbarung setzten; —

In Widerspruch mit den Wolfianern, welche die Lehrsätze des kirchlichen Glaubens demonstrirten; —

In Widerspruch mit den lutherischen Theologen, welche keine andere und höhere Quelle der Religion, als das geschriebene Wort der Bibel kannten; —

In Widerspruch endlich mit den Neologen unter den damaligen Theologen, welche den kirchlichen Glauben nach der herrschenden Popularphilosophie reformiren wollten.

Dies verdient eine weitere Ausführung. Geht man erstlich in Lessings Schriften bis auf die Kritiken aus seiner früheren Jugend zurück, so findet man schon seine Geringschätzung der gelehrten Vertheidiger des Christenthums. Klopstock hat, ihm zufolge, für die christliche Religion unendlich mehr gewirkt, als alle jene Abhandlungen seit Grotius, deren Schriften zur Zeit seiner Jugend „Modeschriften" waren [1]). „Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unsrer Religion, und dieses um desto mehr, als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herrn durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen." — Bestimmter und schärfer drückt er sich später über solche Werke aus, wenn er sagt, daß sie nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, dessen Wahrheit mehr empfunden sein will, als anerkannt, mehr gefühlt, als eingesehen [2])."

---

1) XI, 540. „Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Was Wunder also, daß meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel, und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte..."

2) Kollektaneen, Artikel: Religion. XI, 371. Den neuern Apologeten hält er hier die Kirchenväter entgegen, als deren für die Religion geschriebene Werke nicht sowohl

Ebenſo weit zurück datirt ſein Widerwille gegen die Wolfiſchen Theologen und ihre Anwendung der mathematiſchen Methode auf die Dogmatik, worin „die Philoſophie den Glauben durch Beweiſe erzwingen und die Theologie die Beweiſe durch Glauben unterſtützen ſoll [1])." Mit der Zeit aber hatte dieſe Schule jener andern den Platz räumen müſſen, welche wir ſo eben im Vorbeigehen genannt haben, der popularphiloſophiſchen, welche unter ihren Vorkämpfern Männer der verſchiedenſten Richtungen und Talente hatte. Was ſie bei ihren Beſtrebungen gegen die alte orthodoxe Theologie zuſammenhielt, war die Erhebung des gemeinen Menſchenverſtandes zum Richter aller religiöſen Wahrheit und Vorſtellungen, ſowohl mit Beziehung auf die Bibel, als auf die kirchlichen Symbole. Dieſem Kreiſe zur Seite ſtand die hiſtoriſch-kritiſche Schule, als deren Gründer J. D. Michaelis und Semler angeſehen werden, denen man mit Bezug auf die bibliſche Auslegung Erneſti beifügen muß; Männer übrigens, welche ſich, nach ihrer perſönlichen Ueberzeugung, der ſtrengſten Uebereinſtimmung mit dem Glauben der Väter befliſſen. Erneſti, ſahen wir, vertheidigte z. B. in einer eigenen Schrift den lutheriſchen Begriff von Abendmahl, gegen den Abfall des Literators Heumann von dieſem Dogma. Michaelis ſuchte den Schein der Heterodoxie auf jede Weiſe und faſt ängſtlich zu vermeiden; er proteſtirte, als Semler eingeſtand, daß der Kirchenglaube der Proteſtanten von der Lehre, die ein ehrlicher Mann als Chriſti Lehre verkündigen könne, durchaus abweiche. Semler war offener und ehrlicher, als Michaelis; aber während er durch ſeine Unterſcheidung der öffentlichen von der Privatreligion, des Oertlichen und Zeitlichen von dem Bleibenden und Ewigen in der Schrift (indem ihm das moraliſche Princip, die „Ausbeſſerung des Menſchen," über Alles ging), die Revolution in der Theologie, deren Wirkungen noch fortdauern, vorbereitete, war er für ſich nicht frei von den früh empfangenen Eindrücken pietiſtiſcher Grundſätze, zeigte ſich als ein Beſchützer theoſophiſcher und alchymiſtiſcher Beſtrebungen, und griff Bahrdt und Leſſing als Feinde der Kirche an. Was für Semler die Moral, war für Michaelis die Geſchichte, auf dem breiten Grunde aller mit dieſer Wiſſenſchaft verbundenen Kenntniſſe und Disciplinen. Die Bibel ſank in ſeinen Händen zu dem beſchränkten und bedingten Werthe eines profanen Buches herab, und es bedurfte des edlern, philoſophiſchen und poetiſchen Geiſtes der Leſſing, Herder und Goethe, um das Jahrhundert zu den Höhen der Betrachtung des ehrwürdigſten aller Bücher zurückzuführen.

Anders jene Rationaliſten, welche mit Bewußtſein die Schranken einer abſtrakten Schule zu durchbrechen und eine Gemeinde zu bilden, oder vielmehr die neue Lehre in die beſtehende proteſtantiſche Kirche hinüber zu tragen beſtrebt waren. Eberhard, Mendelsſohn, als Vertreter eines reinen Deismus, Garve, waren gewiſ-

---

Behauptungen derſelben, als blos Vertheidigungen gegen die Heiden ſind. Sie ſuchten die Gründe gegen ſie zu entkräften, aber nicht unmittelbare Gründe für ſie feſtzuſetzen." Als Selbſtbekenntniſſe von großer Bedeutung gelten vor andern die Fragmente, überſchrieben: Leſſings Bibliolatrie. XI, 540.

1) Gedanken über die Herrnhuter XI, 27.

fermaßen die Philosophen dieser Schule; Eberhard als Theologe und Geistlicher wandte die neue Philosophie direkt auf die Theologie an, wurde aber bald von den Bahrdt, Basedow und A. überholt. Selbst F. H. Jacobi, bei allen seinen Kämpfen gegen die Philosophie der Schulen, von Mendelssohn bis Schelling, gehörte dem rationalistischen Bekenntnisse so gut an, als Kant oder Jean Paul. Hauptsitz dieser Schule wurde seit 1770 Berlin, wo Spalding, Teller eine ansehnliche Stellung einnahmen, ihr Organ Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek. Nicolai betrachtete sich als einen der Apostel der theologischen Reform und sprach sich als Herausgeber der Allgemeinen Bibliothek gleichsam eine Mission zu. Er hätte sie sonst viel früher aufgegeben. „Wollte Gott, schrieb er den 8. März 1771 an Lessing, ich dürfte an die deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! — Ich habe schon oft aufhören wollen. Wissen Sie was mich zurückhielt? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen. Sie haben vielen Zweifel erregt, und dadurch die Untersuchung rege gemacht. — Gut! werden Sie sagen; ich will der Zweifel noch mehr machen, wenn ich die Orthodoxie gegen die neuen Heterodoxen vertheidige, diese werden sich alsdann verantworten und deutlicher erklären müssen. Nein, liebster Freund! Sie werden stille schweigen und sich hinter das Schild der Orthodoxie verbergen. Der denkenden Leute sind so wenige, sie haben in den meisten Ländern so viel zu riskiren und sind daher so furchtsam; die Orthodoxen sind durch Gesetze und Besitz so mächtig geschützt, daß, wenn sie den geringsten Beistand bekommen, sich die denkenden Leute gering merken lassen werden, daß sie freier denken, als andere. — Wer unsern neuen Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern von der Seite der natürlichen Theologie ihre Inconsequenz zeigen könnte: das wäre eine schöne Sache! Ich habe es in meinem Roman [1]) beiläufig thun wollen; aber die Feder fällt mir aus den Händen, wenn ich bedenke, wie wenig das Publikum in Deutschland noch vorbereitet ist, gewisse Wahrheiten ganz nackend zu sehen. Kann man sie aber nackend nicht zeigen, so wollen wir es jedem überlassen, wie er, den Umständen oder seinen Vorurtheilen nach, meint, sie bekleiden zu können. Genug, wenn die holden Augen der Wahrheit, die uns beglücken, nur nicht verhüllet sind." — So weit Nicolai. — Wenn nur das, was er die natürliche Theologie nannte, nicht eben meistentheils jene neue aufgeklärte Theologie gewesen wäre, welche den überall scharf unterscheidenden Verstand Lessings so beleidigte. Gegen diese neue Theologie trat er auch bald offen hervor.

Der Aufsatz: Leibniz von den ewigen Strafen (1773), war wie ein Absagebrief an seine Berliner Freunde, von denen Eberhard, mit seiner Neuen Apologie des Sokrates [2]), ihm den Stoff seiner Bemerkungen

1) Dem Sebaldus Nothanker.

2) Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden von J. A. Eberhard, Prediger in Charlottenburg, Berlin bei F. Nicolai 1772. Zweite Auflage 1776—1778 (worin er gegen Lessings Angriffe sich mehrfach vertheidigt).

lieferte [1]), denen Mendelsſohn, Nicolai, Karl Leſſing, ſo gut als Eberhard, lebhaften Widerſpruch entgegenſetzten, von dem ſich Leſſing aber nicht getroffen fühlte; nur das hätte ihm leid gethan, wenn er etwa, durch dieſe Kritik, den Gegnern Eberhards einen Vorwand mehr gegen ihn in die Hände gegeben hätte. Doch beruhigte er ſich bei dem Gedanken, daß Eberharden bei den Geiſtlichen Berlins mehr ſein Lob, als ſein Widerſpruch geſchadet haben könne! Im Uebrigen ſchrieb er: „Wenn Herr Eberhard mich nicht beſſer verſteht, als Du mich zu verſtehen ſcheinſt, ſo hat er mich ſehr ſchlecht verſtanden. So habe ich wirklich, meinſt Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſein könnten, noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." So ſprach ſich Leſſing in Kurzem auch öffentlich aus [2]). Noch deutlicher drückt Leſſing gegen ſeinen Bruder in einem berühmten Briefe (von 2. Februar 1774) ſich aus, daß er ſich in Anſehung der Religion eine ganz falſche Idee von ihm mache, und ſein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehe. „Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen; ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis da man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſre neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxen, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?" —

1) Ich wiederhole nicht die ausführliche Erörterung über Leſſings Begriff von der Hölle und ihrer Ewigkeit, die ich in „Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts" S. 132—145 gegeben. (Siehe die Beilage).

2) Von Duldung der Deiſten. Im dritten Beitrag 1774 (XI, 421) gegen die Rationaliſten, „die ſich gegen die Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit ſo vielem Stolze, mit ſo vieler Bitterkeit ausdrücken, daß ſie mit jedem Worte verrathen, was man ſich von ihnen zu verſehen hätte, wenn ſie die Macht in ihren Händen hätten, gegen welche ſie itzt noch ſelbſt proteſtiren müſſen. Dieſes ihr vernünftiges Chriſtenthum iſt allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: ſchade nur, daß man ſo eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihe das Chriſtenthum ſitzt."

„Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich heifen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruine meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen." —

„Bei diesen Gesinnungen (setzt Lessing hinzu) kannst du dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von Teller sehr gefaßt bin [1]). Laß ihn nur kommen, wir wollen doch sehen, wer dem andern nach Hause leuchtet ..." Diese Besorgniß war ohne Grund.

Eben jetzt trat Nicolai mit seinem so berühmt gewordenen Zeit-Roman: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker (1773) auf, in welchem er den Nerv der damaligen Bewegungen, in der protestantischen Theologie und Kirche, in dem Helden und den Nebenpersonen, namentlich in Stauzius (den man allgemein auf den Senior Goeze in Hamburg bezog), so glücklich erfaßte, daß dieser Roman für die Geschichte dieser Uebergänge immer wichtig und anziehend bleiben wird. Der arme Sebaldus wird ein Opfer der Begeisterung, womit er das tausendjährige Reich predigt und die Ewigkeit der Höllenstrafen verwirft. Die Strafrede, welche ein orthodoxer Prediger zu Berlin auf der Straße den neologischen Theologen mit ihrer Inconsequenz hält [2]), ist ganz Lessing abgeborgt. „Wir haben oft darüber gelacht, erzählt Nicolai, daß ich Lessingen in meinem Romane im Costüme eines Predigers redend eingeführt hatte". Fichte hat bekanntlich die Behauptung aufgestellt, dieser Roman, wenigstens das Beste darin, rühre nicht von Nicolai, sondern von einem ganz an-

1) Karl Lessing hatte ihm gemeldet, Teller wolle gegen ihn wegen des „Andreas Wissowatius" schreiben.

2) Zweiter Band, 7. Abschnitt. Erste Ausg. S. 79 ff.

dern Manne; worin er jenem ſicher Unrecht that. Nicolai hat in einem Briefe an Leſſing (XIII, 475) die Geſchichte ſeines Romans umſtändlich mitgetheilt. Dagegen könnte man ſagen: das Beſte in Sebaldus Nothanker gehöre, dem Geiſte nach, Leſſings Einfluße auf den Verfaſſer, und dieſer hat ſich vor Allen Leſſingen zum Richter gedacht. Auch geſtand Leſſing dem Verfaſſer in einem leider verlorenen Briefe, daß ihm das Buch Vergnügen gemacht habe [1]). Auch Wieland gab im Merkur dem Buche ſeinen Beifall und zerfiel darüber mit F. H. Jacobi, welcher es ihm ſehr übel nahm, daß er ein Buch loben konnte, in welchem ſein Bruder Georg Allen kenntlich in der Perſon Säuglings gezeichnet war, wie Riedel in der Perſon des Rambold. Selbſt Leſſing ſcheint ſein Mißfallen über dieſen ſatiriſchen Zug geäußert zu haben [2]). —

Bald aber verlor Leſſing die Berliner Aufklärer aus den Augen, welche ihm im übrigen wenig zu thun gaben. Er wählte ſich einen viel bedeutendern, ſeinen Kräften angemeſſenen Feind. Er fing an, die Fragmente des Ungenannten herauszugeben.

Viertes Kapitel.

Die Herausgabe der Fragmente, abgeſehn von den Kämpfen, welche ſie Leſſing bereiteten, und von dem Anſtoß, den dadurch die Theologie erhielt, wäre ſchon für ſich ſelbſt ein Beweis von der Höhe, womit er auch hier über den größten Theil ſeiner Zeitgenoſſen ſich erhob. Er that damit nichts anderes, als was vor ihm Leibniz billigte und ſogar beförderte, wenn er am Abend ſeines Lebens auf die Bekanntmachung des Heptaplomeres des Bodinus drang (dieſes entſchiedenen Deiſten), welches in vielen Abſchriften ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts nicht blos unter den Gelehrten, ſondern auch in den höchſten Kreiſen verbreitet war und mit Begierde geleſen wurde. Ganz wie ſpäter Leſſing, ganz wie die erleuchtetſten Theologen unſrer Zeit (ich nenne einen Neander) dachte der große Mann, daß der Sieg der Wahrheit und des Chriſtenthums im Verhältniß der Stärke der Angriffe nur gewinnen könne. Doch ſcheiterte der Druck an dem Dazwiſchentreten der Regierungen, und eines der merkwürdigſten Werke, welches Scharfſinn und Gelehrſamkeit im Dienſte der Gewiſſensfreiheit und bürgerlichen Duldung, allerdings mit deiſtiſchen Principien, mitten

1) XIII, 474. Leſſing hatte ihm Anmerkungen zum Sebaldus verſprochen, nämlich zum erſten Theile, der eben heraus war.

2) Ebend. Nicolai entſchuldigt ſich dort bei ihm, es komme noch von der erſten Anlage des Plans her; in der Folge werde er ſich noch mehr bemühen, alle individuellen Züge zu vermeiden. „Wenn aber Jacobi in das genus der Säuglinge und Riedel in das Geſchlecht der Rambold gehöre, ſo ſei dies wieder ſeine Schuld nicht.“

im Brande des bürgerlichen und Religions-Krieges in Frankreich verfaßt hatte, gerieth endlich in Vergessenheit [1]), so sehr, daß selbst Lessing von dessen Dasein nichts erfahren, weil er sonst unmöglich so ganz davon geschwiegen hätte; ich setze hinzu, weil er sonst ganz gewiß auch jenen großen „Fragmentisten" des 16. Jahrhunderts, in welchem die Idee Nathans des Weisen im Keime liegt, ans Licht gezogen hätte.

Unterdessen hatte, noch während des 17. Jahrhunderts, ein der christl. Offenbarung viel feindlicherer Geist in England sich erhoben, mit mannichfachem Wechsel der Formen, im Kampfe mit bedeutenden Talenten der Kirche, bis in das achtzehnte Jahrhundert sich herabgezogen und noch Leibnizen zum Widerstande aufgerufen. Dasjenige Land, welches die ersten Sendboten des Evangeliums vor tausend Jahren nach Deutschland geschickt hatte, war es, welches jetzt den Samen des religiösen Zweifels, des Unglaubens nach Deutschland verpflanzte: bekannte literarische Kämpfe, welche, im gewissen Sinne bereits an das reformatorische Streben Baco's von Verulam anknüpfend, in Lord Herbert, Hobbes und Locke ihren ausgesprochenen philosophischen Ausdruck, und in den oft genannten Deisten Toland, Tindal, Collins, ferner in Wihston, Woolston, Morgan, und Chubb ihre Apostel hatten, [2]) indeß Lord Shaftesbury und Bolingbroke dieses Amt durch ihre Schriften in den vornehmen Kreisen, mehr in Frankreich als in Deutschland, ausübten, bald aber von Voltaire und den Encyclopädisten überholt wurden. Hervorragende Köpfe in England, ein Gibbon, ein Hume, huldigten offen dem Deismus, und wenn die Mehrzahl der englischen Nation den Kern des alten kirchlichen Glaubens bewahrte, so verdankte sie es besonders dem Umstande, daß die Vertheidiger der Bibel und der Offenbarung, daß Männer wie Robert Boyle, Sherlok, Leland, Ditton, Warburton, Skelton, Butler, durch Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, philosophischen Geist, verbunden mit einer edlen würdevollen Haltung, den Gegnern die Spitze boten. In Deutschland drang der englische Deismus später ein als in Frankreich, wo um die Mitte des Jahrhunderts der entschiedenste Atheismus sein Haupt erhob. Aber die Wirkungen jenes Deismus drangen bei uns tiefer. Was dem Deutschen an Geist und Witz abging, ersetzte er durch eine gewisse Ehrlichkeit und gründlichen Ernst. Bei den deutschen Deisten des 18. Jahrhunderts pflegt man ein Zusammenwirken mehrerer Anläße und Quellen anzunehmen, unter welchen die Wolfische Philosophie, welche alles auf das blos Begreifliche, Verstandesmäßige herabsetzte, eine wichtige Stelle einnimmt. Johann Christian Edelmann, welcher nach mancherlei Irrfahrten und Verfolgungen in Berlin eine Zuflucht fand, wo er im Jahre 1767 starb, bekannte sich offen zum Pantheismus oder, wie man es schlechthin nannte, Spinozismus; er erklärte die Schriften des neuen Testaments für ein Machwerk aus den Zeiten Constan-

1) Siehe „das Heptaplomeres des Jean Bodin. Mit einem Sendschreiben von A. Neander. Berlin 1841, und meine Einleitung.

2) Vgl. Lechler, Geschichte des englischen Deismus.

tins. Aehnliche Schickſale erfuhr Johann Lorenz Schmidt, der ſogenannte Wertheimiſche Bibelüberſetzer, deſſen Bibel durch den Reichsfiscal confiscirt, und der ſelbſt in die Acht erklärt wurde. Er fand eine Zuflucht in Wolfenbüttel [1]), wo er eine kleine Penſion vom Herzog genoß. Aber dieſe und ähnliche Männer wurden ſeit dem Erſcheinen der Wolfenbüttler Fragmente in Vergeſſenheit gerückt.

Wir kennen heute den wahren Verfaſſer, auf den übrigens die Vermuthung ſich früh, noch zu Leſſings Zeit, gewandt hat: es war Hermann Samuel Reimarus, Profeſſor an dem akademiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt Hamburg, berühmt als Philoſoph und Gelehrter; er war Anhänger der Wolfiſchen Philoſophie. Sein nachgelaſſenes Werk, wie es von der Hand des Verfaſſers jetzt in der Stadtbibliothek zu Hamburg aufbewahrt wird, führt den Titel: Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, und beſteht aus fünf Büchern. Reimarus vollendete die letzte Umarbeitung dieſes ſeines zu widerholtenmalen bearbeiteten Werkes kurze Zeit vor ſeinem Tode (1768). Da das Werk, deſſen früheſte Theile, nach den vorhandenen Spuren, bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückgehen, noch immer nicht ganz herausgegeben iſt, ſo läßt ſich eine vollſtändige und genaue Kenntniß aller Quellen und Motive noch nicht erlangen [2]). Herder, einer der Wenigen, welche Leſſingen für die Herausgabe der Fragmente dankten, der nichts mehr wünſchte, als die Ausgabe des ganzen Werkes [3]), und deſſen ausgebreitete Beleſenheit den Umkreis dieſer Literatur überſah, urtheilte, daß

1) Er ſtarb hier 1749. Leſſing, der auf Schmidt einen Augenblick die Vermuthung zu lenken ſuchte, als ſei er der Verfaſſer der angeblich auf der Wolfenbüttler Bibliothek gefundenen Fragmente, widmet ihm einen Artikel in ſeinen Kollektaneen, womit Eſchenburgs Zuſätze zu vergleichen ſind.

2) Dr. W. Kloſe in Hamburg hat angefangen, das Werk von Reimarus in der Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie, beſorgt von Ch. W. Niedner, Jahrg. 1850 4. Heft und in ſpätern Heften, in neu ausgewählten Fragmenten herauszugeben. An der Spitze ſteht ein Brief des jüngern Reimarus, in welchem er die Autorſchaft ſeines Vaters klar und deutlich anerkennt, womit alle anderweitigen Beweiſe überflüßig gemacht werden. Eine Abſchrift befindet ſich in der Univerſitäts-Bibliothek zu Göttingen; dagegen iſt es, nach dem Zeugniſſe Schönemanns, im Serapeum, 1844. No. 15. S. 231, als Thatſache anzunehmen, daß „jene Handſchrift, aus welcher Leſſing die Fragmente herausgab, und welche er (nachmals) auf höhern Befehl einliefern mußte, niemals Eigenthum der Wolfenbüttler Bibliothek geweſen iſt.“ Leſſing bediente ſich nur dieſer Angabe, um die Vermuthungen auf den Verfaſſer von dem wahren Sitze und Urſprunge des Manuſcripts abzuleiten. (Was neuerdings aus dem Reiſetagebuche von Paulus hierüber berichtet ward, findet an den Thatſachen ſeine Widerlegung.) (Beilage).

3) Herder an Leſſing aus Weimar den 25. Dec. 1778. Leſſings Antwort vom 10. Januar 1779. XII, 520 iſt darum bemerkenswerth, weil dadurch indirekt beſtätigt wird, daß ſein Vorgeben, die Fragmente in der Bibliothek zu Wolfenbüttel gefunden zu haben, eine bloße Ausflucht war. „Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte (ſchreibt er), die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich

alle Zweifel des Ungenannten keinesweges ſo neu und unerhört ſeien, als ſie vielleicht auch Leſſing geglaubt habe[1]). Viele ſeien längſt geſagt und wiederholt worden, nur nicht von Chriſten, ſondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in dieſem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin ſich die Polemik vieler großen Retter und Streiter einſchränkt), ſondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentiſt manches, wenigſtens den ganzen Schnitt der Sehart, genommen zu haben ſcheine.[2]) Die Vermuthung eines neuern Theologen, daß Reimarus in dieſem nachgelaſſenen Werke gar nicht ſein Eigenthum anerkennen würde, daß er darin die Schriften der Freidenker (vielleicht durch eigene Beiträge vermehrt) nur nach Verwandtſchaft ihres Inhalts verarbeitet, in einen gewiſſen Zuſammenhang gebracht und in eine eigenhändig von ihm geſchriebene Sammlung vereinigt habe — bleibt ein frommer Verſuch, das Andenken eines ſo berühmten Mannes, welcher ſeine übrigen Schriften im Dienſte des Chriſtenthums verfaßt zu haben ſchien, zu retten[3]). Des Verfaſſers eigener Vorbericht, welchen Leſſing in dem ſiebenten Anti-Göze mitgetheilt hat, läßt hierüber nicht den geringſten Zweifel beſtehen; nur ſoviel geht daraus hervor, daß nach ſeinem Willen das Werk auch nach ſeinem Tode nicht ſobald durch den Druck bekannt gemacht werden ſollte, bevor ſich die Zeiten mehr aufklärten. „Blos meine eigene Gemüths-Beruhigung, ſagt er, war vom erſten Anfange der Beweggrund, warum ich meine Gedanken niederſchrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorſatz gerathen, die Welt durch meine bekanntgemachten Einſichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift ſollte blos im Verborgenen, zum Gebrauch verſtändiger Freunde liegen bleiben. Lieber mag der gemeine Hauſe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl es ohne meine Schuld geſchehen würde, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer ſetzen ſollte.“ Leſſing hat inſofern allerdings dem Willen des Verfaſſers entgegen gehandelt, daß er, wenn auch nicht das Ganze, doch einzelne Theile ſo bald in die Welt ſchickte; er geſteht es ſelbſt, er will es aber ſelbſt vor Gözen vertreten. „Der

---

abgeſchreckt hätte, der Wahrheit dieſen Dienſt zu thun: ſie mag ſich nun endlich finden laſſen, auf welcher Seite ſie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuſcript nicht in Händen, und es nur bei Leuten geleſen habe, die entweder viel zu eiferſüchtig, oder viel zu furchtſam damit ſind, als daß ſie es mir anvertrauen möchten; ſo viel und heilig ich auch die vom letzten Schlage verſichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wollte.“ (Dies ging beſonders auf den Sohn von Reimarus; die Tochter, Eliſe, dachte anders. Vgl. XII, 503, 531 und die Beilage.)

1) Herder, über G. E. Leſſing. Werke zur Litt. und Kunſt XIII. Allein Leſſing hat dies nie geglaubt, und ſich in der Duplik, X, 48, beſtimmt darüber ausgeſprochen. „Freilich hat er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand ausgeſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bei mehren Stürmen geweſen u. ſ. w.“

2) Dieſen Punkt habe ich früher berückſichtigt in Bodins Heptaplomeres, S. 157 ff. „Zur Vergleichung mit den Wolfenbüttel'ſchen Fragmenten.“

3) A. a. O.

Ungenannte, sagt er, war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte, und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß; fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen weder sich noch andre unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn er schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist."

In dem Bruchstücke eines Aufsatzes gegen Marscho sagt Lessing in gleichem Geiste (XI, 514): „Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen, in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen. — — Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter auseinander bringen: und dieser Dritte kann niemand als das Publikum sein."

„Ja, ich bin stolz genug zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch Andre derselben ermangeln dürften. Ich halte mich für kein Haar besser, als irgend einen Menschen in der Welt, aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen, wie Andre; aber Andre können auch fehlen, wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eigenen Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden." —

So manches Bekenntniß aus dem Anti-Göze könnte ich noch anführen, welches mit mehr oder weniger Nachdruck und Wärme von dem Ernst zeuget, womit Lessing die Sache der Wahrheit und des Gewissens bei der Herausgabe dieser viel besprochenen Fragmente ergriffen, was Herder, selbst ein Theolog, so kräftig betonte: „Ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und, wie ich aus manchen Aeußerungen schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das, was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube: ich bin für mich überzeugt (für Andere mag ichs nicht sein,

noch werden), daß er auch die Ausgabe dieſer Stücke allein und eigentlich zum Beſten der Wahrheit, zu einer freien und männlichen Unterſuchung, Prüfung und Befeſtigung derſelben von allen Seiten, veranſtaltet habe. Er hat dies ſelbſt ſo oft, ſo ſtark, ſo deutlich geſagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie ſeine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder ſagte: überhaupt Leſſings Charakter, wie er jedem eingedrückt ſein muß, der ihn gekannt hat (und Andere ſollten doch darüber behutſam ſprechen und urtheilen): alles dies iſt mir Bürge für ſeine reine philoſophiſche Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte: nemlich — ich wiederhole es — freiere Unterſuchung der Wahrheit, und einer ſo wichtigen Wahrheit, als dieſe Geſchichte für jeden, der ſie glaubt und an ſie glaubt, ſein muß. Darf dieſe Wahrheit, dieſe Geſchichte nun, unter allen Wahrheiten und Geſchichten allein, nicht unterſucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler unterſucht werden, ſo iſt das Leſſings Schuld nicht; — aber zu unſern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios ſein, der ſo etwas zu behaupten wagte." — So Herder im Todesjahre Leſſings (1781); und ſollte es heute ſolche Theologen, ſolche Religiöſe geben? —

In dem Anti-Göze nehmen die Beweiſe für die Zuläſſigkeit, ja die Nothwendigkeit der Bekanntmachung ketzeriſcher, der Religion verderblicher Schriften einen großen Raum ein. Er will zeigen, (Anti-Göze III.) „daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen ſie angeht, ſo weſentlich und groß ſind, daß aller ſubjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entſteht, in keine Betrachtung zu kommen verdiene; — daß ſonach die Kirche, welche ihr wahres Beſte verſtehe, ſich nicht einfallen laſſen kann, die Freiheit, die Religion zu beſtreiten, auf irgend eine Weiſe einzuſchränken, weder in Anſehung der Sprache noch in Anſehung der Perſonen Göze forderte, und wie viele andere mit ihm! die Einwürfe der Gelehrten gegen die Religion ſollte lateiniſch geſchrieben werden, was Leſſing im IV. Anti-Göze halb ernſthaft, halb komiſch, als eine unnütze und lächerliche Forderung hinſtellt — daß am wenigſten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Beſtreitung nicht treffen ſolle (A. G. V.), indem dadurch ein Verdacht entſtehen würde, welcher der Religion ſicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Beſtreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte."

Was konnte Leſſing Beſſeres thun, als ſich zuletzt auf Hieronymus zu berufen, der eine, ſeinem eigenen Urtheile nach, der wahren chriſtlichen Religion höchſt verderbliche Schrift aus dem Griechiſchen überſetzte — „man merke wohl, überſetzte! und überſetzen, iſt doch wohl mehr, als blos herausgeben" (X, 197) — es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν; um ſie vor den Verkleiſterungen und Verſtümmelungen eines andern Ueberſetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um ſie in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verſuchungen,

der Lateiniſchen Welt vorzulegen. Als ihm nun hierüber eine gewiſſe schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Aergerniß auf ſeiner Seele, was war ſeine Antwort? (fragt Leſſing, Anti-Göze VI.) O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit! — Nun weiß ich freilich nicht — fährt er fort — was er mit jener schola tyrannica eigentlich ſagen wollen [1]). Und es wäre doch erſtaunlich, wenn es auch damals ſchon unter den chriſtlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Göze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben (im 1. Anti-Göze). „Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsrath anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben?“ —

Er wünſcht nichts mehr, geſteht er offen, als „alle und jede ausgeſetzte Geburten des Geiſtes mit eins in das große für ſie beſtimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können“. Sollte die Nachricht bei Iſaac Voſſius ſich beſtätigen, daß von den ſo gefährlichen „fünfzehn Büchern des Porphyrius gegen die Chriſten“ (von deren Daſein bisher noch nicht die geringſte Spur verlautete —) ein Exemplar in der Mediceiſchen Bibliothek in Florenz im größten Geheimniß verwahrt würde, ſo daß niemand es leſen, niemand das Geringſte der Welt daraus mittheilen dürfte — ſo möchte er dort, in Florenz, nicht Bibliothekar ſein, und wenn er Großherzog zugleich ſein könnte (X, 200). „Oder vielmehr, (ſetzt er hinzu) ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſein, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtenthume ſo nachtheiliges Verbot geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Pallaſte drucken laſſen, und geſchwind das Großherzogthum, welches mir itzt ſchon in Gedanken zur Laſt iſt, geſchwind wieder an ſeine Behörde abgeben könnte.“ — Das nämliche betheuert Leſſing in Hinſicht eines damals noch ungedruckten Werkes von Abailard, welches Martene und Durand in der Hand gehabt, in quo, genio suo indulgens, omnia christiana mysteria in utramque partem versat, — und welches ſie drucken zu laſſen noch zu zaghaft waren. „Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß drucken, ſo gewiß ich kein Benediktiner bin. — Aber wünſchen einer zu ſein, könnte ich faſt, wenn man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſcripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?“ — [2])

---

1) Hierin liegt ein Mißverſtändniß, wie Schröckh, Kirchengeſchichte ſeit der Reformation VI, S. 283. gezeigt hat. Die von Hieronymus gegen Ruffinus hier gebrauchten Worte: schola tyrannica bedeuten nicht etwa irgend eine verfolgende theologiſche Sekte, ſondern ſind eine ironiſche Anſpielung auf den Vornamen ſeines Gegners: Tyrannius Ruffinus.

2) Dieſe von Leſſing ſo erſehnte Schrift des Abälard iſt erſt in unſrer Zeit von V. Couſin (Oeuvres inédites d' Abélard, Paris 1836) wieder aufgefunden und herausgegeben. Sie führt den Titel: Sic et Non. Aber der Kern dieſer ehemals für ſo furchtbar gehaltenen Schrift iſt mehr philoſophiſch als theologiſch, und das Geheimniß um dieſe Schrift hatte die Vorſtellungen davon ſehr vergrößert. S. Couſins Introduction l. c. XXXV.

Leſſing hatte eine hohe Meinung von dem wiſſenſchaftlichen Werthe des nachgelaſſenen Werkes von Reimarus und dies war nicht ohne Einfluß auf ſeinen Entſchluß, es herauszugeben. Gewiß kann ein Werk, welches auf einen Leſſing einen ſo tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ, anregend wirkte, nicht für unbedeutend gehalten werden. Eine hervorragende Stelle in der Geſchichte der modernen Kritik der Bibel und Offenbarung bleibt ihm unbenommen; ſein Verfaſſer iſt der Vorgänger von David Strauß, der einiges davon benutzt hat, und deſſen Nachfolgern. Daß die Anſchauungsweiſe des Verfaſſers im Ganzen jetzt nur noch hiſtoriſchen Werth habe, wird man dem neueſten Herausgeber gern zugeben [1]). Immer bleibt die Frage, erſtlich, ob dieſe Fragmente ohne Leſſing, als Herausgeber, und ohne die von ihm deshalb geführten Kämpfe die außerordentliche Wirkung gehabt hätten; und dann, ob Leſſing dieſes hohe Intereſſe für das Werk gefaßt hätte, ohne die Hochachtung für die Talente, die Gelehrſamkeit und den Charakter des ihm wohl bekannten Verfaſſers, welche er hinzubrachte, wenn er gleich vor den Leſern dieſe ſeine Meinung von dem Verfaſſer lediglich und allein aus dem Werke geſchöpft zu haben vorgiebt. Neben einem Reimarus, wie tief ſtand ihm ein Göze mit ſeinen Stäubchen aus der Literar- und Bücherkunde; man begreift den Unmuth, womit Leſſing die Schmähungen deſſelben und ſeinesgleichen gegen ſeinen Ungenannten aufnimmt. Doch muß man gerecht ſein, und anerkennen, daß der Eifer der Orthodoxen durch die nicht immer würdige, in Voltaire's Ton mitunter fallende frivole Behandlung der Perſonen und Gegenſtände, vorzüglich in dem alten Teſtamente, hinlängliche Nahrung und ihre Rechtfertigung fand. Eichhorn, welcher in dem Ungenannten einen Mann voll ſchöner Kenntniſſe, einen Denker voll Unterſuchungsgeiſt, einen Gelehrten voll Scharfſinn, voll Gefühl hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit und gutem Urtheil rühmt [2]), bedauert es um ſo mehr, daß ſeine Unterſuchung nicht ſo kalt und ruhig bleibt, wie ſie ſich für einen Denker und Forſcher der Wahrheit allein ſchicke, daß er nur gar zu oft in Wärme und Erbitterung gerathe und, von dieſer Leidenſchaft hingeriſſen, auf Uebertreibungen, Verdrehungen und Verfälſchungen der Geſchichte und harte Ausdrücke verfalle, daß er dadurch ſich und ſeiner oft guten Sache Schaden thue, und ſeinen Gegnern Gelegenheit gegeben werde, an ſeinem Charakter irre zu werden, und über Mangel an Redlichkeit zu klagen. Mendelsſohn, welchem Leſſing bei ſeinem Beſuche in Wolfenbüttel im Herbſte 1770 das Manuſcript mittheilte und nach Berlin anvertraute, tadelte ſchon Aehnliches an dem Ungenannten. Leſſing freilich wollte dieſen Tadel nicht zugeben; nur ſo viel, daß auch bei dem Ungenannten manchmal „das Ziel ſeines Nachdenkens die Stelle war, wo er des Nachdenkens müde geworden.“ Aber Unbilligkeit möchte er

1) Dr. Kloſe a. a. O.

2) Allgemeine Bibliothek der bibliſchen Literatur, von Joh. Gottfr. Eichhorn, I. Leipzig 1787. S. 4 in der Anzeige der „Uebrigen noch ungedruckten Werke des Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten.“ Von C. A. Schmidt.

nicht gerne auf ihn kommen laſſen. Mendelsſohn hatte die richtige Bemerkung gemacht: „daß man bei Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maaß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in die Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen". — „Allein doch wohl nur bei ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſein ſollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menſchen? (wirft ihm Leſſing ein, XII, 281) und ſollen das die ſein, von welchen bei dem Ungenannten die Rede iſt? Ich bin verſichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er ſie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilt, und gewiß nicht vergeſſen haben, ſich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einſichten zurückzuſtellen. Aber ſind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablaſſen ſollen? Sie ſollen vielmehr die erhabenſten Muſter der Tugend ſein, und die geringſten ihrer Handlungen ſollen in Abſicht auf eine gewiſſe göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet ſein. Wenn alſo an Dingen, die ſich nur kaum entſchuldigen laſſen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden ſoll und will: ſo thut, denke ich, der Weiſe Unrecht, wenn er dieſe Dinge blos entſchuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen ſprechen, die ſie in unſern beſſern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die ſie in noch beſſeren, noch aufgeklärteren Zeiten nur immer verdienen können. — Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bei unſerm Ungenannten aufgefallen iſt, (ſchließt Leſſing) muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen."

Wenn aber gar die Gegner unter den Theologen die Perſon mit der Sache verwechſelten und die Streiche, welche nur der letztern gelten ſollten, gegen jene kehrten; wenn ſie einen Mann mit Verachtung überhäuften, vor welchem Leſſing als Gelehrten und Denker die größte Hochachtung empfand, ſo kam jedesmal ſein Blut in Bewegung und aus dieſer Quelle floßen die heftigen Stellen ſeiner Polemik, worin er die dem Ungenannten zugefügte Beleidigung, viel mehr als die eigene, mit aller Bitterkeit und Schärfe zurückgab. Er verlangte jene Unterſcheidung, zwiſchen der Perſon und der Sache, mit um ſo größerem Gewicht, als er ſelbſt von Anfang an die Erklärung abgab, wie wenig er dieſe Sache, die Ausführungen des Fragmentiſten, in allen Stücken vertreten möge; als er ſogar, von ſeinem Standpunkte, Wege und Richtung andeutete, wie den Angriffen des Ungenannten auf die Bibel und die Offenbarung ihre Spitze abgebrochen werden könnte. Als daher Göze mit ungeſchicktem Ausdrucke hingeſchrieben, Leſſing habe die „Advokatur des Ungenannten" übernommen, durfte er mit gerechtem Bewußtſein jene Beſchuldigung von ſich abweiſen: „Denn ich habe nirgends geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig ſo wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt: vielmehr habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß, wenn

der Ungenannte auch noch in ſo viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich geſagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan ſei: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſein. Wohl habe ich aber mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welcher ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlichlutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe." — Leſſing durfte dies von ſich rühmen, da Göze ſelbſt ihm früher ſeinen Beifall geſpendet hatte. Mit eben ſo viel Grund glaubte er anderſeits auch den Ungenannten gegen den Vorwurf „muthwilliger Verſtockung, gefliſſentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuflaſieren, die man Lügen zu ſein weiß" — Vorwürfe, welche den Ungläubigen und Ketzern, oder die es zu ſein ſchienen, zu allen Zeiten gemacht wurden — zu ſchützen. Es iſt der Maaßſtab der Sittlichkeit, ja der Religion ſelbſt, nämlich die innere Geſinnung, die Ueberzeugung, das unendliche Streben nach der Wahrheit, das Leſſing als die Idee aller Wiſſenſchaft feſthielt, die ihm höher ging, als alle Ergebniſſe der Wiſſenſchaft. Dies iſt, um ſich ſo auszudrücken, ſein kategoriſcher Imperativ. Das Werk iſt ihm nichts — die That, das Streben iſt ihm alles. Dieſe Denkart iſt weit entfernt, iſt weſentlich verſchieden von der Leſſingen ſonſt oft beigelegten ſkeptiſchen Denkart, welche mit der Wahrheit, als ſolcher, nur zu ſpielen ſcheint, oder einem Indifferentismus, welchem an der Wahrheit ſelbſt wenig zu liegen ſcheint. Niemals iſt Leſſing beredter, als wo er dieſe Seite anzuſchlagen veranlaßt wird, und nirgends wird ihm dieſer Anlaß ſo nahe gelegt, als bei der Vertheidigung ſeines Ungenannten. Sie entlockt ihm jene berühmte Apoſtrophe, welche ihn mehr charakteriſirt als ganze Bände von Schilderungen vermöchten: — „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſein vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſtehet. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz." —

„Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!" — [1])

1) X, 49. („Eine Duplik"). Man vergleiche mit dieſem Ausſpruch das bekannte Wort von Fontenelle: „Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hätte, ſo würde ich mich hüten, ſie zu öffnen!

Fünftes Kapitel.

Den Gedanken, die Fragmente von Reimarus in die Welt zu ſchicken, brachte Leſſing bereits von Hamburg nach Wolfenbüttel mit. Ich habe ſchon erwähnt, daß er bei Mendelsſohns Anweſenheit in Wolfenbüttel im Herbſte 1771 ihm das Manuſcript zeigte und anvertraute. Vor andern Perſonen hielt er damit zurück, ſelbſt vor dem Erbprinzen, der vielleicht durch Mendelsſohn von jenem Manuſcripte Kunde erhielt. „Die Neugierde der bewußten Perſon (ſchreibt Leſſing an Mendelsſohn nach deſſen Rückkehr nach Berlin, den 9. Juni 1771 XII. 282) nach dem Manuſcripte hat ſich halten laſſen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich fürchte, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, ebenfalls nicht weit her iſt; daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bei ſich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wollte."

Als Leſſing im Sommer dieſes Jahres nach Berlin kam, wollte er hier ſogleich das Ganze in den Druck geben. Sowohl Nicolai als Mendelsſohn widerriethen ihm auf das ernſtlichſte dieſes Vorhaben. „Umſonſt!" (ſagt Nicolai) „er war davon nicht abzubringen; wie er ſich denn überhaupt nicht leicht von einer Idee abbringen ließ, die einmal in ſeinem Geiſte lebhaft geworden war. Er ſchrieb unſre Widerſetzlichkeit einem ganz falſchen Beweggrunde zu." Es fand ſich auch ein Verleger, welcher den Druck übernehmen wollte, unter der Bedingung, daß das Buch die Cenſur paſſirte. Die theologiſche Cenſur wollte nun den Druck weder verhindern noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter ſetzen, welches man (meint Nicolai) einem chriſtlichen Theologen auch nicht ſo übel nehmen konnte. Der Verleger hielt ſich dadurch gegen alle Verdrießlichkeit nicht gedeckt und Leſſing nahm das Manuſcript zurück nach Wolfenbüttel. [1]) So geſchah es, daß er das Werk in Bruchſtücken ſeinen Beiträgen aus den Schätzen der Bibliothek von Wolfenbüttel einverleibte. Er hatte für ſeine Beiträge, welche in der Buchhandlung des Waiſenhauſes zu Braunſchweig herauskamen, die Cenſurfreiheit und unter dem Schutze derſelben erreichte er, wenn auch durch einen Umweg, ſeinen Zweck. An den Aufſatz über Adam Neuſer im dritten Beitrage (1774) geſchickt anknüpfend, machte er den Anfang mit dem unverdächtigſten dieſer Fragmente: Von Duldung der Deiſten.

„Bei den Katholiken, heißt es unter anderm in dieſem Fragmente, mit einiger Bitterkeit, iſt die Intoleranz wenigſtens conſequent, nicht ſo bei den Proteſtanten, welche ſonſt allen Sekten in und außer der Chriſtenheit ein freies Bekenntniß und öffentlichen Gottesdienſt geſtatteten." ... „Aber glauben mußt du

1) Anmerkung Karl Leſſings XIII, 258.

doch etwas, was es denn auch sei! Eine reine vernünftige Religion zu haben und zu üben, ist wenigstens in der Christenheit nirgends erlaubt. Soll ich zu den Juden, Türken und Heiden gehen? Sie werden mich eben so gläubig hassen, verdammen und verfolgen (hier beruft sich der Verfasser auf das Beispiel von Uriel Acosta). Wenigstens sei die Kirche des alten Testaments gegen die Anhänger der Vernunftreligion, die proselytae portae, duldsamer gewesen. Endlich aber sei es unbillig, Jemanden zu verfolgen, weil er nicht glaubt, was zu glauben gar nicht in unsrer Macht, noch in unsrem freien Willen steht. Dadurch erzeuge man Heuchelei oder blinden Glauben, beides des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, unwürdig." —

Zu diesem Fragmente gestattete sich Lessing einige Bemerkungen. Er wirft erstlich auf Adam Neuser einen Blick zurück. Hierauf wendet er sich gegen die Berufung des Ungenannten auf die proselytae portae, insofern diese keineswegs die volle bürgerliche Gleich- und Freiheit mit den Juden, wie es doch der Ungenannte voraussetzte, genossen hätten. Gewiß werden sie gewissen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion unterworfen gewesen sein, und in diesem Fall dürften daraus leicht Regeln abzuleiten sein, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden. „Aber unsre Deisten, damit nimmt Lessing eine unerwartete Wendung, seinem Ungenannten gegenüber, unsre Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet sein. Das ist freilich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war." — Man würde Lessing verkennen, wenn man etwa auf diese Aeußerungen sich stützen wollte, um die politische Unduldsamkeit gegen die Deisten zu rechtfertigen. Aber es bleibt ein großer Unterschied zwischen „die christliche Religion bestreiten und den Gott der Christen verlachen", und Lessing legt in dem Vorwort dieses ersten Fragments einen großen Nachdruck darauf, daß sein Ungenannter nicht unter die Spötter gehöre. „Er sei ein wahrer gesetzter Deutscher, in seiner Schreibart und seinen Gesinnungen; Leichtsinn scheine nicht sein Fehler gewesen zu sein und nirgends erlaube er sich Spöttereien und Possen". Daß Lessing in dieser Hinsicht manchen Zug übersehen mögen, ist schon bemerkt worden: hier handelt es sich im Allgemeinen um das Princip. Religionsspötter hat Lessing nicht geduldet haben wollen. Offenbar hat er hier Voltaire im Auge gehabt, dessen Fanatismus und Frivolität gegen die Bibel, besonders das alte Testament, mehr Schaden gethan, als zehn Ungenannte jemals vermocht hätten; es möge niemand überraschen, Lessing auch hier als den entschiedenen Gegner eines Voltaire anzutreffen. —

Drei Jahre später, 1777, nachdem Lessing inzwischen als Begleiter des Prinzen Leopold von Braunschweig in Italien gewesen und durch seine Ver-

heirathung sich in Wolfenbüttel gewissermaßen von neuem befestigt hatte, gab er den vierten seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur und mit ihm fünf weitere Fragmente, welche den ganzen Band ausfüllen, unter der Ueberschrift: Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend, heraus. Ob die Aufmunterungen „von Seiten gewisser Freunde, ein Mehreres und wo möglich das Dreisteste und Stärkste mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unverantwortliche Dinge so geheim gehalten würden" — gerade so an ihn ergangen sei, mag unausgemacht bleiben, denn diese Fortsetzung war bei ihm beschlossen; nur daß er das Dreisteste und Stärkste diesmal noch zurück behielt; darauf sollten seine Leser durch das Vorangeschickte erst vorbereitet werden.

Ein jedes dieser Fragmente nun begleitet der Herausgeber, wie er schon früher gethan hatte, mit Zusätzen, mit „Winken," nennt er es, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich „in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt habe." Diese Zusätze enthalten nun schon den Kern desjenigen, was man Lessings Religionsphilosophie nennen kann, (vorzüglich die erste Hälfte der Erziehung des Menschengeschlechts) nur daß die Beziehung zu dem betreffenden Fragmente überall durchgeht, und die aus der Herausgabe dieser Fragmente nachher entsprungene Polemik Lessings spricht nichts aus, was nicht größtentheils im Princip hier enthalten ist. Dies gilt vorzüglich von dem ersten und allgemeinen Theile, welcher in gewichtvollen Sprüchen das Verhältniß von Buchstabe und Geist, von Bibel und Religion und die Entstehung des Kanon behandelt — Sätze, wegen deren Göze ihn als einen Gegner der christlichen Religion hingestellt, was Lessingen bewogen, sie mit der Aufschrift: Axiomata,[1]) nur in einer veränderten, mehr logischen Ordnung, als Texte einer ausführlichen Erörterung, von neuem zu bearbeiten und zu begründen. Es handelte sich bei dem Streite zwischen Lessing und Göze — von der literarischen und persönlichen Seite desselben abgesehen — um ein Princip, ein Princip, auf welches das ganze theologische System gegründet war, von welchem Lessing sonst wegen seiner „Bündigkeit" mit Achtung sprach. Es war der Glaube an die Theopneustie, an die Inspiration der Bibel, ein Glaubenssatz, an welchem die gesammten Neuerungen der biblischen Kritik und Dogmatik machtlos abgleiteten. Die ältere Schule hatte wo nicht immer das Bewußtsein, doch den Instinkt, daß sie mit dem Aufgeben der Theopneustie ihren Boden preisgab; daß mithin die neue kritische, historische Schule ihr weit gefährlicher wurde, als der baare Deismus und

1) Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Pastor Göze 1778 X. 133. — Bei der folgenden Darstellung habe ich mehr die Verwandtschaft und den Zusammenhang der Gegenstände, als die chronologische Folge der einzelnen Schriften im Auge, welche aus der Anordnung derselben in der Lachmann'schen Ausgabe, Bd. X., von selbst ins Auge fällt.

Naturalismus; daher der maßloſe Eifer Göze's gegen dieſe Neuerer[1]), daher die Leſſingen ſo ſtutzig machende Erſcheinung, daß Göze die Fragmente des Ungenannten bei Seite ließ und ſich mit aller Heftigkeit auf die Zuſätze des Herausgebers warf, welche doch ſelbſt eine Widerlegung des Naturalismus ſein ſollten und die neuen Reformatoren der Theologie ſo wenig ſchonte. Aber Leſſing unterſchied Buchſtaben und Geiſt, Bibel und Religion. Die Bibel, lehrt er, „enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört, und es iſt bloße Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſei. — Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. — Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftlichen Ueberlieferungen könnten ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat'"— dies war mehr als genug, um ihn in Göze's Augen als einen Gegner der chriſtlichen Religion darzuſtellen[2]). Wir ſind noch nicht bei dem Punkte angelangt, wo die Polemik gegen Göze dem Gegenſtande des Streites eine hochkomiſche Färbung, ein dramatiſches Intereſſe verleihen wird. Verweilen wir bei dem zuletzt angeführten Punkte, den Leſſing unter die Axiome aufgenommen, und deſſen wiſſenſchaftliche Ausführung eine ſo bedeutende Stelle in der Theologie einnimmt: der Unterſuchung über die Entſtehung des Kanon, und, was damit im nächſten Zuſammenhang ſteht, über den Gebrauch der heil. Schrift in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche.

Sechstes Kapitel.

Die Frage über die Entſtehung des neuen Teſtaments iſt eine Folge des Deismus in England. Toland hat im Jahre 1699 in ſeinem Amyntor den erſten Streit über den Kanon erregt, der aber Anfangs mehr dogmatiſch, als hiſtoriſch geführt wurde. Später wurde Deutſchland der Schauplatz dieſer Controvers. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts war es zuerſt die Offenbarung Johannis, deren Aechtheit in Deutſchland in den Vordergrund der Unterſuchung gezogen wurde und eine lebhafte Bewegung hervorrief.

1) „Der raſende Abbt, der nachbrüllende Semler, der bei der Austheilung der Logik zu kurz gekommene Nicolai" u. dgl. (Thieß a. a. O. S. 27.)

2) „Wenn uns Herr Leſſing (ſchrieb Göze in ſeinem „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Leſſings — feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion", S. 75) die Ausgabe einer Bibel liefern ſollte, in welcher nichts weiter enthalten wäre, als was er in derſelben für göttlich anerkennt; ſo würde ſolche gewiß im Taſchenformate erſcheinen."

Während mehrere Theologen (unter ihnen der General-Superintendent Knittel in Braunschweig) an der Aechtheit festhielten, stellte Semler sich an die Spitze der Gegner. Bald begann die strenge Prüfung auch der andren neutestamentlichen Bücher und endlich trat Semler im Jahre 1771 mit seiner „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" auf, welche für diesen ganzen Zweig der biblischen Kritik Epoche macht. Er wandte das historisch-kritische Princip mit aller Unbeschränktheit auf den ganzen biblischen Kanon alten und neuen Testamentes an und was seine Vorgänger, namentlich Michaelis, nur von fern und behutsam andeuteten, sprach er ohne allen Rückhalt aus. Der biblische Rationalismus erhielt mit ihm seine wissenschaftliche Grundlage. Zugleich zog er die Folgerungen aus den Grundsätzen seiner Kritik. Er zeigte, daß die herkömmliche Meinung von der beständigen Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit des Kanon historisch unrichtig sei — man behauptete sonst, daß der Apostel Johannes denselben auf immer geschlossen habe — er schied scharf in dem kirchlichen Kanon die Schrift von dem darin enthaltenen Worte Gottes oder, nach der Ausdrucksweise eines heutigen berühmten Kritikers, Bleibendes und Vergängliches im Christenthume. Viele biblische Bücher und Stellen könnten, Semlern zufolge, weil sie nichts zu der moralischen Besserung des Menschen beitrügen, ohne Nachtheil der christlichen Religion wegbleiben. In den ältesten Zeiten habe Kanon auch blos ein Verzeichniß der in den öffentlichen Versammlungen vorzulesenden Bücher, nicht aber eine Richtschnur des Glaubens und Lebens für alle Christen bedeutet. Die Kraft des Christenthums und die geistige Wohlfahrt des Menschen sei daher nicht an den Kanon, sondern an die darin enthaltenen Wahrheiten gebunden. Die angesehensten damaligen Theologen, wie Ernesti und Eichhorn, betraten denselben Weg und nicht lange, so wurde eine Frage der Schule, der theologischen Gelehrsamkeit, wie diese, so populär, daß der Dichter von Werthers Leiden einmal davon Gebrauch machte [1]). Michaelis setzte den Begriff der Aechtheit dem der Theopneustie der einzelnen Bücher der heiligen Schrift entgegen; auf ihn beruft sich daher Lessing. [2])

Lessing wurde längere Zeit vor den Angriffen Gözes auf diesen wichtigen Wendepunkt der neuern Theologie hingeführt, und zwar eben durch das Werk von Reimarus, welches am Schlusse des zweiten Theiles einen Abschnitt über den Kanon und das kanonische Ansehen der Bücher des neuen Testaments enthält, der aber ungedruckt geblieben ist. [3]) Diesen Abschnitt wollte Lessing im Jahre 1774 bei Voß in Berlin herausgeben, mit einer Vorrede unter dem

1) Goethes W. XVI, 124. zeichnet Werther (also um 1772) ein Bild der Frau Pfarrerin, „einer Närrin, die sich abgibt, gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons verliert, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet" u. s. w. Dieser Zug wird aus dem Leben genommen sein.

2) Ariomata. Schluß X. 164.

3) Zeitschrift für histor. Theologie a. a. O. S. 522.

Titel: „Eine noch freiere Unterſuchung des Kanons alten und neuen Teſtaments". Das — noch freiere ging, wie Leſſing ausdrücklich an ſeinen Bruder erklärte, auf Semlers freie Unterſuchung.[1]) Dieſes Vorhaben unterblieb, vermuthlich weil Leſſing ſich mit dieſer wichtigen Unterſuchung nicht genug that. — In der That kam er nach mehreren Jahren auf dieſen Gegenſtand zurück; dies zeigt das Fragment ſeiner im theologiſchen Nachlaſſe erſchienenen: Neuen Hypotheſe über die Evangeliſten, als blos menſchliche Geſchichtsſchreiber betrachtet (1781. XI, 425). Leſſing ſpricht ſich ſehr zufrieden mit dieſer Schrift aus, er, der ſonſt nur wegwerfend über ſeine beſten und ſchönſten Leiſtungen redet. „Etwas Gründlicheres, ſchreibt er ſeinem Bruder vom 26. Februar 1778, glaube ich in dieſer Art noch nicht geſchrieben zu haben, und ich darf hinzuſetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft ſelbſt, wie natürlich ſich alles aus einer Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das iſt die nämliche Schrift, die ich Voßen zugedacht habe, denn ſie iſt ſo, daß ſie bei dem allen ſich vor der Berliniſchen Cenſur nicht fürchten darf." Neue Hinderniſſe traten aber dazwiſchen und der Aufſatz, wie er unter Leſſings Papieren ſich gefunden hat, kann immer nur als ein bloſſer Entwurf gelten und darnach beurtheilt werden. In der Vorrede ſagt Leſſing, daß es nur die erſten Linien eines Werkes ſeien, an welchem er ſeit vielen Jahren arbeite; Umſtände ſeien eingetreten, welche ihn nöthigten, einen Vorſchmack davon zu geben. Denn er ſei bei den Haaren dazu gezogen worden, ſich über gewiſſe Dinge zu erklären, die mit der gegenwärtigen Hypotheſe ſehr genau zuſammenhängen (das Verhältniß der Bibel zur Glaubensregel und zur Tradition, und der Gebrauch der Bibel in den erſten Jahrhunderten der Kirche iſt gemeint, deren Betrachtung nachher an die Reihe kommt). Sollte er nun auch in dieſer Hypotheſe oder in jenen Dingen oder in beiden irren: ſo werde man doch finden, daß er nicht ohne Charte, und daß er nach einer und der nämlichen Charte geirrt habe, die man für falſcher ausſchreie, als ſie bei ſorgfältigen Nachmeſſungen ſich wohl finden möchte. — „Den wahren Weg einſchlagen iſt oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu ſein giebt allein Verdienſt."

Leſſing ſpricht nur von einer Hypotheſe, wobei er „die höhere Würde der Evangeliſten weder beſtreite noch läugne; vielmehr könne dieſe höhere Würde bei ſeiner Hypotheſe ſelbſt noch ſehr wohl beſtehen" ..... Auch iſt die Kritik der neueren Zeit bereits über dieſe Hypotheſe hinaus gegangen; dennoch nimmt ſie in der Geſchichte der bibliſchen Wiſſenſchaft ihre beſtimmte und eigenthümliche Stelle ein. Es handelte ſich hier zunächſt um das Verhältniß der drei ſynoptiſchen Evangelien, des Matthäus, Marcus und Lukas, ſowohl in ihrer Uebereinſtimmung zu einander, als mit Bezug auf eine gemeinſame Quelle. Semler

1) XII. 421, den 11. Nov. 1774.

hat bekanntlich 1783 die Quelle der Uebereinſtimmung der drei erſten Evangelien in der Annahme einer oder mehrerer Syro-Chaldäidſchen Urſchriften geſucht [1]). Allein ſchon zehn Jahre vor ihm hat Leſſing [2]) in ſeiner neuern Hypotheſe es wahrſcheinlich zu machen geſucht, das Evangelium der Hebräer oder der Nazarener möge die Quelle für unſre Evangelien geweſen ſein. Er findet nämlich, daß die Nazarener des vierten Jahrhunderts ein eigenthümliches chaldäiſch-ſyriſches Evangelium hatten, [3]) welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apoſtel; bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkommt. Dies wird jenes hebräiſche Evangelium geweſen ſein, welches Matthäus in das griechiſche überſetzt; eben die nämliche hebräiſche Urkunde haben ſowohl Lukas, als Marcus vor ſich gehabt; jener habe wo nicht alles, doch das meiſte, nur in einer etwas andern Ordnung, in einer etwas beſſern Sprache in ſein Evangelium übergetragen; letzterer, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, ſcheine dieſes blos zu ſein, weil er aus eben derſelben hebräiſchen Urkunde ſchöpfte, aber vermuthlich ein minder vollſtändiges Exemplar vor ſich hatte. — Dieſe hier kurz zuſammengedrängte Anſicht wurde gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zuerſt von A. H. Niemeyer, darauf von mehreren Theologen [4]) mit einigen Modificationen angewendet und noch weiter ausgeführt. Aus dieſer Annahme entwickelte ſich bei Eichhorn die überaus ſcharfſinnige combinirte Hypotheſe von dem Urevangelium, welche längere Zeit herrſchend blieb, endlich aber doch, weil ſie ſich von dem Geſetze der Einfachheit und von jeder Art hiſtoriſcher Begründung entfernt, aufgegeben wurde [5]).

Hier handelte es ſich nur um die drei ſynoptiſchen Evangelien. Was nun aber das Evangelium Johannis anlangt, ſo haben die einen ihm mehr einen polemiſchen Zweck (z. B. gegen die ſogenannten Johannesjünger); andre mehr einen apologetiſchen Zweck ihm zugeſchrieben. Zu den letztern gehörten andeutungsweiſe Eichhorn, ausdrücklich Schott und beſonders Lücke, und dieſer weiſt wieder auf Leſſing zurück [6]). Nicht mit Unrecht, nur daß Leſſing noch etwas Höheres und Allgemeineres beim Johannes vorſchwebte, wenn er von ihm ſagt, ſein Evangelium „mache allein eine Klaſſe für ſich aus!“ Er leihet dem Evan-

1) K. A. Credner, Einleitung in das neue Teſtament, 1. Theil Halle 1836 S. 175.

2) Ich gehe hier auf den erſten Entwurf von 1774 zurück, während Credner nur das Bruchſtück von 1778 anführt.

3) Die nämliche Anſicht iſt noch in einem andern Aufſatze in Leſſings theologiſchem Nachlaſſe: „Theſes aus der Kirchengeſchichte“ (XI. 593 — 598) ausgeſprochen.

4) J. C. Weber, Corrodi, Thieß, Venturini, J. C. Chr. Schmidt, J. A. Bolten, ſ. Credner a. a. O.

5) Credner S. 176 — 178. Der Annahme eines Urevangeliums wurde gleichzeitig die der mündlichen Ueberlieferung als Quelle entgegengeſetzt, und jene zählt Herder zu ihren Anhängern.

6) Credner (a. a. O. 274.), welcher ſehr nachdrücklich gegen dieſe Anſicht und alle

gelium Johannis eine für die Entwicklung des Christenthums constitutive Bedeutung, wenn er sagt [1]): „das Evangelium der Nazarener, die Quelle der drei ersten Evangelien, hervorgegangen von Leuten, welche persönlichen Umgang mit Christo gehabt, war unfähig, eine höhere Idee von der göttlichen Person Christi zu erwecken: — sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden; sollte es unter den Heiden als eine besondere unabhängige Religion bekleiben: so mußte Johannes in's Mittel treten und sein Evangelium schreiben. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelium haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, aller Anfälle ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist (setzt Lessing hinzu), das ist ewig." — Die ewige Fortdauer der christlichen Religion kann, mit Rücksicht auf die tiefsten religiösen Bedürfnisse der Menschheit, nicht bestimmter, nicht zuversichtlicher ausgesprochen werden, und wir verstehen jetzt besser, was Lessing auf diesem Gebiete so oft von dem beseligenden Glücke des Christen spricht, auch wenn er für seine Person es nicht erfahren. Unverkennbar theilte Lessing mit andern vorzüglichen Männern in der Kirche und der Wissenschaft (ich erinnere an Fichte) die Vorliebe für den Johannes, dessen Evangelium er, mit Berufung auf die alten Kirchenväter, das Evangelium des Geistes nennt, indem er es dem des Matthäus, als das Evangelium des Fleisches, entgegensetzt, was (setzt er hinzu) noch von keinem neuen orthodoxen Theologen geläugnet worden. Warum aber das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt wurde, sei jetzt nicht sowohl die Frage, als warum unter vielen andern, aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche außer dem Matthäus nur eben noch den Lukas beibehalten. Lessings Meinung, für welche er den strengen Beweis schuldig bleibt, weil er durch Induction geschehen müsse und er die Beispiele nicht genug beisammen habe, um eine solche Induction zu einer Art von Demonstration zu machen, geht dahin: die Kirche habe jene beiden Evangelien beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft ausfüllten, die zwischen dem Matthäus und dem Johannes liege, indem der eine ein Schüler des Petrus und der andre ein Schüler des Paulus gewesen sei [2]). —

---

und jede „Nebenzwecke" sich ausgesprochen. „Diese als höchste Wahrheit angepriesene Entdeckung (nämlich, daß es der Hauptzweck des Evangeliums gewesen sei, jene vornehmlich durch die Entwickelung der falschen Gnosis verursachten Störungen und Schwankungen des Glaubens durch apologetische Darstellung der christlichen Wahrheit aufzuheben, welcher Lessing nur auf der Spur war (sagt Lücke), lasse sich schwerlich mit Joh. 20, 31. vereinigen."

1) § 61 bis zu Ende. XI, 512.

2) Credner a. a. O. S. 112. „Mit wenigen Ausnahmen gilt das Evangelium des

An der Aechtheit des Evangeliums Johannis zweifelt Leſſing eben ſo wenig, als an der Authentie irgend einer einzigen Schrift des neuen Teſtaments, wenn er erklärt: „Ich glaube feſt, das ſie alle von den Männern geſchrieben worden, deren Namen ſie führen. Ich bin nicht der Meinung derjenigen, welche glauben, daß dieſe Schriften vor den Zeiten des Trajan gänzlich unbekannt waren. Wie könnte ich auch, da mich nichts berechtigt, ſie für untergeſchobene Schriften zu halten?“ [1]) Nur daß ſie ſchon ſo früh, als manche Apologeten, z. B. Leß, wollten, allgemein geweſen wären, das beſtreitet Leſſing. Doch dies führt ſchon zu der andern Hauptfrage, welche bald an die Reihe kommt [2]). Auch an der Göttlichkeit der Schriften des neuen Teſtaments hält Leſſing aus theologiſchen Gründen feſt (die philoſophiſchen Gründe dafür fließen ihm aus einem andern Princip). Noch mehr: er verwirft ſelbſt die Eingebung dieſer Schriften durch den heiligen Geiſt nicht durchaus [3]); nur daß ſie ihm nicht, wie bei Calov und Göze, an den Buchſtaben geknüpft iſt, welche die Natur gleichſam aufhebt, und ſich einer wiſſenſchaftlichen Betrachtung und Prüfung widerſetzt.

Und hier ſtehen wir bei der Frage, welche, im Zuſammenhange mit der vorhergehenden, über die Evangeliſten und die Geſchichte des Kanon, in Folge der Wendung, welche die Polemik mit Göze genommen, vor jener in den Vordergrund trat und ſelbſt in der unvollkommenen Entwickelung, wie Leſſing ſie hinterließ, der Theologie einen Anſtoß gegeben, der noch fortwirkt. Es iſt die Frage von der Glaubensregel (regula fidei), ihrem Verhältniß zur Kirche und zur heiligen Schrift, und von dem Anſehen der heiligen Schrift in den erſten Jahrhunderten der Kirche. Auch auf dieſe Grundfragen iſt Leſſing nicht erſt durch den Streit mit Göze geleitet worden, er gab ihm nur die Gelegenheit, ſie feſter zu begründen und anzuwenden. Er ſagt in dem Fragmente eines Entwurfs: G. E. Leſſings Bibliolatrie (XI, 537), daß er in dieſe Streitigkeit gleichſam bei den Haaren gezogen worden. „Ich

---

Markus allgemein als abhängig vom Apoſtel Petrus. Aber die Art und Weiſe dieſer Abhängigkeit wird verſchieden angegeben. Anfangs wird ſie als eine allgemeine, ſpäter als eine beſondere beſchrieben. Nur vereinzelt wird, gegen die allgemeine kirchliche Ueberlieferung, auf eine Abhängigkeit des Markus von Paulus hingewieſen. (Folgen die Belegſtellen aus den Kirchenvätern.) —

1) Zuſätze Leſſings zu der „Nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze.“ Theologiſcher Nachlaß. XI, 543. Aus dem 6. Theile der vermiſchten Schriften Leſſings. (In dem Inhaltsverzeichniſſe zu dem XI. Bande der Lachmannſchen Ausgabe ſind dieſe Zuſätze ganz übergangen und daher ſchwer zu finden.)

2) Ueber die Entſtehung des Kanon des N. T. in Bezug auf die übrigen Beſtandtheile deſſelben, beſonders die Offenbarung Johannis ſpricht Leſſing in dem Fragment „Hiſtoriſche Einleitung in die O. J.“ (XI, 599) ſo weit ſich aus, daß man ſieht, er hat dieſe Schrift für keine ächte halten mögen.

3) Theſes aus der Kirchengeſchichte § 3. XI, 593.

ſage, bei den Haaren gezogen worden. Nicht weil ich mich vor einem ſolchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur, weil man dergleichen Unterſuchungen doch eigentlich nur zu ſeiner eigenen Beruhigung anſtellt, und ſich ſelten die Mühe nimmt, ihnen die Runde und Politur zu geben, durch welche ſie allein im Publico Umlauf erhalten können, war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte." Und ſo gebietet uns ſchon die Zeitfolge, wie die Natur der Sache, den Kern von Leſſings Forſchungen über dieſe Aufgabe hier zu entwickeln.

Es liegt derſelbe in den allgemeinen Sätzen, welche Leſſing auf die Fragmente folgen ließ, und von denen wir ausgegangen ſind, ſchon ausgeſprochen: „Auch war die Religion, ehe eine Bibel war, das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen, ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der (chriſtlichen) Religion davon abhängen."

Der nähere Inhalt dieſer inhaltſchweren Sätze wird von Leſſing, obſchon ohne die Beweiſe aus den Quellen, in den Axiomata näher entwickelt. Hier kommt der Gegenſatz von Schrift und Ueberlieferung ſchon in einer ſolchen Faſſung zur Sprache, daß ſich Leſſing damit zu ſeinen Unterſuchungen über die Entſtehung und Fortbildung des Chriſtenthums und der Kirche den Weg bahnt, wo er den erſten Schritt thut, den Vorſtellungen eines beſchränkten Lutherthums auf dem Boden der apoſtoliſchen Kirche entgegenzutreten, ohne dabei, wie er verſichert, den Boden der Reformation zu verlaſſen. Leſſing unterſcheidet ſcharf und lebendig Luthern und das Lutherthum. In ſeinem Berengarius Turonenſis ſchien er gegen die katholiſche, wie gegen die reformirte Kirche als ein eifriger Sachwalter der lutheriſchen Orthodoxie aufzutreten. Aber hier wollte er nur Hiſtoriker ſein. Als Philoſoph und Theolog wurde ihm dieſer Boden bald zu eng. Schon in dem Aufſatz über die ewigen Strafen hat Leſſing im Vorbeigehen es bedauert, daß die Reformatoren den Begriff „eines Mittelzuſtandes nach dem Tode" in der alten Kirche aufgegeben haben; noch weit mehr thut er dies jetzt in Betreff des Begriffes der Ueberlieferung, als Ergänzung der heil. Schrift. „Ich kann unmöglich vorſätzlich taub ſein (ſchreibt er), wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unſre Reformatoren unter dem ihnen ſo verhaßten Namen Tradition, viel zu viel weggeworfen haben". Die von Göze mit ſo viel Sicherheit aufgeworfene Frage: ob, wenn die Neuteſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Chriſtus gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben ſein würde? — giebt Leſſing eine der erhabendſten Stellen ſeiner Streitſchriften ein. „Alles, was in der Welt geſchieht,

ließ Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann; und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt in todte Buchſtaben verwandelt Worte des Lebens geworden ſein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? — — O über den Gottesgelehrten, der außer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andern Wege, die er nicht ſieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde!" —

So war es denn auch eine Herausforderung Göze's, welche Leſſingen nöthigte, dieſe Unterſuchung mit aller Schärfe und Beſtimmtheit auf denjenigen Punkt zu bringen, welcher, abgeſehen von dem beſchränkten Kampfplatz Gözen gegenüber, eine bleibende Frage der Wiſſenſchaft geworden iſt. Auch trat Göze mit eins vom Kampfplatz ab und verſtummte. Dafür traten andere und geachtetere Gegner an die Stelle.

Göze alſo glaubte ſeinen Gegner damit in die Enge zu treiben, daß er, mit Bezug auf das Verhältniß von Bibel und Religion, die beſtimmte Erklärung forderte: was für eine Religion er unter der chriſtlichen Religion verſtehe? — [1])

Dies war es, was Leſſing nur wünſchen konnte, eine Frage, worauf er durch längeres, ſorgfältiges, mehrmaliges Leſen der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte vorbereitet war, um ſagen zu können, daß er im Stande ſei, „ſich mit dem gelehrteſten Patriſtiker darüber in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen". „Der Beleſenſte, ſagt er, hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen, als ich; der Beleſenſte kann alſo auch nicht mehr wiſſen, als ich; und es iſt gar nicht wahr, daß ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erfordert werden, um in allen dieſen Stücken auf den Grund zu kommen, als ſich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten."

Leſſings einfache und kurze Antwort auf die vorgelegte Frage lautet: daß er unter der chriſtlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verſtehe, welche in den Symbolis der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enthalten ſind.[2]) Das Wort verſtehe iſt hier nicht ohne Abſicht. Leſſing ſchrieb damals, 9. Auguſt 1775, an Eliſe Reimarus (XII, 508): „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens ſo gut verſtehen. Ich will ihm Evolutiones machen, deren er ſich gewiß nicht verſieht. Denn da

1) Leſſings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Göze. Das zweite Stück. Hamburg 1778. S. 66. „Meine Erklärung iſt dieſe: ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptſache der Axiomen einlaſſen bis — bis ich weiß, ob ich mit einem Chriſten, oder Naturaliſten, oder Deiſten, oder Heiden ſtreite. Die Frage, über welche ich mit Herrn Leſſing ſtreite" u. ſ. w.

2) X, 240. „Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage u. ſ. w."

er ſich nun einmal verredet hat, und wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion glaube, ſondern was ich von der chriſtlichen Religion verſtehe; ſo habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwerk ſchützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nämlich nur zu verhindern ſuchen, daß die Papiſten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papiſten werden." Niemand wird aus dieſer halb im Scherz hingeworfenen Rede den Schluß ziehn, als ſei es Leſſing mit der Sache ſelbſt kein Ernſt geweſen. Aber Göze hatte nach der Frage: was für eine Religion er unter dem Wort, chriſtliche Religion, verſtehe, unmittelbar hinzugefügt: „— und daß er uns die weſentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er ſich ſelbſt bekennt, und deren ſo großer Freund und Vertheidiger zu ſein er ſich rühmet!" — Dieſe zweite Frage hat nun Leſſing, als geradezu inquiſitoriſch, ganz unbeachtet ſtehen laſſen.

Leſſing ſtellte ſich ganz auf den Boden der Geſchichte und giebt mit vollen Händen zu, was die ſtrengſte Orthodoxie zu fordern das Recht gehabt hätte; indem er, „damit ſich der Herr Hauptpaſtor auch keine Whiſtonſche Falle träumen laſſe", hinzuſetzt, „daß er ſogar das ſogenannte Symbolum der Apoſtel und das Symbolum des Athanaſius mit darunter begreifen will, ob es ſchon ausgemacht ſei, daß dieſes zu jenem gar nicht gehöre." [1]).

Es kam hier darauf an, das urſprüngliche Verhältniß dieſes Inhalts der chriſtlichen Religion zum neuen Teſtament urkundlich und geſchichtlich zu beſtimmen. Dies thut Leſſing in einer Kette von neunzehn Paragraphen, welche als eben ſo viel Theſen daſtehen, denen nur der erforderliche gelehrte Apparat fehlt, um unter den bedeutendern Leiſtungen der neuern Theologie einen ſelbſtſtändigen Platz einzunehmen. Das Summariſche, Gedrängte dieſer Theſen geſtattet keinen Auszug. Zu näherem Verſtändniß der Frage darf ich mich auf folgende beſchränken:

1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntniſſe hieß bei den älteſten Vätern regula fidei.

2. Dieſe regula fidei iſt nicht aus den Schriften des neuen Teſtaments gezogen.

3. Die regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Teſtaments exiſtirte.

4. (6) Dieſe regula fidei alſo iſt der Fels, auf welchem die Kirche Chriſti erbaut worden, und nicht die Schrift.

5. (8) Die Schriften des neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer jetziger Kanon enthält, ſind den erſten Chriſten unbekannt geweſen, und die einzelnen Stücke,

1) Wilhelm Whiſton, engliſcher Mathematiker und Theolog († 1747) und bekannter Antitrinitarier, Chiliaſt und Phrophet. Seine Neue Theorie der Erde (1696) hatte ihm den Beifall Newtons erworben, der ihn zu ſeinem Nachfolger an der Univerſität zu Cambridge vorſchlug, welche ihn nachher wegen Häreſie verſtieß.

welche ſie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie, bei einigen von uns, nach Luthers Zeiten, ſtehn.

6. (12) Die chriſtliche Religion iſt in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Teſtaments nie erwieſen, ſondern höchſtens nur beiläufig erläutert und beſtätigt worden.

7. (18) Der ganze wahre Werth der apoſtoliſchen Schriften, in Abſicht der Glaubenslehren, iſt kein anderer, als daß ſie unter den Schriften der chriſtlichen Lehrer oben an ſtehen; daß ſie, ſofern ſie mit der regula fidei übereinſtimmen, die älteſten Beiege derſelben, aber nicht die Quellen derſelben ſind." —

Vielleicht ſind ſeit Luthers Theſen in der lutheriſchen Kirche keine ſo einſchneidenden, ſo umwälzenden Sätze gegen ein ganzes Syſtem der Theologie, wenigſtens gegen das ſogenante formale Prinzip der proteſtantiſchen Kirche, geſchweige gegen den todten Buchſtabendienſt eines Göze, gegen das, was Leſſing mit einem bei dieſer Gelegenheit geſchaffenen Worte Bibliolatrie nannte, erhoben worden, als in jenen neunzehn Theſen, welche, „eine ganz neue Welt theologiſcher Anſchauung" in ſich ſchloſſen. Heute iſt Leſſings Theſis als ein Axiom, auch unter evangeliſchen Theologen, anzuſehen;[1]) lange aber dauerte es, ehe es ſich durch Leſſing zur völligen geſchichtlichen Klarheit geſtaltete. Georg Calixtus im ſiebenzehnten Jahrhundert, der in gewiſſer Hinſicht ein Vorgänger Leſſings auf dieſem Felde genannt werden darf, indem er die Differenzen der chriſtlichen Kirchen nach der Reformation durch ein Zurückgehen auf die erſten vier Jahrhunderte der Kirche ausgleichen wollte, hatte doch im weſentlichen an die Lehre de scriptura, die Achillesferſe des proteſtantiſchen Syſtems (wie Strauß ſie nennt) nicht gerührt, daher er mit ſeinen großen und edleren Beſtrebungen für die Union, dieſe Aufgabe ſeines Lebens, dem Vorwurfe der Inconſequenz nicht entgehen konnte. Dahingegen wäre nun durch Leſſing, mit der neuen Grundlage eines proteſtantiſchen Syſtems der Theologie, folgerecht angewandt, für die Union mit der katholiſchen Kirche ein Grund gelegt, haltbarer nnd fruchtbarer, als ſelbſt derjenige, welchen, nach Calixtus, Leibniz und Molanus ohne Erfolg anbahnten. Wenigſtens hat Leſſing für ſeine Perſon, unter andern verwandten Beziehungen zu Leibniz, auch die, daß er ſich als Theolog und als Chriſt durchweg auf den Boden der Union ſtellt und daher, wie Leibniz, von den Eiferern der lutheriſchen Kirche nicht verſtanden wurde, obſchon er die Grenze, wo die römiſch-katholiſche Dogmatik in ihrer geſchichtlichen Entwickelung über den Boden der regula fidei der erſten Jahrhunderte der Kirche hinausging, nicht minder ſcharf ins Auge faßte.[2]) Doch um dieſe Seite war es ihm bei der Lage der Dinge

1) „Es lag in der Natur der Sache, daß das lebendige Wort früher, als der Buchſtabe der Schrift, Erkenntnißquelle des Chriſtenthums ſein mußte, denn durch das lebendige Wort wurden ja zuerſt die Gemeinden gegründet und unterrichtet." C. A. Neander, Antignoſticus, Geiſt des Tertullianus." S 3tt. Vgl. S. 325. über die Glaubensregel.

2) Gleich § 7. der obigen Auseinanderſetzung der regula fidei iſt polemiſch gegen die römiſch-katholiſche Kirche: „Dieſe regula fidei iſt der Fels, auf welchem die Kirche Chriſti

viel weniger zu thun, als um den consensus. Göze's und ſeiner Schule Behauptungen über die Bibel, als den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion, ohne welchen dieſelbe nicht erwieſen, nicht fortgepflanzt werden, alſo nicht beſtehen könnte — waren offen gegen die katholiſche Kirche im Reiche gerichtet. Es war kein bloßes Stratagem, wenn Leſſing, um den Verfolgungen auszuweichen, womit Göze und ſein giftigſter Bundesgenoſſe, der Licentiat Wittenberg [1]) in Hamburg, vor dem Reichsfiscal ihn bedrohten, ſeine Sache mit der beleidigten katholiſchen Kirche, „des größern Theils der Chriſten", verknüpfte. „Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, wenn ich mich in dieſem Stücke auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Chriſtenthum gelten kann, worauf weder Katholik, noch Proteſtant zu antworten weiß; ſo müſſe auch nur das zum Chriſtenthum gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt." Deutlicher kann das Prinzip der Union nicht ausgeſprochen werden. „Es hat unter den Katholiken einige gegeben, welche gern Proſelyten unter den Proteſtanten machen wollten, ſagt Leſſing weiterhin, und ſich über das Prinzip der Kirche, gegenüber der Bibel, nachgebender erklärt haben. Dieſes gehet mich nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römiſchen Kirche iſt nach dieſen wenigen Achſelträgern nicht zu beſtimmen. Alle und jede rechtgläubigen Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil ſie Chriſten ſind; ſind aber nicht Chriſten, weil ſie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wiſſen, (mit dieſer unerwarteten Wendung kehrt Leſſing ſich zu ſeinen Gegnern) mit welchem Fuge ein lutheriſcher Paſtor und ein verdorbener Advocat (er meint den Licentiat Wittenberg) einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug iſt, als Lutheraner lieber ſeine Zuflucht zu einem Lehrſatze der römiſchen Kirche zu nehmen, als die ganze chriſtliche Religion unter Einwürfen der Freigeiſter erliegen zu laſſen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in

---

erbaut worden, und nicht Petrus und deſſen Nachfolger" (von Leſſing unterſtrichen) — und in den Zuſätzen, zu § 7. „Ueberhaupt haben die Papiſten darin gefehlt, daß ſie den canon fidei zur norma catholici et ecclesiastici sensus gemacht." Wenn dieſe ein wenig dunkel ausgedrückte Stelle nur ſo viel bedeuten ſoll, daß die katholiſche Kirche ihre Glaubensnorm überhaupt (und nicht blos die regula fidei der erſten Jahrhunderte) zur Norm der Wahrheit in der heiligen Schrift macht, ſo wird ſie dies zwar nicht in Abrede ſtellen (Vgl. Möhlers Symbolik, 5. Aufl. S. 323); anderſeits hat aber auch die lutheriſche Kirche von ihren ſymboliſchen Schriften einen ähnlichen Gebrauch ſanctionirt, während die katholiſche Exegeſe ſeit R. Simon bis heute immer eine größere Freiheit in Anſpruch genommen. (Vgl. Möhler a. a. O.)

1) Albrecht Wittenbergs, beider Rechte Licentiaten, Sendſchreiben an den Herrn Hofrath Leſſing. Qui, quae vult dicit, quae non vult, audiet. 1778. S. 38. Er citirt gegen Leſſing Instr. Pacis Osn. Art. V. und das Patent Kaiſers Karl VI. vom Jahr 1715 wegen Schmähſchriften in Glaubens- und Staatsſachen.

welchem, nach dem höchſt neuen und bis auf dieſen Tag unerwieſenen Lehrſatze der ſtrengen Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten ſein ſoll. — Dieſe Herren mögen ſich nur ſelbſt vor dem Reichsfiſcale in Acht nehmen, denn es wird dem Reichsfiſcale leicht begreiflich zu machen ſein, daß nur ſie und ihres Gleichen die Stänker ſind, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionspartheien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem ſie alles, was katholiſch iſt, für unchriſtlich verdammen, und durchaus keinen Menſchen, auch nicht einmal einen armen Schriftſteller, dem es nie in die Gedanken gekommen iſt, ſich eine Parthei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüſteten und öde gelaſſenen Continiis beider Kirchen dulden wollen." [1])

Göze wußte auf Leſſings, ihm gewiß unerwartetes „Glaubensbekenntniß" im dritten Stücke von Leſſings Schwächen nichts weiter entgegenzuſetzen, als daß ſeine Behauptung: „daß die chriſtliche Religion ſich nothwendig mit der Bibel verlieren müſſe, daß ſie ohne Bibel weder werden noch dauern könne" gar keines Beweiſes bedürfe, ja daß es eine Ungereimtheit ſei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern; wobei er, ohne ſich zu beſinnen, es einen Grundſatz aller Lehrer der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Partheien, in welche dieſelbe getheilt iſt, ſelbſt die Socinianer nicht ausgenommen, nannte, daß die Bibel der einige Lehrgrund der chriſtlichen Religion ſei. — Er machte es Leſſing ſehr leicht, dieſe Punkte geſchichtlich in ihrer Gehaltloſigkeit hinzuſtellen, beſonders da er durch „ein einziges abgedroſchenes Stellchen aus dem Irenäus, das er Gott weiß aus welcher Lutherſchen Polemik aufgeleſen, alle 20 Gegenſätze Leſſings auf einmal niederzuſchlagen meinte". Leſſing ſchließt ſeine Antwort auf Gözes Erwiederung (im 3. Stücke der Schwächen) mit einer neuen Reihe von (12) Theſen, als dem Entwurf eines künftigen Beweiſes, daß die Socinianer nicht die erſten geweſen zu ſein ſcheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Chriſti vor allen Dingen in den neuteſtamentlichen Schriften zeigen müſſe, wie ſich aus dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäiſchen Concilio ergeben. Und hier habe ſich der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei oder die Kraft der heiligen Schrift in Beſtimmung der Rechtgläubigkeit nur ſchlecht erwieſen. Die rechtgläubigen Väter ſtützten ſich allein auf die regula fidei, alſo auf die Ueberlieferung, und erwieſen nur, daß die Schrift dieſer Ueberlieferung nicht widerſpreche. „Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anſchlag kommen (heißt es im vorletzten Paragraph, mit Bezug auf die allgemeine Seite der Frage, welche für alle Zeiten ihre Geltung hat), ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringſten etwas von dem Chriſtenthum zu wiſſen, das ganze Chriſtenthum aus den neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr."

1) X, 246.

Auf dieſe Betrachtung, ſo geeignet, in die Verwirrung der Streitenden auf dem Boden der Kirche Licht und Ordnung zu bringen, iſt ein kleiner Aufſatz in Leſſings theologiſchem Nachlaß (XI, 603) gegründet, überſchrieben: Die Religion Chriſti (1780) in acht Paragraphen mit dem Motto: „Denn der Vater will auch haben, die ihn alſo anbeten. St. Johannes.“ Leſſing unterſcheidet die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion als zwei ganz verſchiedene Dinge. „Jene, die Religion Chriſti, iſt diejenige Religion, die er als Menſch ſelbſt erkannte und übte; — dieſe iſt diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß Chriſtus mehr als Menſch geweſen (dies wird in Paragraph 1. als ein Problem hingeſtellt) und ihn ſelbſt, als ſolchen, zu einem Gegenſtande der Verehrung macht. — Kaum laſſen ſich die Lehren und Grundſätze dieſer beiden Religionen in einem und demſelben Buche finden. Wenigſtens iſt augenſcheinlich, daß jene, nämlich die Religion Chriſti, ganz anders in den Evangeliſten enthalten iſt, als die chriſtliche. Die Religion Chriſti iſt mit den klarſten und deutlichſten Worten darin enthalten; — die chriſtliche dagegen ſo ungewiß und vieldeutig, daß es ſchwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menſchen, ſo lange als die Welt ſteht, die nämlichen Gedanken verbunden haben“.

Man kann das Problem, welches die verſchiedenen Kirchen zu löſen haben, nicht ſchärfer und ſchneidender hinzeichnen, als es von Leſſing geſchieht; und das iſt das Große ſeiner Schriften, bis auf das kleinſte Fragment, daß alle Chriſten, welche es ehrlich meinen, an ihnen ſich am ſchnellſten orientiren lernen können. Hiſtoriſch aber weiſt uns Leſſing auch hier wieder auf die Ueberlieferung hin.

Göze aber wollte Leſſing auf ein Feld nicht länger folgen, wo das Poltern und Verdammen ein Ende hat und die Gelehrſamkeit und Kritik allein mitſpricht. Dieſe Wendung hatte er offenbar nicht vorhergeſehen. „Er erſtaunte bis — zum Verſtummen“; — nirgends kein Laut mehr, und ſelbſt jeder Froſch in den Sümpfen der freiwilligen Beiträge und der Poſtreuters war mit ihm zugleich verſtummt.“ [1])

Wie die Theſen über die regula fidei das Poſitivſte ſein möchten, was aus Leſſings Feder über die chriſtliche Religion überhaupt gefloſſen iſt (er hat ſie in einem Briefe an Herder ſogar ſein „Glaubensbekenntniß“ genannt) [2]), ſo haben ſie für die lutheriſche Kirche noch die beſondere Bedeutung, daß ſie in den Zeitpunkt fallen, da von angeſehenen Theologen, wie Büſching und Semler, die früheren Angriffe eines Spener und Arnold auf die Gültigkeit und den Werth der ſymboliſchen Bücher erneuert wurden, Büſching ſogar (welcher ſelbſt ſein Buch auf dem Titel ein ſolches nannte, über welches Vorleſungen gehalten werden könnten) den Kern der älteſten Symbole nicht unberührt ließ, und die Nicäniſche Glaubens-

1) Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch. XI, 562.

2) Vom 25. Juni 1780. Es war ein Irrthum, daß ich dieſe Stelle in meiner Schrift über Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts S. 13—14. auf letztere bezogen wiſſen wollte.

formel ganz verwarf. [1]) — Dieſer Streit, welcher weit über Leſſings Leben hinaus ſich verlängerte, indem er in Folge des preußiſchen Religionsedikts von 1788 aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft auf den allgemeinen Boden des kirchlichen Lebens, ſo wie der Denk- und Gewiſſensfreiheit verſetzt wurde — ſcheint vorzüglich die Urſache, daß Leſſings Theſen nicht diejenige Beachtung und Würdigung fanden, welche er erwartete, während die heutige Theologie ſie in den Vordergrund der Controverſen geſtellt hat. [2]) In dem eben angeführten Briefe an Herder, kein volles Jahr vor ſeinem Tode, ſchreibt er, indem er ſeine Aufgabe als Herausgeber der Fragmente in gewiſſer Hinſicht als abgethan betrachtet: „Mein Ungenannter ſcheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigſtens haben — und — ſie ihm zu machen, redlich geſucht; ſo wenig ſie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird ſich der Ungenannte ſchon ſelbſt ſo weit helfen, als er ſich nach den Geſetzen einer höhern Haushaltung heifen ſoll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelaſſen, wenigſtens mich darüber ausgelaſſen; denn zum Einlaſſen gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wiſſen verlangt, vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen, noch der andern Parthei gelegen kam. Iſt er noch ſo weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wiſſen ſoll, noch mit dem einzigen — anbinden müſſen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.“ [3])

Jener einzige, gegen welchen Leſſing in der That mit einer ſelbſtſtändigen Schrift über dieſe Frage aufzutreten ſich rüſtete, worin er aber durch den Tod unterbrochen wurde, war Chriſt. W. F. Walch, Verfaſſer der „Kritiſchen Unterſuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Chriſten in den erſten vier Jahrhunderten“ (Leipzig 1779). Sie war gegen Leſſing und gegen Semler zugleich gerichtet, welcher nämlich noch vor Leſſing bei verſchiedenen Gelegenheiten geäußert hatte, daß der Gebrauch der Bibel in der älteſten Zeit bei dem gemeinen Chriſten ſehr eingeſchränkt geweſen. Seltſam genug wollte Walch ſein Werk weder gegen den einen, noch den andern geſchrieben haben, vielleicht um durch dieſe Wendung einer unangenehmen Polemik aus dem Wege zu gehen. „Ich kann, ſagte er, die polemiſche Abſicht nicht haben, den Herrn Hofrath Leſſing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden können.“ Leſſing aber glaubte die

1) Schröckhs Kirchengeſchichte nach der Reformation. VIII. 191 — 200. Auch bei dieſer Lebensfrage trat Göze dazwiſchen, hauptſächlich gegen den Berliner Prediger F. G. Lüdke, Verfaſſer der Schrift: Vom falſchen Religionseifer. Berlin 1767.

2) Vgl. Ferd. Delbrück, Chriſtenthum. Betrachtungen und Unterſuchungen. 3. Theil. Bonn 1827. S. 19 — 21. „Als ſeine Lehre vor beinahe fünfzig Jahren an das Licht trat, fand ſie nicht die Aufnahme, welche ſie wegen ihrer Trefflichkeit verdiente. Hiervon lag die Urſache unſtreitig in den damaligen Zuſtänden unſerer Kirche u. ſ. w.“

3) XII 541. Die Lücken bei den Namen rühren ohne Zweifel von Herders Hand.

Walch'ſche Schrift nur um ſo mehr als gegen ihn geſchrieben, „je ſonderbarer die Urſache war, warum ſie es nicht ſein ſollte". — „Alſo da der Herr Doktor mich nicht beſtreiten kann, ſo will er mir wenigſtens im voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?" [1]) — Leſſings Sache gegen Walch führten zwei Ungenannte, der eine noch zu Leſſings Leben, mit ſcharfen Waffen, und erklärten ſeine Widerlegungen Leſſings im Weſentlichen für verfehlt. [2]) Ein Urtheil, welches neuere Kritiker direkt oder indirekt im Ganzen bekräftigt haben. Wie bitter beklagt ſich Leſſing in den, im theologiſchen Nachlaß bekannt gewordenen „ſogenannten Briefen an verſchiedene Gottesgelehrten" [3]) gegen Walch, dem er ſich als Theologen gern untergeordnet hätte [4]), über das ſonderbare Unglück, das er habe, „nicht ſelten gerade da auf eine ganz ungeheure Art mißverſtanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß ſeine Aeußerungen am allerwillkommenſten ſein würden; und daß ſo auch diesmal der Doktor Walch ihn lieber aus Gözen, als aus ihm ſelber verſtehen wollen". Leſſing läßt ſich tiefer auf die Erörterung der Sachen ein; wovon hier nur einige Hauptſätze herausgehoben werden können. Leſſing hatte geſagt, daß die erſten Chriſten das neue Teſtament nicht für ihre regula fidei erkannt: nun ſoll er, nach Walch, gleichwohl unter einem „Schwalle von Stellen"

1) Briefe an den Herrn Doktor Walch, XI. 564 Bibliolatrie XI, 540.

2) Beiträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Erſtes Heft. Frankfurt und Leipzig 1780. St. I. S. 160. — Allgemeine Deutſche Bibliothek. Band 50. 1782. S. 44. Beides im Auszuge bei Delbrück a. a. O. II, S. 188 — 190. Verfaſſer des zweiten Artikels war Joh. Aug. Hermes.

3) „Ich bin jetzt mit „Sogenannten Briefen an verſchiedene Theologen, denen an meinen theologiſchen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt, beſchäftigt, ſchreibt Leſſing ſeinem Bruder den 12. Dec. 1779 (ſo alſo müßte der Titel im theologiſchen Nachlaß, und bei Lachmann XI, 560 heißen). Die erſte Verſchickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, deſſen kritiſche Unterſuchung ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweite wird Briefe an die Herren Leß und Räß enthalten u. ſ. w. Die erſte wird zu Oſtern gewiß erſcheinen. Aber was du zu der Ankündigung derſelben ſagen wirſt, die du kurz nach dem neuem Jahre erhältſt, ſoll mich wundern." Aber dieſe Ankündigung blieb Leſſing ebenſo ſchuldig, als die Briefe an Walch. Das Bruchſtück: Von den Traditoren. In einem Sendſchreiben an den Herrn Doktor Walch, XI, 553, gehört zu jener Ankündigung, welche wohl nur darum unterblieb, weil ſie Leſſingen unter der Hand zu einer eignen Abhandlung erwuchs. Daß Leſſing ſtarb, ohne dieſe Briefe zu vollenden und herauszugeben, iſt ein großer Verluſt für die Wiſſenſchaft; da er ſelbſt von dieſer Arbeit (im Juni 1780, an Eliſe Reimarus, XII, 540) rühmte: „daß er keine Schrift mit gewaſchenern und vollern Händen angefangen habe."

4) „Und in weſſen Augen mich zu rechtfertigen, muß mir angelegner ſein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutſchland für den competenteſten Richter in dieſer Sache erkennt? So ſei er denn auch mein Richter: nur höre er mich erſt aus! Nur verſtehe er mich nicht aus Gözen, ſondern aus mir ſelber. Und wenn ja die Sache Gözens die Sache der Wahrheit ſein ſoll: ſo unterſcheide er wenigſtens dieſe Sache von dieſem Anwalte." —

erliegen, die alle nur erweiſen, das die erſten Chriſten das N. T. blos für regula disciplinae gehalten haben. Aber Walch hat einen ganzen langen Paragraphen, um gegen Leſſing darzuthun, „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der chriſtlichen Religionslehren ſei"; und dieſer Paragraph iſt ſehr reich und gelehrt mit Zeugniſſen aus dem Ignatius, Juſtinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celſus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanaſius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chryſoſtomus, Hieronymus, Pelagius, Auguſtinus, Theodoretus belegt. Welcher Laie würde ſich nicht für geſchlagen erachtet haben? —

Getroſt geht Leſſing an das Werk und fertigt die erſten drei Stellen mit einer und derſelben Antwort ab, da ſie alle drei blos von den „Propheten des alten Teſtaments" und nicht von Schriften des Neuen reden, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unſres Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Bei dem Zeugniß des Ignatius erinnert Leſſing, daß die Worte deſſelben äußerſt verſtümmelt und verfälſcht ſind, und daß das, was Walch und Leß darin zu finden glaubten, unmöglich an dieſer Stelle geſtanden haben könne. Zugleich ſtellt Leſſing aus einer Parallelſtelle beim Ignatius den richtigern Sinn her. Die Stellen, welche Walch aus den Fragmenten des Celſus anführt, beweiſen nach Leſſing kaum, daß er die Schriften des neuen Teſtaments nur gekannt habe. Hätte er ſie aber gekannt, ſo war ihm doch unbekannt, daß die Chriſten auch wegen der Lehren, (hierauf kam alles an) die nicht unmittelbar aus den Thaten ihres Meiſters folgten, ſich auf die nämlichen Evangelien oder auf irgend eine der jetzigen Schriften des neuen Teſtaments berufen haben. Denn er macht gerade ganz andre Schriften namhaft, wenn er den Chriſten ihre geheimen Lehrſätze vorrückt; das himmliſche Geſpräch zum Exempel, dieſe gnoſtiſche Armſeligkeit. „Wer unſre ſymboliſchen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem herrnhutiſchen Katechismus hernehmen?" — Was den Irenäus anbelangt, den Göze anfangs für ſich angeführt, ſo iſt Walch bei der Hauptſtelle das nämliche begegnet, was Gözen: er hat falſch conſtruirt. Aber Leſſing möchte auch hier und bei den folgenden Stellen nicht gern einen Walch mit Göze zuſammenſtellen. Auch indem er ihn widerlegt, will Leſſing dem Manne von Fach ſich beſcheiden unterordnen. „Ich bin weit entfernt, mich in einem Studium, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, deſſen Stand und Pflicht es mitgebracht, den größten Theil ſeiner Zeit und ſeines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein ſolcher Mann nur zugeſteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere, und keine feindſeligen Angriffe auf die chriſtliche Religion thue, welche mir jener Schreier ſo hämiſch ſchuld giebt." — Am längſten hält er ſich bei dem Clemens von Alexandrien auf, aus dem Walch nicht weniger als fünf Stellen beibringt, wobei ihm aber Mißverſtändniſſe, ja Mißbrauch und Verſtümmelung, nach Leſſing, zur Schuld fallen. Hier

kann dieſer ein bitteres Gefühl nicht unterdrücken. „Ich muß über den Clemens nur wegzukommen ſuchen, ſagt er, wo er zu der fünften und letzten Stelle übergeht. Es möchte mir länger unmöglich ſein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns ſolche Steine für Brod in die Hände ſtecken wollen." Von Clemens und ſeinen Stromata, dieſem „ſo buntſchäckigen, deſultoriſchen Werk, (wie er es nennt, XI. 581) „daß man ſelten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln", geht Leſſing auf einen Lateiner über „der zwar in Anſehung des Stils und der Worte vielleicht noch ſalebroſer iſt, aber doch in Anſehung der Ordnung und Deutlichkeit des geſammten Vortrags ihn bei weiten übertrifft: auf den Tertullian. Leſſing bekennt, daß es dieſer Kirchenvater war, von welchem er zuerſt eine richtige Vorſtellung von der wahren Quelle unſres Glaubens erlangt zu haben glaube, daß er es iſt, welcher ihm das Pochen auf die bloße Schrift zuerſt verdächtig gemacht hat u. ſ. w., und wie viel „alles für ſein Syſtem aus dem einzigen Tertullian zu beweiſen ſtehe, was zu zeigen hier der Ort noch nicht ſei". Wie ſehr Tertullian bei ihm in Anſehen ſtand, zeigte Leſſing früher im dritten Anti-Göze, mit einem Motto aus Tertullians Abhandlung de praescriptione haereticorum: Avolent quantum volent! — wo er es ausſpricht: (X, 182) „daß überhaupt alles, was Tertullian von den Ketzereien ſeiner Zeit mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſage, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeiſter unſrer Zeit anzuwenden ſei." [1]) Leſſing fing ſogar an, dieſe von ihm ſo geſchätzte Schrift ins Deutſche zu übertragen und durch Anmerkungen zu erläutern; ein ſchätzbares Stück davon iſt in ſeinen theologiſchen Nachlaß übergegangen (XI. 81 — 91).

Bei oder vielmehr mitten in der Kritik der Stellen bei Tertullian, und einer „kleinen Ausſchweifung über das Glaubensbekenntniß der erſten Chriſten" mit beſonderer Beziehung auf dieſen Kirchenvater, bricht Leſſings Arbeit ab; und von den Kirchenvätern, welche noch alle an die Reihe hätten kommen müſſen, ſind nur noch ein Paar Seiten dem Hilarius gewidmet (de trinitate). Ein Bogen mit der Ueberſchrift: Theodoretus war eben nur angefangen. —

Aber auch ſo behalten dieſe Briefe an Waich, zur Kenntniß von Leſſing als Theologen, und zur Beurtheilung der Sachlage, einen bleibenden Werth. Nur in einem Punkte ſah Leſſing ſich gedrungen, ſeinen Satz einzuſchränken, weil er ihn nämlich zu allgemein auf die erſten vier Jahrhunderte ausgedehnt hatte, indem er ihn nun auf den Zeitraum vor dem Nicäiſchen Concilium zurückführte. Aber dieſer Unterſchied der Zeiten,

1) Vgl. XI, 91. „Von den Schriften wider die Religion läßt ſich ſehr wohl ſagen, was Tertullian von den Ketzereien ſagt: ad hoc sunt, ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem veri".

ſagt Leſſing, ſei ihm vorher ſo wenig unbekannt geweſen, daß vielmehr dieſer nämliche Unterſchied zwiſchen den Vätern vor der Nicäiſchen Verſammlung und nach derſelben, eben das war, was ihn zuerſt aufmerkſam gemacht hatte. Er giebt auch die Urſache davon an. Dieſer Unterſchied könne nicht blos die Frucht einer allmäligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz ſein. Mit einem Wort, Leſſing nimmt an, was er auch ſchon gegen Göze ausgeſprochen, die Streitigkeiten des Arius, welche in der katholiſchen Kirche in jenem Concilium ihre Erledigung gefunden, haben jenen Umſchlag bewirkt. Allein, daß nicht erſt die Arianer, daß vielmehr auch andre Ketzer, vorzüglich die Gnoſtiker, ihre Meinungen durch die Bibel beweiſen wollten, iſt mit Grund gegen Leſſing eingewandt worden[1]). Ueberhaupt war die Frage über das Verhältniß von Schrift und Tradition, mit Beziehung auf die regula fidei, einer viel weitern Faſſung und tiefern Begründung fähig und bedürftig, als Leſſing und ſeine Gegner ihr gegeben. Dieſe hat erſt die neuere Theologie nachgeholt; aus einer Streitfrage der Confeſſionen iſt eines der weitgreifendſten Probleme aus der Geſchichte der Anfänge des Chriſtenthums und der Kirche geworden, an deſſen Löſung die Zukunft noch zu arbeiten hat. Immer aber wird die Wiſſenſchaft bei Leſſings Theſen anzuknüpfen haben. Die ehemalige Spannung der Kirchen auf dieſem Felde hat, Dank den Fortſchritten der Wiſſenſchaft, einer Verſtändigung Platz gemacht; und wenn Katholiken anfingen, auf den Gebrauch der Bibel in den erſten Jahrhunderten ein Gewicht zu legen, ſo haben in neueſter Zeit proteſtantiſche Theologen das Weſen und die Wichtigkeit der Ueberlieferung tiefer erforſcht. Es iſt merkwürdig, daß es in unſerm Jahrhundert wiederum ein Laie war, welcher bei einer feierlichen Gelegenheit die Sache Leſſings zu der ſeinigen gemacht und zu einer Reihe gründlicher Unterſuchungen den Anſtoß gegeben hat.[2])

Wir ſind bei dieſer Frage von Semler ausgegangen, den Leſſing in ſeinen Unterſuchungen bald hinter ſich ließ. Man wird hier die treffenden

---

1) K. H. Sack, Sendſchreiben, in der Schrift: Ueber das Anſehen der heiligen Schrift u. ſ. w. Drei theologiſche Sendſchreiben an Dr. Delbrück von Sack, Nitzſch und Lücke. Bonn 1827. S. 41. ff. beſonders auch S. 47. wo auf die 60 oder 70 Glaubensformeln, die in der Walch'ſchen ſymboliſchen Bibliothek verzeichnet ſind, hingewieſen wird. — S. 42 heißt es: „Leſſing hat eine Scheidung anbringen wollen, wo keine zuläſſig iſt, und hat, um dieſe zu behaupten, die entgegenſtehenden Anführungen Walchs zum Theil mit ſehr unhaltbaren Ausflüchten erwiedert, z. B. wenn er einige Kirchenlehrer der erſten drei Jahrhunderte zwar in ſittlichen Dingen dem Anſehen der Schrift alles unterordnen, in Sachen des Glaubens aber ihr die außerſchriftliche Regel überordnen läßt, wodurch er die entſchiedenen Erklärungen einer Cyprian zu neutraliſiren ſucht. Unmöglich aber kann ein religiöſes Gemeindeleben in der Ethik auf eine andre, und in der Dogmatik wieder auf eine andre letzte Autorität zugeſtanden werden."

2) S. die Beilage.

Worte eines theologiſchen Schriftſtellers aus der Schule Neanders [1]), bei Gelegenheit des uns hier beſchäftigenden Problems, über Leſſings Beruf auf dem Felde theologiſcher Kritik, und zwar in einer Vergleichung mit ſeinem Zeitgenoſſen Semler, gern leſen. „In Deutſchland, heißt es, waren es vornehmlich Leſſing und Semler, welche die herrſchende Theorie über die Schrift ſo ſehr erſchütterten, daß das ganze kirchliche Lehrgebäude zu wanken anfing... Beide waren Männer von großer Redlichkeit und Wahrheitsliebe, von einer Selbſtſtändigkeit des Urtheils und einer Schärfe der Prüfungsgabe, wie ſie nur denen zu Theil wird, welchen die Aufgabe beſchieden iſt, die Reſultate einer langen Entwickelungszeit zu ſichten und der neuen Epoche Bahn zu brechen. Für Leſſing war das Gebiet, auf welchem er ſich mit Semler begegnete, nicht das einzige, nicht einmal das hauptſächlichſte der Thätigkeit: aber wer möchte, was er ſelbſt nur ſein wollte, ihn für einen bloßen Dilettanten der Theologie halten? ſo eingehend iſt ſeine Behandlung, ſo ſicher ſein Griff in das Weſentliche, ſo gegenwärtig der Ueberblick. Dieſe Vielſeitigkeit der Anlage und Studien, das Element der Anſchauung neben dem kritiſchen, die Friſche und die geiſtvolle Leichtigkeit der Behandlung, die Herrſchaft über den maſſenhaften Stoff ſeiner Gelehrſamkeit, die ſcharfen Umriſſe und die Reinlichkeit der Methode, die Präciſion des Ausdrucks, alles, was die Feſtigkeit und der Metallganz ſeiner Rede ausmacht, unterſcheidet ihn ſehr weſentlich von Semler. Dieſer iſt ganz Mann von Fach; ſeine weitſchichtigen Kenntniſſe bezieht er faſt durchaus auf den theologiſchen Bereich; mühſam, doch unermüdet, ſchleppt er die Maſſe ſeiner altväteriſchen Gelehrſamkeit vorwärts, deren Gewicht ihm jede Form zerdrückt. Es iſt nicht leicht, ſeinen verworrnen Schritten zu folgen; denn nachdem er die Grenzen der beſtehenden Betrachtungsweiſe umgeſtoßen, kann er nun ſelbſt ſich nicht zurecht finden und ſein aller Intuition entbehrender Geiſt leidet bereits an dem Atomismus, welchem die geſammte Richtung, deren Vormann er iſt, nicht zu entgehen vermochte. Beide ſtimmten darin überein, daß ſie auf den neuen Standpunkt traten, welchem ſich die Intelligenz der Zeit zuneigte, nämlich: für die höchſte Norm der Erkenntniß das allgemein Vernunftmäßige erklärten. Denn obgleich Leſſing im Streit über die Fragmente die Thatſachen des Lebens Chriſti nicht unmittelbar ergriff, ſo blickt doch die Skepſis nicht undeutlich durch, und die Reſultate, mit denen er endigte, enthielten noch beſtimmtere Verneinungen. Er ſtand der rechten Auffaſſung des Evangeliums ferner und näher als ſein Mitarbeiter. *Ferner*, weil er die Principien folgerechter durchgeführt und mit dem kirchlichen Syſtem entſchiedner gebrochen hatte; *näher*, weil ſein tieferer und beweglicherer Geiſt eine richtigere Einſicht in das Weſen der Religion und des chriſtlichen Glaubens ins Beſondere gewann ..."

Leſſing ſelbſt hat in eben ſo demuthsvollen, als erhaben lautenden Worten,

1) J. L. Jacobi, die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift in ihrer Entwicklung dargeſtellt. I. Abtheilung. Berlin 1847. S. 111.

ſeine Stellung zur Kirche und Religion gezeichnet durch das, aus dem Ion des Euripides entlehnte und durch Subſtituiren eines Wortes bedeutſam gemachte Motto, das er ſeiner „Bibliolatrie" hatte vorſetzen wollen:

Καλον γε τον πονον, ὠ
Χριστε, σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν·

wo beim Euripides [1]) *Φοιβε* ſteht. „Dieſe Zeilen (ſo legt Leſſing dieſe Verſe aus) ſagt beim Euripides Jo, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. [2]) Auch ich bin nicht im Tempel, ſondern nur am Tempel beſchäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Prieſter zu kehren ſich begnügen. Auch bin ich ſtolz auf dieſe geringe Arbeit; denn ich weiß am beſten, wem zu Ehre ich es thue."

Siebentes Kapitel.

Die apologetiſchen Sätze, welche Leſſing den Einwürfen des Ungenannten gegen die Bibel angefügt hatte, und welche ſeinen tiefern Unterſuchungen über die Entſtehung des neuteſtamentlichen Kanons und den Gebrauch deſſelben in den erſten Jahrhunderten zu Grunde lagen, beziehen ſich nicht blos auf dieſen einen Theil der heiligen Schrift und deſſen Verhältniß zu dem chriſtlichen Glaubensinhalt: damit wäre ſeine Aufgabe, den Ungenannten aus einem erhabeneren Standpunkte zu prüfen, nicht ausgefüllt, da jener nicht blos das neue, ſondern eben ſo ſehr und noch vielmehr das alte Teſtament, und nicht blos die chriſtliche Offenbarung, ſondern alle Offenbarung nach dem Maaßſtabe der Moral und ſeines Deismus gemeſſen hatte. Es war im Grunde nur die eine und die nämliche Aufgabe, welche Leſſing nach der beſondern, wie nach der allgemeinen Seite, zu löſen übernahm.

Da aber Leſſing bei der Herausgabe der Fragmente keine methodiſche Anordnung befolgte, ſondern, vielleicht mit Abſicht, Allgemeines und Beſonderes, Alt- und Neuteſtamentliches, in ſcheinbar zufälliger Folge mittheilte, ſo muß es uns geſtattet ſein, um nicht den Weg zurück zu machen, vorerſt mit der Betrachtung derjenigen Stücke und der durch ſie veranlaßten Streitſchriften, welche ſich auf das

1) Jon. v. 127 — 129. (Nach Donners Ueberſetzung:)
Wie ſchön iſt, Phöbos, der Dienſt,
Den ich übe vor deinem Hauſe,
Fromm ehrend den Seherſitz —

2) Doch ich will — —
— — mit dem Lorbeerzweig,
Mit dem heiligen Reis, am Tempel umher
Rein kehren die Schwell —

neue Teſtament und die Geſchichte Jeſu beziehen, fortzufahren. Ich beginne mit dem Fragmente zur Kritik der Auferſtehungsgeſchichte.

Kein Theil der evangeliſchen Geſchichte hat von jeher die Angriffe des Naturalismus, und gleichzeitig die Bemühungen der Apologeten in dem Maaße hervorgerufen, als die Geſchichte der Auferſtehung, der Anker des Glaubens und der Hoffnungen der Chriſten aller Kirchen. Aber der Erfolg der älteren Apologeten reichte gegen die Angriffe des Fragmentiſten nicht mehr aus. Leſſing hebt die bedeutendſten mit einer kurzen Kritik heraus (X, 32). „Ditton[1]), ſagt er, hat die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Auferſtehung demonſtrativiſch erwieſen. Aber die Widerſprüche der Evangeliſten hatte er ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß dieſe Widerſprüche ſchon längſt auf die unwiderſprechlichſte Weiſe gehoben worden, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß ſeine Demonſtration, ohngeachtet aller dieſer Widerſprüche, in ihrer ganzen Stärke beſtehen könne, — wie auch mich dünkt" (ſetzt Leſſing hinzu).

Eben ſo iſt Sherlock[2]) in ſeiner „gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferſtehung" verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen, aber auf die Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten läßt er ſich nicht ein. Der einzige Gilbert Weſt hat dieſe Widerſprüche zum Theil mit in ſeinen Plan ziehen zu müſſen geglaubt, dabei aber zu ewiger Vervielfältigung der nämlichen Perſonen und Erſcheinungen ſeine Zuflucht genommen.

Dagegen hat nun der Ungenannte ſich angeſtrengt, jene Widerſprüche in allen Punkten aufzuſuchen und deren zehn an der Zahl, als unauflöslich zuſammengeſtellt. Leſſing ſchildert ihn als einen Mann,[3]) der nichts geringeres, als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Da ſei keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſteckter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich habe er dieſe Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bei mehreren Stürmen geweſen, einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmetternde Felsſtücke auf den Feind herabwarfen. Und ſo habe er auch bei der Auferſtehungsgeſchichte alles mitgenommen, was man von jeher wider die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit derſelben eingewendet, oder einwenden hätte können; denn „der zwanzigmal geſchlagene Soldat kann endlich einmal doch ſiegen helfen".

Was Leſſing betrifft, ſo begnügte er ſich in ſeinen Zuſätzen, einige Unterſchiede klar zu machen und Grundſätze feſtzuſtellen, geeignet, wenn nicht den Theologen, ſo doch den Chriſten über alle die Widerſprüche des Ungenannten mit eins hinwegzuheben. Er unterſcheidet die Zeugen der Auferſtehung

1) Humfred Ditton aus Salisbury, Profeſſor der Mathematik zu London, wo er 1715 ſtarb. Sein Buch von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, aus der Auferſtehung bewieſen, wurde in's Franzöſiſche, Holländiſche und Deutſche überſetzt.

2) Thomas Sherlock ſtarb als Biſchof von London 1748.

3) Eine Duplik X, 48.

Christi von den Evangeliſten, die uns die Nachricht von der Ausſage dieſer Zeugen überliefert haben; und mithin mögliche Widerſprüche unter den Zeugen, und unter den Geſchichtſchreibern dieſer Ausſagen der Zeugen. „Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? — Anſcheinende: warum nicht? — Sind aber wahre Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? — Das wiſſen wir nicht. Wir wiſſen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden. Wenigſtens iſt das Protocoll über dieſes Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja ſagt, hat in dieſem Betracht eben ſo viel Grund für ſich, als wer Nein ſagt".

„Nur daß, ſetzt Leſſing hinzu, wer Nein ſagt, eine ſehr geſetzliche Vermuthung für ſich anführen kann, die jener nicht kann. Dieſe nämlich. Der große Prozeß, welcher von der glaubwürdigen Ausſage dieſer Zeugen abhängt, iſt gewonnen. Das Chriſtenthum hat über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt. Es iſt da!

„Und wir ſollten geſchehen laſſen, daß man uns dieſen gewonnenen Prozeß nach den unvollſtändigen, uneoncertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu ſchließen, glaubwürdigen und einſtimmigen Zeugniſſen, nochmals nach zweitauſend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr. Vielmehr, ſo viel Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten als man will! — Es ſind nicht Widerſprüche der Zeugen, ſondern der Geſchichtſchreiber; nicht der Ausſagen, ſondern der Nachrichten von dieſen Ausſagen" . . .

Leſſing hat die Summe ſeiner Betrachtungen (in der „Duplik") in folgende Antitheſe zuſammengefaßt:

„Mein Ungenannter behauptet, die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten davon ſich widerſprechen. Ich erwiedere, die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen."

Denn: „Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den dreißig bis vierzig Jahren, ehe Evangeliſten ſchrieben, ſolche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferſtehung ſich nicht ereignet hätten. Wer deſſenungeachtet die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jenem Worte behauptet, der verſuche es, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſres Fragments. Aber er beantworte ſie alle. Denn dieſem und jenem nur etwas Wahrſcheinliches entgegenzuſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehn, heißt keinen beantworten." —

Gegen dieſes Fragment über die Auferſtehung trat zuerſt ein Ungenannter, (welcher ſich ſpäter als Johann Heinrich Räß, Archidiakonus und Superintendent zu Wolfenbüttel, zu erkennen gab — Leſſing der ihn wohl kannte, nennt ihn daher nur ſeinen „Nachbar") in einer beſondern Schrift [1]) auf. Es ſind ſechs Geſpräche, worin A., welcher durch das Fragment in ſeinem Glauben wankend

1) Die Auferſtehungsgeſchichte Jeſu Chriſti gegen einige im vierten Beitrage u. ſ. w. gemachte neue Einwendungen vertheidigt. Braunſchweig 1777. 8.

gemacht worden, am Schluſſe, von B. in dieſem Glauben neu befeſtigt, abgeht. Die allgemeine deutſche Bibliothek [1]) nannte den Verfaſſer einen ſchwachen Apologeten, der mehr guten Willen, als Geſchicklichkeit, es zu ſein, beſitze.

Gegen dieſen Apologeten nun tritt Leſſing mit einer Widerlegung hervor, welche er prägnant Eine Duplik nannte. [2]) Nämlich Dupiik: nicht Replik wie Leſſing zum Schluß erklärt. „Denn die Evangeliſten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit unbilligen Aeußerungen, daß wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſätzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämiſche Beſtätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Waare das 999ſte mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine friſche holen, die mehr Abgang fände. Es ſei aber dem Verfaſſer weniger um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangeliſten, als um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigener Schöpfung zu thun, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt habe."

Der Körper der Duplik beſteht aus einer exegetiſchen, ſtreng gelehrten, kritiſchen Discuſſion aller der von dem Fragmentiſten aufgeſtellten zehn Widerſprüche.

Es war Leſſing nicht ſchwer, zu zeigen, daß Räß nicht einen einzigen gründlich, d. h. nach den Regeln der Sprache und geſunden Auslegungskunſt, gehoben, daß er „der engbrüſtigen, lahmen, ſchielenden, therſitiſchen Harmonie der Evangeliſten (therſitiſch, ſagt Leſſing, denn ſie iſt eben ſo ungeſtalten, als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere) zu Liebe zu den grundloſeſten Einfällen ſeine Zuflucht genommen".

Aber man muß bekennen, daß der Ton, welchen Leſſing in der Mitte der Arbeit anſchlägt, und der ſich mit jeder folgenden Seite bis zur Leidenſchaft ſteigert, mit dem Anfang in einen grellen Widerſpruch tritt, der auch auf Leſſings Verehrer (wie den Recenſenten der Allg. d. Bibliothek) einen peinlichen Eindruck machte. „Wir handeln alle nach dem Maaß unſrer Einſichten und Kräfte, heißt es im Eingang; und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, falls kein jüngerer Grieche mit ihm anzubinden ſich getraut". Warum alſo dieſe unbarmherzige Vernichtung, dieſe tiefe Verachtung eines alten abgelebten Neſtors? — Leſſing fühlt es ſelbſt, will es aber nicht entſchuldigen, und noch weniger zurücknehmen. „Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt, itzt, da ich dieſe Duplik

1) 1. Stück. S. 59. Der Verfaſſer dieſer und der ganzen Reihe von Recenſionen über die Fragmentenliteratur war (wie aus der Chiffre in Parthey's Verzeichniß erſichtlich iſt) der Prediger Lüdtke in Berlin, der oben genannte und bekannte Verfaſſer der Schrift vom falſchen Religionseifer.

2) Braunſchweig 1778. Leſſing nannte ſich auf dem Titel nicht.

ende, als da ich ſie anfing. Ich fing ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich kann, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich rede ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſein, daß ich vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in der Sache meines einzigen [1]) Halſes zu ſprechen. Was ſoll ich thun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Miene eines ausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſein wolle?"

„Kann ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Menſch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?" —

Wohl! nur, möchte man erinnern, nicht ohne die Perſon von der Sache zu ſcheiden, daß nicht der Irrende, der Schwache wie ein Schuldiger, wie ein Feind behandelt werde. Leſſing wollte bei ſeinem Streite mit Klotz von einem unverzeihlichen Fehler nichts hören (VIII, 3). Denn „Fehler ſchließen Vorſatz und Tücke aus; und daher müſſen alle Fehler allen zu verzeihen ſein". Lüdcke vermuthet: Leſſing wäre in der Herabwürdigung dieſes Buches nicht ſo weit gegangen, wenn nicht eben Göze in den freiwilligen Beiträgen daſſelbe „als das vortrefflichſte Meiſterſtück, daß je geſchrieben worden", gerühmt hätte. Dies kann die gereizte Stimmung, welche bei Leſſing während des Schreibens gewachſen zu ſein ſcheint, erklären helfen. Manches hätte er gegen Göze ſelbſt nicht ſtärker ſagen können. [2]) Doch machte Leſſing ſpäter einen großen Unterſchied zwiſchen ihm und Göze, der ſich beklagt hatte, wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend er gegen ſie beide geſchrieben habe. „Ihn, ſeinen Nachbar, habe er nirgends ſo behandelt. Blos ſein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einſehe, nur nicht einſehen wolle; blos dieſer Vorwurf, welcher einen Menſchen ſo ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieſer Vorwurf, von deſſen Gifte ein Theil auf ihn (den Herausgeber) zurückſpritze: blos dies habe im Fortgange des Wortwechſels bitterer gegen ihn gemacht, als er zu ſein ſich vorgenommen (eilfter Anti-Göze X, 232). Das bitterſte ſei doch wohl, daß er von ihm geſagt habe, Er ſchreibe im Schlafe. Er habe dabei immer noch ſo viel von der allgemeinen brüderlichen Liebe, als Hieronymus, wenn ſchon nicht ganz ſo viel, als Göze, der ſeine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig ſchlafen mache, als ihnen das Schlafen vorwerfe" (bittere Anſpielung auf Göze's letzten Streit mit Alberti, an welchem letzterer ſich den Tod geholt). — Wie ſchön, wenn hier

1) So ſteht da; auch in der urſprünglichen Ausgabe; man ſollte es aber für einen Druckfehler, ſtatt: eigenen, halten.

2) z. B. wenn er zum Schluſſe die Argumente des Nachbars „ekle Mißgeburten ſeines eignen Gehirns nennt, deren man freilich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen könne, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ſei."

Leſſing ſeinen Nachbar, dem er wehe that, mit den Worten des Auguſtinus um Verzeihung bittet: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

C. A. Schmid in Braunſchweig ſchrieb ihm: „Ihre Duplik habe ich nicht, wie Sie, mein lieber heißhungriger Eriſichthon, den Schumann, hinuntergeſchlungen, [1]) ſondern recht lecker ausgeſogen, und mir rechte Zeit zum Schmecken genommen. Das Gericht hat mir herrlich geſchmeckt; ich habe es verdauet und es iſt mir wohl bekommen. Machen Sie ſich aber nur darauf gefaßt, mein lieber ehrlicher Leſſing, daß es in vielen andern Magen eine ganz andre Wirkung hervorbringen wird." Darauf will er ihn aber auch tadeln oder „bekunſtrichtern". Erſtlich breche er ihm die Duplik zu ſchnell ab und ſpringe gleichſam von dem Wege, ohne ihn ganz zurückgelegt zu haben. „Sie ſagen es zwar Ihren Leſern, allein ein Bogen mehr in dem edlen herzhaften Tone, in welchem Sie am Ende ſind, hätte meinesgleichen doch herzlich behagen ſollen [2])." Doch was hätte Leſſing für die Sache noch hinzufügen ſollen, was er im Laufe der Schrift nicht geſagt hätte? Nur daß ſo manche Stellen von hoher Schönheit und Wahrheit vor den Dornen der Kritik und Polemik kaum Luft bekommen. Wie erhaben iſt Leſſing überall, wenn er von dieſen Niederungen auf die Höhe der Menſchheit und der Religion ſich ſchwingt. So am Schluſſe: „Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meinung wirken ſoll und kann. — Vielleicht *ſoll* ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken *könnte*. Vielleicht ſoll, nach Geſetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beißen, ehe wir ſeines Lichtes und ſeiner Wärme zugleich genießen können. — Iſt das, ſo verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo ſie ſich ergießen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen; hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen, ſo ſind deine Goldkörner unverloren! —" [3])

---

1) Leſſing begann ſeinen Aufſatz gegen den Direktor Schumann: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft, mit den Worten: „Ich hungere nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich wie Eriſichthon alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht". (X, 33.)

2) Das zweite betrifft eine Stelle (S. III.) über die Zeit, wann Hieronymus ſeinen Commentar über den Matthäus geſchrieben habe. Leſſing ſetzte ihn erſt nach dem Briefe dieſes Kirchenvaters an die Hedibia. Schmidt dagegen hält es mit der gewöhnlichen Annahme, wonach jener Brief ein Werk ſeines hohen Alters iſt, oder läßt ihn gar nicht für ächt gelten.

3) Näß ließ nachmals eine Antwort gegen Leſſing erfolgen. „Die Auferſtehungsgeſchichte Jeſu Chriſti *ohne Widerſprüche*, gegen eine Duplik." Hannover 1779. Leſſing beachtete ſie nicht weiter.

Daſſelbe Fragment ſetzte noch viele andre Federn in Bewegung; von F. D. *Behn*, Subrektor zu Lübeck 1777, vermehrte Aufl. 1778. J. B. *Lüderwald*, Superintendent zu Vorsfelde (der auch gegen einige andre Fragmente ſchrieb), von G. *Leß*, Pro-

Seinen immer wiederkehrenden Grundſatz, daß wir nach zweitauſend Jahren nicht immer von neuem den Grund unterſuchen, ſondern uns an das Gebäude halten ſollen, welches auf dieſem Grunde errichtet iſt, kleidet Leſſing im Eingange der Duplik in die Parabel von dem Tempel der Diana zu Epheſus (X, 56). „Ich lobe mir, was über der Erde ſteht und nicht was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſein muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange ... Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt hat: und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſein, als ſie ſiegte! Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre volle Glaubwürdigkeit beweiſen kann?" —

„Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzet. — Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bei ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſein. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das billig, wenn das auch nur klug gedacht iſt. — — — Es ſei herausgeſagt! Wenn ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen — das ſagt mir mein Verſtand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand: ſo hatte ich nie einen. — Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr itzt ſchlägt." —

Der Ideengang, welchen Leſſing in dem allgemeinen Theil der Duplik genommen, weiſt uns auf zwei kleine Schriften, zwei Bogen, ſagen wir bald, verwandten Inhalts, welche der Zeit nach vorangehen, zurück. Sie führen die Ueberſchrift: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft und Das

---

feſſor in Göttingen, der auch die Fragmente in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1778. Nr. 129—130 (ohne allen feindlichen Sinn gegen Leſſing, indem er ihm ſogar für die Mittheilung der Fragmente dankt,) angezeigt; — dieſe Recenſion gab ein Unbekannter unter dem Titel: Ueber die aus Braunſchweig durch Herrn Hofrath Leſſing herausgegebenen Fragmente wider das Chriſtenthum. Mit einer Vorrede, ohne Druckort, heraus. — G. H. D. Moldenhawer, Paſtor zu Hamburg, G. Ch. B. Maſcho, Senior zu Frankfurt am Main, A. F. Rückersfelder, Doctor der Theologie zu Deventer, J. C. Scheibel, Prorektor des Eliſabeth-Gymnaſium zu Breslau, J. M. Schreiter zu Freyroda, A. Ph. G. Schickedanz, Prediger in Frankfurt a. d. O. u. A., abgerechnet die Gegner in Programmen, Zeitungen und Zeitſchriften. Die einzelnen Titel führt Karl Leſſing in der Vorrede des von ihm herausgegebenen theologiſchen Nachlaſſes ſeines Bruders S. 9—17 an. Karl Leſſing übergeht Johann David Michaelis, Leſſings Jugendgönner, der aber erſt nach deſſen Tode mit ſeiner Erklärung der Begräbniß- und Auferſtehungsgeſchichte Chriſti nach den zwei Evangelien (Halle 1783) auftrat. Vgl. Schröckh VI, S. 284.

Teſtament Johannis. Ein Geſpräch.[1]) Es ſind die einander ergänzenden Antworten auf die erſte aller der vielen, gegen die Fragmente gerichteten Schriften: Ueber die Evidenz der Beweiſe für die chriſtliche Religion (Hannover 1778) von dem Direktor Schumann, welche übrigens ſich durch Milde und Mäßigkeit empfahl. Sie war hervorgerufen durch das zweite Fragment, wo behauptet wird: „Es ſei zum gegründeten Glauben, der aus der Bibel entſtehen ſoll, nöthig, daß einer alle Alten und ihre Nachrichten von den Büchern der Bibel und ihren Verfaſſern durchleſe; daß er die Kritik, Sprachen und Hiſtorie der Zeiten, Gewohnheit und Meinungen inne habe; viel Schärfe des Verſtandes beſitze, und ſeine Vernunft im Nachdenken wohl geübt habe". Dieſer Forderung, welcher nicht viele Gelehrte, geſchweige Ungelehrte genügen möchten, ſetzt nun Schumann entgegen, was er den Beweis des Geiſtes und der Kraft nach den Worten des Apoſtels Paulus und des Origines nennt, nämlich denjenigen Beweis, der von den erfüllten Weiſſagungen des alten Teſtaments und den zur Beſtätigung des Evangeliums von Chriſto und ſeinen Apoſteln verrichteten Wundern hergenommen iſt. Gegen dieſe Ausführung alſo iſt zunächſt Leſſings erſter Bogen gerichtet, welcher von jeder, auch der leiſeſten Spur des Unwillens oder der Reizbarkeit frei iſt. Er verſichert den Gegner aller der Hochachtung „welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen ſich nie entbrechen". Leſſing war ja auf Prüfung gefaßt; ſie kam ihm faſt zu ſaumſelig, aber ſelbſt das anfängliche Schweigen der Theologen beſtärkte ihn nur, wie er ſeinem Bruder, den 28. Mai 1777, bekennt, in der guten Meinung, die er jederzeit von ihnen gehabt habe. „Mit der gehörigen Vorſicht kann man ihretwegen ſchreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, ſondern das, was man an deſſen Stelle ſetzt, bringt ſie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten ſoll hingehalten werden, ſo ſind die alten, bereits gangbaren, eben ſo gut dazu, als neue." Leſſing beurtheilte dieſe Männer nach ſich ſelbſt; bald ſollte er ſeines Irrthums gewahr werden. —

Der Kern ſeiner Gegenſchrift iſt in folgenden Gegenſätzen ausgeſprochen: „Ein andres ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebte; ein andres erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie Andre wollen erlebt haben; ein andres ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe; ein andres ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andre wollen geſehn und geprüft haben. —"

„Origines hatte wohl Recht zu ſagen, daß die chriſtliche Religion in dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle Dialektik gewähren könne; denn noch war zu ſeiner Zeit die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen, die nach Chriſti Vorſchrift lebten. Aber wenn ich anſtehe (fragt Leſſing), noch jetzt aus dem Beweiſe

1) Beide anonym, Braunſchweig 1777.

des Geiſtes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere, meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann, woran liegt es?"

„Daran liegt es, daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft itzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat, ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt."

— „Wenn aber keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden kann: ſo kann auch nichts durch hiſtoriſche Wahrheiten demonſtrirt werden. Das iſt: „zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden".

„Aber von jener hiſtoriſchen Wahrheit (Schumann hatte ſich auf die Auferſtehung Chriſti berufen) in eine ganz andre Klaſſe von Wahrheiten herüberſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll, mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubenswürdiges Zeugniß entgegenſetzen kann, alle meine Grundideen vom Weſen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* iſt; ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennnung verſtanden."

Das, das nennt Leſſing den „garſtigen breiten Graben," über den er nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich er auch den Sprung verſucht hat. „Kann mir jemand herüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir." —

In dem Aufſatz über des Socinianers Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit nahm Leſſing einen ganz andern Standpunkt ein, als es galt, Leibniz von dem Verdachte zu befreien, daß er von der ganzen Sache nichts glaubte. — Da unterſcheidet er göttliche und menſchliche Gründe des Glaubens, jene als ſolche, die, nach der ältern Dogmatik, durch eine übernatürliche Gnadenwirkung mit Hilfe des heiligen Geiſtes bewirkt werden. Leſſing iſt inſofern wohl conſequent, wenn er die Beweisführung aus den Weiſſagungen und Wundern, d. h. aus den hiſtoriſchen Zeugniſſen über dieſelben, verwirft; zugleich aber legt er ſtillſchweigend das Bekenntniß ab, daß er eben von jener übernatürlichen Wirkung, jenen göttlichen Gründen und dem dadurch bewirkten Glauben nichts in ſich verſpüre: zwiſchen ihm und dieſem Glauben liegt der garſtige breite Graben, über den er nicht kommen kann, der aber, wie er ſelbſt zugegeben haben wird, für den Glauben im alten Sinne gar nicht vorhanden iſt. Er theilte dieſen Standpunkt mit den Meiſten unter den Gebildeten ſeiner Zeit (denn nur von dieſen kann hier die Rede ſein); nur bei einigen von tieferem Gemüthe war an die Stelle des Glaubens eine unendliche Sehnſucht getreten, welche, um ſich in das religiöſe Gefühl zu flüchten, lieber den eigentlichen dogmatiſchen Inhalt des chriſtlichen Glaubens preisgab. Zu dieſen gehörten, wenn auch in ſehr verſchiedenem Sinn und Maaß, die Hamann, die Claudius und, in gewiſſer Beziehung, ein F. H. Jacobi. Das iſt es aber, was Leſſing über dieſe ſonſt edelen Geiſter wieder ſo hoch ſtellt, ihn ſo einzig hinſtellt,

daß er, jeder Selbſttäuſchung gegen ſich ſelbſt vollkommen unfähig, was ihm mangelte, offen bekannte; daß die Sentimentalität der Religiöſen ihm ſo wenig zuſagte, als die der Poeten; daß ihm der achtzehnhundertjährige reiche Inhalt des chriſtlichen Glaubens höher und ehrwürdiger ſtand, als das ſubjective Gefühl einer allgemein religiöſen Seelenſtimmung. Aehnlich wie hier iſt die Art, wie er ſich in dem Geſpräche mit Jacobi ausdrückt,[1]) der aus dem Spinozismus in den Theismus durch einen Sprung ſich rettete. „Gut, ſehr gut! ſagte Leſſing. Ich kann das alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht daſſelbe damit machen. — Ueberhaupt gefällt Ihr Salto mortale mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf dieſe Art Kopfunten machen kann. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht. (Jacobi.) Wenn Sie mit mir auf die elaſtiſche Stelle treten wollen, die mich fortſchwingt, ſo geht es von ſelbſt. (Leſſing.) Auch dazu gehörte ſchon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem ſchweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf." — —

Der zweite Bogen: Das Teſtament Johannis, wird am Schluſſe des erſten ſchon angekündigt, in dem Wunſche: „Möchten doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen. Es iſt freilich apokryphiſch,[2]) dieſes Teſtament, aber darum nicht weniger göttlich."

Hieronymus iſt es, welcher dieſe ſchöne und rührende Sage in ſeinem Commentar zu dem Pauliniſchen Briefe an die Galater c. 6. aufbewahrt hat. Es ſind nur wenige Zeilen (Leſſing theilt ſie am Schluſſe im Originale mit, X, 46). Der ſelige Evangeliſt Johannes, welcher bis in das höchſte Alter zu Epheſus lebte, und kaum in den Armen ſeiner Jünger in die Kirche getragen werden konnte, ſo daß er keine längere Rede zuſammenzufügen mehr fähig war, pflegte zwiſchen den einzelnen Collekten nichts als die Worte vorzubringen: Kinderchen, liebt Euch! (Filioli diligite alterutrum) Endlich konnten Jünger und Brüder das Nämliche nicht ohne Ekel immer wieder anhören und ſagten: Meiſter, warum ſagſt du immer dieſes Nämliche? und Johannes gab die ſeiner würdige Antwort: Weil es ein Gebot des Herrn iſt, und wenn es allein geſchieht, genug iſt. (quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit)

Dieſe Stelle nun bildet den Text, welchen Leſſing ſeinem Geſpräche zu Grunde legt und zu eigenthümlichen Betrachtungen ausſpinnt. Es iſt eben nicht nothwendig, mit dem Berichterſtatter der Allgemeinen deutſchen Bibliothek, das Er und Ich auf die Namen: Schumann und Leſſing überzutragen, wodurch der Verfaſſer eine Schärfe und Bitterkeit gegen die Perſon ſeines Gegners angenommen hätte, welche gegen den Ton in dem erſten, kurz vorher ausgegebenen Bogen, in einem gar zu grellen Abſtande bliebe. Schumann ſelbſt hat dieſes nicht auf ſeine Perſon bezogen. Aber dieſe Schärfe iſt nichts deſto weniger

1) Jacobi's Werke IV, 1. Abth. S. 74.

2) Im Gegenſatze des kanoniſchen Evangelium Johannis, erklärt es Leſſing nachher X, 43.

vorhanden. Er beginnt mit dem Vorwurf, daß der Verfaſſer ſonſt deutlicher zu ſchreiben pflege. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.“ — Er hatte nie von einem Teſtament Johannis gehört und es in keinem gelehrten Verzeichniſſe gefunden. — „Muß denn auch alles ein Buch ſein?“ —

„Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelium Johannis: Im Anfang war das Wort u. ſ. w. verdiene in allen Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldnen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.“

„Gleichwohl glaube ich, — daß mit weit mehrem Rechte in allen unſern Kirchen, an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte angeſchrieben zu werden verdiente das Teſtament Johannis.“

„Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jetzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man ſagt, es ſei nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.“

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Hier kommt der Gegenſatz, der ihn auf immer von der entgegenſtehenden Seite trennt. Er will keine andere wahre chriſtliche Liebe anerkennen, als die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet iſt. „Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft noch verdienſtlich wird?“ Cui non competit definitio, non competit definitum. Und darum iſt dieſen Leuten der Name des Chriſten abzuſprechen.

„Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns? — Sie kennen ihn doch den guten Mann?“ „Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.

„Ja ſo! Allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.“ —

Der Schluß iſt bitter. Aber wer erkennt nicht in dieſem Geſpräche die Tendenz im Keime, welche bald in Nathan der Weiſe ſo hellleuchtend heraustritt? —

Schumann erließ eine Antwort auf das aus Braunſchweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geiſtes und der Kraft (Hannover 1778). Voll Hochachtung für Leſſing, „der auch, wenn er Fehde ankündigt, Geiſt und freien Sinn mit ſo vieler Eleganz, als Würde in ſeinen Ausforderungen verbände“ [1]). Neben einzelnen guten Bemerkungen entfielen ihm mehrere Mißverſtänd-

1) Allgemeine deutſche Bibliothek 39. I. Stück. S. 57. Schumanns Antwort läßt das „Teſtament Johannis“ völlig außer Acht; Göze meinte (Etwas Vorläufiges S. 47), daß er es ſeiner Aufmerkſamkeit nicht würdig gehalten habe. Vielleicht aber nur, weil ſeine Antwort bereits fertig war, als jene Nachſchrift Leſſings herauskam.

niſſe der Leſſingſchen Sätze. Uebrigens erklärte er, daß er künftig ſchweigen werde. (A. a. O.) Leſſing war wenig erbaut von der Schrift und ſchrieb an Eſchenburg, den 7. Januar 1778: „Schumanns Antwort iſt weit ſchlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten ſoll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte [1]).“ Er ſchwieg auch. Aber in ſeinem theologiſchen Nachlaß fand ſich der abgebrochene Entwurf eines zweiten Schreibens an Schumann (XI, 519), anknüpfend an deſſen Verſicherung, Leſſingen nicht weiter Rede ſtehen zu wollen. Dieſe Demüthigung, ſagt hier Leſſing, nehme er im voraus hin. Auch habe er ſich über manche Mißdeutung, manche Entnervung ſeiner Meinung zu beklagen. Freilich gewiſſermaßen nicht ohne ſeine Schuld. Denn es ſei leider ſeine eigenſinnige Art, von der unerheblichſten Kleinigkeit am liebſten auszugehen; wenn er durch ſie ſich am geſchwindeſten mitten in die Materie verſetzen könne. „Eine ſolche unerhebliche Kleinigkeit iſt mir ſodann gleichſam der niedrige elaſtiſche Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo iſt nicht der Schwung, und wer ſein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich eben ſo wenig ſpringen ſehen, als er vermuthlich mag.... Denn er iſt vermuthlich ſelbſt ein Springer, und will nur kunſtmäßig beurtheilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für ſich iſt ihm ein Nichts: den kann er auch; den kann er beſſer“. Darauf geht Leſſing auf eine Stelle beim Origines ein, um ſeinem Gegner zu zeigen, daß er ſie weniger nach ihrer wahren Bedeutung, als nach der neuern Apologeten eignen, abſchwächenden Weisheit genommen habe. Doch in der Mitte bricht er ab.

Achtes Kapitel.

Der Schriftwechſel mit Schumann und mit dem „Nachbarn“ war nur der Vorläufer zu dem Kampfe mit dem, welchen wir in dieſem und in frühern Abſchnitten ſo oft ſchon haben nennen müſſen: mit Johann Melchior Göze. Von allen Streitſchriften, welche Leſſing, als Herausgeber und, in gewiſſer Beziehung, auch als Vertheidiger der Wolfenbüttler Fragmente, in den Jahren 1777 und 1778 herausgab, haben ſeine Anti-Göze und die dazu gehörigen Flugblätter die

1) XII, 499. Irrig bezieht ſich Eſchenburg in ſeiner Anmerkung zu dieſer Stelle, welche Lachmann a. a. O. mit aufgenommen, auf die erſte Schrift Schumanns: Ueber die Evidenz u. ſ. w. und ſetzt Leſſings zwei Bogen, die er dieſer Schrift entgegengeſetzt, damit in Verbindung. Die Jahreszahl 1777 hätte ihn auf das Rechte führen müſſen. Aber auch die allgemeine deutſche Bibliothek irrt, daß ſie das Teſtament Johannis als Leſſings Entgegnung auf Schumanns Antwort betrachtet, und in Folge deſſen eine Perſönlichkeit da findet, wo keine iſt.

meiſte Popularität erhalten, weil die Mehrzahl der Leſer, ohne auf den Grund der Fragen über die dunkelſten und ſchwierigſten Theile der Theologie und Kirchengeſchichte einzugehn, an dem komiſchen, man kann ſagen, dramatiſchen Charakter dieſer Meiſterſtücke der Polemik — welche in der deutſchen Literatur ungefähr daſſelbe bedeuten, was in der franzöſiſchen Pascals Provinzialbriefe gegen die Jeſuiten — ſich ergötzen, im Ganzen aber weiter nichts als den Sieg der Vernunft und der Glaubensduldung über Verfinſterung und Pfaffenthum erblicken wollen, als deſſen Typus in der lutheriſchen Kirche Göze unſterblich daſtehen muß; wiewohl das, was einem Leſſing als Vernunft galt, ſo ſehr verſchieden iſt von dem, was die Mehrzahl zu allen Zeiten ſo nannte. —

Mit Leſſings Abgang von Hamburg war in ſeinen hier angeknüpften freundlichen Beziehungen zu Göze nichts geändert; im Gegentheil hatte er ſich durch den Berengarius Turonenſis in Göze's Augen nur noch mehr gehoben, und dieſer ergriff die Gelegenheit, Leſſingen öffentlich ein Zeichen ſeiner Anerkennung zu ſpenden.[1]) Einige Jahre ſpäter, als Göze ſeinen Sohn in Helmſtädt beſuchte (oder auf die dortige Univerſität brachte), reiſte er durch Braunſchweig und von da nach Wolfenbüttel, um Leſſingen zu ſprechen, der aber an eben dem Tage mit einigen Hamburgiſchen Freunden nach Braunſchweig gegangen war.[2]) Da ſie einander alſo verfehlt hatten, ging Leſſing, ſobald er es erfuhr, mit Eſchenburg in das Wirthshaus, wo Göze in Braunſchweig abgeſtiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben Karten ab. Den Morgen darauf reiſte Göze in aller Frühe wieder ab. Nicht lange darauf aber ſchrieb er von Hamburg an Leſſing, und erſuchte ihn, da er eben an ſeiner Hiſtorie der Niederſächſiſchen Bibeln arbeitete, eine in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewiſſen Stelle, zu vergleichen, und wenn dieſe ſich ſo verhielte, wie ſich von ihm auf einem Zettel bemerkt fand, blos das Wort: concordat darunter zu ſchreiben.[3]) Leſſing

1) Als Herausgeber von J. G. Palm's Hiſtorie der deutſchen Bibelüberſetzung Dr. Martini Lutheri von 1517—1534. Halle 1772. 4. In der Vorrede gedenkt er Knochs unvollendeter „Hiſt.-kritiſcher Nachrichten von der Braunſchweigiſchen Bibelſammlung", und bemerkt: „Da dieſe Sammlung ſeit einigen Jahren der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel einverleibt, ſo lenkt vielleicht die Vorſehung die Neigung des itzigen Bibliothekarii, des berühmten Herrn Leſſings, zu dieſer Arbeit, der ſchon durch ſo manche Probe, und noch vor nicht gar langer Zeit, durch ſeinen Berengarium bewieſen, daß ihm, bei ſeiner ausgebreiteten Wiſſenſchaft und großem Genie, alles, was er vornimmt, wohl geräth". S. Serapeum, herausg. von R. Naumann 1852. Nr. 21. S. 324.

2) Leſſings Leben, von Karl Leſſing I, 401., der es erzählen hörte.

3) Göze erzählt den Umſtand ausführlich im erſten Stück von Leſſings Schwächen. Hamburg 1778. S. 28. Es betraf die erſte Ausgabe des Niederſächſiſchen Neuen Teſtaments, gedruckt zu Wittenberg 1523. Dem Exemplar der Hamburgiſchen Stadtbibliothek fehlte das letzte Blatt, auf welchem der Name des Druckers, der Ort und die Jahreszahl befindlich iſt. Ein vollſtändiges Exemplar war aber in der Bibelſammlung der Herzogin Maria Eliſabeth Sophia, die ſie der Wolfenbüttler Bibliothek vermacht hatte.

verſäumte, ihm zu antworten; Göze beklagte ſich darüber in der ſchwarzen Zeitung [1]), ohne ihn noch anders, als: den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek zu nennen, indem er hinzufügte: er habe ſich darauf an einen berühmten Geiſtlichen eben dieſes Ortes (den Generalſuperintendenten Knittel) gewendet, der ihm ſogleich mit umgehender Poſt alle erwünſchte Auskunft gegeben habe. Als Leſſing dieſes las, wollte er an Göze ſchreiben und ſich entſchuldigen, aber auch das vergaß er, und Göze, der ein beſſeres Gedächtniß hatte, nicht. Er erzählte dieſen Vorfall in Leſſings Schwächen S. 28. [2]) und „dies darauf in den ſchwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührte". Leſſing war eben von einem großen Unglück, dem Verluſte ſeiner Frau, tief gebeugt, und dies, glaubt ſein Bruder, war vielleicht Schuld, daß er bei Gözen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekannteſten Gelehrten nicht ſo leicht zu verſagen pflegte, ſo geringfügig an und für ſich ſelbſt die Sache ſein mochte. Hätten ſich aber alle dieſe kleinen Umſtände auch nicht ereignet, bemerkt er ſehr richtig, Göze hätte wahrſcheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu ſchreiben nicht unterlaſſen...

Den Anfang machte Göze anonym und noch glimpflich in Nr. 55 und 56 der ſchwarzen Zeitung, [3]) indem er nach dem Maaßſtabe ſeiner Orthodoxie Leſſings Zuſätze zu den Fragmenten commentirte und zwar die allgemeinen Grundſätze: Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt u. ſ. w., die nämlichen, welche Leſſing nachher unter der Ueberſchrift: Axiomata näher ausgeführt und begründet hat. Dieſer Ausdruck iſt ihm von Göze an die Hand gegeben, und durch ihn die mehr logiſche Anordnung derſelben hervorgerufen. [4]) Auf die Fragmente

---

1) So hießen damals die von Ziegra herausgegebenen freiwilligen Beiträge zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit.

2) Hier ſchreibt Göze: „Ich machte mir die gewiſſeſte Hoffnung, dieſe meine Bitte erfüllt zu ſehn, um ſo vielmehr, da ich bei ſeinem hieſigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Perſon hatte kennen lernen, da er mir einigemal die Ehre erwieſen mich zu beſuchen, da ich in ſeinem Umgange wirklich angenehme Stunden genoſſen; denn er konnte freundſchaftlichen Widerſpruch vertragen, er war willig, ſeine in verſchiedenen Feldern der ſchönen Wiſſenſchaften erlangte vorzügliche Kenntniß Andern mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath (ſetzt er hinzu) — da er ſein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art geläſtert wurde! Allein meine Hoffnung war verloren. Es erfolgte keine Antwort. Durch die dritte Hand wurde ich benachrichtiget, daß ich, wenn ich auch meine Bitte an Herrn Leſſing zehnmal wiederholen wollte, doch nichts erhalten würde, weil er ſich ein vor allemal ernſt vorgeſetzet hätte, keinem auswärtigen Gelehrten auf ſolche Art zu dienen. (Dies war nun die ärgſte Verläumdung.) Ich wurde darüber ſo verdrießlich, ſetzt Göze hinzu, daß ich meine angefangene Arbeit würde haben liegen laſſen, wenn ich nicht auf den glücklichen Einfall gerathen wäre" u. ſ. w. Man ſieht aus dieſem eignen Bekenntniſſe, wie viel perſönliche Gereiztheit zu Göze's Angriffen auf Leſſing beigetragen.

3) Göze nahm ſie in ſein „Etwas Vorläufiges" wieder auf.

4) Etwas Vorläufiges, S. 4. „Ich finde in dieſer ganzen Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier ſteht, für richtig erkennen

will Göze nicht eingehen. Sie seien keine bescheidenen Einwürfe gegen die christliche Religion, sondern die lauteste Lästerung derselben. Den Juden werde insonderheit das letzte Fragment (von der Auferstehung) sehr willkommen sein. Er, Göze, würde vor seiner Todesstunde zittern, wenn er besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser Aufsätze Rechenschaft an jenem Tage von ihm würde gefordert werde. „Ich wünsche, schließt er, daß uns der Herr Herausgeber aus dem Schatze der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas Besseres liefern möge, als Gift und Aergernisse." In den spätern Stücken (61—63) der freiwilligen Beiträge giebt Göze eine lobende Recension von Räß's Buche über die Auferstehungsgeschichte. Hier setzt er alle Rücksicht gegen Lessing aus den Augen, während er doch anerkennen muß, daß ohne die Fragmente jene vortreffliche Schrift nicht geschrieben worden wäre. „Es ist nichts so arg, das nicht zu etwas Guten dienen könnte." Aber den Grund seiner Seele deckt er auf, indem er unversehens die Frage auf das Gebiet der Staats-Polizei hinüber spielt: „Nur derjenige, sagt er (Etwas Vorläufiges S. 18), kann Unternehmungen von dieser Art (wie die Fragmente) als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: Sobald ein Volk unter sich einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es,[1]) folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwirft." Ich erkenne diese gefährliche Drohung in den Worten des Patriarchen wieder:

„Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. —

Zum Schlusse eine dreiste und beleidigende Herausforderung Lessings, das Buch von Räß doch zu widerlegen! So bereitete er sich selbst sein Geschick.

Ich werde auf Lessings Meisterstücke der Beredtsamkeit: Eine Parabel — Die Bitte — Das Abfagungsschreiben — nicht ausführlich eingehen: wer hat sie nicht gelesen, wer wird sie nicht wieder lesen? Die Parabel ist deutlich; der Pallast ist die christliche Religion; die verschiedenen Grundrisse desselben sind die Kirchen und Sekten; bei dem geringsten Lichtschein glauben die Wächter dieser Grundrisse den Pallast in Gefahr — und halten oft ein bloßes Nordlicht für eine Feuersbrunst. — Göze bezog die Parabel zwar auf die christliche

könnte. Der Herr Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzt, aber einige davon bedürfen allerdings noch einen sehr starken Beweis, die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch". Darauf nimmt er sie Satz für Satz nach seiner Weise durch.

1) Er will die Schrift, in welcher dieser rebellische Grundsatz als hohe Weisheit angepriesen wird, nicht namentlich anführen.

Religion, das Nordlicht aber einzig und allein auf die Fragmente [1]). Leſſing beabſichtigte daher, dieſe Parabel unter dem Titel: Der Pallaſt im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung, aufs neue herauszugeben; er hatte ſchon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen ſollten, auf beſondere Seiten geſchrieben. Es fand ſich darin nur der Entwurf zu einer Vorrede (X, 132), die ſo beginnt: „Dieſe Parabel iſt nicht das Schlechteſte, was ich geſchrieben. — — — Die albernen Deutungen des Herrn Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Göze läßt ſich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe ſie beſtimmt, die ganze Geſchichte der chriſtlichen Religion darunter vorzuſtellen.“ —

Als ein Commentar zu dieſer Idee kann das Bekenntniß dienen, welches Leſſing in der Bitte ablegt, wo er den Einwurf abweiſt, als verdienten die Schriften der Neuern unter den Feinden der Religion, in Vergleich mit den Alten, nicht aufbewahrt zu werden. Er bekennt nämlich, daß er an eine unüberſehbar lange Entwickelung des Chriſtenthums durch Jahrhunderte, ja Jahrtauſende glaube. — „Dazu bin ich der feſten Meinung, daß Welt und Chriſtenthum noch lange ſtehen werden, daß, in Betracht der Religion, die Schriftſteller der erſten zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt der Welt eben ſo wichtig ſein werden, als uns jetzt die Schriftſteller der erſten zweihundert Jahre ſind. — Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmähligen Schritt: und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung.“

So darf Leſſing endlich in dem Abſagungsſchreiben von ſich bekennen, er ſei ſich bewußt, daß er es weit beſſer mit der lutheriſchen Kirche meine, als Göze, der nicht den „allergeringſten Funken lutheriſchen Geiſtes habe, ja der auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſei“. Ja er möchte ihn ſelbſt, Luthern, zu ſeinem Richter haben. — „Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreiend, aber gleichgültig, daherſchlendern! [2]) — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſt: wer erlöſet uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde!“ —

Auf Luther kommt Leſſing ſo gern zurück. Wenn Göze und ſein Bundesgenoß,

---

2) Leſſings Schwächen. Erſtes Stück, S. 12., wo er ſich „die Mühe geben will, über dieſe Parabel nach den Grundſätzen des geſunden Menſchenverſtandes ein kleine Prüfung anzuſtellen“.

2) Nodnagel findet hier eine Anſpielung auf das Sprüchwort bei Zinkgref: Doctor Luthers Schuhe ſind nicht allen Dorfpfaffen gerecht. (Leſſings Dramen, 24.)

der Licenciat beider Rechte, Albrecht Wittenberg, mit dem Reichshofrath drohen, (in Berlin arbeitete Göze unter der Hand gegen Leſſing bei dem Miniſter Zedlitz — mit ſchlechtem Erfolge!) beruft ſich Leſſing nur auf Luther, und fragt, ob ein ſolcher Schritt, vor zweihundert und fünfzig Jahren mit Ernſt gethan, uns nicht um alle Reformation gebracht hätte? Was Luther für Rechte hatte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie habe? Er nennt Bahrdt und deſſen damals confiscirte Bibelüberſetzung, gegen welche Göze aufgeſtanden war, [1]) und nimmt den Mann, von deſſen Geiſt und Charakter ihn ſonſt eine Kluft trennte, gegen Göze in Schutz. „Wenn es itzt keinem Doctor der Theologie erlaubt ſein ſoll, die Bibel aufs neue und ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann; ſo war es auch Luther nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu: ſo war es Luther noch weniger erlaubt. [2]) Kurz, Bahrdtens oder eines andern Itztlebenden Ueberſetzung verdammen, heißt der Lutherſchen Ueberſetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehe .... Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſein; und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntniß der Wahrheit, nach ſeinem eigenen Gutdünken, fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzelnen, iſt kein Fortgang im Ganzen möglich."

„Herr Paſtor, wenn Sie es dahin bringen, daß unſere lutheriſchen Paſtores unſere Päbſte werden; daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen, — daß dieſe unſerm Forſchen, der Mittheilung unſers Erforſchten, Schranken ſetzen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päbſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht. — Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, wenn gleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuſcheuchen. So ein lutheriſcher Eifer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politicus wie ein Theolog." —

Leſſing durfte ſo ſprechen, er, der das Weſen des von der Kirche fortgepflanzten chriſtlichen Glaubens, unabhängig von der Bibel, in die lebendige Ueberlieferung (die Glaubensregel) der erſten Jahrhunderte ſetzte. Mit dem Princip der freien Schriftforſchung blieb er, nach ſeiner Ueberzeugung, ein beſſerer Proteſtant, als

1) Er ſchrieb dagegen ſeinen „Beweis, daß die Bahrdt'ſche Verdeutſchung des neuen Teſtaments keine Ueberſetzung, ſondern eine vorſätzliche Verfälſchung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes ſei".

2) Dieſe Stelle nannte Göze im 2. Stück von Leſſings Schwächen S. 99. ein bloßes Gewäſche. Leſſing nahm davon die Veranlaſſung zu dem ſo witzigen als lehrreichen „Kanzeldialog": „Ueber die von der Kirche angenommene Meinung, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde", die aber erſt im theologiſchen Nachlaß (doch noch bei Gözes Leben) herauskam. (XI, 521—535). Die gelehrten Anmerkungen, womit Leſſing ſeine Sätze beweiſen wollte, ſind bei dieſem Entwurfe unausgeführt geblieben.

der, welcher es dahin bringen wollte, daß die lutheriſchen Paſtores unſre Päbſte würden. Das hinderte ihn nicht, von ſeinem Standpunkte dem Katholiken die Hand zu reichen, von dem Standpunkte, den wir als den geſchichtlichen der Union erkannt haben. Man muß ſich wundern, unter denjenigen, welche Leſſing in dieſer Richtung verkannt haben, einem Hamann zu begegnen. [1])

Leſſing ſah in den beiden Kirchen, welche ſich in die Chriſtenheit theilen, keine ſo ſcharfen Gegenſätze, daß ſie nicht beide, ſeit ihrem Beſtehen, einem höhern Geſetze folgten, welches eine beſtändige Ausgleichung und Wechſelwirkung unter ihnen erhält. Eigentliche Religionsbewegungen [2]) wollte er in ſeinem Zeitalter, ſo voll auflöſender Arbeit an dem orthodoxen theologiſchen Syſtem, trotz ernſter dagegen erhobener Bedenken, nicht angenommen wiſſen (XI, 590); ſondern höchſtens Fermentationen, d. h. „Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit andern Dingen ſteht, nicht ändern, ſondern zur Aufklärung und zum Wachsthum deſſelben beitragen". „Die Fermentation geht durch die ganze Natur, da, wo ſie die nämliche Miſchung der Beſtandtheile findet. So auch mit den Religionen. Eine ſteckt die andere an; eine bewegt ſich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, welche die eine thut, thut die andre bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation geſehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die proteſtantiſche Kirche vor der katholiſchen vorausgewonnen, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Pabſtthums auf den Staat iſt jetzt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangeliſchen Kirche. Ja, wenn man dieſer verwehren will, auch weiter in ſich ſelbſt zu wirken, und alle heterogene Materie von ſich zu ſtoßen, wird ſie auf einmal eben ſo weit hinter dem Pabſtthum ſein, als ſie jemals noch vor ihm geweſen." — —

Von dieſem ſeinem höhern welthiſtoriſchen, man könnte ſagen, prophetiſchen Standpunkte, wobei es zunächſt um das Princip der freien Schriftforſchung zu thun war, war es ihm Göze gegenüber nicht ſchwer, mit einer ungezwungenen Wendung ſeinem Gegner den Vorwurf zurückzuſpielen, daß er den Proteſtanten

---

1) Hamanns Schriften VII, 239. An Herder, den 28. März 1785. „Was ſagen Sie zu Leſſings theologiſchem Nachlaß? Es iſt Schade um einige Stücke, daß ſie nicht ganz ſind. Manches iſt wohl nicht der Rede werth. Ich hatte mich eben an dem Paraſiten und Compilator H...l (?) übel und weh geleſen, fand daher deſto mehr Mark, Saft und Kraft an einem Manne, der ſelbſt gedacht, und dem es ein Ernſt geweſen, eine neue Bahn zu brechen. Unterdeſſen iſt es doch ſonderbar, daß der Genius unſeres saeculi ſpornſtreichs ſich in das Pabſtthum wieder ſtürzet, beſonders dadurch, daß man dem Volke die Bibel durch alle möglichen Sophiſtereien (!) zu verleiten und aus den Händen zu ſpielen ſucht."

2) Im December 1780 theilte der Herzog Ferdinand Leſſingen ein von dem Conſiſtorium eines evangeliſchen Reichsſtandes (vermuthlich Kurſachſen) bei dem Corpus Evangelicorum eingereichtes „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, beſonders der evangeliſchen Kirche" mit (XI, 547.). Darauf bezieht ſich das Fragment: „Ueber die letzigen Religionsbewegungen". XI, 590.

nur den Weg zur römiſchen Kirche bereite. Ihm iſt Proteſtantismus und wahres Lutherthum (Luthers Geiſt!) von ungehindertem Gebrauche freier Forſchung und Vernunft unzertrennlich, und doch ſteht er auch ſo dem Rationalismus und deſſen durchaus ſubjectiver Stellung zum Chriſtenthum, wie zur Bibel, ganz entgegen, denn er hält eben ſo ſehr an der Glaubensregel, wie ſie ſich in den früheſten Symbolen der Kirche ausſpricht, und der gemeinſame Grund aller chriſtlichen Kirchen iſt, feſt. Ohne dieſe iſt für ihn kein Chriſtenthum.

Göze war es, durch den Leſſing ſich immer mehr auf den Boden der katholiſchen Kirche hingedrängt ſah, damit er nur noch als ein Chriſt angeſehen werden möchte, da, in Göze's Augen, Chriſtenthum und Lutherthum unzertrennlich war. Eine ſonderbare Wendung war es mitten in dieſem Streite, daß, während Göze gegen Leſſing wegen der Herausgabe der Fragmente den Reichshofrath anrief, er (im Juli 1779) wegen Beleidigung der Katholiken in einer Predigt von dem kaiſerlichen Reſidenten in Hamburg bei dem Rath zu Hamburg verklagt wurde.[1]) Doch entging er, ſcheint es, der Anforderung eines Widerrufes, die der Rath zu Hamburg an ihn ſtellte.[2]) Diesmal hatte Göze den Spott von allen Seiten zu ertragen. „Rette doch, wenn es noch möglich iſt, den armen Göz in Hamburg aus den Händen des Reichshofraths (ſchrieb Karl Leſſing an ſeinen Bruder den 17. Januar 1780); daß er dich ihm überliefern wollte, mußt du nun vergeſſen!" — Leſſing, welcher überall, auch bei einem Göze, Standhaftigkeit und Conſequenz verlangte, fand ihn wegen ſolcher Schwäche verächtlicher, als je. „Schreiben Sie doch (leſen wir in ſeinem Briefe an Eliſe Reimarus vom 22. Juli 1780), ob es wahr iſt, daß der Hauptpaſtor widerrufen? Wenn er das gethan hat, ſo iſt er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unſinn, den er jemals gepredigt und geſchrieben, es koſte was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Iſt der Text von ſeiner Widerrufungspredigt zu haben?"[3])

Auf dieſen Vorfall ſpielt Leſſing an in der Berichtigung des Mährchens von tauſend Dukaten oder Judas Iſcharioth dem zweiten (X, 283), einem Flugblatt, welches er im December 1779 zu Regensburg ausgehen ließ, zu Widerlegung der eben ſo boshaften, als abgeſchmackten Lüge, als habe er von der Judenſchaft zu Amſterdam für die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente

---

1) Göze wollte in der Predigt am Sonntag Rogate den Beweis führen, daß weder die römiſch-katholiſchen, noch auch die reformirten, ſondern allein die evangeliſch-lutheriſchen Chriſten erhörlich beten können! (J. O. Thieß Leben 44.)

2) Gleim an Leſſing, den 20. Juli 1779. (XIII, 627.) „Der Rath hat von dem Patriarchen Widerruf verlangt; darüber hat der Patriarch ſich bei den Rechtsgelehrten zu Leipzig Raths erholt..." Eine Spur des Widerrufs hat ſich wenigſtens in den Akten des Hamburgiſchen geiſtlichen Miniſterii nicht entdecken laſſen.

3) Von einer ſolchen findet ſich indeß keine Spur. Nach dem Berichte bei Thieß ward ihm auf Vorſtellung des kaiſerlichen Miniſters jedoch nachdrücklich angedeutet, ſich ſolcher „conſtitutionswidriger" Reden zu enthalten.

ein Geſchenk von tauſend Dukaten erhalten und angenommen.[1]) Dieſes Mährchen war aus andern Zeitungen auch in das Wiener Diarium, Nr. 85, übergegangen, und Leſſing benutzte den Aufenthalt ſeines Stiefſohns in Wien, um in deſſen Namen und Charakter die wahre Beſchaffenheit der Sache und den Verlauf ſeines Streites mit Göze in das Licht zu ſetzen.[2]) Welche Schonung verdiente auch dieſer Eiferer, welcher ſich nicht entblödet hatte, dem Braunſchweigiſchen Hauſe, dem Leſſing diente, zu Gemüthe zu führen: „in welchen ſchlimmen Händen ſein Intereſſe ſei, und daß ein Menſch, der ſich kein Gewiſſen daraus gemacht habe, eine ſo ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die ſeine hohe Gerechtſame ſtreitig zu machen, und die Ehre ſeiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären". (Anti-Göze, dritter, X, 179).

Wir befinden uns mitten in den „Anti-Gözen", deren Ideengehalt übrigens, des Zuſammenhangs wegen, in dem Vorangehenden ſchon größtentheils vorweggenommen iſt. Den Stoff lieferte ihm Göze, außer dem „Vorläufigen Etwas", durch drei Stücke „Leſſings Schwächen."[3]) Die Anti-Göze kamen von Oſtern 1778 ab in einzelnen Bogen, jedes mit einem kräftigen Motto aus den Kirchenvätern oder Luther, heraus; Leſſing nannte dieſe Blätter ſelbſt nur Schnurren. „Und ſo eine Schnurre ſoll Göze unfehlbar jederzeit haben, ſo oft er in ſeinen freiw. Beiträgen eine Sottiſe wider mich und meinen Ungenannten ſagt. Dazu bin ich feſt entſchloſſen, und ſollte aus dem Göze eine förmliche Wochenſchrift werden"... ſchrieb er (XII, 505) an Reimarus, den Sohn.

Wie bei ſeinem Streite gegen Klotz, mußte Leſſing, nur in noch viel höherem Grade, über die vernichtende Schärfe ſeines Witzes, das Feuer ſeines Zorns Vorwürfe hören, aber er wußte, welch einen gefährlichen Gegner er an Göze hatte, dem bisher aus Furcht noch ein jeder das letzte Wort gelaſſen hatte. Dabei ging

---

1) Aehnliches wurde nicht lange nachher Dohm wegen ſeiner Schrift über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden angedichtet, daß er nämlich durch reiche Juden erkauft worden. In unſrer Zeit hieß es wieder von Voigt, daß er für das Werk über Hildebrand mit mehreren tauſend Dukaten vom Pabſte gewonnen worden! —

2) Die Literatur- und Theaterzeitung für d. J. 1780. S. 157. theilt am Schluß einer Recenſion der „Noch näheren Berichtigung" eine ſonſt nirgends gedruckten Stelle aus dem Briefe Leſſings an einen ſeiner Freunde mit: „Daß die tauſend Dukaten von der Judenſchaft in Amſterdam eine alberne Erdichtung iſt, können Sie ja wohl denken. Da ich ſie wegen der Fragmente erhalten haben ſoll, die man von einem Juden wider die chriſtliche Religion geſchrieben zu haben glaubt: ſo möchte man mich gern als einen Judas Iſcharioth verſchreien, der ſeinen Meiſter nicht für dreißig Silberlinge, aber doch für tauſend Dukaten abermals zu verkaufen im Stande wäre.",

3) Hamburg 1778 mit fortlaufender Seitenzahl (148 Seiten). Das dritte Stück mit einem Liede Klopſtocks auf dem Titel, deſſen letzte Strophe lautet:

Auch ſie, o HErr! haſt du verſöhnt,
Sie, deren Spott dich itzt verhöhnt;
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur regſten Reu' ihr Geiſt erwacht!

er, wie bei Klotz, auch wo er scheinbar von einer Empfindung des Zorns hingerissen wurde, mit aller Besonnenheit und Berechnung der Mittel zu Werke, wie er denn bei Uebersendung der ersten Stücke an seinen Bruder diesen bedenken hieß, daß er seine Waffen nach seinem Gegner richten müsse, und daß er nicht alles, was er γυμναστικως schreibe, auch δογματικως schreiben würde (XII, 502). In den antiquarischen Briefen hatte er den Stil und den Charakter der Alten für sich anzuführen, in den Anti-Göze liegen ihm die Kirchenväter, in denen er jetzt lebt, mit ihrer Kraft und durchfahrenden Geradheit viel näher. „Hieronymus sagte, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie vielmehr der Irreligion) der Art sei, in qua tolerantem esse, impietatis sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für mein Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll." —

Mit Verachtung weist Lessing Göze's Spöttereien über seinen Stil, wie über seine „Theater-Logik" ab (Anti-Göze II). „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich, mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben." — Dann aber: „Ich kenne keinen blendenden Stil, sagt er, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt ächten Glanz; und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen."

Von sittlicher Entrüstung getragen, nimmt Lessings Schreibart auch in den Anti-Göze, wo sonst der Ton der niedern Komödie vorherrscht, einen höhern Schwung. So bei dem Zionsrufe der Göze's, in den Wendungen des Evangeliums: „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsichten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie vieles Gute der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerem Gärtchen zu schaden? Warum bläst er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?" —

Gleich Anfangs (Anti-Göze I) hat er Gözes Ton und Manier gegen ihn mit dem eines „gewissen Monsieur Loyal in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennt" (es ist der Tartüffe), verglichen. „Er ist für

meinen Ruhm — ha! was liegt an dieſer Seifenblaſe? — er iſt für meine Seligkeit beſorgt! Er zittert ſo mitleidig vor meiner Todesſtunde! Er ſagt mir ſogar hier und da recht artige Dinge [1]), — nur damit es mich nicht allzuſehr ſchmerze, daß er mich aus dem Hauſe meines Vaters wirft." — (Anſpielung auf Ev. Joh. XIV, 2.)

Neuntes Kapitel.

Mitten im Kampfe gegen Göze [2]) geſchieht es, daß Leſſing das ſtärkſte und anſtößigſte aller Fragmente, das vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger, als eine beſondere Schrift [3]) herausgiebt, mit einer Vorrede, aber (was auffiel, ſich aber aus dem Streite mit Göze hinlänglich erklärt) ohne alle und jede Zuſätze, worin er, wie bei den frühern Fragmenten, von dem allgemein chriſtlichen Bewußtſein aus, die Sache des Glaubens zu wahren verſucht hätte. Dadurch eben ſteht dieſes Fragment, abgeſehen von dem Inhalt, ſo ſchroff,

1) Z. B. Etwas Vorläufiges Seite 69. „Ich beſorge ſehr, daß Herr Leſſing, wenn er in das Feld der Philoſophie und Theologie übergehen, und ſich in demſelben eben das Anſehen geben will, mit welchem er in ſeiner Dramaturgie und in andern Aufſätzen, welche die ſchönen Wiſſenſchaften betreffen, commandirt, ſehr gegen die vom Ariſtoteles ſo hoch verpönte μεταβασις εις ἀλλο γενος anſtoßen werde. Ich bewundere den Herrn Leſſing, wenn ich ſeinen Laokoon, ſeine antiquariſchen Briefe, vornehmlich aber ſein unnachahmliches Meiſterſtück, die Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet haben, leſe. Allein wenn ich ſehe, was er als Philoſoph für Grundſätze hat" u. ſ. w. Ein andermal (Leſſings Schwächen, II, S. 59) ſchreibt er: „Herr Leſſing iſt längſtens von ſeinen Verehrern, und zwar nicht ohne Grund, für den größeſten Meiſter unter den Verfertigern deutſcher Schauſpiele erklärt worden. Soll nun das Theater ſolche heilſame Wirkungen bei den Zuſchauern hervorbringen, (wie nämlich manche behaupten wollen —) wie vielmehr müſſen ſich dieſelben bei denen zeigen, die ſelbſt Schauſpiele, moraliſche Schauſpiele, Meiſterſtücke derſelben, verfertigen?" — Dies wendet er weiter mit einem argumentum ad hominem gegen Leſſing. S. 51 ruft Göze mit einem Seufzer, über den 8. Anti-Göze: „Ach, wie tief iſt der gefallen, der ſonſt in dem Felde der ſchönen Wiſſenſchaften als ein Morgenſtern glänzte, und auf den wir Deutſchen in dieſem Felde ſtolz zu ſein Grund hatten..!" Das ehrende Zeugniß, das Göze mit dieſer Anerkennung gleichſam gegen ſeinen Willen ſich ſelbſt ausſtellt, ſoll ihm unverloren bleiben.

2) Lachmann ſetzt die Herausgabe des neuen Fragments hinter alle 11 Anti-Gözen; allein dieſe Schrift mit Leſſing's Vorrede fällt noch vor den 8. Anti-Göze, wie aus Leſſing's Schwächen, II. Stück, S. 43 und 51 erhellt. Dieſes Stück gedenkt zu Anfang des neuen Fragmentes: „dieſer abſcheulichen Mißgeburt". Leſſing muß daſſelbe alſo ſchon im Frühjahr 1778, als der Streit mit Göze im Beginn war, in den Druck gegeben haben.

3) Mit dem Beiſatze: Noch ein Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. Leſſing. Braunſchweig 1778. 276 Seiten.

ſo herausfordernd da. Er geſteht im Eingang der Vorrede, daß dieſes Fragment, ſeinem erſten Gedanken nach, durch ihn entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu ſeiner Zeit, „in dem abgelegenen, ſo wenig beſuchten Winkel bibliothekariſchen Kehrichts" (ſo nennt er ſeine Beiträge) erſcheinen ſollte, in welchem ſeine Vorgänger erſchienen ſind. „Ich laſſe es mir ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?"

„Dieſes Fragment gehöre zu dem Fragmente über die Auferſtehungsgeſchichte, welches bereits ſo viele Federn beſchäftigt habe und wahrſcheinlich noch lange immer neun, gegen eine beſchäftigen würde, die gegen die übrigen Fragmente ſchreiben werden. Jeder Homilet, der ſich getraut, eine Oſterpredigt zu halten, getraue ſich auch, mit dem Ungenannten hier anzubinden. „Krüppel will überall voran tanzen . . ." Nicht als wenn Leſſing alle die, welche gegen dieſes Fragment bisher geſchrieben hatten, in dieſem ärmlichen Lichte erblicken wollte. In einigen derſelben, ſagt er, erkenne er wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ſei, wenn der Gegner nicht zu Boden liege [1]). Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten werde. Das neue Fragment ſolle dieſen Fehler des Herausgebers gut machen. Man werde vermöge deſſen, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urtheilen, und wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will. Er ſchließt nicht ſo: die Geſchichte der Auferſtehung iſt verdächtig; folglich iſt die ganze Religion falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu ſein vorgiebt; ſondern er ſchließt vielmehr ſo: die ganze Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung gründen will; folglich kann es auch mit der Auferſtehung ſeine Richtigkeit nicht haben, und die Geſchichte derſelben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren ſie auch wirklich trägt. — „Es hilft ſchlechterdings zu nichts, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen, darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöſcht werden ſoll."

1) Unter dieſen nimmt in mehr als einer Hinſicht die erſte Stelle ein Joh. Chr. Döderlein, damals Profeſſor der Theologie in Altdorf, ſpäter in Jena, Verfaſſer der Fragmente und Anti-Fragmente. Nebſt einigen Landkarten. Nürnberg 1778. Er behandelt hier nur das Fragment vom Durchgang der Iſraeliten und von der Auferſtehung. Seine Vorläufigen Betrachtungen über Zweifel, beſonders in der Religion, zeigen eine philoſophiſche und freiſinnige Denkart. „Iſt denn der allemal ein Feind der Religion, der gegen ihre Wahrheiten Zweifel erregt und Gegengründe vorträgt? — Ich wünſchte, daß ſtatt des Heulens und Wehklagens, wenn etwa unſre Meſſe ein Buch gegen die Religion geliefert, ſtatt des Anziehens der Sturmglocken, welche Miniſterien und Fiscale, Obrigkeiten und Pöbel in Bewegung ſetzen, den mordbrenneriſchen Künſten Einhalt zu thun und der beſtürmten Religion zu Hülfe zu kommen, ſtatt der wehmüthigen und furchtſamen Warnungen, dergleichen Schriften zu fliehen, wodurch man immer Schwäche und Bewußtſein, daß man nicht ausdauern kann, verräth, wie bisher die Bekanntmachung ſolcher Zweifel mit Dank und Freude, welche aus dem Bewußtſein einer höhern Sache und einer hinlänglichen Kraft zum Widerſtande entſpringt, aufgenommen würde."

Eine Schrift, worin, in Deutſchland wenigſtens, zum erſtenmale der bis dahin auch dem Deismus ehrwürdige Charakter Jeſu, das Ideal einer erhabenen Sittenlehre und reinen Gottesverehrung, zu dem Zerrbild eines politiſch-religiöſen Schwärmers und Verſchwörers, ſowie die Verbrüderung ſeiner Jünger zu einem berechneten Plane, die Welt zu täuſchen und zu betrügen, herabgezogen wurde — eine ſolche Schrift konnte bei ihrem erſten Eindrucke nur tief verletzen und Aergerniß erregen, bei weitem mehr, als das Fragment über die Auferſtehung. Daher ſetzte jenes Fragment eben ſo viel und noch mehr Federn in Bewegung. [1]) Von der andern Seite war es von dem Herausgeber dieſer Fragmente ebenſo folgerecht, als weiſe, mit demjenigen Stück zu Tage zu kommen, woraus der wahre und letzte Endzweck des Ungenannten mit Rückſicht auf das Chriſtenthum erſt deutlich hervorging, indem ſo erſt die Stellung der Apologeten zu dem Ungenannten, als einem außerhalb aller chriſtlichen und jeder Offenbarung ſtehenden Deiſten, deutlich und der Punkt ſichtbar wurde, wohin ihre Thätigkeit am meiſten und mit dem größten Erfolg zu richten war. In dem Maße verloren ſeine Angriffe auf einzelne Theile des ganzen Gebäudes weſentlich von ihrer Kraft und Bedeutung: ſowie das Fragment vom Zwecke Jeſu in höherm Sinne ſeine eigne Widerlegung in ſich trug. Daher ſind alle Gegenſchriften gegen jenes Fragment mit ihm ſelbſt längſt der Geſchichte anheimgegeben, und nur in dem trefflichen Werke F. V. Reinhard's, dem „Verſuch über den Plan, welchen der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchen entwarf" [2]), welches durch jenes Fragment ins Leben gerufen wurde, lebt ſeine Spur unter uns fort.

Eine von dieſen Gegenſchriften aber müſſen wir hier herausheben, weil ſie von einer Seite kam, woher Leſſing ſie am wenigſten erwartet haben ſollte, und die ihn ſchon ihrer Form wegen tiefer verletzen mußte, als alles, was von Göze gegen ihn ausging. Der Theologe, welcher das Werk der Auflöſung gegen das alte orthodoxe Syſtem der lutheriſchen Theologie faſt in allen ſeinen Theilen in einer langen Reihe von Schriften durchführte, der als Haupt einer Schule die zerſtörenden Wirkungen ſeiner Kritik weit über ſeine Lebenszeit hinaus verpflanzte, der Mann, deſſen Namen wir oben ſelbſt mit Leſſing's

1) Von Asbrand, Profeſſor und Prediger zu Rinteln, Blaſche, Profeſſor zu Jena, Fr. Chriſt. Göze, Prediger zu Danzig, E. W. Maſcho, Silberſchlag in ſeinem Antibarbarus (welchem Leſſing ſeinen Barbarus Antibarbaro entgegenſetzen wollte, XI, 517) u. A. — Heubner führt noch eine witzige Parodie von Chriſt. Kruſe, Vom Zwecke des Sokrates und ſeiner Schüler, für Freunde des Wolfenbütteler Fragmentiſten. Leipzig 1785, an. Die Allgemeine deutſche Bibliothek, 40. Bd., S. 356—428 enthält den ausführlichſten kritiſchen Bericht über das Fragment vom Zwecke Jeſu und der durch es hervorgerufenen Streitſchriften Durchaus nimmt ſie unter den Gegnern des Fragments ihren entſchiedenen Platz ein. (Dieſe frühere Periode der A. D. Bibliothek iſt im Vergleiche mit der ſpätern, in den Neunziger Jahren, in der Wöllnerſchen Epoche, eine poſitive zu nennen.)

2) Die erſte Ausgabe erſchien 1781, die fünfte, mit Zuſätzen und Anhängen von H. L. Heubner, Wittenberg 1830. Der erſte Entwurf der Schrift erſchien als akademiſche Gelegenheitsſchrift noch bei Leſſings Leben, 1780.

Namen verknüpften, ſo gewiß auch ſonſt die innern Gegenſätze ſie trennen, — Joh. Salomo Semler, erſchrickt über die Macht der Bewegung, deren er nicht mehr Herr werden kann, und glaubt ſie einzuhalten, wenn er ſich den Gegnern, wie eines Bahrdt, ſo des Ungenannten und eines Leſſing, zugeſellt. Er gab ein ausführliches Werk gegen den Ungenannten heraus [1]); dies betraf blos die Sache. Aber in einem kurzen Anhang mit dem Beiſatze: Von dem Zwecke Herrn Leſſing's und ſeines Ungenannten. Ein paar Fragmente eines Ungenannten aus meiner Bibliothek (1779), — eine kahle Traveſtie des Titels des von ihm widerlegten Fragments —, greift er Leſſings Gedanken: „dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöſcht werden ſoll" — als Thema eines Geſprächs heraus, deſſen Perſonen der Lord-Mayor von London, als Richter, ſein Secretär und ein Bürger John Bowling iſt. John Bowling hat ein Haus am hellen Tage in Brand geſteckt, weil er ein brennendes Licht auf dem Boden deſſelben angetroffen, welches möglicherweiſe während der Nacht eine Feuersbrunſt hätte anrichten können. Das Feuer, das in der Nacht hätte gefährlich werden können, wurde am Tage geſchwind gelöſcht, und den Feueranſtalten Gelegenheit gegeben, Ehre einzulegen. Wegen dieſer Handlung wird er vor den Richter gebracht.

„Mylord! ſagte der Secretär, laſſen Sie den Mann nach den Geſetzen verurtheilen, er iſt ſchuldig.

Lord-Mayor. Nein, das thue ich nicht; er iſt wirklich kein Böſewicht, ſondern er iſt nicht richtig im Kopfe. Bringt ihn nach Bedlam!

Mich nach Bedlam? ſagte Sir J. Bowling.

Lord-Mayor. Ja, Sir, da gehören Sie hin.

Und er wird nach Bedlam gebracht, wie ein jeder weiß, und ſitzt da bis auf den heutigen Tag."

Alſo Leſſing nach Bedlam! das iſt der Sinn des Geſprächs.

Das Alberne dieſes Schluſſes hätte den von der Beleidigung Betroffenen vielleicht darüber hinwegheben ſollen. Aber Leſſing war wirklich erbittert, ſo daß er ſich einige Tage in aller geiſtigen Thätigkeit gehemmt fand. Selbſt die Briefe an ſeine Freundin, Eliſe Reimarus, ließ er unbeantwortet; und als er endlich ſchrieb, ließ er ſeiner Erbitterung und Verachtung gegen Semler (den Schubiak Semler nennt er ihn) freien Lauf (XII, 530). Er war eben am fünften Akte von „Nathan der Weiſe", als er Semler's Buch erhielt: „Ich war über die impertinente Profeſſorgans ſo erbittert," ſchreibt er, „daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen ſo nöthig iſt, darüber verlor, und ſchon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen. Ich will ihm ein Briefchen aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll." [2]) Wie uns Semler beinahe um den Na-

1) Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten u. ſ. w. Halle 1779. Zweite Auflage 1780.

2) Bereits berichtete die Literatur- und Theaterzeitung von 1779, S. 553. ihren Leſern: „Der Herr Hofrath Leſſing, heißt es, wird eine Antwort auf das Geſpräch drucken

than gebracht hätte, so hatte er es dem Nathan zu danken, wenn Leſſing die ihm zugedachte Züchtigung hinausſchob, bis der Tod dazwiſchentrat. Zur Abwehr gegen einen Leſſing war niemand von der Natur weniger ausgerüſtet, als Semler mit ſeiner ſchwerfälligen Schreibart und Methode. Aber auch als Theolog wäre er in Gefahr gekommen, wenn Leſſing ihm alle die Widerſprüche, Halbheiten und Inconſequenzen mit der Schärfe ſeiner Logik aufgedeckt hätte, wie er es mit Maſcho that, den Göze zu ſeinem Bundesgenoſſen erwählt hatte. [1]) Leſſing hätte ihm blos zeigen dürfen, daß er im Grunde mit ſeinem Ungenannten auf ein und demſelben Boden ſtehe. Doch vorläufig wollte Leſſing nur wegen des Anhangs anbinden, (ſchreibt er ſeinem Bruder XII, 528,) und in Anſehung des Uebrigen abwarten, was die lutheriſchen Orthodoxen ſelbſt dazu ſagen würden. Wir haben nur einen kleinen Anfang ſeines „Briefes aus Bedlam" an Semler; hier iſt er (XI, 536): „Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre ſonſt ganz ernſthafte Widerlegung des Wolfenbüttler Fragments vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger mit einem luſtiggründlichen und gründlich-luſtigen Nachſpiel zu beſchließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwieſen zu werden."

„Nun bin ich mit dem großen Tollhauſe, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich beſonders ſchmerzen ſollte, wenn die Tollhäusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhäuschen ſperren möchten ..."

In dem Entwurfe der ſogenannten „Briefe an den Herrn Doktor Walch" verbittet er es ſich ernſtlich, mit Semler, „ungeachtet er mit ihm auf Einem Wege zu wandeln ſcheine" (nur daß ſie beide gewiß nicht nach Einem Orte wallen), zuſammengeſtellt zu werden: „So viel weiß ich nur, daß ich ſein Intereſſe von dem meinigen nicht früh genug abſondern kann. — Zudem" (fährt Leſſing fort) „hat mich unlängſt Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie ſtudiret, jetzt aber feſtere Wiſſenſchaften treiben ſoll (vermuthlich handfeſtere), nach Bedlam ins Tollhaus bringen laſſen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weiſe mit ihm zu thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf ſeine Seite, dächt' ich, ſprächt' ich, ſo wie er: würde es nicht ſcheinen, als ob ich wünſchte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten, und ſonach Befehl ſtellen möchte, daß man mich aus dem Tollhauſe nur wieder entlaſſen könnte! Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhauſe, in welches mich geweſene oder noch ſein wollende Theologen bringen, ſo wohl! ſo wohl!"

„Oder wollt' ich nun gar andrer Meinung mit ihm ſein, nur im Gering-

laſſen, welches Herr Dr. Semler ſeiner Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten angehängt hat und worin Herr Leſſing ein Wahnſinniger genannt worden."

1) Erſter Anti-Göze X, 170. „Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nämlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und verdächtig gemacht haben." — Vgl. das Fragment eines Entwurfs „Gegen Maſcho" XI, 514.

ſten mit ihm anbinden — Gott ſei bei uns! — er ließ mich vollends an Ketten legen!"

Man glaubt die Gräfin Orſina zu hören, als ſie gewahr wurde, daß man ſie für wahnſinnig ausgegeben: „Ich fühle ſo was!" — Und — „wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!" —

Welch ein ſeltſamer Stand der Dinge, wo ein Semler das Chriſtenthum gegen Leſſing, und bald darauf ein Baſedow daſſelbe Chriſtenthum gegen Semler zu vertheidigen auftritt! [1])

Wenn Leſſing in der letzten Zeit ſeines Lebens gegen die Theologen ſo erbittert ſich ausſpricht, ſo hat Semler mehr als andere dazu beigetragen. Doch gab es Theologen, welche Leſſing bis zu Ende aufrichtig ſchätzte und liebte, auch wenn er mit ihnen nicht auf einem und demſelben Boden in der Theologie ſtand. Einer derſelben war der verdiente Johann Auguſt Nöſſelt, Semler's Amtsgenoſſe an der Univerſität Halle. Nöſſelt gehörte früh zu den Verehrern Leſſing's; auf einer Reiſe im Jahre 1771 beſuchte er ihn zu Wolfenbüttel und es knüpfte ſich eine dauernde Verbindung zwiſchen beiden. Als Pockels in Braunſchweig, ein Schüler Nöſſelts, Leſſingen einſt einen Brief ſeines Lehrers mitbrachte, begrüßte er das Schreiben als ein „reiches Geſchenk" und ſetzte hinzu: „Das iſt doch noch ein Theologe, wie er ſein ſoll!" [2]) — es war gerade zu der Zeit, als er durch die Herausgabe der Fragmente mit der übrigen theologiſchen Welt zerfallen war.

Gegen Leſſing trat damals unter den Nichttheologen Johann Georg Schloſſer in dem Schreiben an Herrn O., Pfarrer zu L., über das Werk vom Zwecke Jeſu auf. [3]) Allein ſeine Vorausſetzungen ſind die nämlichen, welche Leſſing ſelbſt machte, nur daß er mehr die Erfahrung, Leſſing mehr die Idee im Auge hatte, daher er die Welt, wie ſie iſt, für wenig reif zu ſolchen Verſuchen erklärte, wie Leſſing mit der Herausgabe ſolcher Fragmente ſie machte. Von dem er aber noch weniger wiſſen will, das iſt Semler mit ſeiner Widerlegung. Das Göttliche in Chriſti Lehre ſei Gegenſtand des Gefühls, mehr des Herzens als des Kopfes, und die Geiſtlichen würden mehr thun, wenn ſie „mehr Apoſtel und weniger Theologen wären" (S. 112). „Könntet ihr Herren das begreifen und darnach thun, wie ſehr wollt' ich's Leſſingen danken, daß er durch dieſes Buch euch dahin gebracht hätte; aber da ich das nicht hoffe, ſo danke ich's ihm gar nicht, daß er das Buch hat drucken laſſen; denn er

1) Baſedow's „Urkunde von der neuen Gefahr des Chriſtenthums durch die ſcheinbare Semlerſche Vertheidigung deſſelben, wider den ungenannten Fragmentiſten". 1786. Kurz vorher erſchien ſein: „Vorſchlag an die Selbſtdenker des 19. Jahrhunderts (!) zum Frieden zwiſchen dem wohlverſtandenen Urchriſtenthum und der wohlgeſinnten Vernunft", worin er gegen den Fragmentiſten die Einheit des bibliſchen Chriſtenthums und der natürlichen Religion behauptete.

2) Leben, Charakter und Verdienſte Nöſſelt's, von J. A. Niemeyer, I, S. 187.

3) J. G. Schloſſer's Kleine Schriften. III, Baſel 1783. S. 34—113.

konnte wohl wiſſen, daß unter uns ſo wenig Köpfe ſind, die ſolch' eine Laſt tragen können, weil ſo wenig Herzen da ſind, die einem ſo beladenen Kopfe das Gegengewicht halten können."

Bedurfte es für Leſſing eines bei der Mit- und Nachwelt unverdächtigen Bundesgenoſſen, ſo ſtand gleich Anfangs ſein Freund Matthias Claudius im Wandsbecker Boten für ihn auf. Wer kennt nicht die drollige und dabei ſo fein gehaltene „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan", [1]) worin Asmus dem Chan über die Fragmente im vierten Beitrag und Leſſing's Zuſätze einen unpartheiiſchen Bericht abſtattet [2]), in Folge deſſen zuletzt der Chan ſein Gefallen an Leſſing bezeugt und fragt, ob er wohl Luſt haben ſollte, nach Japan zu gehen? — „Ich weiß nicht, Sir! wenigſtens müßte Ew. Majeſtät ihm die Conditiones ſehr bündig und detaillirt vorlegen laſſen, denn er mag gern alles hell und klar mit ſeinen Augen ſehen."

Leſſing fühlte ſich dem Wandsbecker Boten ſehr verpflichtet. „Mein lieber Claudius," ſchreibt er ihm (XII, 504), „danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tauſendmal, daß er ſich meiner bei Seiner Majeſtät dem Kaiſer von Japan ſo günſtig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm ſo ſchwer zu haben beſchrieben? Einen salvum conductum für meinen Bauch und ich komme ... Denn genug, daß ein Aſiatiſcher Monarch kein Europäiſcher iſt, und ich wenigſtens von den Jannabos an ſeinem Hofe nichts werde zu beſorgen haben ..." und wie er weiter in den Ton des ehrlichen Asmus eingeht.

Die Herausgabe des Fragments vom Zwecke Jeſu (wovon übrigens Leſſing unaufgefordert nicht einmal ſeinen nächſten Freunden Exemplare mittheilte, um dem Schein abſichtlicher Verbreitung zu entgehen), das Aufſehen und Aergerniß, das ſich daran knüpfte, führte endlich das herbei, was Göze und ſeine Sinnesgenoſſen bezweckt, Leſſings Freunde befürchtet hatten. Die Obrigkeit trat dazwiſchen. Das erſte war der Verluſt der Cenſurfreiheit. Die Waiſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig, welche die Beiträge, die Anti-Göze und das Fragment vom Zwecke Jeſu verlegt, erhielt unter dem 6. Juni 1778 den Befehl, nicht das Geringſte mehr von Leſſing zum Druck anzunehmen, wovon nicht zuvor die Handſchrift Einem fürſtlichen Miniſterium eingeſandt und von demſelben gebilligt wäre, noch viel weniger, wenn dergleichen etwa unter der Preſſe ſich befinden ſollte, es auszugeben, dagegen ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Exemplaren des dritten und vierten Theils der Beiträge und der

1) M. Claudius Werke, III. Theil. Stuttgart 1844. (Wandsbeck 1774) S. 34.

2) „So ein Trupp Religionszweifel (heißt es) iſt aber wie die Klapperſchlange, und fällt über den erſten beſten wehrloſen Mann her; das will er nicht haben und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel ein Felsſtück mit ſcharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis ſich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüſte . ."

darauf ſich beziehenden Stücke, nebſt einer Note über den Betrag des bisher daraus gezogenen Erlöſes einzureichen und kein Exemplar mehr davon zu verkaufen. Als Urſache der zurückgenommenen Cenſurfreiheit gab das fürſtliche Reſcript an, daß Leſſing die ausdrücklich beigefügte Clauſel, nichts drucken zu laſſen, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, höchſt muthwillig übertreten habe. [1])

Auf dieſen Erlaß richtete Leſſing ſeine Verantwortung an das Miniſterium: „Er habe die Cenſurfreiheit nur ſo verſtehen können, daß er für ſeine Perſon, aus ſeinem Kopfe, in einem dogmatiſirenden, affirmativen Tone nichts ſolle drucken laſſen, was beſonders der Religion entgegen ſei; unter dieſem Verſtande wäre ihm nichts heiliger geweſen, als dieſe Clauſel. Wenn aber der Concipient dieſes Reſcripts ſie nun auch dahin ausdeuten wolle, als ob ihm dadurch unterſagt worden, daß ſelbſt von dem, was er von fremder Arbeit aus Manuſcripten bekannt machen würde, nichts die Religion betreffen müſſe, ſo könne er unmöglich glauben, daß dies des Herzogs Meinung ſei. Es ſei ja von jeher erlaubt geweſen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verſchaffe, ſie beantworten zu können und unſer Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen geſagt würde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe ſeiner Beiträge aufgegeben, als ſich einer ſo unchriſtlichen Einſchränkung unterworfen haben, die dem regierenden Herzoge gar nicht ähnlich ſehe. Er ſelbſt habe die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen lutheriſchen Theologen mehr gelobt worden, als ihm die Beſcheidenheit nachzuſagen zulaſſe. Er werde aber deſſenungeachtet gehorchen, und von den Fragmenten nichts mehr drucken laſſen, ehe er es nicht einem fürſtlichen Miniſterium zur Unterſuchung vorgelegt. Doch hoffe er, daß es der Waiſenhausbuchhandlung bedeuten werde, unter das Verbot der Fragmente nicht ſeine Anti-Gözeſchen Blätter mitzurechnen; denn dieſe bitte er, nach wie vor, ohne Cenſur in dem Verlage derſelben drucken laſſen zu dürfen. Er wäre in dieſem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterſte, was er gegen Göze bisher vorgebracht, wären nur Complimente gegen das, womit Göze ihn beleidiget; und der ganze Streit hätte auf die chriſtliche Religion keinen Einfluß."

Hierauf erfolgte unter dem 13. Juli ein Reſcript an ihn, das der regierende Herzog (in Abweſenheit des Erbprinzen) zu ſigniren zwar Anſtand genommen, aber auf Zureden des Miniſters endlich doch ſignirt hatte. Es war des noch ſchärfern Inhalts: „Die Handſchrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter, nebſt den etwa genommenen Abſchriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuſchicken, und ſich aller ferneren Bekanntmachung dieſer Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bei Vermeidung ſchwerer Ungnade und ſchärfern Einſehens, gänzlich zu enthalten. Auch ſei ſeine Dispenſation von

1) Leſſing's Leben, von Karl Leſſing, I. S. 395.

der Cenſur hiermit aufgehoben, und das Original davon von ihm zurückzuliefern".

Dieſem Befehle gehorchte Leſſing ungeſäumt, und gab das Original der Dispenſation von der Cenſur zurück. Er war verſichert (bemerkte er dabei), daß er durch den Gebrauch derſelben mehr Gutes als Böſes geſtiftet habe, und ſei es ihm ſehr gleichgültig, ob dieſes jetzt oder hier (in Wolfenbüttel und Braunſchweig) einige Theologen begriffen oder nicht. Er überreichte zugleich, fährt Karl Leſſing fort, das Manuſcript in aller Vollſtändigkeit, nur in etwas beſſerer Ordnung, als er es gefunden. Es fehlten zwar daran einige Bogen, er zeigte aber an, daß der Erbprinz ſie bei ſich hätte. Das, was er ablieferte, betrug 775 beſchriebene Oktavſeiten. Er bat um ein Recepiſſe, mit dem er ſich einmal über das Abkommen dieſes Manuſcripts von der Bibliothek legitimiren könne, [1]) und ſchloß damit, „daß der kleinere Theil davon, welcher in den Fragmenten des erſten Entwurfs, in der herzoglichen Bibliothek geſtanden, ganz und völlig ausgearbeitet, bereits in mehreren Abſchriften exiſtire und von Hand zu Hand gehe. Käme das ganze Werk an's Licht, als wozu die vom Conſiſtorio zu Wolfenbüttel ſo unbedachtſam eingeleitete Confiscation einiger Stücke deſſelben leicht Gelegenheit geben könnte, ſo möchte man ihn außer Verdacht eines Antheils daran haben".

Unter dem 3. Auguſt erfolgte die Reſolution (die man wohl, vermuthet Karl L., um dem kranken Herzoge nicht läſtig zu fallen, ohne ſein Wiſſen ſignirt haben mochte), daß ſein Geſuch (die Ausſtellung des Recepiſſe) nicht ſtatt habe, daß er aber ohne Vorwiſſen des Miniſteriums auch auswärts nichts drucken laſſen dürfe. Zugleich wurde ihm ernſtlich verwieſen, „daß er das fürſtliche Conſiſtorium bei Ausübung der, dieſem Landescollegio obliegenden theuern Pflichten, einer Unbedachtſamkeit zu beſchuldigen, ſich nicht zu viel ſein laſſen".

Dieſes alles beunruhigte Leſſing nicht, und diente vielmehr dazu, ihn in eine heitere Stimmung zu verſetzen, da alles ſo kam, wie er es vorhergeſagt hatte. Denn, wie Karl Leſſing bemerkt, ehe das Braunſchweigiſche Miniſterium ſein Verbot gegen die Fragmente erließ, wurden die Beiträge wenig geleſen. Nachdem ſie aber confiscirt waren, wollte jedermann wiſſen, was es wäre, daß ſo viele chriſtliche Goliathe und Davide ſich aufmachten, dem Herausgeber einen Felſen oder ein Steinchen an den Kopf zu ſchleudern. Die Fragmente

1) Wenn Schönemann (im Serapeum 1844. S. 231) dieſes Alles für ein unrichtiges Vorgeben erklärt haben will, ſo kann man ihm nicht anders als beiſtimmen. Da Leſſing einmal öffentlich die Fragmente in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden haben wollte, ſo konnte er auch gegen das Miniſterium keine andere Sprache führen. Aber Schönemann will dieſes unrichtige Vorgeben auf Rechnung von Leſſings Brüder ſetzen, und ſogar das Recepiſſe, weil es ſich nicht bei den Bibliothekakten befindet, für ſeine Erdichtung halten. Allein unmittelbar dahinter berichtet ja Karl L. ſelbſt, daß das Geſuch um das Recepiſſe abgeſchlagen worden ſei! —

wurden alſo nachgedruckt „und ſogar von Leuten geleſen, die außer ihrer Poſtille kein Buch anſehen". — Ebert war ganz auf Seiten Leſſings, wollte aber den Abt Jeruſalem gewiß, und den geheimen Rath von Braun ſehr wahrſcheinlich als frei von aller Schuld betrachtet wiſſen. Hierauf antwortete ihm Leſſing: „Die Confiscation derſelben beluſtigt mich herzlich. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon ſein, wer da will! Ich ſehe nur nicht, warum ich eben die vom Verdacht ausnehmen ſoll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf ſich kommen laſſen wollen, und ich weiß vorlängſt, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zuſammen oft nicht mehr als ein altes Weib ſind." [1])

Der Bruder und die Freunde in Berlin und in Hamburg machten ſich viel Beſorgniß. Mendelsſohn, der ſeine Stellung außer den Partheien einnahm, ließ Leſſing um Mittheilung einer Abſchrift von der Unterſagungsakte bitten. Er wollte darüber ein öffentliches Schreiben an ihn in den Druck geben. Er hatte immer prophezeit, daß es ſo kommen werde (XIII, 607). Leſſing beruhigte ihn und den Bruder: „Ich habe meine Urſachen, ſchrieb er vom 23. Juli (indem er die „Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze" überſchickte) warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geſchehen laſſe. Nur ſollte man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, feſt entſchloſſen, die Sache aufs Aeußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeintlichen Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico (wie der Bruder ſchon befürchtet hatte) iſt nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden ſehr zu fürchten habe. Denn (Du wirſt lachen), ich habe ein ſicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen und unter ſich ſelbſt uneins zu machen, ſo wie Paulus das Synedrium." Der nämliche Gedanke, den wir in dem Schreiben Leſſings an Eliſe Reimarus (XII, 508), mit Bezug auf die „Nöthige Antwort", angetroffen haben. Dieſer Freundin ſchreibt er noch: „Man hat ſich die Abweſenheit des Erbprinzen und die Schwachheit des alten Herzogs, da er ſelbſt wenig mehr nachſehen und unterſchreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Verſicherung (fährt er fort), daß beide an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um ſo viel freieres Feld, mich gegen das Miniſterium ſo mauſig zu machen, als ich nur Luſt habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Göze und Compagnie ſollten dabei ſo wenig gewinnen, daß alle und jede,

1) XII, 507. Man denkt an Schillers Epigramm:

Jeder, ſieht man einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig,
Sind ſie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl bedauern ſollten. Denn, im Ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten." — „Dieſe Streitigkeit, ſagt er in einem ſpätern Schreiben an dieſelbe, iſt nun ſchon mein Steckenpferd geworden, das mich nie ſo herabwerfen kann, daß ich den Hals brechen müßte. Den Stall wird man einem Steckenpferde gewiß nicht verſagen, wenn ich ihn nicht ſelbſt aufkündige."

Aus einem Schreiben Eſchenburgs an Nicolai, vom 31. Auguſt 1778, [1]) geht hervor, daß in Folge dieſer Mißhelligkeiten zugleich den Profeſſoren am Carolinum die Cenſurfreiheit, deren ſie ſich bisher erfreut hatten, genommen wurde.

Unterdeſſen waren in Sachſen, Leſſings Geburtslande, ſeine Schriften gegen Göze bei fünfzig Thaler zu leſen und zu verkaufen verboten worden [2]), was natürlich, wie die Conſiscation der Fragmente in Braunſchweig, nur dazu beitrug, ihre Verbreitung und Wirkung allgemeiner zu machen. Karl Leſſing giebt ſeinem Bruder dieſe Nachricht, vermuthet aber, daß daran die ſächſiſche Regierung gar nicht ſchuld ſei, ſondern nur das Conſiſtorium, welches Statum in statu mache.

Bald trat auch das Braunſchweigiſche Miniſterium wegen „der Nöthigen Antwort" wieder auf, indem es Leſſingen, unterdem 17. Auguſt 1778, dieſen Schritt verwies und ihm nochmals verbot, etwas in Religionsſachen, ſo wenig im Braunſchweigiſchen, als im Auslande, unter ſeinem, noch andern angenommenen Namen, ohne Genehmigung des fürſtlichen geheimen Miniſterii drucken zu laſſen. [3]) Deſſen ungeachtet blieb Leſſing ſeinem Entſchluſſe treu, und ließ in Hamburg, wohin er im Sommer eine Reiſe machte, „Der Nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze" Erſte Folge, drucken; womit eine ganz neue Reihe von Anti-Gözen angefangen hätte, wenn nicht Göze mit eins für immer verſtummt wäre. Leſſing hatte ſich eines andern verſehen und ſcherzte darüber. [4]) Göze's Verſtummen wurde von der Welt als ein Bekenntniß ſeiner Niederlage hingenommen. [5]) Das Braunſchweigiſche Miniſterium nahm indeß von jener „Erſten Folge" keine Notiz und verfügte nicht das Geringſte

1) Handſchriftlich, in Danzel's Papieren.

2) Literatur- und Theaterzeitung. Berlin 1778. S. 592.

3) Leſſings Leben I, 404. Die Nöthige Antwort trägt zwar als Druckort auf dem Titel: Wolfenbüttel, war aber in Berlin bei Voß gedruckt.

4) An Eliſe Reimarus, den 16. December 1778: „Göze, hat man mir geſchrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches gerad die zwei Stunden wären, die er ſonſt zu meiner Widerlegung beſtimmt gehabt hätte. Wenn das iſt, ſo will ich noch heut anfangen, um ſeine Geneſung zu beten."

5) Göze erlebte noch Leſſings theologiſchen Nachlaß (1785) und darin diejenigen Blätter, womit Leſſing ihn beim Leben verſchont hatte; aber auch jetzt ſchwieg er. Er wandte ſich andern Streitigkeiten zu, welche ſeine Lebenszeit bis an ſeinen am 19 Mai 1786 erfolgten Tod ausfüllten.

dagegen. Der dritte und vierte Theil von Leſſings Beiträgen wurde auch wieder zum Verkauf freigegeben, und Leſſing ſchrieb was ihm beliebte; nur wagte er nicht, es im Braunſchweigiſchen drucken und verlegen zu laſſen.

Was den Erbprinzen betrifft, welcher nicht lange darauf (1780) die Regierung antrat, ſo blieb er, berichtet ſein Geſchichtſchreiber Pockels, [1]) lebenslang dem alten Glaubensſyſteme mit entſchiedener Anhänglichkeit treu, nicht blos aus Gewöhnung, ſondern weil es, nach ſeiner Meinung, in den Leiden des menſchlichen Lebens mehr Kraft und Ruhe, als die ſogenannte Aufklärung gebe. Daher war er der Verbreitung der neuen Aufklärungsmethode, wegen ſo mancher Mißgriffe derſelben, nicht ſehr günſtig, ob er gleich in mancher Hinſicht ſie in ſeinem Lande ſpäter duldete, und ſelbſt befördern half. Er warnte einſt einen Lehrer ſeiner Kinder: nichts von Semlers neuen Begriffen vorzutragen. Er zeigte ſich einſt ſehr überraſcht, als ein freidenkender Theolog, welchem er bei ſeinen Religionsſchriften zur Vorſicht rieth, ſich unter andern auf Jeruſalem berief, deſſen nachgelaſſene Schriften eben unter der Preſſe waren. „Iſt es möglich", rief der Herzog, welcher bisher Jeruſalem für einen Orthodoxen gehalten, mehrmals aus „daß ſich mein alter Lehrer auch noch von den Neologen hat anſtecken laſſen?" Jeruſalem (ſetzt Pockels hinzu) hatte ſich nämlich bei den bisherigen Religionsſtreitigkeiten ſo fein und neutral benommen, daß er für oder wider keine Parthei hervortrat, obgleich damals die ganze theologiſche Welt, und vornehmlich Leſſing, die Augen auf dieſen geiſtreichen Veteran gerichtet hatte. [2])

Die Herausgabe der Leſſingiſchen Fragmente, fährt Pockels fort, ſah der Herzog ſehr ungern, weil das neue Ungewitter gerade in ſeinem Lande ausbrach, und weil ihm alles polemiſche „Gewäſch" höchſt läſtig war. Sie empörte den Herzog um ſo vielmehr, als nun vollends das theologiſche „Gegrinſe" zwiſchen Leſſing und Göze jahrelang fortgeſponnen wurde, und die alten Braunſchweigiſchen Theologen nicht aufhörten, den „Ketzer" zu verdammen. Als der Herzog Leſſings Vorrede zum Zweck Jeſu und ſeiner Jünger geleſen hatte, ſagte er mehrmals: „Warum ſchreiben denn dieſe Leute ihre Sachen nicht in lateiniſcher

1) Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg. S. 117.

2) Davon legt das Fragment: Hilkias, in Leſſings theologiſchem Nachlaß (XI. 449) Zeugniß ab. Jeruſalem hatte in ſeinen Briefen über die Moſaiſchen Schriften und Philoſophie die Frage: ob das Exemplar des von dem Hohenprieſter Hilkias zu Joſias Zeiten wiedergefundenen Geſetzbuches das einzige damals vorhandene Exemplar geweſen — unbedingt verneint, da die Bejahung von denjenigen, welche die Authenticität der Moſaiſchen Schriften überhaupt in Zweifel zogen, zur Beſchönigung dieſes ihres Zweifels gebraucht worden. Dieſe Frage discutirt Leſſing; es ſchien ihm, daß ſich der würdige Mann durch ſeine gute Abſicht zu weit verleiten laſſen. — „Ich verwerfe die Folge (mit Hinſicht auf die Zweifel gegen die Aechtheit); aber über die Behauptung läßt ſich wenigſtens noch ſtreiten. Und worüber ſich noch ſtreiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andere Theil annehmen können, ohne desfalls einer Unverſchämtheit beſchuldigt zu werden."

Sprache, damit dieſes Aergerniß nicht allgemein verbreitet werde?“ Darauf hätte er die Antwort in dem vierten Anti-Göze finden können. An einem andern Orte (S. 174) giebt Pockels zu verſtehen, daß des Herzogs Unwille über die „unangenehme Fragmentengeſchichte“ vermehrt wurde, da jene gerade in die Zeit fiel, wo der Herzog wegen der ſchrecklichen Lage des verſchuldeten Landes ſehr verſtimmt war.

Ungeachtet ſolcher Geſinnung zeigte Karl Wilhelm Ferdinand, als er die Regierung angetreten, ſich gegen Leſſing ſehr gnädig und theilnehmend. Denn als im November 1780 der braunſchweigiſche Geſandte in Regensburg ihm gemeldet hatte, wie ihm der ſächſiſche Geſandte im Vertrauen eröffnet, daß nächſtens an den braunſchweigiſchen Hof ein Excitatorium von dem geſammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um Leſſingen als den Herausgeber und Verbreiter des ſchändlichen Fragments *von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger*, zu verdienter Strafe zu ziehen, ließ der Herzog ihn ſelbſt nach Braunſchweig rufen, und eröffnete es ihm, mit der großmüthigen Verſicherung ſeines Schutzes! Allein Leſſing bat den Herzog ausdrücklich, daß er ſich ſeiner in keinem Stücke annehmen, ſondern in allem, ohne die geringſte Rückſicht auf ihn, ſo verfahren möge, wie Er glaube, daß ein deutſcher Reichsſtand verfahren müſſe. Dieſes meldete Leſſing ſeiner Freundin Eliſe, nicht ohne das Bewußtſein, daß er diesmal zu ſchroff aufgetreten; denn er geſteht, daß er es zuletzt faſt bereut hätte, dem Herzog ſo gleichgültig und ſicher geantwortet zu haben. „Denn ich begreife nun wohl, daß eine ſolche Aeußerung niemand verdient, der uns nützlich zu ſein wünſcht. Indeß war an meiner mürriſchen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: *ich möchte um alles in der Welt gerne verfolgt ſein*; und bilden ſich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man ſich nicht einmal mit mir einlaſſen will. — Aber, meine Liebe, wie weit ſind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernſte von mir denken! Kann ſein, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Baſtard eines großen Herrn vorging, der nicht ſagen wollte, wer er ſei, und ſich lieber unſchuldig wollte hängen laſſen, nur um ſeinem Richter recht ſchwere Verantwortung bei ſeinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei tröſten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, ſeid ihr des Teufels, daß ihr unſers gnädigen Herrn Baſtard wollt hängen laſſen? Und weiß ich denn etwa nicht, *weſſen großer Herren lieber Baſtard ich bin?* — Alſo nur friſch die Leiter hinan! und daß nur niemand beſorge, als werde ich mich wohl gar aus Angſt verſchnappen“...

Leſſing konnte ſich beruhigen; von dem angedrohten Excitatorium des Corpus Evangelicorum hat niemals etwas verlautet. [1])

1) In N. A. *Herrich's* Fortſetzung von Schaurothe Sammlung aller Conclusionum etc. des Corporis evangelici, von 1753 bis 1786. Regensburg 1786, findet ſich wenigſtens keine Spur dieſer Sache.

Was Leſſing hier halb im Scherze gegen die Freundin von ſich ſagt, hat er in dem Entwurfe einer „Vorrede[1])“ mit feierlichem Ernſte ausgeſprochen. „Ich muß nur ſchon vor aller Welt bekennen, beginnt er, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einſehe, wie ein ſolcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei geſundem Verſtande bleibe. Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Menſch von meiner Denkungsart vorausſehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieſer Verdruß nur von außen kam; daß mir mein Gewiſſen nichts vorzuwerfen hatte; und daß die verächtlichſten Menſchen die wohl nicht ſind, welche nicht alles vorausſehen mögen, was ſie gar wohl vorausſehen könnten.“... „Verläumdungen ſind ja nur Verläumdungen und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Urſache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel iſt, und der Abgrund, in welchen ſie ſtürzen, an ihrem Unglücke immer die kleinſte Schuld hat ...“

Zehntes Kapitel.

Als Leſſing eben mit der Abfaſſung der „Nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze“ den Streit auf einen neuen Boden verſetzte und auf einen langen Krieg ſich vorbereitete[2]) (dem aber Göze, wie vorhin bemerkt, zeitig aus dem Wege ging), ſchrieb er an ſeinen Bruder vom 11. Auguſt 1778: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſein. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, wie viel man braucht; und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir wohl damals nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen, und Du kannſt nachſtehende Ankündigung[3])

1) XI, 557. Das Werk, welchem dieſe Vorrede beſtimmt war, giebt der Inhalt nur im Allgemeinen an. Sie iſt vom Jahre 1779 oder 1780.

2) Indem er dem Bruder und Voßen für die prompte Beſorgung des Bogens dankt, fügt er hinzu: „Es wird auf Gözen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß ſein werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweiſe laſſen ſich Folianten zuſammenſchreiben.“ (XII, 309).

3) So lautet die Aufſchrift eines Octavblattes, welches Leſſing durch ſeine Freunde einzeln verbreiten ließ, und das ſich in der Literatur- und Theaterzeitung, Berlin

nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken laſſen und ausſtreuen, ſo viel und ſo weit Du es für nöthig hältſt. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I, Nov. III, Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

Auch an Eliſen ſandte er am 6. September die Ankündigung des Nathan und bemerkte dabei: „Ich muß verſuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigſtens noch ungeſtört will predigen laſſen."

Dieſe Ankündigung gleicht zu ſehr einer Confeſſion, als daß der leitende Gedanke hier übergangen werden ſollte. „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern ſoll, die ich mit derjenigen frommen Verſchlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der ſie allein glücklich zu betreiben iſt (er zielt auf das miniſterielle Verbot, die Streitigkeit gegen Göze fortzuſetzen); ſo führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatraliſchen Verſuche in die Hände, von dem ich ſehe, daß er ſchon längſt die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß, ihm dieſe zu geben, ich wohl keinen unſchicklicheren Augenblick hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdruſſes, in welchen man immer gern vergeſſen möchte, wie die Welt wirklich iſt. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir ſie denke, iſt eine eben ſo natürliche Welt, und es mag an der Vorſehung wohl nicht allein liegen, daß ſie nicht eben ſo wirklich iſt."

„Dieſer Verſuch iſt von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weiſe, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalt nichts ſagen; genug, daß er einer dramatiſchen Bearbeitung höchſt würdig iſt, und ich alles thun werde, mit dieſer Bearbeitung ſelbſt zufrieden zu ſein." —

Im erſten Augenblick erwartete man aller Orten ein Stück gegen die Theologen in dem Tone der Anti-Gözen. So ſelbſt ſein Bruder in Berlin. Mendelsſohn faßte bald die richtigere Anſicht. Leſſing antwortete ſeinem Bruder vom 20. October: „Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt, und beſorgt ſich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, ſelbſt Du haſt Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt (und den Du auch in dieſer

1778, S. 655—657, in den Schleſiſchen und anderen Zeitungen abgedruckt findet. In der Lachmann'ſchen Ausgabe findet man dieſe Ankündigung unter den Zuſätzen XIII, 653.

Folge beobachtet finden wirst [1]), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Luft, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade."

Bereits Anfangs November war das Stück im Wesentlichen beendet. Wiederholt bemüht sich Lessing, dem Bruder das Vorurtheil zu benehmen, als müßte Nathan der Weise in seinen Streit mit Göze eingreifen, und sei darauf angelegt. „Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise (aus Italien) vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Stande und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfing, gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, poliren und erst zu Weihnachten anfangen, alles auf's Reine zu schreiben, und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Früher habe ich damit nie erscheinen wollen. [2]) — Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, setzt Lessing zur Beruhigung des Verlegers, Voß, hinzu, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."

Am ersten December überschickte Lessing seinem Bruder den Anfang seines Stückes, um ihn auf einen Bogen absetzen zu lassen: „damit ich ungefähr wissen kann, was so ein Bogen faßt, und ich meinen Pegasus ein wenig anhalten kann, wenn er freies Feld sieht."

---

1) Die Rede ist von „der Nöthigen Antwort" und deren Ersten Folge gegen Göze. Beide Bogen zeugen von dem Bestreben, einen ganz ernsthaften Ton beizubehalten. Karl Lessing schrieb ihm bei Uebersendung der Exemplare der Nöthigen Antwort (den 4. August 1778): „Teller, als Censor, meint, alles, was in einem solchen Tone geschrieben wäre, könnte hier ohne Bedenken gedruckt werden; aber der Ton, der im Anti-Göze herrscht, wäre auch zu Berlin nicht censirbar."

2) Der Entwurf zu Nathan der Weise von Lessings Hand ist gegenwärtig im Besitz des Herrn Dr. Rubo in Berlin, der ihn Lachmann (aber erst nach der Ausgabe von Lessings Schriften, wie es scheint) geliehen, und von welchem Danzel eine Abschrift genommen. Der Titel heißt: Nathan der Weise, in 5 Aufzügen. Zu versifiziren angefangen den 15. November 78. Den 2. Aufzug — 6. December. Den 3. Aufzug — 28. December. Den 4. Aufzug — 2. Februar 79. Den 5. Aufzug — 7. März 79. (Ein Heft von 19 beschriebenen Blättern in 4) — Daja heißt in diesem Entwurfe Dina, und Recha — Rahel. Den ersten Namen veränderte Lessing auf Ramlers Rath, zufolge einem beiliegenden Zettel von dessen Hand. Daja heiße arabisch so viel als nutrix, und das spanische Aya sei damit verwandt. (Das Ganze folgt in der Beilage.)

— „Wenn ich Dir noch nicht geschrieben habe (fährt Lessing fort), daß das Stück in Versen ist: so wirst Du Dich vermuthlich wundern, es so zu finden. Laß Dir nur wenigstens nicht bange sein, daß ich darum später fertig werden würde. [1]) Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse. Ja, wirst du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubniß; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären. Es soll mich verlangen, was Herr Ramler dazu sagen wird. Ihm und Herrn Moses kannst Du sie wohl weisen, dessen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wissen begierig wäre." Früherhin war Lessing einmal mit Ramler übereingekommen, in dem ersten versificirten Stücke, das er machen würde, Anapästen zu gebrauchen, wie Ramler in seinem Cephalus. [2]) Lessings glücklicher Takt bewahrte ihn, bei aller sonstigen Nachgiebigkeit, vor diesem Fehlgriffe. Doch glaubte er sich wegen des fünffüßigen Jambus, den er hiemit in das deutsche Drama eingeführt hat, bei ihm fast entschuldigen zu müssen. (XII, 517.) — „Nur Geduld! das ist blos ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich, in Ansehung des Wohlklangs, von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern, weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prosa zu sehr auffallen dürfte. [3]) Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn itzt, zu meiner anderweitigen Absicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. — Mir genüget, daß Sie nur so mit der Versification nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf

---

1) „Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde, schrieb er an Elise den 16. December 1778. Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt." — Als einen Vorgänger Lessings im Gebrauche des reimlosen jambischen Verses macht Danzel auf einem Blatte Brawe im Brutus 1758 (aber erst später gedruckt) und Cronegk in „Der ehrliche Mann, der sich schämt" (von 1758, gedruckt 1760) namhaft. Auch daß E. Schlegel sie in der Uebersetzung von Thompsons Sophonisbe gebraucht habe, mit Hinweisung auf die Bibliothek der schönen Wissensch. V, 119.

2) Cephalus und Prokris, ein Singspiel in einem Act. Ramlers poetische Werke, II, 66. Das von Ramler vorgeschlagene Versmaß ist gar nichts anderes, als der Trimeter mit Auflösungen in pede impari:

$$\begin{array}{ccccccccccc} \cup\!- & | & \cup\!- & | & \cup\!- & | & \cup\!- & | & \cup\!- & | & \cup\!- \\ \cup\cup\!- & & \cup\cup\!- & & \cup\cup\!- & & & & & & \end{array}$$

Er schlägt es schon in seinem Batteux 1758 vor. — Mendelssohn sagt in der Recension, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, ganz unschuldig: „Er hat ein neues Metrum zum Gebrauche des deutschen Theaters erfunden, das wir für sehr wohlklingend, aber auch für sehr schwer halten." (Danzel, auf einem Blatte).

3) „Auf die orientalische Färbung und den Umstand, daß sie sich in den Versen ganz gut ausnehme, dürfte Lessing durch (Gleims) Halladat gekommen sein, dessen Versification mit der des Nathan wirklich Aehnlichkeit hat. Aber Lessings orientalischer Ton ist ächter." (Bemerkung Danzels, auf einem Blatte).

ordinärem Octav die Zeilen ſo garſtig brechen." — Mehrere Verbeſſerungen Ramlers und Mendelsſohns nahm Leſſing dankbar an.[1]) Er hatte bei dieſer Gelegenheit gewiſſe Grundſätze der Interpunktion für die Schauſpieler aufzuſtellen; er wollte ſich hierüber in einer ziemlich ſtarken Vorrede erklären, wenn er ſich nicht veranlaßt geſehen hätte, ſie ganz zurückzunehmen, aus keinem andern Grunde, als weil das Stück die Bogenzahl, welche er beſtimmt hatte, überſchritt. Auch ſollte, nach ſeinem erſten Anſchlage, noch ein Nachſpiel dazu kommen, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks wieder aufnähme und zu Ende brächte; außerdem verſchiedene Erläuterungen — dieſes alles ſollte entweder zu einem zweiten Theil oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückgelegt werden. Nachher entſchied ſich Leſſing, Vorrede und alles übrige unter dem Titel: der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, herauszugeben. Dies alles iſt uns nun verloren. Die gelehrten Vorarbeiten zu ſeinen Briefen an Walch, Leß, zu der Widerlegung Semlers, zogen ihn am meiſten davon ab. Wann er damit fertig geworden wäre, wollte er noch an ſeinen „Frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu Chriſti, worin der Levit und die Prieſter eine gar brillante Rolle ſpielen ſollten", gehen.[2]) — Wie nach Emilia Galotti fühlte Leſſing auch diesmal ſeine Kräfte abgeſpannt. Auch, geſteht er dem Bruder, würde er das Nachſpiel nur gegen die Ausſicht eines erheblichen Gewinnes ausgearbeitet haben. „Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieſer verdorben. Und wer weiß, wie ſie noch aufgenommen wird."

Bei der Ueberſendung des Nathan an F. H. Jacobi nannte Leſſing dieſes Stück „einen Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen".

Eilftes Kapitel.

Wir kennen die Entſtehung des Nathan nun faſt ganz aus Leſſing's eigenen Worten. Man nehme noch dazu, was der Verfaſſer des erſten Bandes (S. 229)[3]) Scharfſinniges und Triftiges entwickelt über den Faden, der den

1) XII, 517. 525. Vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter, David Friedländer an Zelter vom 15. November 1829. „Mendelsſohn war auch mit dem Namen Recha und mit Recht unzufrieden. Dieſes iſt kein hebräiſcher Name und obenein übel gewählt, denn Rack heißt leer, auch nichtswürdig. Er erinnerte aber nichts, weil Racha im Text vorkommt und es das Metrum geſtört haben würde." —

2) An Eliſe Reimarus, den 25. Mai 1779. XII, 531.

3) Danzel macht auf einem ſeiner Blätter noch außerdem auf des Marquis d'Argens Lettres juives aufmerkſam, welche in 8 Bänden 1754 herauskamen, und wo der jüdiſche

Nathan mit Leſſings Jugendluſtſpiel: „die Juden“ und der Rettung des Cardanus verbindet, und man wird über die Stelle, welche dieſes Hauptwerk in der Stufenleiter nicht nur ſeiner Dichtungen, ſondern der deutſchen Nationalliteratur einnimmt, nicht ſchwanken. Dabei hat Leſſing nicht blos über die Entſtehung, ſondern auch über die Abſicht, den Grundgedanken dieſes dramatiſchen Gedichtes, ſo deutlich und vollſtändig ſich ausgeſprochen, daß dem Biographen wenig hinzuzuſetzen übrig bleibt, außer, daß ungeachtet des milden und heitern Lichtes, welches dieſes Gedicht umgiebt, eine Klaſſe von Chriſten darin nichts als Verneinung und Verdunkelung des Höchſten und Wahrſten zu erblicken beharrt. Nathan hat man für eine Deklamation gegen alle Offenbarung, für eine Satire auf die chriſtliche Religion genommen — jenes wegen der Parabel von den drei Ringen, dieſes wegen der Darſtellung der chriſtlichen Charaktere in dem Stücke, vorzüglich des Patriarchen, dann aber auch des Tempelherrn, des Laienbruders und der Daja. Ein anderes iſt ein dramatiſches Gedicht, ein anderes iſt eine theologiſche Abhandlung. Dieſe einfache Wahrheit hätte man beachten ſollen, und Theologen würden kein Verdammungsurtheil über Nathan den Weiſen ausgeſprochen haben. Das erſte Geſetz des dramatiſchen Dichters iſt Wahrheit und Individualität der Charaktere, in dem Zuſammenhange der Zeit wie der Handlung; das ſind die äſthetiſchen Bedingungen, welche aus der Natur eines Kunſtwerkes von ſelbſt fließen. Wollte Leſſing ein chriſtliches Drama im eigentlichen Sinne des Wortes dichten? Erinnern wir uns, welche Bedenken er in der Dramaturgie bei Gelegenheit von Olint und Sophronia gegen die chriſtliche Tragödie ausſpricht, und im Allgemeinen gegen ein jedes Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſirt. Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? — Man müßte alſo vor Allem behaupten und beweiſen, daß Leſſing im Patriarchen und Tempelherren, in der Daja, wahre Chriſten habe ſchildern wollen ... Demnach wäre die Forderung derjenigen von vorn herein abzuweiſen, welche (wie der Verfaſſer des Aufſatzes: Leſſing und der Begriff der Toleranz [1]) in den Hauptcharakteren der, drei ganz verſchiedenen Bekenntniſſen angehörenden, Männer, die durch gegenſeitige Achtung und Liebe eins werden, den Unterſchied der religiöſen Denk- und Anſchauungsweiſe in ſcharfen und beſtimmten Zügen vermiſſen wollen. Warum vergißt er doch den Kloſterbruder? Der vertritt am meiſten den wahren Chriſten mit jener

Reiſende auf die Verwandtſchaft zwiſchen Judenthum und Deismus und Moral hinweiſt, mit dem Bemerken, daß ſo viele Chriſten in Paris es nur äußerlich, im Herzen aber nur Juden ſeien. Ils se contentent de croire en Dieu, plusieurs pensent, que l'ame est immortelle, beaucoup d'autres, ainsi que les Saducéens, soutiennent qu'elle est sujette à la mort. Je regarde ces derniers comme des gens dans l'erreur, quant aux premiers, je ne sais, si nous pouvons leur refuser le titre des juifs. In dem moraliſchen, durch Reiſen gebildeten Mann findet Danzel den Reiſenden in Leſſings Juden.

1) Im Freihafen, Auguſt 1841. No. 6. (von W Meyer). Gegen ihn iſt der Aufſatz: Leſſing und die Idee der Toleranz. Ebend. Juni 1842. No. 12. gerichtet.

stillen Gelassenheit, jener unveränderlichen Sanftmuth und Demuth, die seine wesentlichsten Züge sind. Diese Züge finden wir allerdings weder in dem Tempelherrn, noch in dem Patriarchen. Mir scheint, der Dichter hat hier nur im Geiste des Stifters der christlichen Religion gehandelt, daß er den einfältigen evangelischen Sinn der Wahrheit und der Liebe in dem Knechte, dem verachteten Manne aus dem Volke, und nicht in dem hohen Ritter, oder dem noch vornehmern Kirchenfürsten anschaulich macht. Er ist es, welcher in der rührenden Scene mit Nathan, von dem Gefühle der Bewunderung vor seiner edlen That durchdrungen, in die Worte ausbricht, welche wie ein Blitz die ganze Tiefe des Stücks beleuchten:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie! —

ein Bekenntniß, welches durch die Antwort Nathans:

Wohl uns! — Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!

nichts einbüßt.

Gegen den Vorwurf, daß die christlichen Charaktere im Stücke gegen den Juden und den Muselmann in der Oekonomie des Ganzen so weit zurückstehen, vertheidigt sich Lessing aus Gründen, welche von dem Zeitalter der Handlung, der Zeit der Kreuzzüge, entlehnt sind. „Wenn man sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt, und jenerlei Leute (solche nämlich, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären) unter Juden und Muselmännern gefunden habe: so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren, daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtsschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden." Dieser Satz Lessings müßte allerdings aus der Geschichte der christlichen Theologie und Philosophie im 12. Jahrhundert, dem Jahrhundert Abälard's, eine große Einschränkung leiden; aber Lessing hat unstreitig solche Gelehrsamkeit gemeint, welche ohne alle Beziehung zu Kirche und Religion steht, vor Allem die Physik und Astronomie, in welcher die Araber die Lehrer der Christen waren. Was aber jenen Nachtheil der geoffenbarten Religion betrifft, so leitet ja der Tempelherr ihn von den Juden ab: (II. Aufz. 4. Auft.)

— Doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten

Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte:
Nur ſein Gott ſei der rechte Gott!

Daß in dem Patriarchen der Typus eines verdammungs- und verfolgungsſüchtigen Pfaffenthums abgebildet ſein ſolle, gleichviel von welcher Kirche und Religion! wird nicht geläugnet; und war es Leſſings Schuld, daß Alles damals auf Göze mit Fingern hinwies?

Wenn aber der Tempelherr eine ſtarke Beimiſchung von Deismus an den Tag legt, ſo wird man ſich erinnern, daß unter den Anklagen, welche des Ordens Untergang herbeiführten, die des Abfalls von dem erſten Artikel des chriſtlichen Glaubens, dem der Dreieinigkeit, kurz die Anklage des Deismus, welchen die Templer durch ihre Berührung mit den Muſelmännern angenommen hätten, eine der erſten Stellen einnimmt. Der Deismus des Tempelherrn im Nathan iſt geſchichtlich gerechtfertigt. [1]) Wir werden weiterhin entwickeln, wie ſcharf Leſſing den Orden der Tempelherren, wegen der von ihm vermutheten Verwandtſchaft mit dem Freimaurerorden, ins Auge gefaßt hatte; und mit guter Abſicht wird Leſſing einen ſolchen Charakter in die Oekonomie des Stückes verwebt haben.

Wenn endlich Nathan den Deismus am reinſten und frömmſten darſtellt, wenn ſeinem Munde aber hie und da ein bitteres Wort — nicht gegen das Chriſtenthum, ſondern die Chriſten entfährt, was iſt natürlicher? Sobald einmal ein Nathan zum Helden dieſes Stückes gemacht wurde, konnte ihm der Dichter auch keine andere Geſinnung ertheilen, an welche nur derjenige ſich ſtoßen wird, welcher, wie der Berliner Cenſor des Stückes, aus der Acht läßt, aus welchem Munde dieſe ſo auffallenden Zeilen kommen, und der die Perſon für den Verfaſſer nimmt. Daß Nathan ſeiner Recha den reinen Deismus bei der Erziehung eingeflößt, „den Samen der Vernunft ſo rein in ihre Seele ſtreute", war die nothwendige Folge deſſen, daß er dieſes angenommene Chriſtenkind als Chriſtin nicht erziehen *konnte* und als Juden nicht erziehen *wollte*. Recha iſt indeß kein bloßes Echo Nathans. Gegenüber von Nathans vorwaltender Reflexion ſtellt Recha das unmittelbare Gefühl, die zarteſte, aber doch durch und durch geſunde Empfindſamkeit dar.

Weislich hat der Dichter angedeutet, daß Nathan ſtufenweiſe bei der Entwickelung von Recha's religiöſen Begriffen verfahren, indem er ſie als Kind ein unmittelbares außerordentliches Eingreifen der himmliſchen Mächte lehrte, Wunder mit einem Worte [2]), und dieſe Eindrücke erwachen mit aller Macht in der

1) Vgl. F. Nicolai's Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, I, 112. Mehrere Tempelherren werden genannt, welche gar zum mahomedaniſchen Glauben übergetreten ſind.

2) — Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß Gott zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
(1. Akt 2. Auft.)

Seele des Mädchens in dem Augenblicke, da sie von Liebe zu ihrem Erretter erfaßt wird. Jetzt knüpft Nathan an diese Schwärmerei die Entwickelung des Wunders im philosophischen Sinne an:

— Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen mußte" — —

Die Neigung zum Wunderglauben, zumal wenn es unsre eigne Person betrifft, ist „Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf von Eisen will mit einer silbernen Zange gern aus der Gluth gehoben sein, um selbst ein Topf von Silber sich zu dünken". Sonst ist es die Liebe, welche in dem schwächern Geschlechte Schwärmerei erzeugt und unterhält: hier aber hat Lessing zeigen wollen, wie edle Liebe in ihrer höchsten Stärke die Seele von Schwärmerei reinigt und zu dem Wesen der wahren Religion, welche selbst die Liebe ist, hinanführt. Immer klarer und reiner tritt daher Recha's Ueberzeugung im Gange der Handlung hervor, am meisten in dem ersten Auftritt des dritten Aufzugs zwischen Recha und Daja.

Wenn, wie Goethe bei einer rührenden Veranlassung sagt [1]), auch Bücher ihr Erlebtes haben, das ihnen nicht entzogen werden kann — so verdient hier erwähnt zu werden, daß die in jener Scene vorkommenden Verse in Nathans Munde:

Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist! Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt u. s. w.

bei dem ersten Erscheinen Nathans des Weisen Elise von der Recke, mehr als alle Zusprüche ihrer Freunde, von ihrem Glauben an den Wundermann Cagliostro, der eben (1779) in Mitau sein Wesen trieb, zurückführten und wie durch elektrische Wirkung sie von ihrer Schwärmerei heilten [2]).

Die Parabel von den drei Ringen, welche Lessing dem Decameron entlehnte, ist keine bloße Episode, welche ohne Schaden der Handlung fehlen könnte. Sie liefert den Schlüssel für Nathans sittliches Handeln und giebt zugleich zu verstehen, daß Nathan wohl auch in anderen Fällen des Lebens, im Geiste des Orients, sinnreiche Gleichnisse bei der Hand haben werde, die ihm wohl auch bei seinem Volke den Beinamen des Weisen verschafft haben müssen. Man achte ferner darauf, daß Lessing die Fabel von den drei Ringen nicht so gelassen gehabt hat, wie er sie fand, wie Boccaccio selbst gewiß sie erst älteren Sammlungen entlehnte, die wiederum auf den Orient

1) W. XLIX, 55. Mit Bezug auf die Verse:
Wer nie sein Brod mit Thränen aß —

2) Der neue Pitaval. Von Hitzig und W. Häring (W. Alexis). VIII. S. 71.

zurückweiſen; [1]) Leſſing hat ihr den Geiſt ſeiner ganzen Dichtung eingehaucht, wodurch ſie erſt geſchickt gemacht wurde, zum Sinnbild der Religionen zu dienen. Im Original hat der ächte Ring nur den Werth, daß von ihm der Beſitz der Herrſchaft abhängig iſt; der Zuſammenhang zwiſchen dem Beſitzenden und dem Ring iſt nur ein äußerer; ſobald daher der ächte Ring um die zwei falſchen Ringe vermehrt wird, von denen er durch die bloßen Sinne nicht unterſchieden werden kann, ſo iſt es mit dem Kennzeichen des wahren Nachfolgers aus, ſo iſt die Grenze der Fabel erreicht und die Nutzanwendung erſtreckt ſich nicht über die nüchterne Folgerung, daß die drei Religionen eben ſo wenig zu unterſcheiden ſeien, als die drei Ringe. Leſſing dagegen giebt dem ächten Ringe die ſittliche Eigenſchaft, ähnlich der, welche dem Gürtel der Grazien innewohnt: bei Menſchen beliebt zu machen. Wie nun die drei Brüder mit ihren Ringen vor dem Richter erſcheinen, ſiehe da, kein einziger von ihnen verräth des ächten Ringes Wunder, vor Menſchen beliebt zu machen; die Ringe wirkten nur zurück und nicht nach außen, und der Richter ruft aus: ſo ſeid ihr alle drei betrogene Betrüger! — So hat es das Anſehen (wie mancher in der That Leſſingen mißverſtanden hat), als habe er alle drei Religionen für gleich falſch und irrig erklärt, ganz gegen den Sinn des Boccaccio, wo jedenfalls eine der drei Religionen für die ächte erklärt wird, und nur es unentſchieden bleibt, welche es ſei. Sollte man hiernach doch faſt glauben, als habe Leſſing nur den Sinn der berüchtigten Schrift de tribus impostoribus in das Gewand ſeiner Fabel gekleidet. Aber nun achte man auf das Ende, den Schluß. Der Richter entſcheidet gar nicht, er erklärt nur den Spruch noch nicht für reif, er ſetzt nur den Termin weiter hinaus, vor einen höhern Richter, als der menſchliche iſt. Unterdeſſen bleibt es jeder der drei Religionen unbenommen, ſich für die wahre zu halten, ſteht es bei einer jeden, um die höchſte Vollendung aller Religionen auf Erden ſich zu bemühen, um die Nächſten- und Menſchenliebe (Leſſings: Teſtament Johannis). Der Sinn iſt: die wahre Religion und Offenbarung iſt kein einfaches Geſchenk von oben, wobei der Menſch gleichſam eine magiſche Wirkung von außen erfährt und im Uebrigen paſſiv bleibt. Nein, der Preis der wahren Religion, wie der Beweis des ächten Ringes, muß durch beſtändige eigene That und Kraft erworben, errungen werden, jetzt und in alle Zukunft, bis der höhere Richter die Menſchheit vor ſeinen Richterſtuhl fordert. Die Fabel von den drei Ringen iſt unter Leſſings

1) In den Gesta Romanorum wird in der Nutzanwendung der Erzählung von den drei Ringen der ächte Ring ausdrücklich auf das Chriſtenthum bezogen, ohne daß die beiden andern durchaus falſch und eitel wären. „Ir lieben, merkt, criſtus der künig, der die drei ſün hat, daz ſind dye juden, ſaracenen und die criſten. Den juden gab er das gelobt land, den ſaracenen, das ſind die haiden, gab er den hort. Aber den criſten gab er das kosper Fingerlin, das iſt über all reichthumb dieſer Welt. (Aus der alten deutſchen Ueberſetzung, Augsburg 1489, bei Rodnagel S. 313.)

Händen ein Gleichniß der allgemeinen Welt- und Kirchengeſchichte geworden, geht alſo über das abſtrakte Prinzip der Humanität ſchon weit hinaus. Noch iſt das wahre Chriſtenthum nicht wirklich, noch iſt es in ſeiner Entwickelung begriffen und weiſt auf eine lange unendliche Zukunft hin. Es iſt eben die Seite, wo ſich „Nathan der Weiſe" mit der „Erziehung des Menſchengeſchlechts" berührt. Was aber in der geſchichtlichen Wirklichkeit noch ein ungelöſtes Problem iſt, dieſe höchſte Selbſtverläugnung bei dem Beſitzer des ächten Ringes, gegenüber ſeinen Brüdern (nicht umſonſt werden in der Parabel die Bekenner der drei Religionen als Brüder bezeichnet), das eben iſt es, was im Gedicht vorbildlich, idealiſch, in würdigen Geſtalten dargeſtellt iſt: und wer iſt der Dichter dieſes Nathan? Wer hat dieſe Liebe, dieſe Selbſtverläugnung, zu der höchſten Idee, zum Prüfſtein der wahren Weltreligion erhoben? Iſt es nicht ein Chriſt? — Iſt es nicht Leſſing, welcher zur ſelben Zeit ſich der Vertheidigung des Chriſtenthums gegen deſſen innere Feinde von beiden Seiten, der Ungläubigen und der lieblosen Zeloten, opferte? Nathan, das iſt Leſſing ſelbſt, nicht, wie man immer ſagt, ſein jüdiſcher Freund, Mendelsſohn. Das mögen die bedenken, welche das Chriſtenthum in dieſem Stücke den andern Religionen gegenüber nicht würdig genug, nicht mit aller Kraft, mit dem Uebergewicht ihrer Ueberzeugung, ihres Glaubens vertreten finden. Sie mögen erkennen, daß das Chriſtenthum vielleicht niemals größere Verherrlichung gefunden, als im Nathan. Jede Apologie dieſes Stückes wird überflüſſig. Wer blos ſich an den Buchſtaben hält, wer ſich von den Geſchöpfen des Dichters nicht zu der lebendigen Quelle, die ihnen Daſein und Leben gab, erhebt, wer eben nicht will, daß die Religionen, daß die Brüder, als Brüder, anerkannt und geliebt werden, der bekennt, daß er ſich mit Leſſing zu der Idee der wahren Religion nicht erhoben hat. Man nenne uns das Stück eines Juden oder Muhamedaners, welcher vor Leſſing ſo hoch ſich erhoben hätte. Das iſt es, was ſchon Mendelsſohn ausgeſprochen. „Nach der Erſcheinung des Nathan, ſagt er, flüſterte die Kabale jedem ſeiner Freunde und Bekannten ins Ohr: Leſſing habe das Chriſtenthum beſchimpft, ob er gleich nur einigen Chriſten und höchſtens der Chriſtenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht ſein Nathan, wie wir uns geſtehen müſſen, *der Chriſtenheit zur wahren Ehre*. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk ſtehen, in welchem ſich ein Mann zu dieſer Höhe der Geſinnungen hinauf ſchwingen, zu dieſer ſeinen Kenntniß göttlicher und menſchlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigſtens, dünkt mich, wird die Nachwelt ſo denken müſſen, aber ſo dachten ſie nicht, die Zeitgenoſſen Leſſings ...." In ähnlichem Geiſte haben ſpäter chriſtliche Theologen (wie Daub) die Bedeutung Nathans anerkannt. Herder aber nannte das Stück (in einem Briefe an Leſſing) „Mannesthat" und noch lange nachher, in der Adraſtea, nahm er auch den poetiſch-dramatiſchen Werth deſſelben gegen Engels und Mendelsſohns beſchränkte didaktiſche Auffaſſung in

Schutz. [1]) Goethe rühmt die heitere Naivität im Nathan, im Gegensatze zu dem Stil seiner frühern Stücke, der Minna und Emilia. [2]) Diese Veränderung zeugt von einer gesteigerten Empfindung. Man kann sagen, daß was den Dichter so hoch stellt, sein Gedicht um so niedriger stelle, sofern es, nach Lessings eigener Theorie, zu den Eigenschaften eines wahren, vollkommenen Kunstwerks gehört, daß man das Werk über den Meister vergesse. Ist aber auch Nathan ein Tendenzstück, so ist es doch kein Gedicht, welches blos den Verstand beschäftigte, und nicht das Herz erwärmte. Es ist anerkannt, daß unter allen Stücken Lessings Nathan der Weise das höchste Maaß von Wärme, Weichheit und Gemüth, aber auch das höchste Maaß von Poesie, dessen Lessing fähig war, auf uns überströmen läßt. Die Charaktere haben Wahrheit und dramatisches Leben, wenn schon, bei dem Vorwiegen des Sententiösen, weniger als in Emilia Galotti, darum aber doch um so bewundernswürdiger. [3]) Nathan ist eine fast idealische Gestalt, nichts weniger als eine Kopie. Dem Derwisch hat Lessing manches von seiner eigenen Natur mitgetheilt und einen Zug darin aus dem Leben eines jüdischen Sonderlings in Berlin, den er bei Mendelssohn kennen lernte, [4]) genommen. Das Bild des einfältig treuen Klosterbruders hat Adolph Stahr in Italien wiedergefunden. [5])

Den seelenverwandten Zeitgenossen gereichte Nathan der Weise zur Freude und Erbauung: „Nathan ist gekommen", schrieb Herder an Hamann aus Weimar den 21. Mai 1779, „und hier mit allgemeiner Begierde verschlungen worden. (Hamanns Schriften VI, 86.) Gleim las zu Pfingsten (1779) in der Loge zu Aschersleben einige Scenen aus Nathan vor, unter andern die Parabel von den drei Ringen. [6]) Ihm ging, wie Mendelssohn, dieses Stück über

1) Herder's Sämmtl. Werke, zur schönen Litt. u. Kunst XVII, 244—246.

2) Dichtung und Wahrheit, Werke XXV, 88. „Lessing wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti, später kehrte er erst zu einer heitern Naivität zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan."

3) Rötscher, Cyclus dramatischer Charaktere, Berlin 1844. S. 206.

4) S. Zelter an Goethe, den 19. Januar 1826. Der Jude hieß Michel; Zelter erzählt einen Vorfall beim Schachspiel zwischen Michel und dem Rechenmeister Abraham (Cassel), den Lessing im 2. Aufz. 2. Auftr. nachgebildet habe. David Friedländer, welcher diese und ähnliche Erinnerungen Zeltern mitgetheilt, war nämlich der Meinung, Lessing habe den Rechenmeister Abraham beim Derwisch zum Modell genommen. „Im strengen Sinne des Wortes wird man dies nicht gelten lassen. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Cynismus wegen." Was nebenbei von dem Geschenke Lessings an Abraham mit einem raren, mathematischen Buche aus der Wolfenbüttler Bibliothek erzählt wird, widerlegt sich insofern von selbst, als Lessing ein solches Buch nicht schenken konnte. Es ist von einem bloßen Tausche die Rede (XII, 283); von der Wolfenbüttler Bibliothek steht nichts dabei. Man lernt aus solchen Beispielen, wie wenig man dergleichen Anekdoten genau zu nehmen hat.

5) Ein Jahr in Italien, II, 525. „Fra Giuseppe, der leibhafte Klosterbruder im Nathan."

6) Matthissons Liter. Nachlaß I, 276.

Alles, was Leſſing geſchrieben. „Wer Nathan gedichtet hat", ſagte er einſt während des Streites über Leſſings Spinozismus „iſt ein Gott und kein Atheiſt." Gleich Anfangs hätte er gern ein Buch über den Nathan geſchrieben. In Kurſachſen ſollte das Stück verboten werden und wurde es, nach Gleims Berichte an Leſſing (XIII, 627), im Juli 1779; die Rechtsgelehrten in Leipzig (vermuthlich die Juriſtenfacultät an der Univerſität) mußten ein Gutachten über Nathan den Weiſen aufſetzen. Gleim hoffte, es Leſſingen ſchicken zu können. Das Gutachten indeß wird nicht gar ungünſtig ausgefallen ſein; dafür ſpricht das Schweigen der Zeitgenoſſen.

Die Theologen ſchwiegen. Dies hatte Leſſing in einem Briefe an ſeinen Bruder richtig vorausgeſagt. Was er aber vielleicht weniger befürchtet hatte, das war der ſtille Groll, welcher ſich jetzt, ſagt Mendelsſohn, um ihn erzeugte, und, vielleicht mehr als die Fragmente, dazu beitrug, ihn im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der chriſtlichen Religion zu ſtempeln und dem Haſſe Preis zu geben.

„Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einſeitigen Denkungsart, den er einigen ſeiner Glaubensbrüder machte oder durch ſeine dramatiſchen Perſonen machen ließ, ſagt Mendelsſohn, nahm ein jeder für eine perſönliche Beleidigung, die ihm von Leſſing widerfahren wäre. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockne Geſichter, zurückhaltende froſtige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abſchiede, ſah ſich von Freunden und Bekannten verlaſſen und allen Nachſtellungen ſeiner Verfolger blosgeſtellt." Gewiß iſt der Schluß dieſes Berichts übertrieben, aber die Vorausſetzungen deſſelben werden um ſo weniger zu läugnen ſein. Als Stimmführer einer großen, durch Leſſing gekränkten Parthei trat zuerſt kein Theologe, ſondern der breslauiſche berühmte Arzt (und Dichter aus Gottſched's Schule), Dr. Balthaſar Ludwig Tralles, auf in ſeinen „Zufälligen Altdeutſchen und chriſtlichen Betrachtungen über Leſſings neues dramatiſches Gedicht, Nathan der Weiſe [1])", ein Buch, in welchem die Vertheidigung der chriſtlichen Religion gegen ihre Verächter den meiſten Raum einnimmt, das Weſen des Stückes wenig berührt und mit den Verbeſſerungen von Leſſings Sprache und Stil einen faſt komiſchen Eindruck hinterläßt. Leſſingen verdroß das Geſchwätz des alten Mannes, er ſchwieg indeß und ſchrieb ſeinem Bruder nach Breslau (wo dieſer ſeit Kurzem die Stelle des nach Berlin verſetzten Münzdirektors Gentz [2]) eingenommen hatte): „Nur ſein hohes Alter ſchützt den alten Tralles vor dem Tanze, den ich ſonſt mit ihm angeben würde." An den Buchhändler Breitkopf in Leipzig, welcher ihm die Schrift des Dr. Tralles zugeſchickt hatte, ſchrieb Leſſing: „Haller, höre ich, ſoll es Mode gemacht haben, daß nun alle doctores medicinae im Geruch der Heiligkeit ſterben wollen. Sonſt war es ſo nicht; und die Religion eines Arztes war noch

1) 2 Theile. Breslau 1779.

2) Vaters des berühmten Publiciſten.

weit verdächtiger, als die eines dramatischen Dichters. Was wir noch alles erleben! Es fehlt nur noch, daß nächstens ein doctor theologiae über die Dysenterie schreibt.“ [1]) Lessing fand einen Vertheidiger in dem Verfasser der „Apologie Nathans des Weisen“, dem kursächsischen Hofrath F. W. von Schütz. [2]) Darauf schrieb J. G. Pfranger den „Mönch von Libanon,“ ein Nachtrag zu Nathan der Weise [3]) (mit dem Motto: *Τοις λοιποις ἐν παραβολαις*), in Wahrheit ein Gegenstück. Da Lessing in seinem Nathan die dogmatischen Unterschiede der drei Religionen ganz bei Seite läßt und nur die praktische Seite derselben hervorkehrt, als letzten Maaßstab ihrer Aechtheit, so kann ein Stück, welches zum Zweck hat, die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung für den Glauben darzustellen, seine Vorzüge und Schönheiten haben, ohne deshalb die große Idee von Nathan dem Weisen zu schwächen. Zum Unglück ist der ästhetische Werth des Mönchs von Libanon, bei allem Streben, dem Originale, wenn auch nur von weitem, nachzukommen, allzu schwach ausgefallen. [4])

Lessing sagte zum Schluß der abgebrochenen Vorrede zum Nathan: „Noch

---

1) Biographie Herrn Immanuel Breitkopfs. Leipzig 1794. Von M. N. G. Hausius, S. 39. Eine Abschrift dieses von Lachmann übersehenen Briefes hat Danzel für seine Nachträge genommen.

2) Apologie, Lessings Nathan betreffend, nebst einem Anhange über einige Vorurtheile und nöthige Toleranz. Leipzig 1781. Ich kenne sie nicht, Jördens schlägt ihren Werth sehr gering an. Dagegen verdienen hier eines Ungenannten „Briefe“ an Madame B. über Lessings Nathan den Weisen, in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1780 und 1781, als die erste mit Wärme und Begeisterung eingehende Zergliederung des Stückes, hervorgehoben zu werden.

3) Dessau 1782. (in der mir vorliegenden Ausgabe) Nodnagel giebt einen Leipziger Druck von 1782, einen stark veränderten, daselbst 1786 und eine dritte Ausgabe von A. Wendt, Leipzig 1817, an.

4) Das Stück erschien anonym. Der Verfasser, J. G. Pfranger, war aus Hildburghausen, 1745 geboren, und starb als ein seiner Zeit hochgeachteter Geistlicher 1790 in Meiningen. Ausführliche Mittheilungen über das Stück hat Nodnagel a. a. O. S. 287—292 gegeben. Der Mönch vom Libanon, dieses christliche Gegenstück Nathans, [1]) entdeckt sich ganz am Schlusse als — Assad, Saladins Bruder, und der Vater des Templers und Recha's. S. 264 giebt der Mönch, im Dialog mit Nathan, diesem eine warme Schilderung von Christi Verdienste um die Menschheit durch seine Genugthuung am Kreuze; worauf Nathan nur erwiedert:

Du sprichst beredter, Mönch, für Deinen Glauben,
Als Deine Patriarchen. Dächten alle,
Die ihn bekennen, so, wie Du, dann wär'
Unglaube freilich Sünd'; und Freude wär's,
Ein Christ zu sein.

Mönch.

O, wär' es Nathan! so
Wär' einer wenigstens der würdigen
Bekenner mehr —

Wie matt gegen die Scene zwischen Nathan und dem Klosterbruder bei Lessing! Derselbe Pfranger hat auch gegen Goethe's Stella geschrieben, indem er das Stück

---

1) Er heißt im Personenverzeichnisse nur: „der Jude Nathan“.

kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird."

Berlin ist die Stadt, auf welche dieser Segen Lessings fallen sollte, diese Stadt, welche ihm vor allen Städten Deutschlands verhaßt war; die Zeit — die der letzten Jahre Friedrichs des Großen. Hier wurde am 14. April 1783 (zwei Jahre nach Lessings Tode) Nathan der Weise von der Döbbelinschen Truppe zum erstenmale aufgeführt und die beiden folgenden Abende wiederholt. Döbbelin hatte sich durch die Anfangs von Einigen ausgesprochene Meinung von der Unausführbarkeit des Stückes [1]) nicht abschrecken lassen; er selbst gab den Nathan; die Rollen der Recha, Sitha, des Saladin, des Derwisch, des Tempelherrn, des Klosterbruders und des Patriarchen waren von Mlle. Döbbelin, Madame Mecour, Mad. Böheim, den Herren Brückner, Langerhans, Böheim, Reinwald und Fischmuth besetzt. [2]) Döbbelin, heißt es, hatte keine Kosten gespart, dieses Meisterstück so würdig als möglich aufzuführen. Er hatte neue Decorationen und Kleider dazu verfertigen lassen, und man konnte glauben, dieser Aufwand würde ihm tausendfach vergolten werden. Der erste Tag war dem Stücke günstig. Es herrschte eine feierliche Stille, man beklatschte jede rührende Situation, man munkelte allerseits von Göttlichkeiten, welche dieses „Lehrgedicht" belebten; man glaubte, unser Publikum werde das Haus stürmen, aber dies Publikum blieb bei der dritten Vorstellung Nathans beinahe ganz und gar zu Hause. Die Judenschaft, auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war, und so fanden sich nur sehr wenige, denen Nathan behagen wollte . . .[3]) Das Mißlingen dieses ersten Versuchs hatte aber noch einen Grund, und diesen hat der Berichterstatter nicht sagen mögen: es war der schlechte Schauspieler, welcher die Hauptrolle übernommen hatte, Döbbelin; woran eine bekannte Anekdote [4]) erinnert. Döbbelin traf am Tage vor der Aufführung mit Engel in einem Kaffeehause zusammen. „Morgen geb' ich Lessings Meisterstück, Nathan den Weisen", rief er Engeln zu. — „Nathan den Weisen"? fragte jener verwundert. „Wer spielt denn den Nathan?" — „Den Nathan? Hm, ich! ich!" — „Und wer den Weisen?" —

---

als einen Criminalfall behandelte und durch einen beigefügten sechsten Akt den Fernando, als Schurken, ins Zuchthaus an die Karre gehen ließ. (Riemers Mittheilungen über Goethe. I, S. 467.)

1) Deutscher Merkur 1780, S. 243.

2) Berliner Literatur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783. S. 285—86.

3) a. a. O.

4) Diese Anekdote wird an mehreren Orten erzählt, unter andern im Vademecum für Schauspieler, Berlin 1796. II. S. 29. Auch in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, 71. Band, S. 158. wird die verunglückte Aufführung Nathans des Weisen in Berlin dem Spiele Döbbelins Schuld gegeben; außerdem der großen Länge des Stückes, welches später abgekürzt wurde. Ueber Döbbelins maßlose Eitelkeit und die Uebertreibung

Erſt zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde Nathan der Weiſe auf die deutſche Bühne gebracht [1]) und als eine ihrer erſten Zierden dauernd für ſie gewonnen. Dieſes Verdienſt gehört vor Andern Schiller, wie wenig er auch ſonſt, nach Goethe's Bemerkung, Leſſings Dramen liebte, und gegen Emilia Galotti ſogar eine Apprehenſion hatte. Nach Schillers Redaktion, „wobei er die Kunſtfreunde gern einwirken ließ", wurde das Stück den 28. November 1801 in Weimar zum erſtenmale aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die deutſche Bühne. (Goethe's W. XXXI., 119.) Es blieb ſeitdem auf dem Weimar'ſchen Repertoir „und wird, bemerkt Goethe, ſich lange erhalten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen. [2]) Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargeſtellt, das deutſche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu ſchauen, ſondern auch zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl den Nationen heilig und werth bleiben."

„Leſſing ſagte in ſittlich-religiöſer Hinſicht, daß er diejenige Stadt glücklich preiſe, in welcher Nathan zuerſt gegeben werde; wir aber können in dramatiſcher Rückſicht ſagen, daß wir unſerm Theater Glück wünſchen, wenn ein ſolches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann." [3])

Nach dem Vorgange Weimars kam Nathan der Weiſe wieder in Berlin, [4]) dann in Leipzig, Königsberg (wobei einſt der berühmte Staatsrechtslehrer Chriſt. Jacob Kraus bei der Aufführung die Direction übernahm [5])) und in allen großen Städten Deutſchlands auf die Bretter und ſchon wird ſich mehr als eine Bühne den Glückwunſch Goethe's zuſprechen können.

ſeines tragiſchen Spieles leſe man Nicolai's Anmerkung XIII, 456. Karl Leſſing hatte ſchon 1779 Döbbelins Verwegenheit, in Bezug auf den Nathan, vorausgeſagt. (XIII, 624.)

1) Vorher jedoch wurde das Stück in den kaiſerl. öſterreichiſchen Erblanden, nämlich in Presburg, von dem Schauſpieldirector Seipp aufgeführt, und zwar i. J. 1785 (Gothaiſcher Theaterkalender 1786, wo nicht ohne Bedeutung für den damaligen Umſchwung unter Joſeph II. zugleich bemerkt wird, daß Seipp auch den Tartüffe zuerſt gegeben habe.)

2) Iffland war derjenige, welcher zuerſt den Geiſt der Rolle in ſeinem Spiel verkörperte, Seydelmann der jüngſte und letzte große Darſteller in der neueſten Zeit. Vom 10. März 1802 bis zum 4. December 1844 iſt Nathan der Weiſe 60 Mal auf der Berliner Bühne gegeben worden. (Wolfs Almanach für Freunde der Schauſpielkunſt, fortgeſetzt von A. Heinrich, Berlin 1847. S. 126.) Schröder hat es immer beklagt, daß ſein Zeitalter es ihm unmöglich machte, ſich der größten Aufgabe, die ſein Meiſter und Freund hinterlaſſen, zu widmen. [1])

3) Goethe's Werke XLV, 8.

4) Den 10. Februar 1802. Iffland ſpielte den Nathan. Vorher jedoch gab ihn der Schauſpieldirektor Friedrich Ludwig Schmidt in Magdeburg den 27. Auguſt 1801. (Schmidt, dramaturgiſche Berichte, Hamburg 1834. S. 176.)

5) Joh. Voigt, das Leben des Profeſſors Kraus. Königsberg 1819, S. 443. Er übernahm dabei die Wahl und Anordnung der Dekorationen und die Kleidung des Schauſpielers, der den Nathan ſpielte.

1) Siehe die Beilage.

Daß außerhalb Deutschlands Nathan der Weise in einem christlichen Lande auf die Bühne gebracht worden, ist nicht bekannt worden. [1]) Dagegen war es in hohem Grade merkwürdig und anziehend, die Wirkung Nathans des Weisen auf Muselmänner, die Bekenner der dritten der in der Erzählung von den drei Ringen vorgestellten Religionen kennen zu lernen. Am 26. März 1842 führte eine griechische Schauspielergesellschaft, die in Konstantinopel Vorstellungen gab, Nathan den Weisen, nach der neugriechischen Uebersetzung von Kaliourgos, welcher in Deutschland studirt hatte, unter dem Titel: der weise Judengreis, auf. Bei der ersten Vorstellung waren nur wenige Türken, meist Polizeibeamte zugegen; bei der am folgenden Tage stattgefundenen Wiederholung des Stückes hingegen waren auch viele Türken erschienen, die, so weit sie dem Griechischen zu folgen vermochten, mit gespannter Aufmerksamkeit und wachsender Theilnahme zuhörten. Schienen sie auch über die Freimüthigkeit des Juden vor dem Sultan Saladin etwas verwundert, so waren sie doch von der Erzählung von den drei Ringen ganz entzückt und mit Jubel stimmten sie zuletzt in den Beifall der Versammlung ein. [2]) Nun ist auch, sagt ein Berichterstatter, diesen das vom Dichter gestellte schöne Ziel gezeigt, nach den Worten Nathans:

— Und gewiß,
Daß er auch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt . . . .

Zwölftes Kapitel.

So hoch Nathan der Weise als ein symbolisches Bekenntniß Lessings auch dasteht, so ist dieses Stück doch nicht sein letztes Wort in der großen Angelegenheit, welcher das Gedicht gewidmet ist. Es hat zwei der wichtigsten Schriften Lessings zur Seite:

Die Erziehung des Menschengeschlechts und die Gespräche für Freimaurer.

Die Erziehung des Menschengeschlechts hat zur Aufgabe: das Verhältniß, den Gegensatz von Offenbarung und Vernunft, der geoffenbarten und der natürlichen Religion, mit Beziehung auf die Bibel alten und neuen Testaments. Das ist eine Aufgabe, welche die christliche Theologie und Philosophie, insbesondere die Apologetik, von den Zeiten der Kirchenväter an, in der Glanzperiode der Scholastik des Mittelalters, vorzüglich aber seit dem 17. Jahrhundert beschäftigt hat. Es ist nicht dieses Orts, die Phasen dieses alten und großen Problems in der Geschichte der Kirche durchzugehen; sie lassen sich auf gewisse

1) Siehe die Beilage.

2) Rodnagel, Lessings Dramen, 295. — Der Freischütz. (Eine Zeitschrift). Hamburg 1842. No. 21.

Grundanſchauungen zurückführen, wo alles auf die Faſſung und Feſtſtellung der Begriffe von der Offenbarung und Vernunft hinaus kommt. Die ganze Frage hat auch nur da eine Stelle, wo einerſeits eine göttliche Offenbarung an die Menſchen feſtgehalten, andererſeits der Vernunft bei den Geheimniſſen der Religion eine Stelle eingeräumt wird. Die Frage bleibt nicht auf dem Boden der Speculation ſtehen, ſie wird ſelbſt eine dogmatiſche; ſie hängt mit dem Dogma der Erlöſung und deſſen Vorausſetzung, dem Sündenfalle, und deſſen bleibenden Wirkungen auf die Erkenntniß, eng zuſammen. Hier gingen die Kirchen in ſehr verſchiedener Richtung. Um bei der Reformation, dem hiſtoriſchen Boden, auf dem Leſſing ſich bewegt, ſtehen zu bleiben, ſo war, während das ſtrenge Lutherthum die vollkommene Verderbniß der Vernunft lehrte, die reformirte Theologie von Anfang an einem freieren Verhalten gegen die Rechte der Vernunft und Philoſophie günſtig. [1]) Dahingegen wird von den engliſchen Deiſten im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts die Vernunft immer mehr als ſelbſtgenügend, die Offenbarung als unerweislich und überflüſſig hingeſtellt. In Deutſchland wurde eine Einwirkung auf dieſe Verhältniſſe ausgeübt durch die Wolfiſche Philoſophie, indem ſie Offenbarung und Vernunft auszugleichen ſuchte, dadurch, daß der Gegenſatz beider auf einen blos mittelbaren und formellen herabgeſetzt wurde, daraus ſich nach und nach jener evangeliſche Rationalismus entwickelte, welcher bei Einzelnen, wie bei Reimarus, in den reinſten, der chriſtlichen Offenbarung und Kirche ganz abgewandten, Deismus umſchlug.

So fand Leſſing die Frage. Auf einer Seite einen Göze, als Vertreter der Wittenbergiſchen Orthodoxie, auf der andern die Berliner und Halliſche Schule, welche der Offenbarung, ſo weit ſie ihren Ausdruck in den ſymboliſchen Büchern gefunden hatte, durch die Wolfiſche Popularphiloſophie beizukommen ſuchte; vor ſich die Fragmente des Ungenannten. Keine dieſer Richtungen war die ſeinige: er ſchlug einen neuen Weg ein; oder, will man, er ging auf ſeinem Wege ein Stück zurück, um deſto ſicherer an das Ziel zu kommen. Er nahm den alten Gegenſatz von Offenbarung und Vernunft mit Ernſt und in ſeiner ganzen Strenge wieder auf. Da er es bei ſeinen theologiſchen Streifzügen anfangs weniger mit den Orthodoxen, als mit den Rationaliſten und Deiſten zu thun hatte, ſo fing er damit an, das eine Glied des Gegenſatzes, die Offenbarung, in ſeiner Realität hinzuſtellen und ſie der Vernunft entgegen zu halten. „Die Wahrheit, ſagt er (X, 13), muß auch hier, wo ſie immer liegt, zwiſchen beiden Extremen liegen. Ob eine Offenbarung ſein kann, und ſein muß, und welche von ſo vielen, die darauf Anſpruch machen, es wahrſcheinlich ſei, kann nur die Vernunft entſcheiden. Aber wenn eine ſein kann, und eine ſein muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: ſo muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derſelben, als ein Einwurf dawider

1) Wer eine geſchichtliche Ueberſicht dieſer Gegenſätze und der im 16. und 17. Jahrhunderte dadurch veranlaßten Kämpfe wünſcht, findet ſie in Leibnizens Discours de la conformité de la foi avec la raison, als Einleitung der Theodicee.

ſein, wenn ſie Dinge darin findet, die ihren Begriff überſteigen. Wer dergleichen aus ſeiner Religion auspoliret, hätte eben ſo gut gar keine. Denn was iſt Offenbarung, die nichts offenbaret? Iſt es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man ſchon die Sache verwirft? Und ſind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben? — Eine Gefangennehmung unter den Gehorſam des Glaubens beruht alſo gar nicht auf dieſer oder jener Schriftſtelle; ſondern auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr — denn das Wort Gefangennehmung ſcheint Gewaltſamkeit auf der einen und Widerſtreben auf der andern Seite anzuzeigen — die Vernunft giebt ſich gefangen, ihre Ergebung iſt nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, ſobald ſie von der Wirklichkeit der Offenbarung verſichert iſt." — Ferner: „Die geoffenbarte Religion ſetzt im geringſten nicht eine vernünftige Religion voraus: ſondern ſchließt ſie in ſich." Hier iſt es, wo Leſſing die bereits mitgetheilte Bemerkung, mit Bezug auf die von den damaligen Rationaliſten (zuerſt von Alberti in Hamburg) verbeſſerten katecheliſchen Lehrbegriffe, macht, in welchen die Wahrheiten der Vernunft von den Artikeln der Offenbarung geſondert und letztern vorangeſtellt wurden. Er erzählt, wie es ihm ſelbſt bei einem verwandten Falle in ſeiner Jugend ergangen ſei, um zu veranſchaulichen, wie äußerſt mißlich der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten ſei, wenn man ſich durch die eben ſo ſcharfen als faßlichen Beweiſe der erſtern ernährt habe. Man erwarte und fordre ſodann bei den Beweiſen der andern eben dieſelbe Schärfe und Faßlichkeit, und halte, was nicht ebenſo erwieſen iſt, für gar nicht erwieſen. So ſei es ihm in der Jugend gegangen, als er Mathematik ſtudiren wollte und man ihm Sturms Tabellen in die Hand gab, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt war (X, 17). Nicht, als wollte er hiermit zu verſtehen geben, daß die Beweiſe für die Offenbarung, und die Beweiſe für die Chiromantie von einerlei Gewicht wären. „Sie ſind freilich nicht von einerlei Gewicht, ihre ſpezifiſchen Gewichte haben ſchlechterdings kein Verhältniß gegen einander; aber beide Beweiſe ſind doch aus der nämlichen Klaſſe; ſie gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſätze. Und das Abſtechende der ſtärkſten Beweiſe dieſer Art gegen Beweiſe, die aus der Natur der Dinge fließen, iſt ſo auffallend, daß alle Kunſt, dieſes Auffallende zu vermindern, dieſes Abſtechende durch allerlei Schattirungen ſanfter zu machen, vergebens iſt."

Wir ſehn ſchon hier ein inneres pädagogiſches Moment von Leſſing da geltend machen, wo ſeine aufgeklärten Zeitgenoſſen nur einen ganz äußerlichen Zuſammenhang zwiſchen Vernunft und Offenbarung gelten laſſen wollen. Und es iſt nicht ſo bei ihm gemeint, als wenn Vernunft und Offenbarung ihrem Weſen nach, wie etwa Poſitives und Negatives, einander gegenüber ſtehen ſollten. Im Gegentheil, Offenbarung und Vernunft leiſten einander einen wechſelſeitigen Dienſt. „Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem

menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſein ſoll. Als ſie geoffenbart wurden waren ſie freilich noch keine Vernunftwahrheiten; aber ſie wurden *geoffenbaret, um es zu werden*. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem vorausgeſagten Facit begnügen, ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht, in welcher der gute Meiſter ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.“ [1])

Indem Leſſing für das Geſetz dieſer aufſteigenden Bewegung zwiſchen Offenbarung und Vernunft in der Geſchichte der Religionen eine Formel ſuchte, kam er auf ſeine Idee von der *Erziehung des Menſchengeſchlechts*.

Man würde irren, wenn man Leſſing für den Erfinder des pädagogiſchen Begriffs von Bibel und Offenbarung hielte. Liegt doch die Idee einer Stufen-Erkenntniß des Göttlichen und der Heilswahrheiten im neuen Teſtamente ſchon angedeutet. In ausdrücklichen Worten wird die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Offenbarung nach verſchiedenen Stufen von den meiſten Kirchenvätern gelehrt, und Leſſing wird die erſte Anregung durch Tertullian erhalten haben, dem er ſo viel verdankte. Johannes von Müller fand Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts beim Epiphanius wieder (ſiehe meine frühere Schrift S. 39). Jetzt freilich, bemerkt H. Ritter, weiß man nun ziemlich allgemein, daß nicht allein Epiphanius, ſondern die meiſten Kirchenväter und noch manche Scholaſtiker dieſes Bildes und der daran ſich ſchließenden Lehren ſich bedienten. Ferner: „So wie die Lehre von der Erziehung des Menſchengeſchlechts nicht neu oder *gar Ketzerei* iſt, inſofern ſie vielmehr erſt mit dem Chriſtenthum in die Welt kam, [2]) eben ſo wenig iſt es die Forderung, daß wir die Lehren der poſitiven Religion nur als etwas Vorläufiges anſehen ſollen, welches zuletzt in einer Vernunfterkenntniß ſich auflöſen werde. Lange vor ihm hatten daſſelbe Kirchenväter und Scholaſtiker gelehrt. Wenn auch die Forderung, „daß wir vom *Glauben zum Schauen* kommen ſollen, nicht ganz mit Leſſings Meinung übereinſtimmt, ſo fallen doch mit ihr alle die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zuſammen, welche die Glaubenslehren zum Verſtändniß zu erheben ſuchen. Credo ut intelligam“... „Zwar beruft ſich Leſſing nirgends auf einen Kirchenvater; doch führt er gewiſſe Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts an, welche die *Perfectibilitäts-Lehre* des Tertullian und der Montaniſten unter dem Symbol *eines neuen ewigen Evangelium* wieder aufnahmen, „welche einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten. Vielleicht war ihr *dreifaches Alter* keine ſo leere Grille; und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Ab-

1) § 76. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. (X, 325).
2) Vgl. *H. Ritter* Geſch. der chriſtl. Philoſophie I. 354. bei Irenäus.

sichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebensowohl antiquirt werden müsse, als es der Alte geworden". Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts."

Mit der Reformation zwar trat nach dieser Seite eine Art Stillstand ein, in sofern als die Reformatoren weniger die Kirche in ein ganz neues Stadium zu erheben, als in die frühesten Zustände zurück zu führen glaubten. Doch wurde man sich der Idee der Perfektibilität der Religion in der reformirten Kirche durch die ihr eigenthümliche, von dem frommen Coccejus (dem Spener der reformirten Kirche) im 17. Jahrhundert ausgebildete Föderal-Theologie bewußt, wo schon der damit verbundene Begriff der göttlichen Oekonomie (so eben begegneten wir diesem Begriff bei Lessing) auf den Begriff der Erziehung zurückführte; nachher begegnet uns, im 18. Jahrhundert, in der Jugendzeit Lessings, die reformirte theologische Schriftstellerin Maria Huber aus Lyon, welche ganz deutlich der orthodoxen Kirchenlehre den Begriff der Offenbarung, als eine Erziehung des menschlichen Geschlechts, doch in einem von Lessing abweichenden Sinne entgegenstellt. [1]) Aus den Schriften der Huber mag dieser Gedanke in andre Köpfe und Schriften übergegangen sein. Und so hat es geschehen können, daß Albrecht Thaer sich später einen wesentlichen Antheil an

1) In den Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire. Amsterdam 1738. Ich kenne diese Briefe nur aus der Anführung in dem Artikel: Apologetik von Heubner, in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie und in dem Auszuge in S. J. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. I. Band. Halle 1752. S. 114. In dem 5. Briefe wird der Satz: la religion naturelle est de beaucoup inferieure à la religion revelée für falsch erklärt. Die geoffenbarte Religion, heißt es, verhalte sich zur natürlichen, wie die Erziehung zur Natur der Kinder; sie hat ein genaues Verhältniß zu den natürlichen Fähigkeiten; sie hat ihre Grundsätze und einzigen Beweise in der natürlichen, welche die Seele derselben ist. Die natürliche ist die älteste, die offenbarte aber nur hernach hinzugekommen, um die Menschen in der natürlichen zu erhalten, sie dauert nur eine Zeitlang, die natürliche aber bleibt ewig u. s. w. Bei aller Aehnlichkeit dieser Gedanken mit denen in Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, fehlt doch der Nerv dieser Schrift, welcher in der Offenbarung selbst wieder eine Entwickelung annimmt, welche auf Stufen der natürlichen Religion zurückweist. Gleichwohl konnte Heubner a. a. O. S. 459. den Satz hinstellen: „Doch war diese Idee (nämlich die Offenbarung als Erzieherin des menschlichen Geschlechts betrachtet), nicht von Lessing, sondern von ihm nur bekannt gemacht, da sie schon mit denselben Worten in Lüderwald Von der Seligkeit der Heiden, (I, 188—190) 1754. und von dem Ungenannten wahrscheinlich aus den Lettres sur la religion ess. de Marie Huber, Lettre 7. und 9. (vielmehr 5. und 6) geschöpft war. Heubner hat also vor Körte die Vorrede Lessings zu der Erziehung des Menschengeschlechts buchstäblich genommen, wonach Lessing nur der Herausgeber eines „Ungenannten" war. — Ich bemerke noch, daß es diese Lettres sur la religion essentielle à l'homme, sind, welche Campe in seinem „Väterlichen Rath für meine Tochter" vor andern empfiehlt, ein Buch, sagt er, dem er selbst in seinen Jünglingsjahren die Besitznahme des ersten festen und sichern Flecks im Ge-

Leſſings Schrift im Stillen zuſchrieb, die in unſern Tagen beinahe zu einer literariſchen Thatſache erhoben worden wäre.[1])

Alſo nicht der allgemeine und abſtracte Gedanke von einer Erziehung des Menſchengeſchlechts wäre es, welcher das eigenthümliche und ſelbſtſtändige Verdienſt von Leſſings religiöſem Teſtamente, wie man ſeine Schrift genannt, ausmachte, ſondern daß er die beiden Glieder des Gegenſatzes, welche in jene Kategorie fallen, in einem viel poſitivern und tiefern Sinne faßte, als ſeine Vorgänger, und zwar mit beſonderer Hinſicht auf die Bibel: er ſucht Vernunft in der Offenbarung, als dem Weg zur höhern Vernunfterkenntniß. Indirekt liegt allerdings darin auch eine Kritik aller Offenbarung, ſofern das Verhältniß zur Vernunft ihren Maßſtab abgiebt. Aber auch ſo, in dem relativen, vernünftigen Werth und Gehalt der verſchiedenen Offenbarungen, welche ſich ſämmtlich auf Geſchichte gründen, behalten ſie für den Philoſophen Bedeutung und Würde. Dieſer Gedanke iſt von Leſſing in der Vorrede, wo er ſich als den bloßen Herausgeber und nicht als Verfaſſer darſtellt, ausgeſprochen. „Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln könne, und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen verdient in der beſten Welt nichts; und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei allem im Spiele: nur bei unſern Irrthümern nicht?" — Man beachte, daß Leſſing in dieſer Betrachtung ſich gewiſſermaßen wieder über ſich ſelbſt ſtellt, indem er den Gang der Offenbarung, den er in der Schrift ſelbſt hiſtoriſch auf die chriſtliche Religion beſchränkt, in ſeiner Allgemeinheit auf das Menſchengeſchlecht überhaupt ausdehnt, wenn er an einem andern Orte ſogar (ein Gedanke, den er von Montesquieu oder von Ariſtoteles entlehnt haben kann) die Verſchiedenheit der Religionen und der Sittenlehren bis auf die Verſchiedenheit des Klima zurückverfolgt.[2]) Um uns aber dieſen particulären Charakter von Leſſings Aufſatz, ſofern die jüdiſche und chriſtliche Offenbarung, als unmittelbar göttliche, vor allen Religionen der Welt herausgehoben werden, aufzuſchließen, brauchen wir nur zu den Bedingungen ſeiner Entſtehung zurückzugehen. Leſſing ſchrieb dieſen Aufſatz mit beſonderer Beziehung auf die Fragmente des Ungenannten, zunächſt des vierten, „daß die Bücher des alten

---

hiete der zur Gotteslehre gehörigen Wahrheiten verdankte". Ein Beweis von der nachhaltigen Wirkung jener Schrift.

1) S. die Beilage.

2) In den Geſprächen für Freimaurer. In dem Fragmente: „Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion" (XI, 607) faßt Leſſing die geoffenbarte Religion von der rein menſchlichen oder vielmehr politiſchen und **conventionellen** Seite auf, wonach geoffenbart und poſitiv der natürlichen Religion eben ſo entgegenſtehe, wie das poſitive Recht dem Rechte der Natur. Man ſollte dieſes Bruchſtück, wegen ſeines innern Gegenſatzes zu dem Inhalte der Erziehung des Menſchengeſchlechts, in eine frühere Periode ſetzen.

Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren,[1]) darum nicht, weil das alte Teſtament von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben weiß". Leſſing giebt dieſes zu, und noch mehr: nämlich daß das alte Teſtament, oder doch das iſraelitiſche Volk, wie wir es in den Schriften des alten Teſtaments vor den Zeiten der babyloniſchen Gefangenſchaft kennen lernen, nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt habe. Beides, vorzüglich aber die Lehre der Unſterblichkeit der Seele und die ſittliche Bedeutung derſelben, ſei erſt von Chriſto gelehrt, „dem erſten zuverläſſigen und praktiſchen Lehrer der Unſterblichkeit". Dieſer Mangel des alten Teſtaments ſei indeß nur ein relativer, welcher in dem göttlichen Erziehungsplane für das iſraelitiſche Volk ſeinen Grund und ſeine Rechtfertigung finde. Das Volk war für jene Wahrheit noch nicht reif genug, ſowie hinwiederum die Lehre von der Unſterblichkeit nicht die letzte und höchſte Stufe der Tugend anzeigt, inſofern eine innre Reinigkeit des Herzens noch in Hinſicht auf ein andres Leben, in Hinſicht auf ewige Belohnung und Strafe empfohlen wird. Wenn der ſittliche Zuſtand des altteſtamentariſchen Volkes das Knabenalter der Menſchheit vorſtellt, ſo erblicken wir in dem chriſtlichen Glauben an Unſterblichkeit das Jünglingsalter, oder vielmehr das Mittel, den Jüngling zum Manne zu erziehen. Das iſt die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand von einer immer beſſern Zukunft ſich fühlt, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt...

Leſſing legt den Maaßſtab ſeiner großen Seele an, wenn er die Lehre der Unſterblichkeit eher als ein Hinderniß, denn als ein unterſcheidendes Kenntzeichen der vollkommenen Religion anſieht. Zwei Fragmente aus ſeinem Nachlaß zeigen ſchon durch ihre Ueberſchrift, wie ſcharf er über dieſen Punkt dachte.[2]) Er vergleicht in dieſer Beziehung die geoffenbarte Religion mit der Aſtrologie: „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten, als einen künftigen Tag? — Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz unbezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir lieber der Religion kein Gehör geben."

---

1) Die erſte Hälfte der Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt deshalb den Zuſätzen zu dieſem Fragmente in den Beiträgen beigegeben.

2) XI, 611. „Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht ſie mir gerade am verdächtigſten." — „Daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde, ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſolle, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſei."

Man hat gestritten, ob Lessing unter seinem neuen ewigen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verstand, wodurch die christliche ebenso antiquirt werden müsse, als der alte Bund durch den neuen — oder ob er sich darunter nur eine höhere, innere Entwickelung des Christenthums dachte. Wenn auch nicht hier, so hat doch Lessing, wie wir hervorgehoben haben, an andern Orten seinen Glauben an die Unvergänglichkeit des Christenthums auf Erden deutlich ausgesprochen. Wenn er dies aber auch nicht gethan hätte, so bleibt doch eins gewiß: die christliche Religion und Kirche würde, nach seinen Grundsätzen über die Erziehung des menschlichen Geschlechts, eben so weiter leben, als neben der christlichen Kirche das Judenthum und der Islam, ja als die polytheistischen Religionen auf dem Erdball. Dies gehört zu dem Plane der Erziehung, welcher aus dem innersten Mittelpunkte der Liebe und der Duldung bei ihm sich entwickelt. „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deinem schwächern Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst ... Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun!..."

Bis die verheißene Zeit der Vollendung, das neue ewige Evangelium herankommt, behält, auch Lessing zu Folge, der neue Bund um so mehr seine Bedeutung und Wichtigkeit für alle Zukunft, als er die großen Vernunftwahrheiten enthält, die hier noch blos als Offenbarungen „angestaunt" werden. Darum ruft er dem vorangeschrittenen fähigern Jünger zu: „kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist..."

Hier folgen, eben beispielsweise, (da es in seinem Plane nicht lag, die gesammte Dogmatik spekulativ umzugestalten) Erörterungen einzelner Dogmen der christlichen Glaubenslehre, namentlich über die von der Dreieinigkeit, der transcendentalen Einheit Gottes, von der Erbsünde, [1]) von der Genugthuung des Sohnes. Mit diesen muß man die an andern Orten entwickelte Lehre Lessings von der Freiheit des Willens, von der Ewigkeit der Strafen, von der Vollkommenheit und dem Fortschritt der Welt verbinden, Probleme, deren ausführliche Erörterung, zum Theil mit Rücksicht auf gegenüberstehende Auslegungen, ich an einem andern Orte zu geben versucht habe. [2])

1) Dies ist früher ausführlicher in den Gegensätzen zu dem ersten Fragmente X, 14. geschehn.

2) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts S. 115—147. — Die beiden Pro-

Nun noch ein Wort von der Hypothese der Seelenwanderung, welche den Schluß der Schrift bildet. Daß sie ernstlich gemeint, nicht etwa blos bildlich zu verstehen sei, darüber habe ich mich erklärt. Mit dieser Lehre thut Lessing allerdings den Schritt aus dem orthodoxen Religionssysteme heraus, indem er die gesammte religiöse Anschauung aus dem Jenseits in das Diesseits zurückruft, anderseits alles Sinnliche an den kirchlichen Vorstellungen durch ihn in ein Geistiges verwandelt wird. Der letzte Grund ist bei ihm doch wieder ein ächt christlicher Gedanke, der Gedanke, der im Gebiete des religiösen, wie des bürgerlichen Lebens durchgeht, daß die Religion, daß die Erlösung und Beseligung nicht um eines Abstractum, sondern um eines jeden Einzelnen willen gegeben sei; denn: „Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?" —

Lange vor Lessing hat der Neapolitaner Vico, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, den Gesetzen einer höhern Bestimmung unsers Geschlechts in der Weltgeschichte nachgeforscht, und drei Zeitalter in der Entwickelung der Menschheit, in denen sie einen Kreis durchlaufen, angenommen. Aber seinem eignen Zeitalter war Vico ein Räthsel, und erst in der andern Hälfte des Jahrhunderts erkannten die Italiener die ganze Tiefe der „neuen Wissenschaft". Für Deutschland hat Lessing den sittlich religiösen Grundton in der Philosophie der Geschichte angegeben. Ihre volle Ausbreitung und wissenschaftliche Rundung hat diese Idee darauf durch Herder erlangt, der auch hier ergänzend sich an Lessings Seite stellt, und hieran vor andern die Unsterblichkeit seines Namens geknüpft hat. Nur während Lessing die sittliche Freiheit des Einzelnen zum Ausgang nimmt, knüpft Herder die Geschichte des Geschlechts an das Universum, an die Natur. Heute dürfen wir es sagen: wenn Lessing in seinen Philosophemen von Leibniz ausgeht, so wird Herder mit seiner ganzen Natur- und Weltanschauung überwiegend von Spinoza getragen. Das Erhabene, welches bei Lessing am Ende der Geschichte uns entgegenleuchtet, strahlt in Herders Ideen aus dem Ganzen der Schöpfung, der Natur, von welcher sich das menschliche Geschlecht in der Geschichte ablöst und befreit, indem es nach reiner Menschheit hinanstrebt. Beide aber, Lessing und Herder, begegnen sich in der Rückkehr zu den Ahnungen der Menschheit im Anfange der Geschichte, im Orient. Es dauerte aber längere Zeit, ehe der Deutsche die tiefere und allgemeine Bedeutung des Vermächtnisses

---

gramme des Dr. Weidemann über Lessings Stellung zur Theologie seiner Zeit. 1. Stück, Hildburghausen 1842. 2. Stück, Saalfeld 1847. will ich hier bemerken, sind über die Einleitung nicht hinausgekommen.

von Leſſing verſtand,[1]) bis Friedrich Schlegel am Anfange des neuen Jahrhunderts darauf hinzeigte:

„Es wird das neue Evangelium kommen," —
So ſagte Leſſing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeſchloſſnen Pforte.
Und dennoch was der Theure vorgenommen,
In Denken, Forſchen, Streiten, Ernſt und Spotte,
Iſt nicht ſo theuer wie die wen'gen Worte.

Dreizehntes Kapitel.

Man wird Leſſings Anſichten von der Beſtimmung des Menſchen in der Geſchichte erſt dann nach allen Seiten kennen und würdigen, wenn man ſchließlich auch in ſeine Lehre vom Staate und der bürgerlichen Geſellſchaft eindringt. Dieſe bildet den Kern ſeiner Schrift: Ernſt und Falk, Geſpräche für Freimaurer.[2]) Sie iſt dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig gewidmet, welcher Großmeiſter aller Freimaurerlogen in einem großen Theile von Norddeutſchland und ſeit 1772 aller deutſchen Logen, beſonders des Syſtems der Maurer der ſogenannten ſtrikten Obſervanz war.[3]) — Es war auf ſeiner Reiſe

1) Ein Paar Gegenſchriften vom Jahre 1780 und 1781, welche Jördens, Lexicon III, 173. anführt, ſind ſpurlos vorübergegangen. Ewald, Superintendent in Detmold, gab einen Band Predigten heraus, mit dem prägnanten Titel: „Die Erziehung des Menſchengeſchlechts nach der Bibel. (Lemgo 1783)

2) Vor dem Drucke ließ ſie Leſſing in der Handſchrift durch die Hände von Brüdern in Braunſchweig, Hamburg und andern Orten gehen. — Die Fortſetzung (das 4. und 5. Geſpräch) erſchien 1780 mit der Vorrede eines Dritten (X, 286), welchrr, zufolge Leſſing, einen Wink höhern Orts bekam, dieſe Fortſetzung nicht bekannt zu machen. Daraus ſchließt ein Ungenannter in der Literatur- und Theaterzeitung (Berlin 1781, S. 690), daß dieſe Fortſetzung wider Wiſſen und Willen Leſſings gedruckt worden, wenn anders Leſſing der Verfaſſer war, was ihm noch ſehr zweifelhaft iſt. Dieſe kritiſchen Zweifel werden ausführtich erörtert. Allein daß Leſſing in der That der Verfaſſer war, braucht keines langen Beweiſes, da wir ſein Bekenntniß in dem Briefe an ſeinen Bruder vom 19. März 1779 (XII, 526) haben. Hier ſagt er auch, daß er „aus nöthigem Menagemrnt für den Hrrzog Ferdinand" den Druck des 4. und 5. Geſprächs unterlaſſe. Nicolai ſagt in ſeinem Verſuch über den Tempelherrnorden (t. 150) von dieſer Fortſetzung: „Sie iſt zwar ohne ſein Vorwiſſen herausgegeben worden, aber unſtreitig von ihm." War jenes der Fall, ſo wäre die „Vorrede eines Dritten" (X, 280) auch nicht von Leſſing. Doch iſt mir wahrſcheintiher, daß Leſſing ſelbſt, nur unter der Maske dieſes Dritten, ſammt der Vorrede, die Fortſetzung herausgegeben hat.

3) Dieſes Syſtem war von einem Herrn von Hund, einem Edelmann aus der Oberlauſitz, nach dem ſiebenjährigen Kriege geſtiftet und auf das Vorgeben, daß die Freimaurerei urſprünglich von den Tempelherren abſtamme, gegründet, ſowie mit den Formen und Einrichtungen dieſes Ordens umgeben. Das Nähere bei Mauvillon, Geſchichte

nach Hamburg im September 1771, daß Leſſing an dieſem Orte Freimaurer wurde. [1]) Die nähern Umſtände dieſes für ihn bedeutungsvollen Schrittes waren bisher in Dunkel gehüllt. Folgendes iſt eine authentiſche Nachricht hierüber, welche ich aus handſchriftlichen Quellen ſchöpfe:

„Leſſing iſt in Hamburg 1771 in der 1770 nach dem von Zinnendorfiſchen Syſtem conſtituirten Loge des Baron Georg von Roſenberg zu den drei goldenen Roſen receipirt."

„Der Baron von Roſenberg war ein reducirter Rittmeiſter von dem von Lucknerſchen Armeecorps. Er hatte im Jahre 1768 in Hamburg eine nach franzöſiſchem Ritus arbeitende Loge errichtet, die aber durch kein Patent autoriſirt war. Durch Vermittrlung der Herren F. H. von Sudthauſen und Johann Daniel Leonhardi, Brüder des von Zinnendorfiſchen Syſtems, erhielt gedachte Roſenberg'ſche Loge 1770 ihre ordentliche Conſtitution nach dem Syſtem der großen Landesloge. Dieſes Syſtem hatte damals unſtreitig die größten Intelligenzen in ſeiner Mitte und an ſeiner Spitze. Dazu gehörten Männer wie die Grafen Stolberg, von Bernſtorf, J. H. Voß, Claudius; obenan ſtand Herzog Ernſt von Gotha."

Karl Leſſing, der, ohne Freimaurer zu ſein, ſeine Feder hierüber wie gewöhnlich laufen läßt, erzählt über ſeines Bruders Aufnahme mehrere luſtige Anekdoten. Auch ſoll man ihm einen ehrenvollen Vorzug bei der Aufnahme angeboten haben, der ſonſt Fürſten und Prinzen nach freimauriſcher Klugheit gewährt würde, welcher darin beſtand, ihn durch alle Grade hindurchzuführen, wenn er die Fortſetzung ſeines Ernſt und Falk unterdrücken, und ſich aller weitern Unterſuchung enthalten, oder wenigſtens ſie nur für ſich anſtellen wollte, ohne etwas darüber drucken zu laſſen. Allein, wurde hinzugeſetzt, er hatte die Wahrheit zu lieb, als daß er eine ſolche Bedingung eingegangen wäre. Der Biograph fügt ſelbſt hinzu, daß an der Richtigkeit ſeiner Anekdote noch zu zweifeln ſei, weil Leſſing dieſe Geſpräche erſt zu Wolfenbüttel vollendete, ob er ſie gleich in Hamburg angefangen haben mochte. Aber daß Leſſing um 1769 Freimaurer geworden, war ja ſchon eine falſche Vorausſetzung.

Bode, Leſſings Freund, der in der Geſchichte der Freimaurerei eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, widerlegt eine andere, von Bonneville erzählte Sage. [2]) Leſſing nämlich habe in ſeinem Nathan der Weiſe den Charakter eines Tempelherrn mit Meiſterhand gezeichnet; er habe darin auf freimaureriſche Zeichen und auf den geheimnißvollen Ring angeſpielt. Aus dem nervigen Tone dieſer Tragödie könne man mit Gewißheit abnehmen, daß er ſich für einen

---

Ferdinands, Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, II, S. 460 ff. und Schloſſer, Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, III. Band, 1. Abth.. S. 290 ff.

1) Unrichtig hat Karl Leſſing ſeines Bruders Aufnahme in den Orden an ſeinen mehrjährigen Aufenthalt in Hamburg geknüpft. I, 295.

2) Lenning, Encyclopädie für Freimaurer, Artikel Leſſing.

wahren Tempelherrn hielt und die wahre Bedeutung dieſes jeſuitiſchen Ringes nicht wußte. —

— „Was man nicht alles aus dem Tone eines Stückes abnehmen könnte!“ ruft Bode aus.

Der Verfaſſer, (fährt er fort) der lange Zeit mit Leſſing in wahrer Vertraulichkeit gelebt hat, iſt es ſeiner Aſche ſchuldig, Folgendes zu ſagen:

„Leſſing ſagte zu einem Meiſter vom Stuhl der ſtrikten Obſervanz: er wiſſe das Geheimniß der Freimaurerei, ohne eingeweiht zu ſein, und wolle darüber ſchreiben. „Leſſing, (antwortete jener) ich möchte nicht gern in irgend einer Wiſſenſchaft Ihr Gegner ſein: aber hier wiſſen Sie ſo wenig, daß ich es leicht haben würde, meinen Speer gegen Sie aufzunehmen.“ Leſſing meinte freilich, das ſei nur die Sprache eines Meiſters vom Stuhl; indeß brachte ihn doch der ernſthafte Ton dieſes ſeines Freundes dahin, um die Aufnahme zu erſuchen. Der Meiſter vom Stuhl aber gab ihm zur Antwort: „Ich wüßte keinen Mann, den ich lieber zum Bruder hätte, als Sie: aber ich muß es Ihnen deswegen platterdings abrathen, ſich aufnehmen zu laſſen, weil die Fortſchritte in unſerm Syſtem zu langſam für Ihr Alter und für Ihren feurigen Charakter ſind.“ — Dabei blieb es. Ein anderer Meiſter vom Stuhl, von einem andern Syſtem in Hamburg (dies war der vorhingenannte Baron von Roſenberg), der Leſſings Wunſch, Freimaurer zu werden, erfahren hatte, machte ſich ein Vergnügen daraus, ihm die Erfüllung ſeines Wunſches anzutragen. Unmittelbar nach der Aufnahme ſagte dieſer Herr von R. zu Leſſing: „Nun? Sie ſehen doch, daß ich die Wahrheit geſagt? Sie haben doch nichts wider die Religion oder den Staat gefunden!!“ — — Hier kehrte ſich Leſſing, der eben ein wenig lange Weile gefunden haben mochte, um, und ſagte: „Ha! ich wollte, ich hätte dergleichen gefunden, das ſollte mir lieber ſein“. [1]) „Indeß ging er, fügt Bode hinzu, den gewöhnlichen Schritt der Grade bis zum dritten fort, weiter aber iſt er nie gekommen, obgleich das nur an ihm lag; und für einen Tempelherrn hat er ſich nie gehalten, — wahrhaftig nicht einmal für einen ſymboliſchen, geſchweige für einen wahren!“ Auch Nicolai bezeugt, daß Leſſing ins Innere der Freimaurerei gar nicht eingedrungen ſei, und das nämliche ſagt der vorgenannte Berichterſtatter über die Fortſetzung von Ernſt und Falk in der Literatur- und Theaterzeitung von 1781, S. 670. Er verſichert, aus ſehr ſichern Händen geſchöpft zu haben, daß Leſſing die Geſpräche für Freimaurer ſchrieb, als er nur noch die erſte Stufe der Freimaurerei betreten hatte, was ſeinen durchſchauenden Geiſt aber nicht gehindert hätte, ſogleich in das Weſen dieſer Verbrüderung unter Bildern und Verhüllungen einzudringen.

Moſes Mendelsſohn (erzählt ferner Karl Leſſing) erinnerte ſich einſt mit

1) Dieſe Rede iſt ſchärfer, als was Karl Leſſing ſeinem Bruder bei dieſer Gelegenheit a. a. O. in den Mund legt: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, ſo fände ich doch etwas.“ —

vielem Vergnügen in einem Cirkel seiner Freunde einer Unterredung, die er mit Lessing über diesen Gegenstand gehabt hatte. Als er ihn auf einer Rückreise von Hannover in Wolfenbüttel besuchte, fragte er ihn: „Sie sind auch, wie ich gehört habe, Freimaurer geworden? Ist das wahr, Freund?"

„O ja, lieber Moses, wohl bin ich's geworden!"

„Nun?"

„Was nun? Nun soll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht, — ich habe geschworen."

„Sie scherzen, lieber Lessing. Glauben Sie wirklich, mein unschuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimnisse des Glaubens zu entlocken? Das sei fern! — Aber wie? Von früher Jugend suchen wir die Wahrheit; seit unserer Bekanntschaft suchen wir sie gemeinschaftlich mit aller Anstrengung, mit aller Treue, mit welcher sie gesucht sein will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Lessing seinem fünfundzwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren geschworen? — feierlich geschworen? Und ich sollte diese Wahrheiten zu wissen nicht neugierig sein können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der Orden seinen Jüngern mittheilt, so werden Sie noch vielmehr gestehen, daß ich — —"

Lessing lachte herzlich über Moses Eifer, und sagte: „Hören Sie auf, lieber Moses, da habe ich meinen Orden für nichts und wieder nichts compromittirt . . ." [1])

Mehr braucht es wohl für den Leser nicht (fügt Karl Lessing hinzu), um ihm zu beweisen, was Lessing von der Unbedeutsamkeit, aber auch Unschädlichkeit dieses Ordens für einen vernünftigen Mann gedacht und erfahren hat. Er hätte dabei auf das vierte Gespräch zwischen Ernst und Falk hinweisen können, wo der in seinen Erwartungen betrogene Ernst gleich nach seiner Aufnahme nicht Worte genug findet, um seinen Verdruß auszusprechen und Falk ihm gesteht, daß er ihn von seinem Vorsatze, hätte er ihn gewußt, ganz gewiß

1) Auf die Freimaurerei bezieht sich Lessings im Jahre 1751 verfaßtes satirisches Gedicht: „das Geheimniß" (I. 105); darum ließ er es 1771 im ersten Bande der vermischten Schriften weg, wie Karl Lessing (Vorbericht zum 2. Bande der verm. Schriften, S. XXV.) versichert. Der Schluß dieser Erzählung lautet:

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf die Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschließen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

abgeredet haben würde. „Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen?“ —

Und doch wäre die höhere Bedeutung von Leſſings Schritt ſchon hinlänglich geſichert, wenn er auch weiter nichts, als den Anlaß und Stoff zur Ausarbeitung ſeiner meiſterhaften Geſpräche dort geſchöpft hätte, Geſpräche, ſagt ein Kenner der Alten, [1]) welche alle die Einfalt, alle die Süßigkeit, alle den Tiefſinn, alle die glückliche Miſchung von Scherz und Ernſt haben, die wir an den Platoniſchen Dialogen bewundern. Ich überlaſſe die Frage den Freimaurern, wer von beiden Theilen, Leſſing oder der Orden, mehr einer von dem andern gewonnen, ſowie, ob Leſſing durch den Eintritt in den Orden zu den großen Ideen über denſelben den Anſtoß empfangen, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, ob er die empfangenen Anſchauungen und gemachten Erfahrungen mit ſeinen frei durch ſich ſelbſt erzeugten Ideen befruchtet habe. Ich finde es wahrſcheinlicher, wegen der in die Augen ſpringenden Verwandtſchaft zwiſchen Ernſt und Falk und der Erziehung des Menſchengeſchlechts, und was hiermit zuſammenhängt; wie bereits an einem andern Orte entwickelt iſt. [2])

Nicht alſo, um Leſſings Geſpräche in Bezug auf ihre Reſultate für den Orden ſpeculativ und hiſtoriſch zu erörtern, mögen ſie hier in Betracht gezogen ſein (wiewohl die Freimaurer darin ihr Ideal heute im Weſentlichen gefunden zu haben glauben [3])), ſondern wegen des Reflexes, welchen dieſe Ideen auf Leſſings Begriffe von Staat und bürgerlicher Geſellſchaft in politiſcher und ſocialer Hinſicht zurückwerfen. In dieſem Zeitalter (zwiſchen 1770—1780) ſprach ſich eine Vorahnung großer Veränderungen und Umwälzungen in Europa in jenem dunklen Streben nach geheimen Verbindungen aus, welches hie und da in die ſeltſamſten Verirrungen ausartete. (Ich nenne Adam Weishaupt, den Stifter des Ordens der Illuminaten, als eines höhern Grades der Freimaurerei; Bahrdt, den Stifter der Union der Zweiundzwanziger, der die Hypotheſe aufſtellte, daß Jeſus ſich zur Ausführung ſeines Plans eines geheimen Ordens, einer geheimen Geſellſchaft, als Mittels bediente, was Reinhard einer ausführlichen Widerlegung für nöthig achtete [4]). Zu welchen Spielereien und Fictionen jener Hang zum Geheimniß damals führte, erzählt uns ſehr ergötzlich Goethe aus ſeinem Leben in Wetzlar 1772 (Werke XXVI, 135—39) von dem nachgeäfften Tempelherrnorden und dem

1) Ch. G. Schütz, über Leſſings Genie und Schriften. Drei Vorleſungen. Halle 1782.

2) Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts, S. 147—174.

3) Vgl. den ausführlichen Artikel Freimaurerei von Auguſt Wilh. Müller in der Erſch- und Gruberſchen Encyklopädie I. Sect. 49. Theil. 1849, S. 77. (Auf dieſe von Freimaurern ſehr geſchätzte Arbeit beziehe ich mich öfter.)

4) Reinhards Verſuch übee den Plan u. ſ. w. S. 121. Dennoch wurde dieſe Hypotheſe in neuerer Zeit in A. Keſtners Agape, Jena 1819, wiederholt.

Orden des Uebergangs, von dem hannoverſchen Edelmann von Gouś geſtiftet. Auch der junge Jeruſalem, der ſich hier am 29. October 1772 erſchoſſen hat, gehörte zu dem Orden. (Vgl. Blätter für literariſche Unterhaltung 1852. No. 52. Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar u. ſ. w.) Dies Weſen riß auch die beſſern Geiſter fort und war nicht nur auf ihr Thun und Wirken im Leben, ſondern auch auf die Literatur und Kunſt von Einfluß, wie dies unter andern Gervinus mit Bezug auf deutſche Poeſie angedeutet hat, und zwar mit beſonderer Hinſicht auf den Freimaurerorden [1]), welcher allein jene ephemeren Geburten phantaſtiſcher und myſtiſcher Köpfe überlebte, übrigens aber in ſich ſelbſt in verſchiedene Syſteme zerfiel, welche, wie in Hamburg 1773—78, in offenem Krieg gegen einander lebten und wo über das Weſen der Maurerei nichts als Streit und Verwirrung unter den Maurern herrſchte. [2]) In dem vierten Geſpräche läßt Leſſing dieſen Stand der Dinge durchblicken, nicht ohne Spott und Ironie: „Der Eine will Gold machen, der Andre will Geiſter beſchwören, der Dritte will die Tempelherren wieder herſtellen.“ Falk möchte ſelbſt in dieſen Verirrungen einen gewiſſen Zuſammenhang und einen Anknüpfungspunkt mit dem Höhern erblicken und ſpricht von Neulingen des Ordens, welche ſich mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern und Tempelherren ſchleppen — „Spielzeug, worin er aber ſchon die Waffen erblicken will, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden“; — er kann aber nicht umhin, ſeine Furcht zu äußern über das „Logenweſen“, wie es jetzt getrieben werde, „wenn ſie ſich von Königen und Fürſten Privilegien geben laſſen und das Anſehen und die Gewalt derſelben zur Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte“. — Dieſe Intoleranz, welche der Orden mit den religiöſen Sekten gemein hatte, zeigte ſich nicht nur in der Ausſchließung der Juden, ſondern auch der Handwerker und Dienſtboten, „die ſich die Farbe zu ihrem Rock nicht ſelbſt wählen“ [3]) (Es wird nicht auffallen, daß Leſſing, durch die Worte der hier *übereinſtimmenden* Ernſt und Falk, ſeiner ſonſtigen Geſinnung gemäß, gegen dieſe Ausſchließungen ſich ausſpricht). Falk ſetzt die bedeutenden Worte hinzu: „*das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo.*“

Dieſes alles ſei nur geſagt, um zu dem Schluſſe zu gelangen, wo

---

1) V., 274—75. „In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts entſtand das Getriebe mit dieſen Geheimorden über ganz Deutſchland hin; man wußte nicht woher und wohin ... Wie Meteore ſchwanden dieſe Erſcheinungen wieder, nur der *Freimaurerorden* beſtand durch alle Verfolgungen. — Wie dieſe Intereſſen die Nation ausfüllten, erkennt man in unſrer ſchönen Literatur auf Weg und Steg“ u. ſ. w.

2) Aus handſchriftlichen Mittheilungen.

3) Die Loge der ſtricten Obſervanz, welcher Leſſing angehörte, baſirte ſich auf „das chriſtliche Prinzip“.

Leſſing auf allgemein faßliche Art über das Verhältniß der Loge zur Freimaurerei ſich ausſpricht.

Falk. In die Loge vorjetzt auf eine Zeit nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimaurerei ausgeſchloſſen ſein, ſind doch zwei ganz verſchiedene Dinge.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil Loge ſich zur Frei maurerei verhält, wie Kirche zum Glauben.

Dieſer Gedanke findet ſich ſchon im dritten Geſpräche (bevor Ernſt ſich hat aufnehmen laſſen), da, wo Falk in ſymboliſcher Weiſe den Begriff der Freimaurerei — wir werden ihn näher kennen lernen — entwickelt: „Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimaurer zu heißen.“

Ernſt. Du legſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſein kann, ohne es zu heißen.

Endlich im fünften Geſpräch: „Die Freimaurerei, ſagt Falk, beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf dem Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.“ So iſt denn ziemlich deutlich zu erkennen gegeben, daß wir in dieſem Geſpräche keine ſogenannten Geheimniſſe erfahren, ſondern eine philoſophiſche Doctrin kennen lernen ſollen, welche er die wahre Ontologie der Freimaurerei nennt, zu welcher ihm aber der beſtehende Orden mit ſeiner Geſchichte und ſeiner Verfaſſung eben ſo nur als Vehikel und Subſtrat dienen muß, wie die Bibel und die Dogmen der chriſtlichen Kirche (auf welche er in der Vorrede ſelbſt hinweiſt) auf die Entwickelung und Darlegung ſeiner Ideen über die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Welches iſt nun dieſe Ontologie der Freimaurerei? Dies bildet den Gegenſtand des zweiten Geſprächs. Der Kern darin betrifft Weſen und Beſtimmung der bürgerlichen Geſellſchaft.

Wie anderswo, geht Leſſing auch hier von keiner Definition von Staat und Geſellſchaft aus, um daraus a priori die Eigenſchaften derſelben abzuleiten, ſondern er legt eine beſtimmte lebendige Anſchauung aus der Natur zu Grunde. Dieſe Anſchauung liefert das Leben und Weben eines Ameiſenhaufens. „Welche Geſchäftigkeit und doch welche Ordnung. — Die Ameiſen leben in einer noch wunderbareren Geſellſchaft, als die Bienen, denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammenhält und regiert. — Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können...?“

„Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß.“

„Ob es wohl einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?“

„Wohl ſchwerlich.“ —

Ordnung und Freiheit, die höchſten Forderungen der Menſchheit und der Vernunft, ohne alle äußere Einſchränkung durch Geſetze, werden alſo als unerreichbare Ideale der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft gelehrt. Die

bürgerliche Gesellschaft ist nothwendig, aber sie ist nur ein Mittel zum Zweck; die Staaten sind für die Menschen, die Menschen sind nicht für die Staaten erschaffen worden. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andre Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: „Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!" — Auch hier also das uns bekannte Princip der Individualität, auf die bürgerliche Gesellschaft übergetragen, wie vorhin auf die Kirche: — „wehe dem menschlichen Geschlechte, hieß es dort, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht." In der Oekonomie des Staates und der Gesellschaft soll es nach dem nämlichen Prinzipe, dem der Liebe, eingerichtet sein. Dieses bildet den Kern von Lessings Politik, der freilich, in einer nachherigen Periode, als ein durch die neuern Philosophen (seit Kant) wesentlich überwundener Standpunkt bezeichnet wurde. Dieser Eudämonismus in der Politik hätte denjenigen Begriffen des Staats Platz gemacht, welche aus der Idee des Staates hergeleitet sind, dessen Grundlage die Vernunft und das Recht ist. Nächst der Idee des Rechts aber sei es die Nationalität, das lebendige Volksbewußtsein, welches im Staate über dem Einzelnen schwebt und ihn an den Boden mit unzerreißbaren Fäden knüpft. Daß aber die Zustände des deutschen Reichs, im Ganzen und in seinen Theilen, unter der Herrschaft des Absolutismus und der Kabinetsregierung, solche Begriffe von Staat und Vaterland nicht aufkommen ließen, wird zugegeben. Aber jene Kant'sche Kritik des Eudämonismus in der Politik und Moral trifft in Wahrheit Lessing nicht, welcher in Religion und Moral diesen Standpunkt völlig überwunden und sich schon ganz auf den Kant'schen Standpunkt versetzt hat, ja über denselben hinausging, da er das Gute schlechthin fordert, weil es das Gute ist, und sogar alle Rücksicht auf die Unsterblichkeit der Seele und die Belohnung in einem zukünftigen Leben aus dem Systeme der wahren Religion ausgeschlossen haben will. Dies hindert ihn nicht, das Wohlsein der Einzelnen als die höchste Aufgabe von dem Ganzen, der bürgerlichen Gesellschaft, zu fordern. Aber worauf beruht denn zuletzt dieses Wohlsein?

Wenn wir der Sache näher auf den Grund gehn, ergiebt es sich, daß diejenige Glückseligkeit, welche Lessing für die Bürger des Staats fordert, von der Sache der Vernunft unzertrennlich ist und auf ihr ruht, mithin von selbst zur wahren Moral führt. Einen andern Begriff kannte Lessing nicht. Auch in Bezug auf das Christenthum ist es ihm nicht um unsre Seligkeit, „sie mag herkommen, woher sie will", sondern um die Seligkeit vermittelst

unſerer Erleuchtung zu thun; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig iſt; in welcher am Ende unſere ganze Seligkeit beſteht.[1]) Und ſo heißt es in den Geſprächen für Freimaurer, nachdem alle die nothwendigen Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, auch bei der beſten Staatsverfaſſung, auseinander geſetzt ſind: „Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebaut werden kann: ich würde ſie auch bei weit größern Uebeln noch ſegnen.“

Die Dialektik, mit welcher Leſſing die innern Widerſprüche in dem Begriffe des beſten Staats entwickelt, iſt ächt platoniſch; und die Idee der Freimaurerei iſt aus der tiefſten Erkenntniß der ſocialen Gebrechen hergeholt. Ohne daß Rouſſeau genannt wird, iſt das Ganze dieſer Entwickelung Rouſſeau's Lehren vom Urſprung und Weſen des Staats entgegengeſetzt; der Staat, bei allen unvermeidlichen Uebeln, unendlich hoch über den Stand der Natur erhoben, wie bemerkt: weil in ihm allein die menſchliche Vernunft angebaut werden kann. Daß aber die Uebel, welche mit dem menſchlichen Staate verknüpft ſind, doch wieder aus dem Begriffe deſſelben als unvermeidliche fließen, bildet die andere Seite dieſes Gegenſatzes. „Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen. — Die bürgerliche Geſellſchaft kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen, nicht befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen theilt und trennt. Dieſe Trennung in wenige Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam in's Unendliche fort: Verſchiedenheit der Stände. Wenn auch alle Glieder des Staats an der Geſetzgebung Antheil haben, ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben (Leſſing dachte, ſcheint es, an ariſtokratiſche Verfaſſungen). Endlich die Unterſchiede von Beſitz und Eigenthum. Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilt worden, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere; einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als andre. Es wird alſo reiche und arme Glieder geben. (Das nämliche Argument, und mit den nämlichen Worten, welches dem Communismus unſrer Tage entgegengehalten wurde!) So tief greifen die Unvollkommenheiten des Staats und der bürgerlichen Geſellſchaft, auch wo der beſte Staat in der Wirklichkeit vorausgeſetzt wird: wie vielmehr aber zu einer Zeit, wenige Jahre vor der Revolution, wo ſich das Gefühl einer herannahenden Kataſtrophe der Edlern bemächtigte. Leſſing erlebte noch

1) Vierter Anti-Göze, X, 187.

den Ausbruch des Kampfes für die Unabhängigkeit Nordamerika's, wodurch dieſe Bewegung der Geiſter ſich ihres Zieles bewußter wurde. Doch er wandte von allen gewaltſamen Erſchütterungen und Revolutionen zu Verwirklichung der Ideale der Menſchheit ſeine Blicke ab, gleichwie in einer ſpätern Periode Goethe. In dem fünften Geſpräch ſpricht Falk von einem Freimaurer, der zu denen gehöre, welche „in Europa für die Amerikaner fechten", und der die Grille hat, daß der Kongreß eine Loge ſei; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit bewaffneter Hand gründen werde. — Das ſind nur „Träume!" ſagt Falk, der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können. — Die Lichter auslöſchen, und wenn ſie ausgelöſcht ſind, da erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar wieder andere Lichter aufſtecken muß: iſt der Freimaurer Sache nicht.

Ernſt. Das denke ich auch. — Was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk. „Vortrefflich". — Aehnlich ſagt Leſſing in der Erziehung des Menſchengeſchlechts von den religiöſen Schwärmern: „Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeins reifen." —

Das Gegenſtück ſolcher Schwärmer oder Träumer ſind jene, welche ganz allgemein die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats genannt werden, näher aber die Freimaurer: „Männer, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg ſind und genau wiſſen, wo Patriotismus aufhört Tugend zu ſein; Männer, welche dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, nicht glauben, daß alles nothwendig gut und wahr ſein müſſe, was ſie für gut und wahr anerkennen; Männer endlich, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebt". An dieſer Schilderung erkennen wir den Charakter jener ächten Humanität, deren Verwirklichung die Weiſeſten und Beſten unter verſchiedenen Formeln erſtrebten: ſo Schiller, unter der Idee reiner äſthetiſcher Erziehung der Menſchen, wo die, welche dazu erzogen ſind, in allen Staaten der Erde immer nur eine unſichtbare Kirche ausmachen. Eine ähnliche Idee ſchwebte Goethe'n in Wilhelm Meiſters Lehr- und Wanderjahren vor. Leſſing bediente ſich der Freimaurerei, nach ihrer Idee, als dieſer Formel, und in dieſem Sinne heißt es bei ihm: „Ihrem Weſen nach iſt die Freimaurerei eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders, als mit einander entſtehen, wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft ein Sprößling der Freimaurerei iſt... Wo ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimaurerei und umgekehrt"... Hier verläßt die Spekulation ganz den hiſtoriſchen Boden und die Freimaurerei iſt nur noch ein ſymboliſcher Begriff.

Nur die wenigſten unter den Freimaurern, bei denen die Geſpräche umliefen, erhoben ſich zu dieſem Standpunkte; die meiſten hielten den Verfaſſer für einen Schwärmer. Zu jenen wenigen gehörten die Herder, Hamann [1]), Claudius, Campe. „Es iſt ſchon einmal in Hamburg geweſen, bei Herrn Boden, ſchrieb Leſſing an Claudius (XII, 504): aber — und itzt läuft es hier durch die Hände der andern Obſervanz. Es ſoll mich verlangen, ob es am Ende doch auch Einer verſtehen wird." Campe's Antwort beim Zurückſenden des Geſprächs wirft Licht auf den Geiſt, der in Hamburg in dieſem Kreiſe herrſchte (XIII, 637): „Ich dachte Wunder, wie viel ich an Einſicht gewinnen würde, wenn ich ſie von denen leſen ließe, die mich, noch ehe ſie ſie geleſen hatten, in einem ſo zuverſichtlichen Tone verſicherten, daß ſie lauter Chimären enthielten! Aber was war's? Ein mitleidiges und geheimnißvolles Achſelzucken über Ihre Verblendung; und eine triumphirende Verweiſung auf den erſten Theil des Zoroaſters, auf gewiſſe mikrokosmiſche Vorſpiele, und auf das Geheimniß der Verweſung und Verbrennung aller Dinge — Scharteken, die ich nie geſehen habe, und nie zu ſehen verlange — waren alles, was man mir einzuernten gab. Mit dem letztgenannten Buche, glaube ich, tröſtet man ſich (fügt Campe ironiſch hinzu); weil, wenn alles verbrennen und verweſen ſoll, Ihre leidigen Geſpräche ja auch nicht ewig dauern können. Sehen Sie, lieber Leſſing, wie ſelbſt diejenigen, die eben keinen Drang, Sie zu loben, bei ſich verſpüren, kein anderes Mittel, Ihre Schriften zu zernichten, als die Zerſtörung des Weltalls durch Fäulniß und durch Feuer kennen!"

Herder, welcher, ſichern Nachrichten zufolge, bereits in Riga ſich in den Orden hatte aufnehmen laſſen, nachher aber, mit Rückſicht auf ſeine Stellung in Weimar, ſich zurückzog, und ſeine Verbindung mit dem Orden verhüllte, hat ſich in „Adraſtea" [2]), mit Rückſicht auf Leſſings Geſpräche, ſkeptiſch über des Ordens Weſen und Wirken geäußert: „Leſſing legte ihnen eine ſo große, ſo feine Abſicht unter." — An „Ernſt und Falk" ſich anſchließend, ſetzte Herder neue Geſpräche über Freimaurerei auf (unter dem Titel: Fama fraternitatis, oder über den Zweck der Freimaurerei, wie ſie von außen erſcheint), von denen er aber ſelbſt bekennt, „daß ſie auf Leſſings dialogiſche Grazie keine Anſprüche machen".

Darin ſind die Schriftſteller der Freimaurer heute einig, daß der hiſtoriſch-kritiſche Theil von Ernſt und Falk: die Ableitung der masoney von dem deutſchen Maſe oder Maſoney, und die Hypotheſe, daß der Freimaurerorden in ſeiner heutigen Geſtalt gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus

1) Hamann erhielt das Manuſcript durch Herder, und ſchrieb an dieſen den 21. Februar 1779 (Hamanns Schriften VI, 66): „An Leſſings ontologiſchem Geſpräche habe ich mich nicht ſatt leſen können ..." Hamann nahm auch Rückſicht auf Ernſt und Falk in ſeinen in demſelben Jahre erſchienenen „Fragmenten einer apokryphiſchen Sibylle über apokalyptiſche Myſterien". (Ebend.)

2) Werke zur Phil. und Geſchichte XII, 279.

einer Maſoney der Tempelherren, die ſich, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hätte, entſprungen wäre, als ganz unhaltbar ſich erwieſen hat. [1])

1) Gegen dieſe Hypotheſen trat zuerſt Nicolai, ein Jahr nach Leſſings Tode, 1782, in ſeinem „Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden ..“ auf. Er ſagt im Anhang. über das Entſtehen der Freimaurergeſellſchaft I, S. 150: „Ich nahm mir vor, ihn ſelbſt über dieſe mir unerklärlichen Behauptungen zu befragen, als ich die traurige Nachricht von ſeinem frühzeitigen Tode erhielt.“ Im Uebrigen verweiſe ich auf den ſchon angeführten Artikel: Freimaurerei, in der Erſch- und Gruber'ſchen Encyklopädie, und bemerke nur noch, daß überall, wo in dem vierten Geſpräche von Ernſt und Falk Lücken gelaſſen ſind, das Wort Tempelherrn zu leſen iſt, was, nach Nicolai's Vorgang, längſt hätte in den Text geſetzt, wenigſtens unter dem Texte angedeutet werden müſſen. — In F. Nicolai's Nachlaß finden ſich einige Blätter, mit der Aufſchrift: „Erſter Entwurf zu Ernſt und Falk“, mit Anmerkungen von Nicolai, wovon Herr Dr. Parthey Danzeln eine Abſchrift zu nehmen geſtattet hat. (S. die Beilage.) Es ſind eigentlich nur die noch unverarbeiteten Gedanken zu dem fünften Geſpräch, über die hiſtoriſche und etymologiſche Ableitung des Namens und Begriffs free mason, masoney. Leſſings Herleitung des Ordens von den Ueberreſten des Tempelherrnordens begegnete ſich mit den Ideen und Beſtrebungen der ſtricten Obſervanz, was bei ihm aber gewiß ungeſucht war. Ueber die Tempelherren des Mittelalters ſtimmte Leſſing dem günſtigen Urtheil von Chriſtian Thomaſius bei, (XI, 388.) während Nicolai die entgegengeſetzte Anſicht vertrat. Leſſings Anſicht ſcheint heutzutage im Ganzen das Uebergewicht zu haben. Vgl. W. G. Soldan, Ueber den Proceß der Templer u. ſ. w. im Hiſtoriſchen Taſchenbuch, herausgegeben von K. Raumer. Jahrg. 1545. (Der Herausgeber ſucht nicht blos die Unſchuld der Tempelherren, ſondern auch ihre geheime Fortdauer bis auf unſre Zeit darzuthun.) Ihm ſtimmt im Reſultate bei W. Havemann in ſeiner Geſchichte des Ausgangs des Tempelherrenordens. Stuttgart und Tüb. 1846. Raynouard hatte die Unſchuld der Tempelherren in ſeiner Tragödie „Les Templiers“ ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts gefeiert; während der Conſul Bonaparte ſich gegen die apologetiſche Tendenz des Stücks mißbilligend ausſprach. Es ſei mir zum Schluſſe vergönnt, auf A. Henſchel's Aufſatz: „Das Tempelherrenthum und deſſen geſchichtliche Stellung im Mittelalter“, in dem Freimaurer-Kalender auf das Jahr 1857, herausg. von H. Bretſchneider, Gotha, S. 63–91 zu verweiſen, wo jede Einſeitigkeit durch die tiefere Auffaſſung und von einem univerſelleren Standpunkte glücklicher als von den Andern vermieden worden.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Wir haben den Schriftsteller im Zusammenhange, nach den mannigfaltigen Richtungen seines tiefen und umfassenden Geistes, bis zum Ende seiner Laufbahn kennen gelernt. Es ist übrig, den großen Mann in seinen reinen menschlichen Beziehungen, in seinem Leben zu Wolfenbüttel und in Braunschweig, wie es sich in dem letzten Decennium seines Lebens gestaltete, aufzusuchen. Ach, daß wir von der heitern Lichthöhe des Denkers und Dichters, von der Gesundheit und dem kräftigen Mark aller dieser Geisteswerke, von dem noch die spätesten Geschlechter sich nähren und kräftigen werden, herabsteigen müssen in die dunklen Schatten einer nur noch so kurzen Lebensstrecke, wo Kränklichkeit, düstre Einsamkeit, ungestillte Sehnsucht, getäuschte Erwartungen, oft drückende Nahrungssorgen, welche sogar auf die Wahl der Materie für seine Feder von Einfluß waren —[1]), und der härteste Schlag, der ihn betreffen konnte, der schnelle Verlust des einzigen ihn beglückenden Wesens, zuletzt die bittern Streitigkeiten mit den Theologen, den Faden seines Lebens aufrieben und verkürzten. Doch ist es der Kampf einer großen Seele mit dem Leben, mit dem Feinde in seinem Innern nicht weniger, als mit den Umständen, welcher die Geschichte dieser letzten Periode wieder so anziehend, so erhebend macht. Von der Menge verkannt, unbegriffen, fehlt es ihm doch nicht an treuen Freunden, welche ihm voll Hingebung, einige mit Begeisterung anhängen. Dieser engere Kreis bildet seine eigentliche Welt, vor welcher alle die reichen Quellen seines Geistes in leuchtenden Strahlen spielen.

Haben wir im vorhergehenden Buche Lessings schriftstellerische Thaten

1) An seinen Bruder den 11. Nov. 1770, wenn er ihm den Rath giebt, weniger zu schreiben, und deste mehr für sich zu studiren, und ihn versichert, daß er diesen Rath für sein Theil selbst weit mehr befolgen würde, wenn ihn seine Umstände weniger nöthigten, zu schreiben. — „Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen."

und Leiſtungen mehr nach dem innern Zuſammenhange, als mit Beobachtung der äußern Reihefolge, in gemeinſamer Ueberſicht zu entwickeln verſucht, ſo erſcheint es jetzt angemeſſen, das Leben Leſſings in dieſen zehn Jahren mehr annaliſtiſch zu erzählen. Als einen Schatz voll Mittheilungen, in denen Leſſing ſich weit mehr, als je irgend wo, in der ganzen Offenheit und Anmuth ſeines Geiſtes und Herzens zeigt, muß der Biograph den Briefwechſel Leſſings mit Madame König, ſeiner nachmaligen Gattin, preiſen. Länger als fünf Jahre war Leſſing mit dieſer ſeltenen Frau in ununterbrochener reger Verbindung, deren Ziel ſie anfangs ſelbſt für die nächſten Verwandten und Freunde geheim hielten. Ein großmüthiger Wetteifer im Entſagen, ſo lange die Verhältniße beiderſeits keine feſte Gewähr zu bieten ſchienen, drohte bisweilen der Verwirklichung ihrer ſehnlichſten Wünſche entgegen zu treten. Gewiß iſt: ohne dieſe Entwürfe, ohne dieſe geheimen Bande hätte Leſſing in Wolfenbüttel nicht länger als an andern, frühern Orten ausgehalten.

Schon wenige Monate nach ſeinem Abgang von Hamburg, im Auguſt 1770, hatte Leſſing die Freude, ſeine Freundin in Wolfenbüttel wieder zu ſehen, wohin ſie den Weg nahm, um über Nürnberg und München nach Wien zu gehen, wo die Geſchäfte und die Verhältniſſe ihrer dortigen Fabriken ihrer warteten. Von Haſelfeld im Harz giebt ſie ihm auf der Weiterreiſe die erſte Nachricht, dankt ihm für alles Gute, und erzählt, welche lächerliche Geſellſchaft ſie auf dem Wege beluſtigt habe. Leſſing dankt ihr für dieſe Nachricht. „Das Lächerliche, bemerkt er, iſt meiſtens das einzige Vergnügen, das man ſich auf der Reiſe machen kann. Nehmen Sie es ja überall mit; denn das Lachen erhält geſund und macht, wie man ſagt, ſogar fett.“ Als Mad. König nach vielen Widrigkeiten glücklich in Wien angelangt war, ſchrieb ihr Leſſing, beruhigt, dahin: „Sie werden ſagen, daß ich eine beſondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin ſtolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie ſelbſt, wie ich oft gemerkt habe, beſitzen ein gutes Theil von dieſer Gabe, die ich Ihnen recht ſehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedener machen, als eben ſie.“

„Seit acht Tagen (fährt er fort) denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals, und fange faſt an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten nur etwas Gutes aufzuſuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben ſo viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anders wo; die wenigſtens, die gut da ſind, können vielleicht recht ſehr gut ſein. Sehen Sie, was ein paar Beiſpiele vermögen! Zwei Wiener Grafen und Kaiſerliche Kammerherrn, von Winzek und von Chotek, haben ſich auf ihrer Durchreiſe einige Tage hier aufgehalten und, außer dem Beifall, den ſie bei Hofe erhalten — Sie wiſſen wohl, wie weit der Beifall bei Hofe her iſt — uns alle in Erſtaunen geſetzt. Sie wiſſen eben ſowohl, wen ich unter uns allen verſtehe; die alle, welche ein Reiſender nur einiger Maßen dem Namen nach

kennen kann. Sie haben jeden von dieſen beſucht, und von ungefähr war ich eben in Braunſchweig, und logirte in meiner Roſe — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weiſe mußten dieſe Herren ebenfalls da einkehren. Es ſind wirklich ein Paar vortreffliche Leute, voller Kenntniß und Geſchmack. Erzählen Sie es ja in allen Geſellſchaften, wie ſehr ſie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. (Ebert?) machte ihnen das Kompliment, daß ſie eine ſehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären! Das Kompliment war nicht das feinſte; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek iſt, darauf ertheilte, war deſto feiner: „Wir ſchämen uns, wenn wir es ſind." —

Im Oktober hatte Leſſing die Freude, ſeinen Freund Moſes, welcher von Pyrmont kam, bei ſich aufzunehmen. In Braunſchweig hatte ihn Ebert bei dem Erbprinzen angetroffen. „Er (der Erbprinz) hat mir aufgetragen, ſchrieb Ebert an Leſſing, Ihnen die Ankunft Ihres Freundes zu melden, und er hofft, daß Sie deswegen ſo bald als möglich herüberkommen würden." Leſſing führte ſeinen Freund in die Bibliothek, um ihn mit ihren Seltenheiten bekannt zu machen. Der Verfaſſer des Phädon war, als er herein trat, wie verſteinert und rief endlich aus: „Welche erſtaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man! . . Ich bin zu Ihnen, wandte er ſich zu dem Bibliothekar, nicht darum, ſondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meinungen will ich wiſſen, nicht was in dieſen ſchönen Särgen iſt." [1])

Als der Erbprinz von Ebert hörte, daß Leſſing in Folge ſeiner fleißigen Arbeiten ſchon halb blind wäre, dachte er darauf, wie dieſer den ganzen Winter in Braunſchweig zubringen könnte (dies ſchreibt Ebert den 21. Oktober). Leſſing jedoch wollte ſich von Wolfenbüttel nicht ſchon jetzt trennen, zumal er an Emilia Galotti ſchrieb. Erſt zum neuen Jahre 1771 kam er auf einige Wochen nach Braunſchweig herüber. Seine Freundin, welche ſchon zu Ende des Januar wieder in Hamburg ſein wollte, ward theils durch Krankheit, theils durch Verwickelung ihrer Geſchäfte noch in Wien zurückgehalten. Sie war mit ſeinem einſamen Leben in Wolfenbüttel unzufrieden, wie er über ihren Zuſtand in Unruhe.

„Sie ſitzen alſo immer weg in Ihrem lieben Wolfenbüttel? Ich dachte, Sie wollten den Winter über in Braunſchweig ſein? Und thäten Sie nicht beſſer? Oder haben Sie einige Bekanntſchaften gemacht, die Ihnen die langen Winterabende verkürzen helfen? Wenn Sie es nicht gethan haben, ſo thun Sie es doch noch. Sie werden ſonſt wahrhaftig hypochondriſch." So ſchrieb ſie, die ſelbſt von ſolcher Gemüthsſtimmung nicht frei war; ſie geſteht ihm wenigſtens, daß ſie einen Brief an ihn, worin ſie ſeinen Rath verlangt, zurückbehalten, aus Furcht, er hätte ſie bedauern oder verlachen müſſen. „Was für eine ſeltſame Beſorgniß, antwortete Leſſing den 13. Januar 1771, hat mich um das Vergnügen gebracht, von Ihnen um Rath gefragt zu werden! Sie fürchten, daß ich Sie bedauern oder verlachen würde. Bedauern, das wäre möglich geweſen:

1) Leſſings Leben, von K. Leſſing I. 319.

und ich danke Ihnen, daß Sie mir keine mißvergnügte Stunde mehr machen wollen. Aber verlachen? Wie fingen Sie es denn an, daß ich Sie verlachen könnte? Mit einem lachen, mit einem zugleich über eine Verlegenheit lachen, aus der er sich selbst nicht geschwind genug helfen kann, das ist ja nicht das, was das häßliche Verlachen sagen will, sondern ist eine unschuldige Lust, die sich Freunde einander nicht versagen sollten. — Ich kann nicht schließen, sagt er noch, ohne mich noch ein wenig wegen Ihrer fortdauernden Schwermuth zu zanken. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die Schwermuth für eine sehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man sie nicht los werden will."

Ein Brief, den Lessing nach seiner Rückkehr von Braunschweig, den 11. Februar, von seiner Freundin vorfand, stürzte ihn in neue Unruhe. Sie hatte einen Fall gethan und verfiel in ein Fieber, vielleicht in Folge dieses Falles; hauptsächlich litt sie am Kopfe, woran sie den härtesten Stoß erlitten. Van Swieten, der berühmte Arzt, an den sie sich hatte wenden wollen, lag selbst auf den Tod krank, er starb bald darauf. Doch reichten ihre Kräfte so weit aus, sie geistig, wie körperlich oben zu erhalten. Sie dachte weniger an sich selbst, als an ihren Freund. Sie wollte von ihrer Besorgniß befreit sein und von ihm ausdrücklich wissen, „daß er vergnügt und glücklich sei". Lessing will hinter ihrem Muthe nicht zurückbleiben, versichert er, lieber das Beste hoffen, als sich in Voraus martern. „Und auf diesem Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das erste ist, so muß man auch das andere sein, und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen also nur nichts: ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor langer Weile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist: aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unsrer Ueberredung?" —

Seine Freundin zu erheitern, theilt ihr Lessing die Neuigkeiten mit, welche ihm aus dem Kreise der Bekannten und Freunde aus Hamburg zukommen. Das eine Mal ist der Gegenstand seiner Mittheilungen — Klopstock, welcher seit kurzem, in Folge des Sturzes des Grafen Bernstorf, seines Beschützers, Kopenhagen verlassen und sich in Hamburg angesiedelt hatte. „Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zum Lachen machte, schreiben können. Sie wissen doch, daß Klopstock in Hamburg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wie viel Frauen und Mädchen er schon beredet haben soll, auf den Schlittschuhen laufen zu lernen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lesegesellschaft, die er bei der Frau von W. errichtet hat, und von der alle unsere Freundinnen sind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel schon von Hamburg aus davon geschrieben haben, und ich möchte nur gern von Ihnen wissen, ob Sie es nicht,

wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erstes werden sein lassen, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden? — Ich hätte große Lust, Ihnen immer im Voraus das Patent nach Wien zufertigen zu lassen, wenn ich nur erst gewiß wüßte, daß Sie schon wieder völlig gesund wären oder es auch dadurch werden könnten." Mad. König geht auf den Scherz ein. Ihre Imagination stellt sich gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und Klopstock mitten darinnen voller Entzückung, wenn er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was sie aber befürchtete, war, daß er einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Befriedigung stören könnten! Lessing möge sich daher um kein Patent für sie bemühen. Es würde sie viel kosten; denn Klopstock nehme gewiß lauter hübsche Frauen auf — und am Ende möchte sie doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen. Dies schrieb sie auf der Rückreise in Augsburg, von wo sie nach Heidelberg, ihrer Heimath, wo ihre Mutter lebte, abging. Dorthin richtete Lessing seinen nächsten Brief, der sie, hofft er, nicht am mißvergnügtesten treffen werde. „Ich beurtheile Sie nach mir, schreibt er (den 5. März 1771), denn unmöglich, denke ich, würde ich bei meiner alten Mutter, und an dem Orte, wo ich meine Jugend vergnügt zugebracht, mißvergnügt sein können. Es mengen sich da zu viel angenehme Ideen der Erinnerung in die gegenwärtigen Empfindungen; und im Grunde ist es immer eins, ob man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat, wenn man sich denn nur freuet."

Es wurde verabredet, daß Lessing im August zum Besuche nach Hamburg kommen sollte. Unterdessen war, ich weiß nicht welcher Verdacht, welche Muthmaßung in Madame König aufgestiegen, daß sie, bald nach ihrer Rückkehr, von Hamburg die Frage an Lessing richtete, ob er noch weitere Briefe von ihr erwartete? „Was wäre natürlicher, drückt sie sich aus, als wenn Sie, der Sie so gut schreiben, und außerdem so viel schreiben, gern eine so elende Correspondentin aufgäben? Ich wahrhaftig wundere mich eher, wenn Sie es nicht thun, als wenn Sie es thäten?" —

Lessing war von dieser Frage einiger Maßen betroffen und antwortete: „Ich habe freilich, leider, Briefe genug zu schreiben, und würde deren noch viel mehr zu schreiben haben, wenn ich es meinen Correspondenten nicht allzu oft zu verstehen gäbe, wie ungern ich überhaupt Briefe schreibe, sobald Briefe etwas anderes sein sollen, als freundschaftliche Plauderei mit einem Abwesenden. Den meisten von den Herren, denen ich antworten muß, wenn wir an einem Orte zusammen lebten, würde ich vielleicht nicht Jahr und Tag unter die Augen kommen, was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde, zu sprechen? Wie wenig dies aber der Fall mit Ihnen ist, das müssen Sie ja wohl von ihrem Aufenthalt in Braunschweig wissen, wenn Sie es auch sonst nicht wissen könnten. Wie sehr habe ich Sie immer da belagert gehalten? Und immer ist es mir zu spät eingefallen, daß

ich Ihnen überläſtig ſein müſſen. Ich ſehe es voraus, wenn ich dieſen Sommer nach Hamburg komme, daß ich es nicht beſſer machen werde.“

Madame König fühlte, wie ſie ihm Unrecht gethan, und ſchrieb ihm umgehend. Als eine Neuigkeit beſonderer Art erzählt ſie ihm von einem Schauſpieler bei der Ackermannſchen Geſellſchaft, welcher eine ſprechende Aehnlichkeit mit — Leſſing haben ſollte. „Sein Spiel gefällt, noch mehr aber ſeine Perſon, weil er einem Herrn gleich ſehen ſoll, der den hieſigen Damen gefallen hat. Ich ſage, gleich ſehen ſoll, denn ich finde nicht die mindeſte Aehnlichkeit, wenigſtens bis jetzt noch, und wenn ich dieſe Aehnlichkeit in der Zukunft nicht bemerke, ſo behaupte ich, daß ſie nicht iſt und nicht ſein kann. Wiſſen Sie nun noch nicht, wer der Herr iſt? Ich dächte ja . . . “

Leſſing wußte darauf nichts zu antworten, als: „Es iſt eine verfängliche Sache, wenn man auf ſich ſelbſt rathen ſoll; es ſei im Guten oder im Böſen. Indeß weiß ich nicht, wer es mir ſchon geſagt hatte, daß ich in leibhafter Perſon auf dem Theater in Hamburg ſeit einiger Zeit ſpielen ſolle. Nun iſt es mir um ſo viel lieber, von Ihnen zu hören, daß es in ſo gar leibhafter Perſon nicht iſt, denn wahrlich, ich möchte meine Perſon doch lieber ganz und gar für mich behalten; mag ſie doch ſein, wie ſie will. Zwar, wenn dieſer mein Repräſentant gefällt, ſo bin ich eitel genug zu wünſchen, daß Sie nicht unter allen allein das ſchärfſte und beſte Auge gehabt hätten. Denn es iſt eine ſchlimme Sache, mit ſo ſcharfen und guten Augen zu thun zu haben. Und wiederum ſo gar ſchlimm doch auch nicht. Schlimm aber, oder nicht ſchlimm, wenn Sie nicht bald finden, daß ich ihm ähnlich ſehe, ſo mag ich ihm auch nicht ähnlich ſehen.“

Leſſing war, als er dies ſchrieb, in Braunſchweig, wohin er ſich (den 22. Mai) begeben, erſtens der Ziehung der Lotterie wegen, und zweitens, um bei der Herzogin Amalie von Weimar, geborenen Prinzeſſin von Braunſchweig, ſeine Cour zu machen. „Nicht wahr, Sie müſſen lachen, wenn Sie mich und Courmachen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde.“ Die Unterredung Leſſings mit der Herzogin Amalia betraf den Schauſpieldirektor Koch, welcher zu Oſtern Weimar verlaſſen, und, wie es hieß, um den Vorwürfen der Wäſerſchen Parthei ein Ende zu machen, ſich entſchloß, alle Verbindung mit Weimar aufzugeben. Er ſpielte eine kurze Zeit in Leipzig und begab ſich nach Berlin, wo eben durch den Tod des jüngern Schuch das preußiſche Privilegium erledigt war.[1]) Dies hatte Leſſing aus Berlin von ſeinem Bruder erfahren. Der Herzogin war dieſer Entſchluß unerwartet und ſie wollte es nicht glauben. Sie verſicherte, daß Koch ſich anheiſchig gemacht, dieſen Sommer wieder nach Weimar zu kommen. Der Erfolg hat gezeigt, daß Leſſing Recht hatte.

Einige Tage darauf kam die Weimariſche Herrſchaft nach Wolfenbüttel, die Bibliothek zu beſehen, als Leſſing eben in Kummer wegen ſeiner Freundin war, welche von

1) Chronologie des deutſchen Theaters S. 709.

neuem einen ſchweren Fall gethan hatte. Dies drückt ſich in einem Schreiben vom 3. Juni aus, als er eben den hohen Beſuch erwartete; er wollte, ſchrieb er, dieſer Beſuch wäre ſchon vorbei. „Es ärgert und kränkt mich jetzt ohnedem ſchon ſo vieles, ſetzt er ganz verſtimmt hinzu, daß ich, um fremden Leuten ganz unausſtehlich vorzukommen, nicht noch nöthig habe, Sie krank zu beſorgen. Aber Sie ſind es auch nicht. Nicht wahr, Sie ſind es nicht?“ . . .

Leſſing wurde aber ſelbſt krank, an Geiſt und Körper zu gleicher Zeit, großentheils eine Folge der ungewohnten Lebensweiſe und der Einſamkeit, ſeit er Bibliothekar in Wolfenbüttel war. Seine Briefe aus dieſer Zeit ſind voll dieſer Klagen. „Ich komme hier zu keinem Menſchen, geſteht er ſelbſt den 14. Juli 1771, und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe.“ „Krank bin ich zwar nun nicht mehr (ſchrieb er den 26. Mai ſeinem Bruder), aber wenn ich ſagte, daß ich deswegen ſo wäre, wie ich zu ſein wünſchte, ſo müßte ich es lügen. Unter allen Elenden glaube ich, iſt der Elendeſte, der mit ſeinem Kopfe arbeiten ſoll, auch wenn er ſich keines Kopfes bewußt iſt.“ — „Der Bücherſtaub (an Gleim den 6. Juni) fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven und bald werden ſie gewiſſer ſeiner Schwingungen gar nicht mehr fähig ſein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergeſſen. Ich werde, weil ich ſtumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht ſind; ich werde keinen Sinn verachten weil ich ihn unglücklicherweiſe verloren habe.“ — Vier Wochen ſpäter, den 4. Juli, an ſeinen Bruder die nämliche Klage über völlige Unfähigkeit zu geiſtiger Thätigkeit. „Selbſt dieſen Brief ſchreibe ich, wie halb im Traume. Ich habe ſchlechterdings die ganze Zeit über meine Gedanken nicht eine Viertelſtunde auf die nämliche Sache fixiren können, und jede Zeile, die ich auch nicht zum Drucke ſchreiben müſſen, hat mir Angſtſchweiß ausgepreßt, ſo wie es wirklich auch von dieſen Zeilen noch wahr iſt. Acht Tage habe ich dazu einen Ausſchlag über den ganzen Körper gehabt, daß ich mich kaum vor Jemanden ſehen laſſen konnte; und nun habe ich ſeit vier Tagen den Pyrmonter-Brunnen zu trinken angefangen, wobei mir mein Arzt ſchlechterdings gerathen, mich, ſo viel wie möglich, ernſtlicher Beſchäftigungen zu entſchlagen.“

Nach dem Gebrauche des Pyrmonter-Brunnen ſchien ihm ein wenig beſſer zu werden, und er konnte wieder an ſeine Freundin in Hamburg ſchreiben. Aber doch nur ein wenig, ſchreibt er, denn über dem bloßen Anfang dieſes Briefes brachte er eine halbe Stunde zu. „Nach jeder halben Zeile faſt muß ich einmal aufſpringen, um — friſch Athem zu holen — ſo wie ich es auch bei dieſem Striche thun mußte. Nur daß ich leider wieder eine ſehr lange Pauſe habe machen müſſen. Denn es war den 24. dieſes, als ich mit Mühe und Noth bis an dieſen Strich geſchrieben, und heute iſt der 29., da ich es verſuchen will, weiter fortzufahren. — Es wäre kein Wunder, ich verlöre alle Geduld. Das einzige, was mich noch in der Faſſung erhält, ſetzt er hinzu, iſt, daß es mit meiner Reiſe nach Hamburg demohngeachtet ſein Bewenden behält. Mein Arzt dringt darauf, mir eine Veränderung zu machen, und glaubt, daß meine Umſtände

nichts, als eine Folge von meiner zeitherigen Lebensart ſind, die von meiner vorigen allzuſehr abgefallen.“

Leſſing traf Vorbereitungen zu dieſer, von ihm doppelt erſehnten Reiſe, als er den Beſuch des Rector Reiske und ſeiner Frau, Erneſtine, zu Wolfenbüttel erhielt. Es hatte ſich, ſeit Leſſing in Wolfenbüttel lebte, ein ſehr herzliches Verhältniß zwiſchen Leſſing und dem Reiskeſchen Ehepaare gebildet, zu welchem vorher ſchon der Grund gelegt war. Die Hochachtung und Anerkennung, welche Leſſing dieſem von ſeinen Zeitgenoſſen ſo verkannten, ſchlecht belohnten, verdienſtvollen Gelehrten in Briefen und öffentlich[1]) bezeigte, die Zuvorkommenheit, womit er ſeine Herausgabe der griechiſchen Redner aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek unterſtützte, und ſogar einen Codex des Aeſchines, den Reiske als den vorzüglichſten erklärte, aus der Univerſitätsbibliothek von Helmſtädt ſich kommen ließ, um ihn Reisken zu ſchicken, erweckte die volle Dankbarkeit dieſes großen Gelehrten. Als er zur Oſtermeſſe 1771 den dritten Theil, der Reden des Aeſchines enthält, herausgab, ehrte er Leſſing durch die demſelben vorgeſetzte Zueignung, welche ein ſchönes Denkmal dieſes würdigen Verhältniſſes bleiben wird. Im Anfange macht er ſeinem Herzen Luft über die erſtaunliche Kälte und Gleichgültigkeit, womit ſein Unternehmen in Deutſchland aufgenommen wurde; darauf wendet er ſich an Leſſing. Er wiſſe nicht, ſagt er, wodurch er eigentlich dies ihm von jenem jederzeit geſchenkte Wohlwollen verdient habe. Es werde aber keine andere Urſache ſein, als ihre gemeinſame Liebe zur Literatur der Griechen und Römer, welche er, Leſſing, in vollem Maaße, nicht nur in ſeinen antiquariſchen Briefen, ſondern eben ſo als klaſſiſcher Schriftſteller und Dichter der Deutſchen, an den Tag lege. Deutſchland ertöne laut von Leſſings Ruhm und ſeines Lobes bedürfe es nicht. Sed exteris, ad quos Aeschines perventurus est, haec scribo, vel verbo admonendis, Lessingium nobis esse, quem poetis eorum vel nobilissimis opponamus. Leſſing war ſehr überraſcht worden. „Die Ehre, ſchrieb er ihm den 26. April, welche Sie mir durch Zueignung des neuen Bandes griechiſcher

1) Im erſten Stück der Beiträge, über den Schickard-Marchthalerſchen Tarich Beni Adam (IX, 75)! — „Man denke an Abulfeda und Reiske! An dieſen einzigen Mann, der allein, bei der kleinſten Unterſtützung, in dieſem Felde der Gelehrſamkeit, auf einmal Engländer und Franzoſen eben ſo weit würde hinter ſich gelaſſen haben, als dieſe vor den Deutſchen nun noch voraus ſind! An dieſen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um ſich von einer eben ſo undankbaren Anbauung eines andern Feldes (der Herausgabe der griechiſchen Redner) wieder in dieſes zu wenden.“ In demſelben Stücke, bei Romulus und Rimicius (IX, 57), macht Leſſing der Frau Reiske, bei Gelegenheit der von ihr genommenen Abſchrift des Augsburger Codex der Fabeln des Aeſop, kein geringes Kompliment, wenn er ſagt, daß ſie ſich damit einmal um die griechiſche Literatur unendlich verdienter werde gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen franzöſiſchen Ueberſetzungen. Dieſe Abſchrift, mit einigen Bemerkungen von Leſſings Hand, erhielt Eſchenburg ſpäter von Erneſtine Reiske, nach der Verſicherung des Recenſenten von Leſſings Leben III. in der Allgem. Lit. Zeit 1796. S. 779.

Redner erwiesen, war mir so unvermuthet, ist so ausnehmend, daß ich Ihnen die schmeichelhafte Bestürzung, in die ich darüber gerieth, nicht beschreiben kann, ohne meine Eitelkeit allzusehr zu verrathen. Ich suche auch nur vergebens Worte zu einer Danksagung, die aus weit mehr bestehen müßte, als aus Worten, wenn ich mich nur zu Mehrerem vermögend sähe ....." Lessing schickte ihm bei dieser Gelegenheit einen von ihm verlangten Codex des Libanius aus der herzoglichen Bibliothek und sagte ihm Dank dafür, daß er ihm Gelegenheit habe geben wollen, sich wenigstens darin von der gewöhnlichen Gattung der Bibliothekare auszuzeichnen, daß er das, was er nicht selbst zu nützen verstehe, fremder Nutzung nicht neidisch vorzuenthalten suche.

Reiske hinterließ ein dauerndes Andenken seines Besuches in Wolfenbüttel, daß er die arabischen Handschriften der dortigen Bibliothek in Ordnung brachte[1]). Seitdem sah ihn Lessing nicht wieder. Denn nur noch sehr wenige Jahre widerstand die tief untergrabene Gesundheit des Mannes der Last des auf ihn eindringenden Kummers und der Anstrengungen. Er starb den 14. August 1774. Seine Handschriften bildeten den Gegenstand seiner größten Sorge, indem er sie wenige Tage vor seiner Auflösung seiner gelehrten Gattin empfahl. Sie mußte ihm schwören, daß sie die Handschriften nicht Leuten überlassen wollte, die es nicht redlich mit ihm gemeint hätten[2]). Als nun Erneſtine Reiske kurze Zeit, nicht lange nach dem Tode ihres Mannes, krank am Leibe und Gemüthe, wie sie sagte, sich das Grab nahe dachte, wußte sie diese theuren Papiere keinem Andern als Lessing anzuvertrauen, der sie so lange bei sich behielt, bis sie nach mehreren Jahren der dänische Kammerherr v. Suhm (1779) gegen eine ansehnliche Leibrente für seine große Bibliothek kaufte[3]).

Lessing hatte die Absicht, ein Verzeichniß dieser Handschriften zu entwerfen und drucken zu lassen (XIII, 662), ja Reiske's eigene Lebensbeschreibung mit Ergänzungen herauszugeben, was er nur zu lange aufschob[4]). Zu der Beschrei-

1) Reiske's Lebensbeschreibung S. 138.

2) A. a. O. S. 143.

3) „Er hatte den Hofrath Lessing zu Wolfenbüttel von ganzem Herzen geschätzt, und dieser berühmte Gelehrte war auch sein warmer inniger Freund. Ihm vertraute ich also die so theuern Papiere an" .... Von Seiten Lessings fiel dabei anfangs dieses Mißverständniß vor, daß er annahm, Reiske und seine Witwe hätten alle seine Handschriften, aus Freundschaft für ihn, der Wolfenbüttelschen Bibliothek vermacht, wie er seinem Bruder Theophilus unter dem 28. December 1774 anführt (XIII, 662). Wie er dies nur einen Augenblick glauben konnte, begreife ich nicht. Zwei Jahre darauf, im Mai 1776, schreibt Lessing an Heyne, welcher wegen einer Handschrift in Reiske's Nachlaß angefragt hatte, daß das Schicksal dieser Handschriften noch nicht entschieden sei. (XII, 45). Der Eine, von dem Lessing hier dunkel und so nachdrucksvoll spricht, kann meines Erachtens nur J. J. Michaelis sein. (Vgl. Reiske's Leben S. 127).

4) Erneſtine Reiske sagt in der Vorrede zu ihres Mannes Lebensbeschreibung (1783): „Hätte der Herr Hofrath Lessing, der allem, was er schrieb, einen gewissen Reiz zu geben wußte, länger gelebt, um diese Lebensbeschreibung noch zum Drucke befördern zu können:

bung der Handſchriften hat er nur einen ganz kleinen Anfang gemacht. Kurze Zeit nach Reiske's Tode verbreitete ſich das Gerücht, Leſſing werde ſich mit Reiske's gelehrter Wittwe, Erneſtine, verheirathen, wozu er ſelbſt, deſſen Wahl ſich entſchieden hatte, unmöglich eine Veranlaſſung gegeben haben kann. Die Wahrheit iſt, daß Erneſtine Reiske, welche eine tiefere Neigung zu Leſſing im Herzen hegte, ſich anfangs mit Hoffnungen dieſer Art nährte und täuſchte, bis ſie auf eine rührende Art auf ein ſolches Lebensglück reſignirte. Ihren vertrauteſten Freunden, wie Johann Gottlob Schneider, entdeckte ſie ihr Herz[1]).

Zweites Kapitel.

Bald nach der Abreiſe des Reiske'ſchen Ehepaares trat Leſſing ſeine Reiſe nach Hamburg an. Vorher wurde er noch nach Vechelde zu dem Herzog Ferdinand berufen. Den 30. ſchickte er ſeinem Bruder den Reſt des erſten Theiles der vermiſchten Schriften, und ſchrieb: „Morgen reiſe ich nach Hamburg, und wenn ich da, in anderer Geſellſchaft und anderer Luft, meine alte Laune und Heiterkeit wiederfinde, ſo ſoll ein Brief an Ramler das Erſte ſein, was ich vor die Hand nehme[2]). Nachdem es mir in Hamburg gefällt, oder nicht, bin ich vielleicht im Stande auf einige Tage nach Berlin zu kommen."

Die vermiſchten Schriften, und mit ihnen die Sinngedichte, worin ſo manche Pfeile des Witzes gerade auf die Frauen vorkommen, waren eben erſchienen: ein ſonderbares Zuſammentreffen mit dem Augenblick, da der Verfaſſer zu ſeiner Verlobung ſich auf den Weg machte. Madame König ſchenkte ihm dies auch nicht. „Machen Sie, daß Sie bald kommen, ſchrieb ſie ihm, ſonſt kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies iſt die härteſte Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längſtgehegten Meinung — Sie ſeien ein Erz-Weiberfeind — nun völlig beſtärket. Iſt es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten ſo herunter machen? Sie müſſen an verzweifelt böſe Weiber gerathen ſein. Iſt dieſes, ſo verzeihe ich Ihnen; ſonſt aber müſſen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, ſo Sie an uns ausüben, noch geſtrafet werden. Das Mädchen, was Sie ſich wünſchen (ſetzt ſie ſchalkhaft hinzu), ſollen Sie wenigſtens nie finden!" —

ſo würde er ſie ſelbſt zwar auch unverändert gelaſſen, ihr aber doch durch ſeine Zuſätze einen gedoppelten Werth gegeben haben."

1) Siehe die Beilage.

2) Er entſchuldigt ſich, daß er Ramler für ſeine Mühe bei der Durchſicht der Sinngedichte noch nicht gedankt. „Ich habe itzt (ſchreibt er), wenn ich es ſo nennen darf, eine eigentliche Waſſerſcheu vor allem, was ſchreiben heißt."

Die Drohung war nicht vielſagend. Auch ließ Leſſing ſich nicht einſchüchtern. — Ueber dieſe ſeine Reiſe nach Hamburg und von da nach Berlin, von Berlin wieder zurück nach Hamburg, von wo er nach einer zweimonatlichen Abweſenheit in Wolfenbüttel wieder eintraf, ſind uns nur ſpärliche Andeutungen erhalten, aus denen nur ſo viel hervorgeht, daß der Erfolg den gehegten Erwartungen wirklich entſprach, und daß mancher neue Knoten für eine geſteigerte Betheiligung am Leben geſchürzt oder befeſtigt wurde. Sein Verhältniß zu Madame König gehört dahin; ihre Verheirathung wurde jetzt beſtimmt in Ausſicht geſtellt, ſobald die ſehr verwickelten Angelegenheiten der letzteren, mit Bezug auf ihre Fabriken in Wien und Hamburg und die Auseinanderſetzung mit den Gläubigern ihres verſtorbenen Mannes, es zulaſſen würden. Bis dahin wurde dieſer Plan vor der Welt, und ſogar vor eigenen Verwandten und den vertrauteſten Freunden, geheim gehalten. An der Innigkeit und Zärtlichkeit, welche der Briefwechſel zwiſchen Leſſing und ſeiner Freundin ſeit dieſem Zeitpunkte annimmt, ſieht man, wie beglückt beide dieſe Ausſicht macht und wie ſie ihre Verbindung zum wichtigſten Ziele ihres Strebens machen und ihr Thun darauf richten.

Dieſe Verhältniſſe laſſen ſchon vermuthen, daß Leſſing diesmal den vielen Zerſtreuungen, welche die Hamburgiſche Welt bot, aus dem Wege ging, wenn er nicht in ſeinen Briefen an Madame König ſchon im voraus ſeinen Wunſch zu erkennen gegeben hätte, ſich mit ihr auf den ganz engen Kreis ihrer Freunde zurückzuziehen.

Getrübt wurden dieſe heitern Tage durch das Eintreffen der übrigens vorhergeſehenen Nachricht von dem Tode der Mutter von Madame König. Leſſing war eben mit einem Vetter der Madame König acht Tage in Berlin, als ſie ihm (den 18. Sept.) in einem kurzen Schreiben dieſe Nachricht gab und ihren unbeſchreiblich großen Schmerz über dieſen Verluſt mittheilte, nicht ohne einen zärtlichen Vorwurf, daß er ſie zu einer Zeit verlaſſen konnte, als ihr eine ſo höchſt traurige Nachricht bevorſtand, da es von ſeiner Willkür abhing, die Reiſe noch einige Tage aufzuſchieben. Leſſing antwortete ihr (aus Berlin den 29. Sept.), daß ihm das Herz blute, wenn er bedenke, in welcher Betrübniß ſie ſich befinde — aber nicht befinden ſollte. „Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Verſicherung, bei dem allen noch eine Perſon in der Welt zu wiſſen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troſte gereichen könnte! Dieſe Perſon erwartet alle Glückſeligkeit, die ihr hier noch beſchieden iſt, nur allein von Ihnen, und ſie beſchwört Sie, um dieſer Glückſeligkeit willen, ſich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Beſtreben ſein ſoll, Ihnen neue Ruhe, neues, von Tag zu Tag wachſendes Vergnügen zu verſchaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeſchlagener finde, als ich Sie verlaſſen habe! — Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen geweſen, wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben, wenn dieſe Berliniſche Reiſe nicht ſo nothwendig geweſen wäre

und meine Rückkunft von mir allein abgehangen hätte." — „Aber daß ich nicht eher an Sie geschrieben habe (heißt es am Schlusse)? Wahrlich, ich bin den ganzen Tag über so belagert, und des Abends so lange in Gesellschaft gewesen, daß dieses der erste freie Augenblick ist, den ich auf meines Bruders Stube ohne Zeugen zubringen kann, um mich ganz dem Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu überlassen. An Sie gedacht habe ich stündlich, und Sie würden mich auf das Aeußerste betrüben, wenn Sie daran zweifeln wollten."

Eine Spur von Lessings damaligem Besuche in Berlin bieten die Briefe des hanoverschen Leibarztes Zimmermann[1]), welcher zur selben Zeit dort einer für sein Leben entscheidenden Operation sich unterworfen hatte, und der vom 28. September berichtet, daß er bei Nicolai mit Lessing und vielen Berlinischen beaux Esprits in Gesellschaft gewesen. Das Jahr darauf (am 19. Sept. 1771) finden wir Zimmermann in Wolfenbüttel, wo er Lessing und die Bibliothek besuchte, und an demselben Tage von einer Dame, die er nicht nennt, mit Lessing zum Mittagessen behalten wurde[2]). Zimmermann genoß hier und in Braunschweig, wohin er vom Hofe berufen wurde, der besten Aufnahme; er stand in der Blüthe seines Rufes, welcher durch die vielen mißlichen Streitigkeiten, die er sich durch ein Uebermaß von Eitelkeit und Leidenschaft zuzog, noch nicht gelitten hatte.

Nach Hamburg zurückgekehrt, verlebte Lessing hier noch den größten Theil des October; zu Ende dieses Monats traf er bei sehr kaltem, stürmischem Wetter, aber gestärkt und erfrischt, in Braunschweig wieder ein, und meldete den 31. October der Freundin seine glückliche Ankunft. „Ich bleibe bis morgen noch hier in Braunschweig; und alsdann Willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon, wer sein wird. — — Lassen Sie mich ja von Ihnen Alles — Wichtiges und Unwichtiges — wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen lassen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig sind. — Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte!" — Schon einige Tage darauf meldete er, daß er wieder auf seiner Burg in Wolfenbüttel sitze, und gesund und vergnügt sei. „Freilich (setzt er hinzu) würde ich unendlich vergnügter sein, wenn meine Einsamkeit durch den Umgang der einzigen Person belebet würde, nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzet habe. Aber schon die Hoffnung, daß mir dieses Glück noch aufgehoben, macht mich vergnügt; und soll man darum nicht vergnügt sein, weil man nicht so vergnügt ist, als man zu sein wünscht?" —

Lessing war nicht lange zu Hause angekommen, als ihm Sulzer (wie Karl Lessing bald vermuthet, im Auftrage des österreichischen Gesandten) durch den

---

1) J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausg. von A. Rengger. Aarau 1830. S. 138.

2) S. a. a. O. S. 169.

Bruder eine Anfrage zukommen ließ, „ob er wohl Luſt hätte, unter den vortheilhafteſten Bedingungen nach Wien zu gehen?“ Er wollte ſich nicht eher herauslaſſen, als bis er ſeinen Willen darüber geäußert. Die Sache ſollte aber ſehr verſchwiegen behandelt werden.

Darauf antwortete Leſſing unter dem 14. November 1771: „Ob ich ſchon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Urſache habe, unzufrieden zu ſein, auch wirklich nicht bin; ſo ſehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei auf die Länge nicht dauern kann. Beſonders würde ich die Einſamkeit, in der ich in Wolfenbüttel leben muß, den gänzlichen Mangel des Umganges, wie ich ihn an anderen Orten gewohnt geweſen, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben ſein, dünkt mich wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſein. Folglich, wenn ich vorausſetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig ſein würde, ſo wäre es freilich eben ſo gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; beſonders wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung meiner äußerlichen Umſtände ſein könnte, die, nachdem, daß mir Alles auf dem Halſe liegt, viel zu kümmerlich ſind. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was kann das für einer ſein? Wenn er das Theater betrifft, ſo mag ich gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſario ſteht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die ich dort fordern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier ſein, und man müßte mir es hier ſehr verdenken, wenn ich eine gewiſſe, dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorſchlag das Theater nicht, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle geſtehe ich dir, würde ich mich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Ich ſetze voraus, daß ich bei dieſem Tauſch in allem Betracht gewönne.“ —

Auf dieſe Erklärung ließ ihm Sulzer die Verſicherung geben, daß er weder von dem Theaterunternehmer in Wien, noch von einem andern Particulier an ihn einen Auftrag habe, ſondern von einem Miniſter im Namen des kaiſerlichen Hofes — daß er ſelbſt zwar die übrigen Bedingungen noch nicht wüßte, daß man ſich aber nach ſeinem Verlangen wohl bequemen würde; und daß er wohlthun würde, wenn er deshalb Forderungen machte (Sulzer ſprach von 1500 Thalern, wobei Karl Leſſing ihm aber gleich zu erwägen gab, daß Wien ein Ort ſei, wo ſein Bruder ſich mit dieſer Summe eben nicht viel verbeſſerte). Worauf Leſſing den 1. Dezember antwortete: „Du haſt ſehr recht, mit 1500 Thalern würde ich mich in Wien noch nicht viel verbeſſert haben: 2000 Thaler müßten es wenigſtens ſein. Doch, wie kann ich Forderungen machen, da ich noch nicht weiß, was man von mir erwartet! Mich verlangt nach der weitern Erklärung ſehr; denn durch ungewiſſe Hoffnungen

möchte ich mich hier nicht gern an dieſem und jenem hindern laſſen, was ich gleichwohl auch nicht unternehmen und anfangen möchte, wenn mich eine gänzliche Veränderung außer Stand ſetzte, es zu vollenden." (Leſſing wird an ſeine Beiträge zur Literatur gedacht haben.)

Ein Grund, welcher bei ihm die Bereitwilligkeit, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen, ſehr verſtärkte, den er aber ſeinem Bruder jetzt nicht ſagen wollte, war die damals noch vorhandene Ausſicht, daß Mad. Königin die Lage kommen würde, in Wien ihren Wohnſitz zu nehmen, und daß ſeine Anſtellung in Wien ihre Verbindung nur erleichtern und beſchleunigen würde. Er beeilte ſich natürlich, ſie (in einem verloren gegangenen Briefe) von Sulzers Vorſchlag in Kenntniß zu ſetzen. Mad. König rieth ihm, die Stelle in Wien anzunehmen, ſobald ſie ſo wäre, daß er ſie mit Vergnügen bekleidete, und wäre ſie auch beim Theater. Er dürfte ſich ja nur ausbedingen, unmittelbar vom Hofe abzuhängen. In Wolfenbüttel verlöre er nichts als die Bibliothek, und dieſe würde ihm auch wieder erſetzt. „Alsdann würden Sie finden, ſetzt ſie hinzu, wie allgemein Sie dort beliebt ſein würden; denn bei perſönlicher Bekanntſchaft leiden Sie keine Gefahr. Und iſt man jetzt ſchon ſo ſehr für Sie eingenommen, was wird man dann nicht ſein. Wenn es die Vorſehung ſo lenkte, daß ich mein Wiener Geſchäft beibehalten könnte!" —

Gerade jetzt aber ſchien ihr Geſchäft durch die Wankelmüthigkeit eines Hamburgiſchen Freundes nur zu ſehr gefährdet. Sie theilt dies Leſſing näher mit; dieſer denkt ſchon weniger an ſich, als an ſeine Freundin. „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu ſuchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem andern Orte zu leben: ſo iſt auch mir Wien ein ſehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhafteſten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauſchen wollte. Ich werde alſo ſicherlich alle Vorſchläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbeſſerung zu verſchaffen ſuche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendeſten Winkel, lieber bei Waſſer und Brod leben wollten (ſo hatte ſie ihm geſchrieben), als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, ſo iſt Wolfenbüttel Winkels genug; und an Waſſer und Brod, auch noch etwas mehr, ſoll es uns gewiß nicht fehlen." —

Die edle Frau wollte ihrem Freunde an Entſagung nicht nachſtehen; je mehr die Verwirrung ihrer Verhältniſſe faſt mit einem Verluſte ihres Vermögens drohte, deſto weniger hätte ſie das Schickſal eines Leſſing an das ihrige knüpfen mögen. Es entſpann ſich zwiſchen beiden ein Wetteifer der Großmuth, welcher unwillkürlich an den zwiſchen Tellheim und Minna erinnert.

„Die ganze verfloſſene Zeit meines Lebens (lautet ihre Antwort vom 25. November 1771) kann ich ruhig zurückgedenken, bis auf den Augenblick, worin ich ſchwach genug war, eine Neigung zu geſtehen, die ich zu verbergen

ſo feſt beſchloſſen hatte, wenigſtens ſo lange, bis meine Umſtände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundſchaftlichen Antheil an Allem haben, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht thun ſollten. Denn der Vorſatz bleibt unumſtößlich; bin ich unglücklich, ſo bleibe ich es allein, und ihr Schickſal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wiſſen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, ſie zu mißbilligen; nennen Sie ſie alſo nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht ſo handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, ſo glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb ſo ſehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, iſt, daß Sie ſich durch mich in Ihrem Plan nicht irre machen laſſen, ſondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten." —

„Wenn ich mir vorſtelle, daß Sie es in die Länge in Wolfenbüttel nicht aushalten, ſo glaube ich doch, daß Sie Ihr Leben in Wien angenehmer zubrächten, als in einem Cl** (Kloſter) in Italien. Ich weiß nicht, ob die Furcht, Sie möchten dieſen Entſchluß faſſen, oder eine Ahndung, daß mein Aufenthalt noch einmal in Wien ſein wird, — ungeachtet es keinen großen Anſchein dazu hat, mich wünſchen macht, daß Sie den Ruf dorthin annehmen mögen; genug, ich wünſche es. Und doch ſchwöre ich Ihnen, wenn ich die Wahl hätte, würde ich lieber in Wolfenbüttel, als in Wien mit Ihnen leben."

Mittlerweile erfuhr Leſſing bei dem langſamen Gange der Verhandlungen durch ſeinen Bruder ſo viel, daß der Vorſchlag nach Wien nicht das Theater betraf; er gab dem Rathe der Madame König Gehör, und wiederholte ſeine gegen den Bruder früher geäußerte Willensmeinung, daß er ſich die Veränderung wolle gefallen laſſen. Dieſer ſein Entſchluß wurde ſogleich nach Wien gemeldet, und in einigen Wochen ſollte die völlige Erklärung eintreffen. Es ging auf nichts anderes hinaus, als daß man in Wien jetzt zu Stande bringen wollte, wovon man ſchon vor zwei Jahren ſo viel geſprochen: daß der Kaiſer eine Akademie der Wiſſenſchaften anlegen wollte. Die Sache wurde bald in politiſchen und gelehrten Zeitungen beſprochen und einer und der andere der Akademiker namhaft gemacht: Sulzer und einige andere Gelehrte von Berlin; Garve aus Leipzig und Riedel aus Erfurt. Da lief von Sulzer eine Anfrage, die Leſſing eine „ſonderbare" nennt, bei ihm ein: ob er nicht geneigt ſei, auf Koſten des Kaiſers, auch nur zum Beſuche vorerſt, nach Wien zu kommen, um ſich ſelbſt ſeine Bedingungen machen und Verſchiedenes einrichten zu helfen? Worauf Leſſing gegen ſeinen Bruder empfindlich antwortete, daß unter dieſer Bedingung aus der ganzen Sache nichts werden könne, denn wie unanſtändig und unſicher würde es ſein, zu einer ſolchen Reiſe den Herzog um Urlaub zu bitten. „Sollte ich ihm die Wahrheit ſagen? oder ſollte ich ſie ihm nicht ſagen? Sagte ich ſie nicht; was könnte ich für einen Vorwand brauchen? Und

welcher Vorwand würde wahrſcheinlich genug ſein, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nämlich, daß ich mich in Wien beſehen wollte, ob es mir für einen beſtändigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich für eine Antwort gewärtigen?"

„Ich ſehe nun überhaupt wohl, fährt er fort, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja nun ſchon genug davon; und in Erfurter gelehrten Zeitungen leſe ich, daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm die freie Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfange künftigen Jahres ſeine Stelle antreten und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Literatur unſeres Vaterlandes von größter Wichtigkeit ſein würden!"

„Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedel den Anfang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedel auf ſeine famam und auf Treu und Glauben Anderer ſofort berufen können, warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? Warum muthen ſie mir denn erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtigung ſei für mich. Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie ebenſowohl für die Wiener ſein ſolle, als für mich. Kurz, wie geſagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt — und zieht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir ebenſo lieb ſein, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren."

Als Karl Leſſing dieſe Bedenken Sulzer mittheilte, meinte dieſer, Riedel ſei nur ein Nothnagel. Man habe viele andere Männer nach Wien berufen wollen, aber alle wichtigen hätten es ausgeſchlagen, und von Leſſing hätte man ſich am erſten eine abſchlägige Antwort vermuthet, wenn man geradezu ihm etwas antrüge; man hätte alſo unter der Hand ſeine Geſinnungen anhören wollen. Sulzer meinte noch, Leſſing könnte eine Reiſe nach Italien vorgeben, die er über Wien doch antreten müßte..... Warum man aber von Wien aus noch nicht an ihn geſchrieben, mochte, nach Karl Leſſings Vermuthung, einen tiefern Grund haben. Der Graf v. Kaunitz ſollte nämlich bei der Kaiſerin in Ungnade gefallen ſein; und da dieſer eigentlich mit Genehmigung des Kaiſers die Akademie der Wiſſenſchaften errichtete, ſo könnte die Sache freilich ſtocken. Sollte ſie aber wieder in Gang kommen, ſo würde Riedel ſchwerlich viel dabei zu ſagen haben.

Die Angelegenheit zog ſich ſo bis in den Sommer des nächſten Jahres (1772) und hätte ſich von Leſſings Seite ſchon früher zerſchlagen, wenn nicht mit dem Anfange dieſes Jahres Madame König zum andern Mal die Reiſe nach Wien angetreten hätte, wo ſie einige Jahre ununterbrochen verblieb, um ſich ihrer dortigen Fabriken (einer Seiden- und einer Tapeten-Fabrik) mit dem möglichſt geringen Nachtheil zu entſchlagen. Ende März traf ſie nach einer ſehr beſchwerlichen, an Unglücksfällen und Abenteuern reichen Reiſe, welche ſie mit vieler

Laune aushielt und in ihrem Briefe an Leſſing ſchilderte[1]), in Wien an. Hier zog ſie bald in den erſten Tagen über Leſſings Berufung Erkundigungen ein. Er hatte ihr einen Brief an den Staatsrath v. Gebler, welcher ihm zwei ſeiner neuen Stücke überſchickt hatte, mitgegeben; aber weder dieſer, noch Sonnenfels konnten ihr etwas Gegründetes über die Abſichten, welche man mit Leſſing vorhatte, berichten. Leſſing fand dies ſehr ſonderbar. „Ja wohl iſt es ſonderbar, ſchrieb ihm Mad. König aus Wien den 16. Mai 1671, daß weder Sonnenfels, noch Gebler wiſſen, was um ſie herum vorgeht. Ich bin aber nun dahinter gekommen, warum wenigſtens Gebler es nicht wiſſen will. Er ſelbſt iſt derjenige, ſo Riedel in Vorſchlag gebracht, und weil die Sache ſo wunderlich läuft, ſo ſchämt er ſich." — „Von Ihrem neulichen Berufe hierher, fährt ſie nach einigen Bemerkungen über Riedel fort, weiß Niemand etwas: allein ein jeder weiß, daß man Sie lange hier gewünſcht, und noch wünſcht. Pater Wurz[2]), der ein außerordentlicher Verehrer von Ihnen iſt, ſagte vor einigen Tagen zu meinem Schwager: Vor einigen Jahren hätte man ſich feſte Hoffnung gemacht, Sie würden nach Wien kommen, aber Sie wären zu ſtolz geweſen. Was er damit hat ſagen wollen, darnach hat mein Schwager nicht gefragt." —

„Es kömmt mir ſonderbar vor, antwortet ihr Leſſing (den 27. Mai), daß Sie von ſo Verſchiedenen, von Gebler, von Marquot und Anderen hören müſſen: man habe mich nach Wien verlangt, ich ſei aber zu ſtolz und eigenſinnig geweſen, den Beruf anzunehmen. An der Sache, wie ich aus andern Dingen ſchließe, muß alſo gewiß etwas ſein; aber ſollte ſie wohl Leuten ſein aufgetragen worden, die mich lieber nicht in Wien hätten, die alſo vorgegeben, daß ſie deshalb an mich geſchrieben, ohne es gethan zu haben? Es verlohnte ſich der Mühe, dahinter zu kommen. Wenigſtens dünkt mich, meine Liebe, werden Sie wohl thun, wenn Sie, im Fall, daß man wieder dergleichen ſagt, geradezu verſichern, wie Sie gewiß wüßten, daß noch nie ein directer und beſtimmter Antrag von Wien aus an mich geſchehen ſei. Selbſt das, was über Berlin geſchehen iſt, iſt nur

---

1) Aus dem Dorfe Rattelsdorf in Franken, den 28. Februar 1772. „Von einem Dorfe, das ſich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört?" — beginnt der Brief (XIII, 363), den meine Leſer ganz leſen müſſen. Nachdem ſie die verſchiedenen Beſchwerden dieſer Tage berührt, ſchreibt ſie: „Mein Schwager (mit dem ſie reiſte) ſagt mir eben, ich ſollte Ihnen ſein Kompliment machen, und zugleich ſagen, daß wir bei unſerm Unglücksfalle mehr an Sie gedacht hätten, als wir vielleicht gethan haben würden, wenn es uns beſſer ergangen wäre. Seinerſeits mag es wahr ſein. Denn ſo wie ein Unglück kam, ſo ſagte er: Herr Leſſing hat Recht: es iſt wahrhaftig ein hundsföttiſch Leben."

2) Der Jeſuit Pater Ignaz Wurz in Wien, der ſich zu ſeiner Zeit durch ſeine Predigten und ſeine Anleitung zur geiſtlichen Beredſamkeit (2 Bände, Wien 1770) einen Namen gemacht, daher Denis ihn in den Liedern Sineds des Barden (1772) als den „Beredteſten der Donaudruiden" in einer ſchwungvollen Ode gefeiert. Wurz war Profeſſor der geiſtlichen Beredſamkeit an der Univerſität.

immer durch die dritte Hand gegangen, wo ich weder gewußt, mit wem ich eigentlich zu thun habe, noch was man eigentlich von mir verlange."

Leſſing verhehlt es bei dem allen ſeiner Freundin nicht, wie lieb es ihm ſei, wenn ſie fürs erſte noch einen feſten Fuß in Wien behielte. Es könnte ihn in ſeinen Anſchlägen dahin allein beſtärken, da ſeine Umſtände in Wolfenbüttel doch nur ein pis-aller ſeien, und es ihm auch nicht leicht fehlen ſollte, ſobald er ſich ſelbſt um etwas bewerben wollte. „Doch das Selbſtbewerben, ſetzt er hinzu, iſt für mich eine gar harte Nuß, und ich würde nur ſehr ſchwer, in Rückſicht auf eine Perſon, die ich mehr liebe, als mich ſelbſt, dazu zu bewegen ſein." —

Einmal von dem Gedanken einer früher oder ſpäter vorzunehmenden Veränderung ergriffen, nahm Leſſing noch im Frühjahr 1772 nichts Geringeres auf ſich, als eine Umſtellung und völlig neue Umordnung der ganzen Bibliothek; ein Unternehmen, welches billig Zweifel erwecken darf, ob er auch den vollen Umfang und alle die Schwierigkeiten deſſelben ermeſſen und in Anſchlag gebracht haben wird; in keinem Falle iſt er weit darin vorgedrungen, wenigſtens iſt Alles im Ganzen ſo geblieben, wie vorher. Die Sache ſchiene zweifelhaft, wenn er ſich nicht gegen Madame König (XII, 375) ſo beſtimmt darüber ausſpräche. „Auch ich, ſchreibt er, ſtecke jetzt in Arbeit bis über die Ohren, und quäle und büffle mich den ganzen Tag. Ich möchte nämlich, was ich in der Bibliothek angefangen habe, — und das iſt nichts Geringeres, als hunderttauſend Bücher in völlig andere Ordnung bringen, gern dieſen Sommer zu Stande haben, um vorkommenden Falls ſo geſchwind hier abbrechen zu können, als möglich[1]). Da ich aber dieſes, und ſonſt noch andere Dinge, auf meinen Abzug einrichte, ſo laſſe ich mir doch gegen keine Seele das Geringſte davon merken; vielmehr thue ich, als ob ich hier leben und ſterben wolle. Und vielleicht kann dieſes auch wirklich kommen! Denn ich ſehe, daß ſich in Wien die Sachen ſehr auf die lange Bank ziehen; und daß man entweder gar noch nicht recht weiß, was man thun will, oder daß man es ſich wenigſtens noch nicht zu thun getrauet, ſo lange, als zwei große Augen noch offen ſind. Aber immerhin! Ich will hier ſein, wie wir über-

1) Die Darſtellung Karl Leſſings in dem Leben ſeines Bruders (S. 335) beginnt ſehr kategoriſch: „Er brachte die Bibliothek in eine ganz andere und beſſere Ordnung." Dieſes und was er ſonſt noch über die Beziehungen zum Geheimen Rath v. Praun bei dieſem Geſchäfte vorbringt, hat Schönemann im Serapeum 5. Band, S. 227–229 als Bibliothekar und Kenner des Faches kritiſch gewürdigt. „Die alte Ordnung, ſagt er, welche Leſſing gegen den Willen Prauns verändert und verbeſſert haben ſollte, iſt eben ſo wenig ein Werk des Geh. Raths v. Praun, als Leſſing jemals eine andere und beſſere eingeführt oder hergeſtellt hat, obgleich er wahrſcheinlich (ſeine Worte lehren: unzweifelhaft!) einen ſo guten Vorſatz gehabt haben mag." Nur eine Spur von Leſſings Vorhaben fiel einſt ſeinem Nachfolger, Langer, auf. Ebendaſ. S. 229, Note 1. Man müßte annehmen, daß Leſſing, mitten in der Arbeit von ihrer Unermeßlichkeit für ſeine Zeit und Kräfte belehrt, alles wieder in den alten Stand zurückbrachte.

haupt in der Welt ſein ſollten: gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können und doch willig, immer länger und länger zu bleiben. Ich werde auch ſogar nicht nur willig, ſondern auch mit vielem Vergnügen bleiben, mit der einzigen Bedingung, — die Sie wiſſen, meine Liebe."

Dieſe Auffaſſung der Verhältniſſe wird von ſeiner Freundin beſtätigt. Sie glaubt ſelbſt, nach ihrer Antwort vom 25. Mai, daß man in Wien noch gar nicht ernſtlich an die Errichtung einer Akademie denke: „Es möchte auch wohl aus dem ganzen Anſchlag, wie Sie ſelbſt ſagen, nichts werden, ſo lange noch zwei große Augen offen ſtehen." — Man erräth, an wen hier gedacht iſt. Man kannte den religiöſen Eifer der Kaiſerin Maria Thereſia zu wohl, als daß proteſtantiſche Gelehrte mit Vertrauen einem Rufe nach Wien hätten folgen ſollen. Madame König ſagt es ihm (vom 18. November 1772) ganz deutlich: „Wenn der Kaiſer allein regierte, dann wollte ich garantiren, daß Sie hier bleiben. So lange aber die Kaiſerin lebt, iſt es vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis ein Proteſtant angenommen wird." — Karl Leſſing ſagt auch: „Was Leſſing ſowohl, als ſeine nachmalige Gattin von Wien abwandte, war die, vielleicht übertriebene, Vorſtellung, daß man der Gnade des Hofes nicht lange gewiß bleiben könnte, wenn man ſich nicht in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche begebe. Der aufgeklärte Joſeph ſelbſt könnte nicht ſchützen, wie er wünſchte, und ſeiner edeln Mutter wäre nur von dieſer Seite beizukommen." Doch wird gewiß Niemand, der Leſſings Charakter einigermaßen kennt, glauben, was der Bruder hier verſichert, daß Leſſing und ſeine Freundin ſich wohl entſchloſſen hätten, aus Ehrfurcht vor einer ſo großen Dame, für die edelſte, gerechteſte und gutherzigſte Regentin, „die Ceremonien der römiſchen Kirche mitzumachen", die doch auch die chriſtliche Kirche ſei — „ohne das herrſchende Vorurtheil, welches demjenigen die Achtung entzieht, welcher, um ſein Glück zu machen, den herrſchenden Gottesdienſt eines Landes eben ſo harmlos annimmt, als man ſich in ſeine übrigen Gebräuche und Sitten findet". —

Es ging dieſem Plan, eine Akademie der Wiſſenſchaften zu errichten, wie dem um ein halbes Jahrhundert älteren, welchen der große Leibniz am Hofe des Vaters Maria Thereſiens mit Unterſtützung des Prinzen Eugen, unter dem Widerſtreben der Jeſuiten aber vergebens, betrieben hatte. Erſt unſere Zeit hat die Verwirklichung dieſes Leibnizſchen Gedankens erlebt; über die Früchte wird die Zukunft urtheilen. Immer kann man, bei einem Rückblick auf Leſſings Zeit, ſeinem Bruder beipflichten, wenn er, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, ſagt: „die Akademie iſt nicht errichtet, aber die nachtheiligſten der Folgen, die man vielleicht von ihr befürchtete, ſind ohne ſie erfolgt. Dem Geiſt des Jahrhunderts wehrt man nicht ....."

Während Leſſing in dieſer Zeit, in welche die Herausgabe der Emilia Galotti fällt, ſeines ganz Deutſchland erfüllenden Ruhmes hätte genießen ſollen, fiel er von Neuem in die Abſpannung zurück, von welcher er im verfloſſenen Jahre

ſich erholt hatte. Das Arbeiten und Schreiben ging ihm wieder gar nicht von Statten. „Faſt bin ich wieder da (geſteht er ſeinem Bruder den 22. April), wo ich vor dem Jahre war; und wenn ich mich ſchlechterdings anſtrengen muß, ſo kann es noch ſchlimmer werden. Dieſe meine Zerrüttung (Krankheit kann ichs freilich nicht nennen) iſt denn auch Schuld, daß ich mein neues Stück noch nicht aufführen ſehen, ob es gleich ſchon dreimal aufgeführt worden ...“ Zwei Monate ſpäter an Madame König (den 27. Juni): „Wer von uns beiden jetzt am meiſten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie abſehen können, auf eine oder die andere Weiſe. Mir aber iſt jetzt nicht ſelten das ganze Leben ſo ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen (dies geht wohl auf die Umſtellung der Bibliothek); ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) — unerträglich wird: eine Ausſicht in das ewige, liebe Einerlei — das Alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin. Wer mich ſieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines geſunden Ausſehens; und ich möchte dieſes Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch ſo geſund ausſehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines geſunden Menſchen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann, wie Sie wohl ſelbſt aus dem unleſerlichen Briefe ſehen werden, den ich mehr denn fünf Mal habe abbrechen müſſen. Mein Troſt iſt, daß dieſer Zuſtand unmöglich anhalten kann — —.“

Leſſing ließ mehrere Monate verſtreichen, ohne an ſeine Freundin zu ſchreiben. Endlich rafft er ſich zuſammen und beginnt ſeinen Brief vom 26. Oct. mit Vorwürfen gegen ſich ſelbſt, und mit Beſorgniſſen, als möchte die Freundin aus dieſem langen Stillſchweigen Argwohn ſchöpfen. —. „Aber, werden Sie fragen, woran lag es denn nun? — An tauſend und tauſend Dingen, die alle ſo klein ſind, daß ſie ſich gar nicht erzählen laſſen; die aber doch, zuſammengenommen, ſo eine außerordentliche Wirkung auf mich gehabt haben, daß ich, um wenig zu ſagen, die ganze Zeit über, die ich nichts von mir hören ließ, ſo gut als gar nicht gelebt habe. Nicht, daß ich etwa krank geweſen, ob ich mich auch ſchon nicht geſund befunden. Ich bin ſchlimmer als krank geweſen; mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. Dazu kam, daß ich mich in eine Arbeit verwickelt hatte, die mir weit mehr Zeit und Anſtrengung koſtete, als ich voraus ſehen können. Seit ein Paar Tagen habe ich einen kleinen Stillſtand mit dieſer Arbeit machen müſſen, und vielleicht kommt es eben daher, daß ich mich jetzt ein wenig ruhiger befinde. Ich will mir dieſe Augenblicke zu Nutzen machen, die ohne Zweifel bald wieder verſchwinden dürften. — — Sie wiſſen, meine Liebe, was ich Ihnen

oft geſtanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einſamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und ſchlimmer. Ich muß wieder unter Menſchen, von denen ich ſo gut als gänzlich abgeſondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunſchweig dieſen und jenen beſuchen kann? Beſuche ſind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig ſind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben ſoll. Ohne Umgang ſchlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottiſe zu begehen." —

Aehnliche Klagen füllen Leſſings Brief an ſeinen Bruder, vom 28. Oktober, einem zwei Tage jüngern Datum; Ramlern ladet er in ſeinem Schreiben vom 12. November (XII, 423) dringend ein, ihn doch einmal zu beſuchen, und Braunſchweig zu ſehen, wo er ſo viele Freunde habe. „Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte (ſeufzt er), werde allem Anſehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern; und wohl auch Berlin nie wieder ſehen. — Bedenken Sie das, und beſtärken Sie mich wenigſtens in einer ſo ſüßen Hoffnung, einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholiſchen Winter, der mir bevorſtehet, zu ertragen hoffe!" Doch dieſe Hoffnung iſt ihm nicht erfüllt worden. Schlimm, daß neben dieſer Vereinſamung noch Nahrungsſorgen ihn drückten, wie Leſſing ſeinem Bruder andeutete, wenn er ſchrieb: „er wolle ſich gern weit mehr aller Geſellſchaft entziehen; um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn er nur ſonſt von einer andern Seite — ſeine Ruhe wieder damit gewinnen könne".

So verging das Jahr. Mit dem Anfange des nächſten Jahres 1773 kehrt einige Heiterkeit in ſein Gemüth zurück. „Ich kann es mir leider nicht länger bergen, ſchreibt er an Mad. König den 8. Januar, daß ich hypochondriſcher bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das Einzige, was mich noch tröſtet, iſt dieſes, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigſtens noch nicht ſehr eingewurzelt ſein kann; denn ſobald ich aus dem verwünſchten Schloſſe wieder unter Menſchen komme: ſo geht es wieder eine Weile. Und dann ſage ich mir: Warum auch länger auf dieſem verwünſchten Schloſſe bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre ſchon hundertmal wieder fort. Und ſeit acht Tagen habe ich wohl müſſen unter Menſchen ſein. Zum neuen Jahre bin ich zu Braunſchweig bei Hofe geweſen, und habe mit Andern gethan, was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl ſchaden kann, wenn man es beſtändig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt — —"

Am 6. Januar feierte Zachariä in Braunſchweig, der Dichter des Renommiſten, ſeine Hochzeit. Sie war auf dem Weghauſe, auf dem halben Wege von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, wo Leſſing häufig einkehrte und Geſellſchaft aus Braunſchweig antraf. Es kam wohl vor, daß er, wenn er zu ſeiner Erholung nach Braunſchweig ging, nicht weiter als bis zu dem Weghauſe kam,

wenn er hier mit einem der Freunde von Braunſchweig zuſammentraf, mit dem er ſich „ausplauderte". „Es hielt ſchwer, ehe ich luſtig werden konnte, ſchreibt er an die Freundin, aber endlich riß mich das Beiſpiel fort und ich ward es, weil es alle waren. Sie kennen Zachariä, aber doch würden ſie ſich ſchwerlich haben einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts, und zwanzig Dinge waren da, an die kein Menſch gedacht hätte. Wir haben bis an den andern Tag geſchwärmt, und niemand iſt zu Bette gegangen als Braut und Bräutigam." Leſſing ſpielt hier auf einen bekannten Zug in Zachariäs Charakter an; er war nämlich nicht ohne Eitelkeit und liebte den Glanz. Man erzählt, daß er einſt in ſeiner reichdecorirten Equipage, an deren Schlage der Anfangsbuchſtabe ſeines Namens in Gold und in auffallend großem Maaßſtabe angebracht war, durch die Straßen von Braunſchweig fuhr, als eben Leſſing mit mehreren Bekannten vorüber wanderte, welche ſich ironiſcher Bemerkungen nicht enthalten konnten. „So laßt ihn doch nur ruhig fahren, bemerkte Leſſing, er hat ja deutlich genug ſein Z dahin geſetzt, damit jeder gleich ſehe, daß nichts weiter dahinter ſei". [1])

Von den Fremden, welche um dieſe Zeit Leſſings Einſamkeit anregend und erheiternd unterbrachen, verdient vor Andern ein Franzoſe hervorgehoben zu werden, Franz Cacault [2]) aus Nantes, welcher ſchon in dem Alter von 22 Jahren als Profeſſor der Mathematik an der Kriegsſchule zu Paris angeſtellt worden war. Ein Zweikampf nöthigte ihn, ſeine Stelle (1769) niederzulegen. Er begab ſich zur Herſtellung ſeiner durch übermäßige Arbeit erſchütterten Geſundheit auf Reiſen und ging zu Fuß nach Italien, von hier nach Deutſchland und erwarb ſich in kurzer Zeit (wie vorher in Italien) die Kenntniß der Landesſprache ſo weit, daß er ſie ziemlich ſprechen lernte und die beſten deutſchen Werke las. Zu Anfang des Jahres 1773 traf Cacault in Berlin ein, und wurde bei Ramler (deſſen Oden er überſetzt hat) und in dem ganzen Kreiſe der ſchönen Geiſter von Berlin einheimiſch. Hier wies ihn alles auf Leſſing. Dieſer erhielt die erſte Kunde von ihm durch ſeinen Bruder. [3]) Daß Cacault Mendelsſohn für den beſten Kopf in Berlin erklärte, mußte ihm bei Leſſing ſchon zur Empfehlung gereichen. In den erſten Tagen des Februar traf Cacault bei ihm mit einem Briefe von Nicolai [4]) und einem anderen von Gleim ein, bei dem er in Halberſtadt abgetreten war. „Er iſt ein ehrlicher und wackerer Mann (ſo führt ihn Nicolai ein), deſſen Liebe zu unſerer Poeſie lobenswürdig iſt, der auch den Deutſchen weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als viele

1) Karl G. W. Schiller, Braunſchweigs ſchöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800. S. 53.

2) Sein Leben in der Biogr. univ.

3) XIII, 427, vom 16. Jan. 1777: „Ramler iſt unpäßlich und hütet die Stube. Unterdeſſen hat er doch jetzt eine gute Geiſtesnahrung. Es iſt eine Narität über alle Naritäten. Cacault reiſet ſeit etlichen Jahren herum, um andere Menſchen, als Franzoſen, kennen zu lernen, und legt ſich gar auf die deutſche Literatur."

4) XIII, 434.

andere Franzoſen, der aber — um Ihnen alles zu ſagen — wenn man ihm etwas genauer auf den Zahn fühlt, doch mit den Vorurtheilen ſeiner Nation, eben ſo gut wie jeder andere Franzoſe, angeſteckt iſt... Ihre Miß Sara und Minna lobt und liebt er ſehr. Aber die Emilia kann er nicht verdauen." Das Streiten darüber habe er und Mendelſohn mit ihm vermieden. „Aber über Ihre Dramaturgie iſt der Streit oft ziemlich lebhaft geweſen. Er glaubte, Sie thäten den dramatiſchen Dichtern ſeiner Nation unrecht und kennten Sie nicht genug ... Es hieß immer zuletzt: les règles du bon gôut sont par-tout les mêmes. — Endlich rieth ich ihm, ſelbſt zu Ihnen zu reiſen. Ich verſicherte ihm, er werde ſehen, daß Sie in der That gegen ſeine Nation viel billiger wären, als Ihr Buch ſchiene. — Da iſt Cacault nun bei Ihnen! Sehen Sie zu, wie Sie meine Worte wahr machen."

Cacault blieb, und nicht ohne Frucht, mehrere Wochen in Wolfenbüttel bei Leſſing. Nicolai bemerkte jenes, als jener wieder in Berlin eintraf. „Alſo Sie haben Herrn Cacault gänzlich umgekehrt, ſchreibt er an Leſſing vom 26. April, und haben meiner Recommandation, daß man Leſſingen in ſeinem perſönlichen Umgange kennen lernen müſſe, wenn man ihn beurtheilen wolle, Ehre gemacht. Ich habe neulich einen Brief von Cacault an Mr. Bitaubé[1]) geleſen, worin er ihm ſchrieb: Je vous prie, ayez la patience de la lire à l'allemande, c'est-à-dire, de tout examiner en lisant. Eines ſo großen Wunders hätte ich mich doch nicht verſehen. Ein Franzoſe ſoll dem Andern die Dramaturgie anpreiſen! Nun glaube ich faſt, daß es möglich iſt, Franz von Sickingen, von Döbbelin, auf dem Theater zu Paris aufführen zu ſehen.

Cacaults Ueberſetzung der Hamburgiſchen Dramaturgie, welche 1785 von Junker herausgegeben wurde, hat man als eine Frucht ſeines Beſuches bei Leſſing, und zugleich als ein Ereigniß in der Geſchichte der franzöſiſchen Kritik zu betrachten, welches nicht ohne allen Einfluß war[2]).

Cacault hat nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich die diplomatiſche Laufbahn ergriffen, und hat ſowohl vor, als während der franzöſiſchen Revolution mehrere Miſſionen in Italien rühmlich bekleidet, zuletzt in Florenz, von wo er, des Royalismus angeklagt, 1797 zurückberufen und durch Reinhard erſetzt wurde. Später wurde er von dem erſten Conſul als Bevollmächtigter nach Rom ge-

1) Paul Jeremias Bitaubé, Sohn eines franzöſiſchen refugié in Königsberg (geb. 1732), gehört durch ſeine Schriften, unter denen die Ueberſetzung des Homer und ein epiſches Gedicht auf Moſes ihn berühmt machten, der franzöſiſchen Literatur an. Er war Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin. Später überſetzte er Goethes Hermann und Dorothea, welches Gedicht er dem Homer verglich, was den Unwillen des Verfaſſers der Biographie univ. (art. Bitaubé) im hohen Grade erregt. Er ſtarb zu Paris 1808.

2) Der Titel der Ueberſetzung lautet: Dramaturgie, ou observations critiques sur plusieurs pièces de theâtre, traduite de l'allemand de Lessing, par un Français, et publié par M. J. Paris 1785. 2 voll. Unrichtig wird bei Jördens III, 365. Mercier als der Ueberſetzer angegeben, der, nach einer Nachricht in den Annalen des Theaters, a. a. O.,

ſchickt (1801), um das Concordat mit dem Pabſte abzuſchließen. Hier, wo er bis 1803 verweilte, legte er den Grund zu einer koſtbaren Gemäldeſammlung, welche Nantes, ſeine Vaterſtadt, erworben hat. [1])

Drittes Kapitel.

Indeß Leſſing zwiſchen Hoffnungen und Entſchlüſſen wegen ſeines Bleibens in Wolfenbüttel ſchwankte, wurde er unvermuthet Anfang Februar 1773 zu dem Erbprinzen nach Braunſchweig berufen und von dieſem mit einem Antrage bekannt gemacht, welcher ihm eine ganz neue, viel verſprechende Stellung zum Hofe zu geben verſprach. Der Probſt Lichtenſtein zu Helmſtädt, den der Herzog vornehmlich in ſolchen Sachen gebrauchte, welche die Geſchichte und Rechte des Hauſes betrafen, war geſtorben. Der Erbprinz glaubte, daß, wenn Leſſing nur wollte, es ihm nicht ſchwer werden könnte, in wenig Zeit die hierzu nöthige Kenntniß und Geſchicklichkeit zu erlangen. Er trug ihm alſo dieſe Stelle mit Beibehaltung des Bibliothekariats an, und verſicherte ihn, daß er ihn dabei ſo ſetzen wollte, daß er mit möglichſter Zufriedenheit ſich im Braunſchweigſchen fixiren könne.

„Aber darauf", ſagte der Erbprinz, „kömmt es ſodann auch an! Sie müſſen bei uns bleiben, und Ihr Projekt, noch in der Welt viel herumzuſchwärmen, aufgeben." „Ich weiß nicht (ſetzt Leſſing in ſeinem Berichte an Madame König aus Braunſchweig den 15. Februar 1773 hinzu), ob er Wind bekommen haben mußte, was mein gegenwärtiger Plan ſei. Aber Sie können ſich leicht einbilden, was ich ihm antwortete. Ich nahm ſeinen Antrag vorläufig an, ohne ihm jedoch zu verſchweigen, daß ich allerdings, ohne eine beſſere Ausſicht, nicht mehr ſehr lange allhier dürfte ausgehalten haben." „Durch dieſe Stellung", verſicherte ihn der Erbprinz, „bekommen Sie bei uns einen Fuß auf alles, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie bei Ihrer gegenwärtigen Carriere bleiben, oder eine andere einſchlagen wollen." „Kurz die Sache ward unter uns ſo weit richtig, daß ſie vielleicht ſchon völlig zu Stande wäre, wenn ſeine Reiſe nicht ſo unvermuthet dazwiſchen gekommen wäre (der Erbprinz hatte unvermuthet nach Potsdam verreiſen müſſen). Er kömmt den 28. d. wieder zurück, und ſodann, denke ich, kann es nicht lange mehr dauern, daß ſich mein künftiges Schickſal nicht wahrſcheinlicher Weiſe auf immer entſcheiden ſollte."

nicht Deutſch verſtand, und zwar eine von einem Deutſchen verfaßte Ueberſetzung ſtiliſirte, und ſie an einen Buchhändler in Neuchatel ſchickte, bei dem ſie liegen geblieben und verſchollen iſt, ohne daß Mercier ſich jemals darum kümmerte.

1) Er ſtarb 1805.

Es verging der Februar, es vergingen acht Wochen und die Angelegenheit ſtand noch auf dem nämlichen Punkte. Leſſings Ungeduld, ſeine gereizte Stimmung bricht in dem Schreiben an ſeine zukünftige Gattin aus: „Ich möchte raſend werden! — Ohne die geringſte Veranlaſſung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie ſchön mit mir, ſchmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede geweſen wäre. Ich bin zweimal ſeitdem wieder in Braunſchweig geweſen, habe mich ſehen laſſen, und verlangt, zu wiſſen, woran ich wäre. Aber keine oder doch ſo gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verſchworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunſchweig zu ſetzen, bis man ebenſo von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, und läßt man mich erſt hier in der Bibliothek und mit gewiſſen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine zugebrachte Zeit verloren haben will: ſo ſoll mich ſodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend ſein. Ich denke, überall ſo viel wieder zu finden, als ich hier verlaſſe. Und wenn ich es auch nicht wieder fände. Lieber betteln gegangen, als ſo mit ſich handeln laſſen!" — (XII. 393.)

In dem nämlichen Tone ſchreibt Leſſing einige Tage ſpäter an ſeinen Bruder. In Jahr und Tag längſtens denkt er ihm aus einem andern Orte zu ſchreiben, als aus Wolfenbüttel. Es ſei ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudiren, aber ſich darin zu vergraben, ſei eine Raſerei. „Ich merke es ſo gut, als Andere," ſetzt er hinzu, „daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig ſein, und meine Beiträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armſeligkeit, die nach meinem erſten Plan hinein kommen ſoll, fortſetzen und ausführen. Dieſes nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen."

Nachdem Leſſing drei Monate zu keinem Menſchen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht hatte, wo er, ſagt er, mehr fleißig ſein *wollen*, als fleißig geweſen: nöthigten ihn die Umſtände, im Juni wieder einmal nach Braunſchweig zu gehen. Nach ſechs Tagen kam er wieder, heiterer ein wenig, aber um nichts gebeſſert. Noch immer wußte er nicht, woran er war. „Das Verfahren iſt mir unerträglich", klagte er ſeiner Freundin, „und nichts Geringeres, als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbeſonnenen Schritt zu thun, den ich demungeachtet doch noch alle Augenblicke in der Verſuchung bin, zu thun. Werde ich ihn nicht auch endlich thun müſſen? Denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausſtehen. Es muß brechen oder biegen."

Nicht lange darauf ſtarb der geheime Rath von Schlieſtedt, der einzige Mann in Braunſchweig, wie Leſſing ihn bezeichnet, durch den alles und jedes geſchehen ſollte und geſchah. Es war der Augenblick, da der Erbprinz, während der letzten Jahre ſeines Vaters, die Zügel in die Hand nahm und vor

allem der Delapidation des Staatsvermögens ſtrengen Einhalt that. Schlieſtedt nennt Leſſing den unglaublichſten Verzögerer und Trödler, der je unter der Sonne gelebt; ihm allein, geſteht er (den 27. September), habe er es Schuld gegeben, daß ſeine Sache ſo auf die lange Bank gezogen werde, wiewohl kein anderer als Schlieſtedt ihn urſprünglich dem Herzoge vorgeſchlagen hatte, wie Karl Leſſing wenigſtens ſagt. (S. 355.) Der Erbprinz hatte ſich gegen Jemand verlauten laſſen, daß es nur an ihm gelegen. „Nun alſo, da er todt war, glaubte ich ſo viel gewiſſer, daß dieſer alles beſchleunigen werde, wäre es auch nur, um mich von der Wahrheit dieſes Vorwandes zu überzeugen. Allein, wie geſagt, jener iſt nun ſchon ſeit acht Wochen todt und dieſer vorgeſtern auf vier Wochen nach Potsdam gereiſet, in welchen ſicherlich wieder nichts geſchieht. — Sie allein, wiederholt er der Mad. König, haben mich bisher abgehalten und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die ſchlimmen Folgen alle vorausſehe, den ich aber doch ganz unfehlbar ſchon würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernſthafte Hoffnung dadurch zu verſcherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt.“ —

So eben war ein junger Graf von Migazzi, ein Neffe des berühmten Wiener Erzbiſchofs, mit einem Jeſuiten („der es aber nicht ſein wollte“) einige Stunden bei ihm geweſen. Das Geſpräch kam auf Sonnenfels, auf den Leſſing jetzt mehr als je erbittert war, weil er in ſeinen Briefen an Klotz, welche das Jahr vorher erſchienen und eben durch Sonnenfels's Briefe ein unglaubliches Aufſehen am Hofe und in ganz Wien gemacht hatten (es fehlte wenig, daß ſie verboten wurden), Leſſings moraliſchen Charakter anzutaſten gewagt hatte. Anfangs wollte dieſer ſich eine öffentliche Erläuterung über die ihn betreffende Stelle ausbitten, und den Brief ſelbſt drucken laſſen, wo er ſagt, daß Leſſing „den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz“ und nicht undeutlich zu verſtehen giebt, daß ihm irgend welche Schandflecke ſeines moraliſchen Charakters bekannt wären. Leſſing ſchonte ihn blos, weil er von Mad. König alle die Beſchämungen erfuhr, die Sonnenfels in Wien, ſelbſt von dem Theater herab, ſich zugezogen. „Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht (ſchrieb er ihr), ohne es zu wollen. Auf wen alle zuſchlagen, der hat vor mir Friede. Das habe ich mir allerdings noch vorbehalten, ſobald er den Kopf wieder zu hoch trägt, und die Lehre vergißt, die er vielleicht von manchen Andern jetzt erhalten wird, ihn es ſodann doppelt empfinden zu laſſen, wen er auf eine ſo nichtswürdige Weiſe beleidigt hat.“ Vielleicht hätte ein Anderer einen vertrauten Brief, deſſen Veröffentlichung der Schreiber nicht vorausſehen konnte, minder ſtreng aufgenommen; Leſſing aber machte die Forderung, daß Briefe von Männern immer ſo geſchrieben werden müßten, daß ſie auch öffentlich vertreten werden könnten und müßten. Dieſen Maßſtab legte er wenigſtens an ſich. Denn als Gebier, erſchrocken über den Mißbrauch mit den Briefen an Klotz, gleich manchen Andern durch ein Circularſchreiben an alle

seine Freunde seine sämmtlichen an sie erlassenen Briefe im Original zurückforderte, schrieb Lessing an Mad. König: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an Jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte." — (XII, 387.)

War Lessing schon vorher der Hypochondrie in einem Grade verfallen, daß ihm Reiske sagen konnte, er fange an, „in dem Gellertschen, das ist dem weinerlichen Tone zu pfeifen" (XIII, 440), so stieg sie im Laufe des Jahres noch, in Folge seines tief verletzten Selbstgefühls, bis zum höchsten Maaße des Aergers und der Erbitterung. Er schrieb an Keinen, nicht einmal an seine Freundin. Endlich brach er den 1. Dezember sein Schweigen: „Ich bin, bekennt er ihr, seit vier Monaten so gut wie gar nicht aus Wolfenbüttel und aus meinem verwünschten Schlosse gekommen. Ich bin nur zweimal auf ein paar Stunden in Braunschweig gewesen; denn ich habe es verredet, in meiner gegenwärtigen Lage jemals wieder eine Nacht in dem Braunschweig zu bleiben, wo wo man sich gegen mich (Sie wissen wer) auf eine Art beträgt, die mir unerträglich fällt, auf eine Art, die ich zu anderer Zeit, unter andern Umständen, um alles in der Welt so lange nicht ertragen hätte. Ich will ihm daher schlechterdings nicht in die Augen zu kommen Gefahr laufen. Wenn er mich bei der Nase geführt haben will, so hab' er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nun noch, um ihm alsdann meine Meinung so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden."

„Was kann ich aber indeß thun, als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen, wo möglich, alle Aussichten in die Zukunft zu vergessen? Ich habe nun auch weit länger als an Sie, meine Liebe, an keinen Menschen in der Welt geschrieben, weder an meine Brüder, noch an meine Mutter, noch an sonst Jemanden. Ich antworte auch keinem Menschen, der in irgend einer andern Sache an mich schreibt, als in Sachen der Bibliothek. — Am besten würde ich thun, wenn ich an alle meine Bekannte, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Circular ergehen ließe, mich für todt zu achten. Denn wahrlich, meine Liebe, es ist mir fast unmöglich, zu schreiben. Mehr als zehn Briefe habe ich selbst an Sie angefangen, und sie wieder zerrissen. — Die einzige gute Nachricht kann ich Ihnen schreiben, daß ich sehr gesund bin. Ich glaube, der Aerger hält mich gesund . . ."

Wie Mad. König die einzige war, welcher Lessing sein Herz öffnete, so war sie es allein, welche ihn zu beschwichtigen und von seinem Mißtrauen gegen den Erbprinzen zurückzuführen suchte. Sie selbst war damals nichts weniger als glücklich und kränklich dazu. Dies schildert sie in ihrer Antwort aus Wien vom 23. Dec. 1773, sucht aber vor Allem ihren Freund zu beruhigen und aufzumuntern. „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären. Sie können nicht glauben, wie nahe es mir

geht, daß ich mir Sie nicht anders, als in einer so traurigen Gemüthsverfassung vorstellen kann, die mich fast zweifeln macht, daß Sie so gesund sind, als Sie es sich einbilden. Es ist unartig, daß ich Ihnen dieses sage, allein die Furcht, Sie möchten sich verwahrlosen, bringt mich dazu. Unmöglich können Sie gesund sein, sonst würden Sie Lust und Kräfte haben, dem aufgebrachten Wesen (das in jeder Zeile Ihres Briefes sich äußert) zu widerstehen. Es ist wahr, man hat Ihnen übel mitgespielt, oder vielmehr in der Art verfehlet, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln sollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, so lange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind. Daß der Bewußte schon bei dem Antrage Sie zu hintergehen gesucht haben sollte, kann ich nicht glauben, ich müßte mir denn ihn zugleich als den Niederträchtigsten denken. Eher glaube ich, daß andere Geschäfte ihn die Sache vergessen lassen, und niemand ihn daran erinnert, weil Sie es nicht thun. Und wenn es wahr ist, was mir kürzlich ein Fremder, der diese Gegenden passirt ist, erzählte, daß das Haus so sehr derangirt ist, daß es bald zu einer d. C . . . kommen könnte, so wundere ich mich nicht, wenn Angelegenheiten von der Art vergessen werden [1]). Indessen ist es mir leid, daß Sie es sind, die darunter leiden. Hundertmal habe ich schon gewünscht, daß von der ganzen Sache nie die Rede gewesen wäre . . . — — Mit dem Circulare verschonen Sie mich; das nehme ich nicht an. Auf alles in der Welt thät ich eher Verzicht, als auf Ihre Briefe. Es ist wohl auch Ihr Ernst nicht, daß Sie es an mich richten wollten? Sonst müßte ich Sie für einen recht grausamen Mann halten, und der sind Sie nicht . . ."

Es vergingen indeß vier ganze Monate und Lessing ließ nichts von sich hören. Mad. König macht ihm vom 26. März 1774 über sein Stillschweigen Vorwürfe. und fragt, ob Vergnügen oder Mißvergnügen ihn abgehalten, so lange nichts von sich hören zu lassen; im erstern Falle wolle sie ihm gern vergeben, allein nicht im letzteren. „Denn Sie müssen nicht mißvergnügt sein — wenigstens nicht auf so lange, als Sie es nun bereits sind; und dann, so glaube ich auch einen gegründeten Anspruch auf Ihr Vertrauen machen zu können, und fände mich darum beleidigt, wenn Sie mir deswegen nicht schrieben, weil Sie mir nichts Angenehmes zu schreiben hätten." Bei dieser Gelegenheit theilt sie ihm mit, daß der katholische Kurfürst von der Pfalz zu Hebung der Heidelberger Universität verschiedene Gelehrte berufen, ohne Unterschied der Religion. Auch an ihren

---

1) Mit dieser Bemerkung wird Mad. König das Rechte getroffen haben. Wie weit es gekommen war, zeigt das traurige Mittel, wozu man in Braunschweig, wie in Hessen oder Würtemberg greifen mußte: die Landeskinder im Jahre 1776 an England zu beliebiger Verwendung in Europa oder Amerika zu verkaufen. „Carl Wilhelm Ferdinands feines Menschengefühl empörte sich anfangs gegen diesen Handel (sagt ein Schriftsteller) und der weichherzige Herzog Carl weinte bei dem Abzuge seiner Braunschweiger bitterlich. Aber man sah kein anderes Mittel, dem unglücklichen Lande zu helfen. Die äußerste Noth forderte das Opfer." (C. F. Lachmann, Geschichte der Stadt Braunschweig, S. 308.)

Bruder, den Professor Hahn in Utrecht, war ein Antrag ergangen, und sie fragt Lessing, ob er nicht Lust hätte, eine Professur dort anzunehmen. In diesem Falle müsse er ihr nur sagen: wie und auf was für eine Art? Dann wollte sie die Anleitung dazu geben, und der Professor Meier (ein Jesuit, welcher Lessingen vor mehreren Jahren in Wolfenbüttel besucht und seinen Beifall erworben hatte) werde mit Vergnügen die Hand dazu bieten.

Wie groß Lessings Unbehaglichkeit damals gewesen sein müsse, zeigt, daß er im Stande war, auf dieses Anerbieten auch nur einzugehen und seine alte Abneigung gegen das Docíren an einer Universität auf einen Augenblick zu überwinden. Die Nachricht war ihm ganz neu, und er wünschte in seiner Antwort vom 8. April 1774 allerdings, daß man mit auf ihn einiges Absehen richten wollte. „Denn hier ist es länger nicht auszuhalten. Es wird von Tag zu Tag schlimmer, und die bereits seit anderthalb Jahren verkümmerten Salaria werden es gewiß mit nächsten noch mehr werden. Von dem Erbprinzen, wie ich ihn nunmehr kenne, wenn er heute oder morgen zur Regierung kommen sollte, kann ich mir gewiß versprechen, daß er die ganze Bibliothek mit sammt dem Bibliothekar lieber verkaufen wird, so bald sich nur ein Käufer dazu findet [1]). Aber wie ist es anzufangen, daß man dort an einen Mann denkt, dessen Namen man vielleicht nicht anders, als in der Komödie gehört hat? Die verwünschte Komödie! Zwar erinnere ich mich des Professor Meiers sehr wohl. Als er mich auf seiner Rückreise hier besuchte, äußerte er sogar, daß man mich zu Mannheim zu haben wünschte oder gewünscht hätte. Allein an ihn zu schreiben? Mich anzubieten? Ich würde mit mehrerer Freudigkeit in den Tod gehen. Und zu was sollte ich mich auch anbieten? Ein Mensch wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein, wenigstens mag man ihn nicht anders, als so wohlfeil als möglich. Dieses bei Seite gesetzt, ist Ihr Einfall allerdings sehr gut. Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernst darüber freuen können, wenn ich es nicht verschworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wissen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun, so haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht sehr darum, mir es wenigstens zu schreiben, was Sie mehr von der Sache hören sollten."

Die Sache kam indeß gar nicht ernstlich in Gang. Mad. König blieb ohne alle nähere Nachricht über das Vorhaben in Heidelberg. Ihrem Bruder darüber zu schreiben, ohne zu wissen, wozu Lessing sich eigentlich verwenden möchte, konnte und wollte sie aus verschiedenen Ursachen nicht. Lessing hätte sich näher erklären und bestimmter sagen sollen, welche Professur er übernehmen

1) Dies erinnert an ein Gerücht, welches im Jahre 1777 in Berlin aufkam, daß Friedrich der Große dem Herzog von Braunschweig die Wolfenbüttelsche Bibliothek abkaufen wolle, worüber Karl Lessing gegen seinen Bruder vom 15. November 1777 scherzt. „Sie soll, sagt man, in die hiesige neue Bibliothek kommen, die unsers Moses ältester Sohn des Königs Bücherkommode nennt... Die Rechtsgelehrten mögen dich als das Principale oder als das Accessorium betrachten, du wirst allezeit mit verkauft..."

möchte. Sie legte es ihm wiederholt nahe, an ihren Bruder, den Profeſſor, zu ſchreiben, und ſich bei ihm zu erkundigen, ob man wirklich einen Mann von ſeiner Gattung nach Heidelberg ſuche. Er werde ihn in Vorſchlag bringen und ſich überhaupt mit dem größten Nachdruck für ihn verwenden. Allein Leſſing hatte ſchon erklärt, daß er zu einem ſolchen Schritte unfähig wäre. Bei alle dem hatte er bei ſich beſchloſſen, in Wolfenbüttel kein Jahr länger auszuhalten (ſo ſchreibt er ſeinem Bruder den 20. April), es komme, wohin es wolle. „Der Unbeſtändigkeit, ſagte er, dürfen meine Freunde mich nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzu ſehr empfinde, wie viel trockner und ſtumpfer ich an Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß, geworden bin, ſo möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen, denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.“

Reſignirt ſchrieb Leſſing den 11. November an ſeinen Bruder: „Ich ſehe meinen Untergang hier vor den Augen, und ergebe mich endlich drein.“ —

Viertes Kapitel.

So zog es ſich, ohne jede Veränderung, mit der nämlichen Reſignation, in das neue Jahr (1775) hinein — Leſſings Schreiben an Mad. König vom 10. Januar zeugt davon, während er von der Freude ihres nahen Wiederſehens ſpricht [1]) —, als er wenige Tage ſpäter, mitten im Winter, ſich zuſammenraffte und den Entſchluß ergriff, andere Gegenden und Menſchen aufzuſuchen, ohne zu denken oder nur zu ahnen, wie weit das Ziel läge, wohin die Reiſe ihn tragen würde. Er meldet dieſen Entſchluß ſeinem Bruder nach Berlin, aus Braunſchweig den 14. Januar, indem er ſchreibt: „Ich befinde mich ſeit vierzehn Tagen

1) — „Wenn ich anders noch weiß, was ſich freuen heißt! Geſund werden Sie mich finden, und geſunder, als ich leider! vermuthen darf, Sie zu finden: ich ſcheine alſo auch meinen Bekannten ſo vergnügt, als man nur ſein kann. Aber Gott gebe, daß ſie nicht einmal ſagen mögen: wir haben uns ſchrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich ſchon, daß ich ſehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünſchten Umſtänden zu ſetzen, iſt vergebens. So geſchehe denn, was geſchehen ſoll! —“

in Braunschweig, in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier im Schlamme nicht ersticken soll. — Längstens in vierzehn Tagen reise ich also von hier nach Leipzig; ob ich von da aus erst nach Dresden gehe, oder erst nach Berlin komme, kann ich nicht sagen." Ebert sandte ihm schriftlich seine besten Wünsche auf den Weg nach. „Reisen Sie glücklich, trotz allen schlimmen Wegen, und selen Sie vergnügt, wo Sie sich auch befinden mögen, trotz Ihrem eigenen Sinne. Aber dennoch wünsche ich auch, daß Sie so bald als möglich wieder zurückkommen mögen, trotz allem, was Sie anderswo fesseln könnte".....

Lessing nahm den 9. Februar seinen Weg über Leipzig nach Berlin. In Leipzig hielt er sich zwei Tage auf und besuchte seinen alten Freund Weiße, der sich beglückt fühlte, das alte, durch die Klotzischen Händel wider seinen Willen erschütterte Verhältniß bis auf einen gewissen Grad wieder hergestellt zu sehen. Das einzelne ihrer Untersuchung — z. B. über Göthe's Werther, über Lavater's Physiognomik — ist an seinem Orte mitgetheilt.[1]) Eine ergötzliche Anekdote, welche sich an diesen kurzen Aufenthalt Lessings in Leipzig knüpft, erzählt das Taschenbuch für's Theater 1776 (S. 81). Es befand sich hier damals die weniger als mittelmäßige Ilgner'sche Schauspielergesellschaft.[2]) Der Prinzipal glaubte Lessingen ein Kompliment zu machen, und führte Miß Sara Sampson auf. Ein dortiger Gelehrter fragte Lessingen, ob er nicht der Vorstellung beiwohnen wollte? „Behüte der Himmel," sagte Lessing. „Warum nicht," versetzte der andere, „es ist doch Ihr Kind. Freilich werden Sie es ein wenig zerlumpt finden; aber was schadet das? Man sieht sein Kind auch zerlumpt gerne!" „Das wohl, sagte Lessing; aber, Herr, wenn ichs nun am Galgen finde? —"

In Berlin blieb Lessing vierzehn Tage bei seinem Bruder und in dem Kreise seiner Freunde. Diesmal wollte der Baron von Stosch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Lessing für Preußen zu gewinnen.[3]) Er ließ ihn durch seinen Bruder fragen, ob er die Stelle des alten Professor Heinius am Joachimsthalischen Gymnasium annehmen wollte? Karl Lessing, der seinen Bruder darin schon kannte, antwortete bald: „Professoriren sei seine Sache

1) Die Beilage enthält den vollständigen Auszug aus Weißes Briefe an Garve.

2) Chronologie des deutschen Theaters 1775 S. 305. „Herr Ilgner, der ehemals beim Hildburghäuser Theater gewesen, und nur zu einem grotesken und extemporirenden Schauspieler taugte, warf sich im Jahre 1770 zum Chef einer Truppe auf". — S. 361 (zum J. 1775). „Herr Ilgner verirrte sich nach Leipzig und spielte einige Wochen auf dem Wäserschen Theater."

3) XIII, 526. Hier ist der Name zwar abgekürzt: „Herr von St." Es ist nur meine Vermuthung, daß Stosch gelesen werden müsse, welche sich aber auf die Verbindung des Baron Muzel-Stosch, des Freundes Winkelmanns, mit Lessing gründet. Ueber Heinius, der zugleich ein achtungswerthes Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften war, vgl. Chr. Bartolmèß, Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, Paris 1851 II, p. 118—123.

nicht". Hierauf fragte er ihn weiter: ob Leſſing wohl bei der Berliner Regie eine anſehnliche Bedienung nicht ausſchlüge, ſollten auch zwei Poſten zuſammengezogen werden? Mit zu vieler Arbeit wider ſeine Neigung würde man ihn zu verſchonen wiſſen. Hierauf konnte Karl Leſſing weiter nichts erwiedern, als daß man erſt die zuverläſſige Beſchaffenheit derſelben wiſſen müßte. Als Leſſing von dieſen Vorſchlägen nach der Abreiſe Kenntniß erhielt, antwortete er ſeinem Bruder: „Dem Herrn von Stoſch haſt Du ganz recht geantwortet, daß das Profeſſoriren meine Sache nicht iſt. Der andere Vorſchlag würde für mich wohl acceptabler ſein, damit ich mein Brod nicht als ein Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte."

In Berlin faßt Leſſing nun auf einmal den Entſchluß, nach Wien zu gehen. Es war (bemerkt ſein Bruder) hauptſächlich der kaiſerliche Geſandte am Berliner Hofe, Herr von Swieten, der ihn dazu beſtimmte, der ihm ſehr anlag nach Wien zu reiſen, in der Hoffnung, daß es gelingen werde, ihn feſtzuhalten. Als Leſſing eben abgereiſt war, ſchrieb ihm ſein Bruder: „Der öſterreichiſche Legations-Sekretär machte mir letzthin in der Komödie ſo viel angenehme Vorſpiegelungen in Anſehung Deiner in Wien, daß ich glaube, Du wirſt von da nicht wieder wegkommen. Der Geſandte und Alle, ſagte er, wären von Dir ſo eingenommen, daß ſie alles für Dich zu thun wünſchten, und doch, glaubte er, würde das nicht nöthig ſein, ſo viel Dir unbekannte Freunde würdeſt Du dort finden. Er bat mich recht inſtändig, ihn wiſſen zu laſſen, wie Du in Wien aufgenommen worden. Wegen der Religion hätteſt Du nicht das Geringſte zu befürchten." — Nächſt dem Geſandten war Leſſing ſeine nachherige gute Aufnahme in Wien den Empfehlungen des Geſandtſchaftskaplan Abbé Blarer ſchuldig; auch ließ er dieſem, und durch ihn dem Geſandten, ganz beſonders danken (XII, 431). Dieſer würdige Geiſtliche, ein geborner Schweizer, welcher in Berlin wegen ſeiner vorzüglichen Eigenſchaften (und weil er als fertiger Schwimmer einſt der Retter eines in der Spree Ertrinkenden wurde) allgemein geehrt wurde, nahm ſpäter als das Opfer der Ränke und Verfolgungen in Oeſterreich und der Schweiz die Theilnahme ſeiner Freunde in hohem Grade in Anſpruch [1]).

Was aber Leſſing mehr als dieſes anfeuerte, ſeine Reiſe nach Wien zu beſchleunigen, war der Umſtand, daß Mad. König nach einem dreijährigen Aufenthalte in Wien ihre Abſichten endlich erreicht und ihre Geſchäfte nach vielerlei Sorgen und Anſtrengungen ſo weit geordnet hatte, daß ſie für ſich und ihre Kinder mit Ruhe der Zukunft entgegenſehen konnte. Viel verdankte ſie dabei der warmen Theilnahme des Staatsraths von Gebler und ſeinem Ein-

1) Näheres in Feßler's Rückblicken auf ſeine ſiebzigjährige Pilgerſchaft. Breslau 1804. S. 216—17. Feßler nennt ihn ſeinen Wohlthäter. Im Jahre 1796 fand ihn Feßler wieder in Berlin, wo er bei dem Grafen Fink von Finkenſtein ſeine „mühſelige Laufbahn" beſchloß.

fluſſe bei der Kaiſerin. Leſſing verzieh dem Herrn von Gebler dafür gern ſeine ſchlechten Trauer- und Luſtſpiele und behandelte ihn wie einen Freund. Ohne ihre fortdauernde Kränklichkeit würde Mad. König Wien ſchon zu Anfang des Jahres verlaſſen haben, endlich aber ſetzte ſie Oſtern als den Zeitpunkt ihres Wiedereintreffens in Hamburg feſt. Leſſing bat ſie von Berlin aus inſtändig, da ſie ſich ſo lange in Wien aufgehalten habe, ihm zu Liebe noch dieſe kurze Zeit daſelbſt zu verweilen. Im Hintergrunde lag der Wunſch, gemeinſchaftlich die Rückreiſe anzutreten; in Wien zu bleiben und nicht wieder nach Wolfenbüttel zurückzugehen, war in der That nicht der Zweck ſeiner „abentheuerlichen" Reiſe. „Ich bringe von dem hieſigen kaiſerlichen Geſandten, dem Herrn von Swieten, zwar eine Menge Empfehlungsſchreiben mit, ſchreibt er ihr, aber ich habe es ihm auch ſchon ſelbſt erklärt, daß ich nur einen ganz gemeinen Gebrauch davon zu machen gedächte, indem er verſichert ſein könnte, daß mich nichts, als meine particulären Angelegenheiten dahin zögen."

In Dresden hielt ſich Leſſing nur ſo lange auf, als nöthig war, um von ſeinem Fürſten die Erlaubniß der Weiterreiſe auszuwirken, da der Urlaub, den er ſich genommen, nur auf Berlin war. Den 26. März ging er über Prag, wo er ſich einen Tag über aufhalten wollte, um einen einzigen Mann zu ſprechen, (den er nicht näher bezeichnet) nach Wien, wo er den 31. eintraf, noch eher, als Mad. König ihn erwartete [1]). Die Aufnahme, welche Leſſing in allen Kreiſen zu Wien fand, war glänzend zu nennen. Mehr als ſein Ruf, mehr als die wichtigen Empfehlungsſchreiben, welche er mitbrachte, wirkte der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit. Herr von Gebler wurde ganz von ihm eingenommen. In einem Briefe an Nicolai, einige Zeit nach Leſſings Abreiſe (den 15. Juli 1775) ſchrieb er: [2]) „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir dieſen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie ſelten ſind ſie! — bald wieder auf der Rückreiſe hier ſehen werden... Das weiß ich, daß, wenn unſere Akademie der Wiſſenſchaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine ſo große Zierde zu verſchaffen, ich es gewiß nicht unterlaſſen werde. Nie iſt noch ein deutſcher Gelehrter hier mit ſolcher Diſtinction aufgenommen worden, als unſer vortrefflicher gemeinſchaftlicher Freund, und das von unſern Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab. Als Emilie Galotti in ſeiner Gegenwart vorgeſtellt wurde, erſchallte der Ruf: Vivat Leſſing! Sonnenfels ſoll über dieſe großen Auszeichnungen äußerſt eiferſüchtig geweſen ſein. Leſſing hat, wie billig, vermieden, mit demjenigen in Bekanntſchaft zu kommen, von dem er in den Briefen an Klotz ſo frevendlich angegriffen worden."

Daß Leſſing die zahlreichen und großartigen Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft in Wien und der Umgebung aufgeſucht haben wird, läßt ſich vorausſetzen. Wenn wir den Angaben einer damaligen gelehrten Zeitung glauben [3]),

1) XII, 430. Er ſtieg in dem goldenen Ochſen ab.

2) Aus Nicolai's handſchriftlichem Briefwechſel, in Danzels Papieren.

3) Laut einem Schreiben aus Wien vom 20. December 1775.

ſo wäre Leſſing in der Bibliothek zu Kloſter Neuburg, nahe bei Wien, auf die Spur einer alten deutſchen Meſſiade gekommen. Dieſen Schatz, ein Manuſcript aus dem Jahre 1300, habe man nicht lange darauf gefunden und für Leſſing eine Abſchrift davon vorbereitet. Wahrſcheinlich iſt hier die Rede von einer jener, in unſern Tagen zahlreich aufgefundenen mittelhochdeutſchen Evangelienharmonien, von meiſt ungenannten öſterreichiſchen Kloſtergeiſtlichen, doch ohne alle höhere dichteriſche Bedeutung [1]).

Leſſing war ohngefähr zehn Tage in Wien, als der jüngſte Prinz von Braunſchweig, Leopold, daſelbſt eintraf, zur Freude der Kaiſerin Maria Thereſia, welche eine zärtliche Familienanhänglichkeit beſaß und auf welche der Prinz einen höchſt günſtigen Eindruck machte. „Nun habe ich einmal einen Braunſchweiger!“ rief ſie ihrer erſten Kammerfrau zu. Sie wünſchte ihn feſtzuhalten und bot ihm nach eigener Wahl ein Regiment Kavallerie oder Infanterie an, mit einer Zugabe von neunhundert Dukaten Jahrgelder. Leopold bat ſich Bedenkzeit aus und ſtellte die Entſcheidung ſeiner Mutter anheim, welche, eine Schweſter Friedrichs des Großen, indeß weit mehr einer Anſtellung ihres Sohnes im Dienſte Preußens geneigt war [2]) und ſofort bei ihrem Bruder dringende Schritte hierfür that. Hierüber verging einige Zeit. Der Prinz, welcher die Entſcheidung nahe glaubte, der im Ganzen übrigens den Dienſt der Kaiſerin dem ſeines großen Oheims, von dem er weniger Gunſt zu erwarten hatte, vorgezogen hätte [3]), beſchloß, unterdeſſen eine Reiſe nach Venedig zu machen; und dieſe Wendung war es, welche Leſſingen, ganz gegen ſein Vermuthen, ja in dieſem Augenblicke ſogar gegen ſeine Neigung, nach Italien geführt hat. Die Sache ging allein vom Prinzen aus, welcher Leſſingen ſehr anlag, ihn zu begleiten, mit der Verſicherung, bei ſeinem Vater, dem Herzog, alles gut zu machen, und ſo that es endlich Leſſing, wie er ſeinem Bruder bekennt, „in Betracht, daß ſeine Umſtände dadurch nicht ſchlimmer werden konnten, und er auf dieſe Weiſe — geſetzt, daß ſie auch nicht weiter reiſten, als Venedig — dennoch wenigſtens einen Vorſchmack von Italien bekäme“.

Bevor er mit dem Prinzen Wien verließ, beehrte ihn die Kaiſerin Maria Thereſia (Kaiſer Joſeph war abweſend und dem Prinzen in der Reiſe nach

1) Das Ganze wird mir zweifelhaft, da in der kürzlich gedruckten Geſchichte und Beſchreibung der Bibliothek des Stiftes zu Kloſter Neuburg, von Zeibig (Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen. Jahrg. III, 1850. S. 161), ältere deutſche Handſchriften gar nicht aufgeführt ſind.

2) Es hing dies mit der bisher befolgten Politik des Braunſchweigiſchen Hauſes zuſammen, wonach, mit Ausnahme des Prinzen Ludwig, ſeine Brüder in den Dienſt Preußens traten; „wäre es auch nur, damit nicht zwei Brüder, wie in der Schlacht bei Reingau, in den feindlichen Heeren einander gegenüberſtänden“. (Mauvillon, Geſchichte Ferdinands Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg I, 37, 118.)

3) Friedrich hatte den Prinzen bei der Zuſammenkunft mit Joſeph II. bei der Mähriſchen Neuſtadt am 3. September 1770 kennen lernen, aber wenig liebgewonnen, weil er Leopolds Beſcheidenheit für Unſelbſtſtändigkeit und ſeine Gutmüthigkeit für einen Mangel alles militäriſchen Sinnes hielt.

Italien vorangegangen) noch mit einer Unterredung. Sie fragte ihn unter andern, wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anſtalten daſelbſt, mit dem Theater und den Verdienſten der Wiener Gelehrten um die deutſche Literatur zufrieden ſei? Was ſeine wahren Gedanken über dieſen Punkt betrifft, ſo ſind ſie uns aus ſeinem Briefwechſel mit Mad. König hinreichend bekannt: was konnte er der Kaiſerin ſagen? — Weder die Wahrheitsliebe, bemerkt ſein Bruder richtig, noch die Klugheit geſtatteten etwas anderes, als allgemeine beifällige Ausdrücke, die ſo wenig als möglich der alltäglichen Schmeichelei glichen; zum Glück durfte Leſſing hinzuſetzen, daß er ſich bei einem ſo kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen.

Die Kaiſerin nahm dieſes einfache Geſtändniß für einen verſteckten Tadel. „Ich glaube, Ihn zu verſtehen, ſagte ſie. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geſchmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einſichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in ſolchen Dingen nicht viel ausrichten." —

Es iſt Schade, daß Leſſings Antwort auf dieſe Aufforderung nicht erhalten iſt. Als darauf die Kaiſerin auf den Prinzen Leopold zu ſprechen kam, fragte ſie, ob er auch nach Mailand gehen werde, und da Leſſing es bejahte, erwiederte ſie mit heiterem Blick: „Da werde ich Ihm einen Brief an dem Grafen Firmian mitgeben, ich weiß, Er wird mir dieſe Bekanntſchaft verdanken." Bei der Abreiſe des Prinzen ſchickte ſie Leſſingen wirklich ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an dieſen berühmten, um Mailand und die Lombardei ſo vielfach verdienten Staatsmann zu.

Die Abreiſe erfolgte den 25. April und that Niemanden ſo weh als Mad. König, mit welcher Leſſing ſo eben ſeine eheliche Verbindung in völlige Richtigkeit gebracht hatte, und welche nun die Rückreiſe ohne ihn anzutreten genöthigt war. „Es war ein für mich ſo betrübter Abſchiedstag! ſchrieb ſie ihm den 21. April. — Wien liegt mir oft im Rücken, ſeitdem ich meinen beſten Freund darin vermiſſe. Ich kann wohl mit Wahrheit ſagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, ſind darin die einzigen vergnügten geweſen. Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihen, daß er mich um Ihre Geſellſchaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr." — Der Baron von Gebler hatte ihr „hunderttauſend Empfehlungen an Leſſing aufgetragen".. „Er hat mich beinahe auf die Folter gelegt, ſchreibt ſie, ihm zu ſagen, ob Sie ihm auch gewogen wären? So ernſtlich ich es ihm betheuerte, ſo hat er doch dieſe Frage gewiß ſechsmal wiederholt, und immer dabei geſagt: Ich bin ihm von Herzen gut, und wünſche nur, daß wir ihn hier behalten. Und ich dachte in meinem Herzen: ich wünſche es nicht; denn mein lieber Leſſing ſchickt ſich beſſer zu der Wolfenbüttler Bibliothek, als unter die Hofſchranzen: wenigſtens wird ihn jene länger unterhalten als dieſe. Nicht wahr, ich habe recht?" —

Noch vor der Abreiſe ſchickte Leſſing eine Kiſte mit Büchern und einer Anzahl

eigner Arbeiten über Dresden und Leipzig nach Wolfenbüttel, und ein Unstern waltete, daß (wie schon erwähnt) diese Kiste zum unersetzlichen Verlust der Literatur spurlos in der Ostermesse zu Leipzig verloren ging. Lessing war untröstlich [1]).

Fünftes Kapitel.

So trat Lessing in Begleitung des Prinzen Leopold und dessen Hofmeisters, des damaligen Obersten, nachherigen Generals von Warnstedt, die Reise nach Italien an, wie er mit Bedauern nachmals an Heyne bekannte: „ohne die allergeringste Vorbereitung; denn was ich längst wieder vergessen hatte, das war doch keine Vorbereitung", setzt er (XII, 451) hinzu. Sie gingen über Salzburg und Brescia, und hielten sich an diesen beiden Orten einen einzigen Tag auf, welcher mit Besuchen hinging. Den 7. Mai langten sie in Mailand an. Lessing befand sich recht wohl, außer daß seine Augen von der Sonne und dem Staube unterweges sehr gelitten hatten (XII, 431). Der Eintritt in dieses Land seiner Jugendwünsche, dieser „Vorschmack von Italien", wie er, den Tag seiner Ankunft in Mailand, an seinen Bruder schrieb — erneuerte seinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz, so sehr gefiel ihm noch alles, was er in dieser Gegend hörte und sah! — Doch wurde ihm der Genuß und der Nutzen der Reise durch zwei Umstände

1) An seinen Bruder, nach der Rückkehr aus Italien, aus Braunschweig den 16. Juni 1776. Vorzüglich war ihm der Verlust um des Buchhändlers Voß willen unangenehm. „Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wieder herstellen kann. Auch war meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuscripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden collationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren." Nach der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Band LXI, S. 422 war die vollendete Handschrift der Matrone von Ephesus und die gleichfalls ganz ausgearbeitete, für den zweiten Theil der vermischten Schriften bestimmte Abhandlung zur Geschichte der Aesopischen Fabel auch darin gewesen. Karl Lessing forderte in der Vorrede zum 2. Thelle von Lessings vermischten Schriften vergeblich den Finder der Kiste zur Auslieferung der Manuscripte auf, mit der Versicherung, daß alle übrigen Gegenstände in der Kiste ihm erb- und eigenthümlich bleiben sollten, daß nach dem Namen des Finders oder Besitzers nicht weiter geforscht, und ihm alle Kosten und Mühe, auch aller Vortheil, den er nach Wahrscheinlichkeit durchaus ziehen könnte, ersetzt werden sollte u. s. w. Sonderbar, bemerkt die Allgemeine deutsche Bibliothek LXI, 422, dazu, daß sich in beinahe zehn Jahren keine Spur von allen diesen Papieren irgendwo gefunden hat, vollends, da die Entwendung der Kiste in einer so schriftstellerischen Stadt wie Leipzig geschah. Aber eben dies läßt befürchten, daß sie von einem, in solchen Sachen und ihrer möglichen Versilberung ganz unwissenden Menschen geraubt, und die Handschriften von ihm völlig vernichtet sein werden. In der That hat sich niemals eine Spur davon ergeben.

nicht wenig vermindert: durch die Sehnſucht und die Sorgen, welche ihn für ſeine Freundin erfüllten, und die beſtändige Abhängigkeit von dem Prinzen, den er begleitete, und von welchem er bei den vielen Einladungen und Ehrenbezeugungen, welche dem Prinzen galten, nicht getrennt wurde. „Es geht faſt keine Stunde hin, ſchrieb er aus Mailand an Mad. König, wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reiſe. Denn Nutzen werde ich nur ſehr wenig von meiner Reiſe haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und ſo alle meine Zeit mit Beſuchen und am Tiſche vergeht. Heute haben wir bei dem Erzherzoge geſpeiſet. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieſer Reiſe künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine ſolche Lebensart erträglich machen." Dann klagt er über ſeine Augen. Mad. König ſcherzte darüber, und meinte, es wäre wohl kein Wunder, daß ſeine Augen in der offenen Kaleſche gelitten hätten, wozu denn auch noch die hübſchen italieniſchen Mädchen was beigetragen haben könnten!

Den 23. Mai trafen die Reiſenden in Venedig ein. Mitten unter täglichen und ſtündlichen Zerſtreuungen war Leſſing während dieſes Aufenthaltes unwohl; es wurde ihm erſt nach einem Aderlaß, zu welchem er ſich ſchon in Wien entſchloſſen hatte, beſſer. Die Luft in Venedig bekam ihm nicht und er hoffte erſt, ſchrieb er ſeiner Braut, völlig wieder hergeſtellt zu ſein, wenn er Venedig verlaſſen und in eine beſſere Luft kommen würde (XII, 432). — „Aber nun, fährt er fort, laſſen Sie ſich das Schlimmſte klagen: wir kehren nicht gleich wieder nach Wien zurück, ſondern gehen erſt noch nach Florenz; der Prinz kann und will ſich nicht eher wieder in Wien ſehen laſſen, als bis alles daſelbſt ſeinethalben regulirt iſt. Und das hat man nun davon, wenn man ſich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewiſſes mit ihnen rechnen, und wenn ſie einmal einen in ihren Klauen haben, ſo muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht."

„Einer von meinen erſten Gängen hier in Venedig (berichtet er noch) iſt nach S. Chriſtofero geweſen, um zu ſehen, wo unſer Freund ruht, und ſeinem Andenken auf ſeinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu ſchenken. Der nämliche Mann, in deſſen Armen er geſtorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich auch dann die gewiſſe Verſicherung erhalten, daß es mit ſeinem Tode ſehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und deshalb ruhig zu ſein wünſchten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf ſein Grab noch müſſen ſetzen laſſen, mündlich ein mehreres."

Die Reiſenden wohnten auch der Feierlichkeit der Vermählung des Dogen mit dem Adriatiſchen Meere bei, welche diesmal um ſo glänzender war, als, außer dem Kaiſer Joſeph, der Großherzog von Toscana, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, ſowie die Herzoge von Parma und Modena gegenwärtig waren. [1])

1) C. R. Hauſen, Biographie Herzogs Leopold. S. XXIX.

Am 6. Juni war der Prinz mit seiner Begleitung zu Bologna, wo ihm der Cardinal-Legat und der dortige Adel die größte Ehre erzeigten; Lessings eigene Mittheilungen knüpfen aber erst an Florenz wieder an, wo er am 10. Juni, dem Tage der Abreise nach Turin, an Mad. König schrieb. Er glaubte die Rückreise anzutreten und fürchtete nur, daß der Aufenthalt in Turin sich über seine Wünsche hinausziehen könnte. „Wahrhaftig, setzt er hinzu, ich sehne mich herzlich wieder nach Deutschland. Denn in dieser Hitze in Italien herumreisen, um sich zu besehen, welches man an Ort und Stelle doch wenigstens die Nacht nicht thun kann, ist eine Sache, die mich gewaltig mitnimmt. Gesund bin ich zwar so ziemlich, aber es ist mir doch immer, als ob das so lange nicht mehr dauern könnte. Ich habe es unzähligemal bereut, daß ich mich auf eine ungewisse Aussicht wieder auf einmal so weit von Ihnen trennen lassen . . .[1]) Und wenn es nun vollends auch mit dieser Aussicht nichts wäre! — Merken Sie es, daß ich Ihnen in einer hypochondrischen Stunde schrieb?" Zum Unglück waren ihm die sehnlichst erwarteten Briefe der Mad. König in Wien sowohl bei dem Staatsrath Gebler, als auch bei einem Herrn von Lutz mit der unverantwortlichsten Nachlässigkeit vorbehalten worden. Er verfiel auf den peinlichen Gedanken, daß sie krank, sehr krank wäre, und mit diesem schwarzen Gedanken schleppte er sich bis zum 7. December, an dem er, auf der Rückreise in Bologna, einen Brief von dem Kammerherrn von Kuntzsch in Braunschweig vorfand, aus welchem er ersah, daß sie unterdessen gesund und wohl durch Braunschweig gekommen. Ich führe dieses hier an, weil es schon hinreicht, zu erklären, wie wenig Lessing auf dieser ganzen Reise die nöthige Stimmung hatte, um das Schöne und Große unter dem italienischen Himmel mit derjenigen Empfänglichkeit, ja Begeisterung aufzunehmen, deren Widerhall in den Schriften und Briefen Winkelmanns, Goethes und Herders nachklingt; wie wenig Einfluß endlich im Ganzen die italienische Reise auf Lessings spätere Erzeugnisse ausgeübt hat, wobei freilich die theologischen Streitigkeiten nach seiner Rückkehr und sein frühzeitiger Tod immer in Anschlag zu bringen sind. Ihn drängte es nicht, wie jene, in häufigen Briefen an die Freunde in der Heimath die empfangenen Eindrücke festzuhalten und zu sammeln. Sogar die spärlichen Nachrichten an Mad. König, aus denen wir wenigstens die Richtung der Reise schöpfen könnten, stellte er ein; der Brief aus Florenz ist sein letzter aus Italien in unserer Sammlung. Ein Brief aus Livorno, in welchem er nur meldete, daß, gewisser Umstände wegen, der Prinz noch nicht zurückgehen konnte, und daß sie indeß eine Reise nach Korsika machen und von Korsika über Genua nach Turin gehen würden, ist uns verloren gegangen.

In Livorno war es, wo der Fürst einen gewissen jüdischen Gelehrten kennen lernte, dessen sehr aufgeklärter Geist in der Philosophie seine Bewunderung auf sich zog. „Der Fürst, heißt es, sprach noch in späten Jahren oft mit

1) A. a. O.

großem Vergnügen von der Unterredung Leſſings mit dieſem jüdiſchen Gelehrten, der in ſtiller Verborgenheit gelebt und über die höchſten Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens ſich ſo erhabene und tiefſinnige Anſichten erworben hatte. „Hier war mehr als Mendelsſohn, drückte der Prinz ſich aus, und eine reinere Metaphyſik.“ Später trafen Nachrichten von einem tragiſchen, ja ſchrecklichen Schickſal dieſes edeln und weiſen Mannes bei dem Prinzen ein. „Mehr als einmal, erzählt Hauſen, trug er mir auf, die näheren Umſtände von dem betrübenden Schickſal dieſes Gelehrten zu erforſchen. Nach vielen fruchtloſen Bemühungen machte mir ein Brief aus Brünn einige Hoffnung. Wie beruhigend war dieſe Nachricht für das menſchenfreundliche Herz Leopolds, allein dieſe Hoffnung war vergeblich.“ [1])

Am 17. Juli begab ſich der Prinz auf einem franzöſiſchen Schiffe nach Baſtia, der Hauptſtadt Korſika's. Hier wurde er von dem berühmten General Grafen von Marbeuf, Statthalter der Inſel, bekannt durch ſeine engen Beziehungen zu der Familie Bonaparte, aufgenommen. [2]) Sie ſchifften ſich dann nach Genua ein, wo ſie den 3. Auguſt eintrafen, aber ſogleich die Reiſe nach Turin fortſetzten. „Als wir nach Turin kamen, ſchrieb Leſſing ſpäter an ſeine Freundin, war das Schickſal des Prinzen noch nicht entſchieden; wir gingen alſo von Turin über Bologna und Loretto nach Rom; von Rom nach Neapel, und von Neapel wieder zurück nach Rom, wo endlich der Prinz Befehl von ſeinem Vater erhielt, ſo ſchleunig als möglich zurückzukommen.“ Alſo die ganze Halbinſel bis Neapel und noch die Inſel Korſika hat Leſſing in einem Zeitraume von etwa acht Monaten, zum Theil nur im Fluge, kennen gelernt.

Wir haben das Tagebuch, welches Leſſing auf dieſer Reiſe, aber nicht früher als von Turin, mit vielen und verſchiedenen Bemerkungen ausgefüllt hat. [3]) So vereinzelt und fragmentariſch dieſe Bemerkungen ſich ausnehmen, ſo laſſen ſie uns doch nicht nur den Weg, welchen er mit dem Prinzen genommen, ſondern auch die Gegenſtände, welche ſeine Aufmerkſamkeit vor andern auf ſich lenkten, erkennen. Es beginnt den 23. Auguſt und knüpft an die Schrift des Piemonteſen Baretti gegen den Engländer Shary an, worin jener ſeiner Landsleute ſich annimmt, aber auf eine Art, daß dieſe ſelbſt mit ihm nicht zufrieden waren, ſo daß Vernazza in Mailand in einem öffentlichen Sendſchreiben 1770 gegen ihn auftrat. Leſſing findet, daß Baretti in den wichtigſten

---

1) Hauſen a. a. O. XXXIV., der aber des Ortes, wo jene Begegnung vorfiel, ſich nicht mehr erinnern konnte. Dieſen nennt der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des Herzogs Leopold von Braunſchweig, Chr. Wilh. Spieker (Frankfurt a. O. 1845), S. 20. — Es iſt mir nicht gelungen, auf literariſchem Wege Näheres über jenen jüdiſchen Gelehrten zu ermitteln, wozu um ſo weniger Ausſicht bleibt, als es ausdrücklich heißt, „daß er in ſtiller Verborgenheit gelebt“.

2) Hauſen a. a. O.

3) Siehe die Beilage.

Stücken gegen die ihm gemachten Vorwürfe Recht behalte, indem er ſich auf ſeine eigene Erfahrung beruft. [1])

Gelehrte, welche Leſſing in Turin perſönlich hat kennen lernen, waren: Carlo Denina, Giuſeppe Vernazza, Caſto Innocente Anſaldi, Giuſeppe Maria Boccardi, Dana, Profeſſor der Botanik, Cigna, Profeſſor der Anatomie, und andere. Auffallend war ihm ein junger Graf Valperga, zeitiger Rektor der Univerſität, nach der damals in Turin herrſchenden Sitte ein junger Doctor, welcher erſt das vorige Jahr promovirt hatte und zu den reichſten und vornehmſten gehörte. Der Vorwand für dieſe ſonderbare Gewohnheit war, daß das Rektorat nur wenig eintrage, und der Rektor im Stande ſein müſſe, verſchiedene Ehrenausgaben zu machen. Es machte einen ſonderbaren Eindruck, „an der Spitze ſo vieler alter und ehrwürdiger Männer einen jungen Adonis" zu ſehen.

Ein eigener Abſchnitt handelt von der Architektur zu Turin, ein anderer von dem Muſeum der Alterthümer, von der Bibliothek, von den piemonteſiſchen Dichtern und endlich gar von den Spielern. In der Bibliothek hatte er nur Gelegenheit, einige wenige Manuſcripte nachzuſehen, darunter einen Codex des Baptiſta Alberti, von der Malerei, in welchem er ein ganz neues Buch entdeckte, welches die Elemente der Malerei enthält.

Denina, welcher zu dieſer Zeit den Lehrſtuhl der italieniſchen Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache an der Univerſität inne hatte, ſpäter aber (1782), wie bekannt, von Friedrich dem Großen nach Berlin gerufen wurde, wo er unter anderm ſeine preußiſche Literaturgeſchichte (in franzöſiſcher Sprache) ſchrieb, gedenkt in dieſem Werke an zwei Orten ſeines Zuſammentreffens mit Leſſing in Turin. [2]) „Wir, ſchreibt er, die wir ihn in Turin oft geſehen haben, wir können nicht umhin, zu ſagen, daß er uns Gelegenheit gab, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe ſelbſt in der italieniſchen Literatur zu bewundern. Er zeigte in ſeinen Unterredungen eine große Abneigung gegen die heroiſche Tragödie und legte eine große Neigung an den Tag, Ort und Beſchäftigung zu

1) So haben viele Reiſebeſchreiber vor Baretti die Piemonteſen ſehr luſtig finden wollen. „Und dennoch, bemerkt Leſſing, glaube ich ſelbſt angemerkt zu haben, daß wenigſtens in Turin das gemeine Volk ernſter und zurückhaltender iſt, als in den anderen Städten Italiens. Auf ihrem Markte, der mit Liederſängern, Gauklern, Improviſatoren angefüllt iſt, verſammeln ſie ſich zwar um ſie, aber ohne die Theilnehmung, die man anderwärts in Italien findet. Ihre Spaziergänge ſind Sonntags und Feſttags zwar ſehr voll, aber alles geht ruhig auf und ab, und man ſieht das Gewühl, ohne es zu hören. Dieſes mußten mir Vernazza und Denina ſelbſt zugeſtehen; ſie ſagten aber, daß dieſes blos von Turin gelte, wegen der Nähe des Hofes und der Menge der Anbringer, beſonders unter der vorigen Regierung." Den Vorwurf der Unwiſſenheit im Volke ſucht Vernazza ſo abzulehnen, daß er ſich auf die Menge Gelehrter beruft, die Baretti ſelbſt anführt oder hätte anführen ſollen. „Ich glaube nicht, bemerkt Leſſing, daß die Menge Gelehrter hierbei etwas thue. Der Vorwurf, daß das Volk unwiſſend ſei, kann doch noch immer ſehr gegründet ſein."

2) In den Artikeln: Denina und Leſſing.

wechseln. Er hat uns gesagt, daß er nirmals länger als drei Jahre bei demselben Geschäfte aushielt.“ Hier beruft sich jener auf ein späteres Ereigniß in Lessings Leben, seine vorübergehende Berufung nach Mannheim, worauf noch nicht eingegangen werden kann.

Denina hatte damals eine neue Art von Roman im Sinne, welcher den Titel haben sollte: das neue Griechenland, eine prophetische Geschichte in drei Theilen, als eine Art Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung Griechenlands. Er theilte, erzählt er nun, den Plan dieses Romanes Lessingen und Sulzern [1]) mit, als sie auf ihrer Reise nach Turin kamen. Sulzer machte ihm nur einige Schwierigkeit wegen des Anführers, den er seiner in Form eines Kreuzzuges gebildeten Armee gab; Lessing aber, „politischer und preußischer, als er (Denina) damals war“, sagte mit vieler Lebhaftigkeit: Au nom de Dieu, ne touchez pas à mes Turcs! „Ich merkte wohl, setzt Denina hinzu, was er sagen wollte, und seitdem habe ich diesen Roman nicht mehr angerührt und sogar, was ich darüber zu Papier gebracht, verloren.“

Von Turin reisten sie nach Alessandria. Hier blieben sie einen Tag und sahen in dem Collegio Borromeo die Gemälde des Zuccharini, und des Nachmittags, anderthalb Posten von Pavia, die Karthause (la Cortosa), wo Lessing in der Kirche ein schönes gemaltes Fenster, den heil. Hieronymus, den Satan in Ketten zu seinen Füßen, sah, darunter der Name des Künstlers: opus Christophori de Motis 1477.

Von Alessandria nach Pavia ging der Weg über Tortona und Vogherra. „Zu Pavia war Sacchi [2]), der mit seiner Gesellschaft von Turin dahingezogen war; er spielte aber den Abend eine bloße Farce, die wir nicht auswarteten. Das Theater ist sehr schön und 1771 gebaut, und ist das letzte Werk des Bibiena. Auch Alessandria hat jetzt ein ganz neues Theater, gleichfalls nach einer hinterlassenen Zeichnung des Bibiena. Es war noch nicht ganz fertig; den 8. October sollte gleichwohl die erste Oper darin gespielt werden.“

(Den 12. September.) „Von Pavia über Piacenza, wo wir nichts als die beiden Statuen des Herzogs Alexander und Ranutius Farneſe zu Pferde zu besehen Zeit hatten, nach Parma, wo wir den 13. geblieben. Zu Parma besehen: erstens die Malerakademie, wo eben ein junger englischer Maler, Cowper, beschäftigt war, den Tag des Correggio zu copiren. In den Zimmern derselben werden auch zum Theil die Alterthümer von Velleja aufbehalten, worunter der untere Theil einer gemalten Wand, auf welchem eine sehr gustöse Gartenwand von Lattenwerk mit Rosen zu sehen war. Ferner die alten kupfernen großen Tafeln, welche Muratori in einem kleinen Werke erklärt hat.“ Nächstdem ward

1) Sulzer war nicht lange vor Lessing auf der Reise vor seinem bald darauf erfolgten Tode in Turin gewesen.

2) Der bekannte Anführer der Truppe, für welche Graf Gozzi arbeitete. Goethe sah zehn Jahre später von dieser unterdessen zerstreuten Truppe nur noch die Smeraldina und den Brighella (Werke XXVII, 149.).

die Bibliothek in Augenſchein genommen. Drittens das Theater, das große und kleine, „wovon jenes merkwürdig wegen der Leichtigkeit, womit man auch den mäßigſten Laut aus dem hinterſten Theile des Theaters bis vorn in die Palea höret, und welche ohne Zweifel daher kommt, daß die Palea durch die Reihen Sitze geſchloſſen iſt, und die Stimme durch die Logen nicht verfliegen kann". Viertens der Dom und die Kirchen S. Giovanni und S. Sepulcro, wegen der Gemälde des Coreggio. Von Perſonen, welche Leſſing hier kennen gelernt und beſucht hat, nennt er nur Boſſi [1]), königlicher Stuccaturarbeiter und Profeſſor der Zeichnenkunſt bei der Akademie. Der Prinz kaufte Verſchiedenes von ſeinen Kupferſtichen.

(Den 14. September). „Ueber Modena von Parma nach Bologna. Von Parma nach Modena geht der Weg über Reggio, wo ich einen Buchladen von der Societa Tipografica fand und die Bibliothek des Grafen Campi zu Modena kaufte (nämlich für die Bibliothek zu Wolfenbüttel [2]). Zu Modena nichts beſehen als den Schloßgarten und den Stall, in welchem der Herzog einen Engländer hat ausſtopfen laſſen, der ihm in der Bataille zu Prag Dienſte gethan."

In Rom traf der Prinz am 22. Sept. ein. Das Tagebuch aus Rom geht vom 26. September bis 4. October und bemerkt die Beſuche der Kirchen und Alterthümer, welche die Reiſenden, geführt von dem ſachſen-gothaiſchen Hofrath Reiffenſtein, bekannt aus Goethe's römiſchem Aufenthalt, machten. Leſſing nennt die Peterskirche und ihre hervorſtechendſten Kunſtwerke, die Fabrik der Moſaik-Gemälde hinter der Peterskirche (wobei er die irrige Beſchreibung des Verfahrens bei Volkmann [3]) berichtiget) — die Villa Medici, das Muſeum Clementinum, welches Clemens XIV. angelegt und ſein Nachfolger, Pius VI., welcher ſoeben (im Frühjahr 1775) den päpſtlichen Stuhl beſtieg, bedeutend vermehrt hat (Muſeum Pio-Clementinum); die Bibliothek des Vatican, mit dem von Mengs gemalten Manuſcriptenſaale, das Capitol mit dem dort befindlichen Muſeum; die Kirche Maria degli Angeli (ehedem die Thermen des Diocletian). Man erzählt, daß Leſſing in Rom eines Tages Stundenlang vergebens geſucht wurde — endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einſam, und beſchäftigt, über dieſes Meiſterwerk der Kunſt neue Bemerkungen zu ſammeln. [4]) In der Umgegend von Rom wurden auf Frascati und Albani einige Tage ge-

1) Benignus Boſſi, berühmter Zeichner und Kupferſtecher, ſ. Naglers Künſtler-Lexikon.

2) Von der italieniſchen Reiſe hat Leſſing 17 Bände in Folio, 77 in Quarto und 150 in Octavo, meiſt archäologiſchen und ſchönwiſſenſchaftlichen Inhalts, mitgebracht, welche nach ſeinem Tode anfangs zu 300 Thlrn. angeſetzt, ſpäterhin zu 250 Thlr. angenommen wurden. (Schönemann im Serapeum. V. S. 234.)

3) J. J. Volkmann, Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien. Leipzig 1770—71. 3 Bände. Dieſes Handbuch, damals das neueſte über Italien, nahm Leſſing auf die Reiſe mit, fand aber vieles darin zu verbeſſern.

4) Aus der Mittheilung eines Ungenannten in der Zeitung für die elegante Welt 1805. No. 117. „Leſſing in Rom".

wandt. In Albani traf Leſſing auf den Maler Philipp Hackert, deſſen Leben Goethe mit ſo viel Liebe und Ausführlichkeit beſchrieben hat. Leſſing hat einiges über ſeine Herkunft und ſeinen Lebensgang bis zu dieſer Zeit aufgezeichnet.

Eben damals fing Hackert an, die Aufmerkſamkeit in Rom zu erregen, da der kunſtliebende und freiſinnige Papſt Pius VI., welcher auch proteſtantiſche Künſtler beſchützte und begünſtigte, Hackerts Gemälde von Ceſena, des Pabſtes Geburtsſtadt, ſo gnädig entgegennahm, und den Maler nicht nur reichlich beſchenkte, ſondern auch für die Zukunft aufmunterte. [1])

Auch Leſſing erfuhr die Leutſeligkeit Pius's VI. Er begleitete den Prinzen Leopold zur Audienz bei dem Pabſte. Ueber dieſe anziehende Epiſode ſeiner italieniſchen Reiſe weichen die Berichte in den Umſtänden von einander ab; Leſſing ſelbſt hat uns in ſeinen Briefen oder Tagebüchern nichts darüber hinterlaſſen. Der Ungenannte, aus deſſen Berichte wir ſoeben einen Zug mitgetheilt haben, erzählt wie folgt:

Als der Prinz Leopold dem Pabſt Pius VI. vorgeſtellt ward, zeigte der alte ſtockblinde Kardinal Albani [2]) Sr. Heiligkeit an, daß ſich der gelehrte Bibliothekar Leſſing als Begleiter des Prinzen im Vorzimmer befände. Dem hohen anweſenden Proteſtanten und deſſen Suite war bereits das Füßeküſſen Sr. Heiligkeit erlaſſen worden. Leſſing wurde hereingeführt, näherte ſich dem heiligen Vater in der demüthigſten Stellung, beugte ſich vor ihm devoteſt nieder, und war wirklich im Begriff, die Füße deſſelben zu küſſen, als dieſer ſie lächelnd zurückzog, und dadurch der Scene ein Ende machte. Leſſing äußerte ſich ſpäter über dieſen Vorfall gegen ſeine Freunde: er ſei wirklich durch den feierlichen Anblick des alten würdigen Mannes, der mehr als irgend ein Monarch der Erde über zahlreiche Menſchenſeelen herrſche, — ungewöhnlich überraſcht worden. [3])

Wir geben dieſen Bericht, wie wir ihn finden. Die Leſſing in den Mund

---

1) Goethe's W. XXXVII., 147. „Wenn ihr was nöthig habt, ſo kommt gerade zu uns. Ihr findet alle Protection. Dabei klopfte er ihm beide Backen ſehr freundlich und ſagte: Mein Sohn, ich will euch ſehr wohl. Denn den Segen konnte er ihm, als einem Ketzer, nicht geben."

2) Der Gönner Winkelmanns. Siehe „Cardinal Albani" Goethes W. XXXVII, 44—46.

3) Nach den Angaben in der Gelehrten Gothaiſchen Zeitung von 1775 beſchränkte ſich die Unterredung des Pabſtes mit Leſſing auf einige Fragen über die Vaticaniſche Bibliothek in italieniſcher Sprache. Dagegen heißt es in der „Lebens- und Regierungsgeſchichte des Pabſtes Pius VI." (Ceſena 1782. 1. Th. S. 157) von der „zwei Stunden langen Audienz" des Prinzen und Leſſings: „Der Pabſt unterhielt ſich viel mit Herrn Leſſing und ſoll in deutſcher Sprache mit ihm geſprochen, ihn auch aufgefordert haben, eine Beſchreibung von Rom und den Merkwürdigkeiten dieſer Stadt aufzuſetzen. Herr Leſſing, als ein Kenner der Menſchen, ſpricht jetzt mit den größten Lobſprüchen von Ihrer Heiligkeit."

gelegte Aeußerung ist eben nicht gegen die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Wesens. Man weiß auch, welchen imponirenden Eindruck dieser Pabst, ein noch kraftvoller und schöner Greis, mehrere Jahre später bei seiner Reise nach Wien zu Kaiser Joseph II. ausgeübt hat.[1] „Die schönste würdigste Männergestalt", so bezeichnet ihn Goethe, als er ihn am Tage Allerseelen am Altar seiner Hauskapelle auf dem Quirinal sah. Es war eine schöne Zeit, da hochgebildete Kardinäle mit gelehrten Protestanten (wie der Kardinal Quirini mit H. S. Reimarus u. A.) in freundschaftlichem Verkehr standen, und wiederum lutherische Gelehrte, ja Theologen, dem Pabste ihre Verehrung bezeigten.[2] Lessing hielt überdies die päpstliche Regierung für sanfter als alle übrigen von Europa, bemerkt sein Bruder (S. 359); und eine Stelle in seinem Tagebuch über einen italienischen Gelehrten, welcher einen Ruf nach Preußen ausgeschlagen hatte, bestätigt es, mit besonderer Hinsicht auf das bei Lessing nicht gar beliebte Regiment Friedrichs des Großen.

Auch dem Neffen des Pabstes, dem Cardinal Duca di Nemi Braschi[3], wurde Lessing vorgestellt, und dieser machte Lessingen ein kostbares, mit antiken Cameen besetztes Medaillon zum Geschenk. Dieser Schatz wurde ihm späterhin durch einen treulosen Bedienten entwendet und kam nach seinem Tode in den Besitz des Professors Conrad Heusinger in Braunschweig.[4]

Nächst Rom bot kein Ort Italiens den Reisenden soviel Reize und Belehrung, als Neapel, wo sie den 17. October eintrafen, und Portici, wo der Prinz dem Hofe von dem kaiserlichen Gesandten vorgestellt wurde. Hier kam der Staatsminister Marquis Tanucci, durch seine im Sinne des Jahrhunderts getroffenen Reformen ausgezeichnet, der Wißbegierde des Prinzen entgegen. Lessing besuchte mit ihm die Ateliers geschickter Maler, deren Namen in seinem Tagebuche verzeichnet sind, besonders aber die Sammlungen des englischen Gesandten, Ritters Hamilton, des berühmten Archäologen und Naturforschers, wo Lessing den schönen Kopf des Augustus hervorhebt.[5]

Neapel war das Ziel der Reise. Hier erhielt der Prinz Leopold von seinem Bruder Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Oels, eine Staffette, daß der König von Preußen den Bitten der Mutter nachgegeben und ihn

1) Ich verweise auf Feßler's lebendige Schilderung.

2) Ich erinnere an Lessings Epigramm „Auf den Streit des Herrn Bosens mit den Wittenbergischen Theologen" (Schriften I, 106.), über dessen Bedeutung das Facsimile zum ersten Bande Aufschluß giebt:

Er hat den Pabst gelobt, und wir, zu Luther's Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten? u. s. w.

3) Goethe nennt ihn im Leben Philipp Hackerts XXXVII, 178.

4) Handschriftlich von Dr. Schiller.

5) Ein Bild von dem „Kunst- und Gerümpelgewölbe" des Ritters, das er nur wenigen Auserwählten zeigte, hat uns Goethe in seinen Briefen aus Italien hinterlassen.[1]

1) Werke, XXVIII, 255.

zum Inhaber des Regiments von Dieringshofen zu Frankfurt an der Oder ernannt habe. Leopold hatte keine Wahl und so wurde die Rückreise in der vorhin schon angegebenen Weise ohne längern Aufenthalt angetreten.

Wenn man die Zeitungen hört, so hätte Lessing sich damals vorgenommen, sein Leben in Rom zu beschließen; wenigstens hätte er den ganzen Winter sich dort aufhalten wollen. Mad. König las diese Nachricht nicht ohne einige Unruhe, besonders da Lessings Mittheilungen immer spärlicher einliefen. Erst als sie wieder einen Brief von ihm erhielt, wurde sie wieder froh. „Gottlob! schrieb sie den 9. Januar 1776, daß Sie die Reise glücklich überstanden, und ich Sie wieder in Deutschland begrüße und zwar als meinen lieben getreuen Freund. Mir hat das Herz hundertmal gebebt, wenn mir einfiel, Welschland möchte Ihnen so sehr gefallen, daß Sie den Entschluß fassen könnten, Ihren Wohnplatz dort aufzurichten, zumal da ich in diesem fatalen Wahn so oft durch Andere bestärkt wurde, besonders durch die Zeitungen, worin unter andern vielen schönen Sachen von Ihnen gesagt wurde, daß sie den Vorsatz gefaßt, einen weitläufigen Plan auszuführen."

Sechstes Kapitel.

Lessing kam in der Begleitung des Prinzen auf der Rückkehr von Italien bis nach München. Der Prinz ging nach der getroffenen Entscheidung nicht mehr nach Wien, sondern begab sich sofort, nebst dem Obersten von Warnstädt, zu seinem Regimente in Frankfurt an der Oder; Lessing aber ging auf den kürzesten Wegen nach Wien zurück. Wir scheiden mit Lessing von diesem edlen, hochherzigen Prinzen, welcher in dem ihm zugemessenen, übrigen Zeitraume seines Lebens zwar nicht auf dem Schlachtfelde Lorbeern gesammelt; dagegen durch seinen in den aufgeregten Fluthen der Oder am 27. April 1785 gestorbenen Heldentod die Bewunderung und die Sympathien Europas hervorrief. Ein Zögling Gärtners, Eberts und Jerusalems, war er bis ans Ende ein leidenschaftlicher Verehrer der Wissenschaften und Künste, und schon die Wahl Lessings zum Reisegefährten und Führer durch Italien zeugt von der hohen Stufe seiner Geistesbildung. Es heißt in einer der vielen, ihm gewidmeten biographischen Schriften: „Auf seinen Reisen waren es nicht eigentlich die hochgestellten, sondern die hochverdienten Leute, welche er einer persönlichen Bekanntschaft für werth hielt, und die Freundschaft eines Grafen Firmian, eines Kardinal Albani und Lord Hamilton rechnete er zu dem höchsten Gewinn und Genuß seiner italienischen Reise." Auch diese Aehnlichkeit hatte der von gewöhnlichen Augen als Schwärmer betrachtete Prinz mit Lessing, daß er die

in den siebziger Jahren in der deutschen Literatur wuchernde Sentimentalität haßte; sie mache die Seele schlaff und nehme ihr alle Stärke, war sein Urtheil über diese Geisteswerke. Die Schriftsteller hingegen waren ihm die angenehmsten, welche mit Gründlichkeit und Schönheit des Ausdrucks die ursprüngliche und eigenthümliche Denkungsart unserer Nation, Wahrheit und Rechtschaffenheit, ausdrückten." [1]) Ein solcher Geist wird auch die Schriften eines Lessing, wo jene ursprünglichen deutschen Tugenden ihren herrlichsten Ausdruck gefunden, denen der meisten anderen Schriftsteller vorgezogen haben.

Den 24. December traf Lessing in Wien ein, aber nur, um wenige Tage dort zu verweilen, wie er an Madame König den 26. schrieb, mit dem Bemerken, daß er, um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden „von dem großen Geschmeiß" kommen, sondern sich lediglich auf die Bekannten seinesgleichen einschränken werde. Hieraus werde sie schon abnehmen, daß er von allen Projekten auf Wien abstrahire, besonders da man ihm von Braunschweig aus die besten Versicherungen habe machen lassen, und wenigstens der alte Herzog ihm gewiß wohlwolle. Ein pis-aller wolle er sich indeß immer aufsparen, — — „denn auf dem bisherigen Fuße kann ich weiter in Wolfenbüttel schlechterdings nicht bleiben, so gern ich auch immer daselbst bleiben zu können wünschte, und aus den nämlichen Ursachen es wünschte, aus welchen Ihnen dieser Ort vor allen andern gefällt."

Lessing blieb seinem Entschlusse treu, von seinen großen und vornehmen Bekannten keinen einzigen zu sprechen, als er unerwartet erfuhr, daß der Baron von Sch... [1]) aus Berlin angekommen sei; mit diesem war die Ausnahme unvermeidlich; er ging also zu ihm, und jener überredete ihn, mit ihm wenigstens zum Fürsten Kaunitz zu gehen. Des Tages darauf ließ ihn der Fürst zum Essen bitten; und um da nicht erscheinen zu dürfen, was that er? Er ließ sich entschuldigen, weil er den nämlichen Tag noch abreisen müßte, und reiste wirklich ab, so gern er auch noch einige Tage geblieben wäre.

Es war der 5. Januar 1776, daß Lessing von Wien abreiste und über Prag nach Dresden ging, wo er am 10. eintraf. Hier dehnte sich sein Aufenthalt bis zum 24. aus. „Weil ich (schrieb er den 23. Januar an Mad. König) das vorige Mal, und schon seit eilf Jahren, meine alte Mutter nicht gesehen hatte, so konnte ich dieses Mal unmöglich so wieder bei ihr vorbei reisen. Aus dem einen Tage, auf welchen ich sie besuchen wollte, wurden viere, und so hat sich mein Aufenthalt in Dresden wohl bis heute verziehen müssen. Ich habe indeß alle Ursache (fährt er fort), sehr damit zufrieden zu sein. Ich habe den Kurfürsten selbst gesprochen, und dem Minister Grafen v. S. habe ich versprechen müssen, wenn ich jemals Wolfenbüttel verließe, nirgend anders, als nach Dresden zu kommen. Der Kurfürst hat mir die Stelle des Herrn von

1) Hausen, Leben des Herzogs Leopold u. s. w. S. XXIV.
2) v. Schlaberndorf?

Hagedorn, die 1800 Thlr. einträgt, und welcher blind und krank ist, zugedacht, und bis dahin, wenn ich eher könne, sollte schon auch für mich Rath werden."

Bei der Vorstellung erhielt Lessing besondere Zeichen der Gnade von Seiten des Kurfürsten Friedrich August III. (seit 1806 König von Sachsen). Nachdem er eins und das andere über seine italienische Reise mit ihm gesprochen, fragte er ihn, was für ein Landsmann er wäre, und als Lessing ihm antwortete, daß er die Ehre habe, sein geborener Unterthan zu sein, erwiderte der Kurfürst: das habe er wohl gewußt, auch daß er sein Glück außer seinem Vaterlande gefunden. Wollte er aber einmal wieder zurückkommen, so sollte ihn dieser Schritt nicht gereuen, wenn er bei einem solchen Falle sich seiner erinnerte. [1])

Lessing fand in Dresden unerwartet seinen alten Freund, den Schauspieler und Schauspieldichter Brandes, der mit seiner Gesellschaft dem Hofe dorthin gefolgt war. „Er war nicht wenig erfreut, sagt Brandes, mich und meine Familie in einer so glücklichen Lage wiederzufinden. Weil er nur kurze Zeit hier verweilen konnte, so nützten wir ein paar Mittagsstunden, um uns während der Mahlzeit ungestört unterhalten zu können, wo denn seine Reisegeschichte und der gegenwärtige Zustand der deutschen Bühne die vornehmsten Gegenstände unsers Gesprächs waren." Der zuletzt erwähnte Inhalt dieses Gespräches ist oben mitgetheilt. Doch das Gespräch wurde gestört. „Unerwartet trat sein Bruder (Theophilus) aus Kamenz, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, ins Zimmer; unsere Unterhaltung wurde dadurch abgebrochen, ich nahm Abschied von meinem Freunde, und sah ihn leider nie wieder."

Mit dem kurfürstlichen Bibliothekar Daßdorf, welcher ihn mit der zuvorkommendsten Freundschaft aufnahm, traf Lessing wegen der von diesem Gelehrten später besorgten Herausgabe Winkelmannscher Briefe nähere Verabredung. [2]) Lessing war damals des Vorsatzes voll, eine neue Ausgabe der Werke Winkelmanns zu veranstalten, wozu der Aufenthalt in Rom ihn mächtig angeregt haben muß. Sein Tagebuch trägt Spuren davon.

In Berlin hielt sich Lessing länger als drei Wochen auf, ob er gleich auch hier nur drei oder vier Tage zu bleiben beabsichtigte. Er wollte blos, schrieb er den 11. Februar an seine Freundin, die Kälte ein wenig abschlagen lassen, die ihn von Dresden aus so schrecklich mitgenommen hatte; daß ihn am warmen Ofen schauerte, wenn er nur daran dachte, daß er in eben der Kälte weiter reisen sollte. Jetzt aber fiel auf einmal das nasse, ihm noch unerträglichere Wetter ein. Ein Tag verging nach dem andern, bis er endlich, trotz Wind und Wetter, abreisen mußte.

Der Brief zeugt von einer düstern Stimmung, welche in dem Maße zu steigen schien, als er sich der Heimath näherte. „Wenn üble Laune, Unent-

1) Lessings Leben, von Karl Lessing. I, 363.
2) XII, 475. Lessing an Daßdorf den 26. Sept. 1776.

ſchloſſenheit und Ekel gegen alles, was um uns iſt, Krankheiten ſind (ſchreibt er): ſo bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank geweſen. — —" Dann klagt er über die Unruhe, in der er hier ſeine Zeit zubringe. „Man läßt mich ſo wenig zu Hauſe, und wenn ich zu Hauſe bin, ſo bin ich ſo wenig allein. — Gott! wann wird dieſes Leben einmal aufhören! wann werde ich einmal in Ruhe und Einſamkeit Ihnen und mir ſelbſt leben können! —"

Von Leſſings diesmaligem Aufenthalte in Berlin (dem letzten in ſeinem Leben) iſt uns noch eine Anekdote durch J. F. Reichhardt aufbewahrt, der kurz vorher als Kapellmeiſter an Grauns Stelle nach Berlin berufen war und der einen Abend in Geſellſchaft Leſſings und Engels zubrachte. Er knüpft dieſe Erinnerungen an eine Aufführung des nach Engels „Lorenz Stark" gebildeten Schauſpiels in Berlin im Jahre 1809 an[1]: „Der Lorenz Stark erinnert mich an eine pikante Scene, die ich einſt mit Leſſing und Engel in Berlin erlebte. Leſſing kam damals aus Italien, und während ſeiner Abweſenheit war der Philoſoph für die Welt von Engel erſchienen, und eben in einem der letzten Stücke eine ſtrenge Kritik gegen Leſſings Emilia Galotti, von der ich mir jetzt nur ſo viel erinnere, daß der letzte Akt als nicht hinlänglich motivirt getadelt, und geſagt wurde, man könne zu dem Stücke auch einen andern fünften Akt machen.[2]) Leſſing fand dieſes Stück des Philoſophen für die Welt in Engels Gegenwart auf dem Tiſche liegen, las die Kritik und lobte ſie; fügte aber hinzu: einen andern fünften Akt, mein lieber Engel, will ich aber zu jedem Stücke machen; ja geben Sie uns, welches Stück Sie wollen, und ich mache Ihnen auch den ſechsten Akt dazu! — Engel war damals ſehr ernſtlich beſchäftigt mit ſeinem deutſchen Hausvater und noch einem früheren Trauerſpiel, mich dünkt, die Geißel, Sujet aus dem ſiebenjährigen Kriege, von dem auch ſchon längſt mehrere Bogen abgedruckt waren; es ſtieß ſich an beiden Stücken nur noch an einzelne Scenen, mit denen Engel nicht zufrieden war und die er ſich nicht zu Dank dialogiſiren konnte. Wahrſcheinlich hat ihm jene Drohung Leſſings, der ſo etwas nicht leicht unerfüllt ließ, die Beendigung dieſer Stücke noch mehr erſchwert, ſo lange Leſſing lebte. Hernach nahm ſeine Trägheit immer mehr zu, und er zerſtückelte ſeinen fertigen Hausvater ſogar zu einer Erzählung für die Horen: den Lorenz Stark, aus welcher Herr Ziegler nun wieder ein Schauſpiel gemacht." So weit Reichhardt.[3]) Eine Drohung kann ich nun in Leſſings Rede nicht finden; es war eine Ironie, womit der Dichter der Emilia Galotti der Kritik Engels die Spitze abbrechen wollte.

Nach ſeiner Zurückkunft in Braunſchweig (den 23. Februar 1776) lag Leſſing nichts mehr am Herzen, als ſeine Verhältniſſe zu dem Hofe auf eine befriedi-

1) Joſ. Fried. Reichhardt Vertraute Briefe u. ſ. w. Amſterdam 1810. 1. S. 360.

2) Das ſagt Engel zwar ausdrücklich nicht, aber man kann etwa einen ſolchen Gedanken ſeinen Worten unterlegen.

3) S. die Beilage.

gende Art zu regeln und festzusetzen, um noch in diesem Jahre seine Freundin heimzuführen. Diese eben so scharfblickende, als edeldenkende Frau hatte wohl erkannt, daß ihres Lessings Platz, bei seiner Liebe zur Freiheit, an keinem Hofe, weder zu Wien, noch zu Dresden, so wohl bestellt wäre, als in dem einsamen Wolfenbüttel und in der Bibliothek, daher drang sie in ihn auf das inständigste, dahin zu trachten, daß er in Wolfenbüttel bliebe. „Es ist, schrieb sie den 9. Januar, von allen den Orten, wohin Sie denken, der einzige, an dem wir leben können, wie wir wollen." — Sie wandte ihren ganzen Einfluß auf, um ihn bei seiner gereizten Stimmung gegen den Erbprinzen von einem übereilten Schritt zurückzuhalten; denn er hatte vor, um seinen Abschied zu bitten, im Falle die von ihm verlangte Verbesserung seiner Lage nicht erfüllt würde. Im Grunde aber dachte er ganz wie seine Freundin. Nur als ein Mittel, „sich zu steifen", wollte Lessing, der seinen Werth doch auch fühlte, mit der Bitte um den Abschied, im Falle einer abschlägigen Antwort, hervorkommen. Gegen den Erbprinzen blieb er voll Mißtrauen. Er rühmt es, wie sehr der alte Herzog und die übrige Familie sich gefreut, ihn wiederzusehen, und alle ihn gnädig empfangen; den Erbprinzen aber hatte er noch gar nicht gesprochen (XII, 440.). Er wollte nun noch acht oder vierzehn Tage warten, und sodann dem Herzoge so gerade heraus schreiben, daß ihn das gänzliche „Derangement seiner Affairen" nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da er diese in Braunschweig nicht abzusehen wüßte, er genöthigt sei, um seinen Abschied zu bitten. „Will man etwas für mich thun, setzt er hinzu, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen." Damit glaubte Lessing, wie er sich ausdrückt, die Sache so einzuleiten, daß er sich nicht wegwürfe. Mad. König sah die Sache mit andern Augen. Nicht umsonst, sagt sie in ihrer Antwort, habe sie sich vor dem ersten Briefe aus Braunschweig gefürchtet; er verursache ihr auch in der That Schrecken und Angst, und mit Bangen wartete sie auf die Entscheidung. „Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen gedenken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpige tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße, nach meiner Meinung, sich wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog schreiben, Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, sowie ich sonst gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte. Wäre kein Erbprinz vorhanden, so würde ich so sehr noch nicht fürchten; aber

da Sie glauben, daß dieſer Ihr Gönner nicht iſt, ſo geben Sie ihm die Waffe in die Hand, Ihnen zu ſchaden." — —

Leſſing war die Woche über in Braunſchweig, ohne einen Schritt weiter zu ſein, als er am letzten Tage des Februar den Erbprinzen auf der Gaſſe antraf. „Er bezeigte ſich ſehr freundlich, mich wieder zu ſehen, er verſicherte (was allerdings auffallend klang), es ſei ihm nichts geſagt worden, daß ich bei ihm geweſen [1]), und ſetzte hinzu, daß er mich nothwendig zu ſprechen habe, daß er mich unfehlbar rufen laſſen wollte, wenn ich noch einige Tage hier bliebe. Ich antwortete ihm, daß ich bis Sonntag hier bliebe, aber noch hat er nicht geſchickt und wird wohl auch nicht ſchicken. Indeß will ich doch mein Wort halten und erſt Montag früh abgehen. Schickt er noch, ſo ſoll er alles hören, was ich auf dem Herzen habe: ſchickt er nicht, ſo hat er längſtens auf die Mittwoch einen Brief von mir, dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben."

Leſſing machte ſich auf das Aeußerſte gefaßt; dies erklärt er ſeinem Bruder vom 3. März und tröſtet ſich fürs erſte damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen ihn die Noth gebracht, mehr glücklich, als unglücklich für ihn ausgeſchlagen ſeien.

Wirklich that er den Schritt, den Madame König ſo ſehr befürchtete, aber doch mit mehr Behutſamkeit, bekennt er ihr, als ſie von ihm erwartet hätte. „Denn vor allen Dingen habe ich mich an den Erbprinzen gewandt, und dieſem ſein Betragen gegen mich ſo handgreiflich vorgelegt, daß es ihn äußerſt hat piquiren müſſen. Das würden Sie mir, meine Liebe, vielleicht nun gerade abgerathen haben. Aber es hat ſeine Wirkung gethan. Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzoge meinen Abſchied fordern wolle, iſt ihm ſehr unerwartet geweſen, und er ſcheint im Ernſt alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu laſſen." Leſſings Brief an den Erbprinzen iſt uns nicht erhalten, ſo wenig als deſſen Antwort. Leſſing fand letztere noch ſehr auf Schrauben geſtellt; gleichwohl verſicherten ihn alle, die ſie geleſen hatten, und den Prinzen kannten, daß er ihn nimmermehr gehen laſſen werde, und daß er ſeine Saiten nunmehr immer ſo hoch ſpannen könne, als er wolle. Gleich nach ſeiner Zurückkunft von Halberſtadt ſchickte der Erbprinz den Kammerherrn von Kuntzſch, welchen Leſſing unter ſeine wahren Freunde zählen durfte, und der dieſe Unterhandlung eigentlich führte, an ihn, um ihn von ſeinem Entſchluſſe (den Abſchied zu fordern) abzubringen, und ihm Vorſchläge zu machen. Kuntzſch ſchlug ihm nun vor 1) 200 Thaler Zulage, 2) Befreiung von allem Abzuge und Zurückgabe des bisherigen erlittenen Abzuges, welcher über 300 Thaler betrug; 3) Vorſchuß von 800 bis 1000 Thaler auf die Zulage; 4) ein anderes Logis, oder Entſchädigung an Gelde. Darauf ſagte ihm Leſſing, daß das alles recht gut ſei, aber daß es ihm der Erbprinz

1) Karl Leſſing ſagt geradezu, S. 364: „Nur der Erbprinz ließ ihn nicht vor ſich."

nothwendig ſelbſt anbieten müſſe, weil er ſchlechterdings nicht die geringſte Bitte darum verlieren, daß er auch nicht länger dadurch gebunden ſein wollte, als es ſeine Umſtände etwa erlaubten, weil das doch die Verbeſſerung noch nicht wäre, die ihn bewegen könnte, auf alle anderen Verzicht zu thun. Dieſes alles wurde dem Erbprinzen von dem Herrn von Kuntzſch haarklein wieder geſagt, und faſt wäre er ärgerlich darüber geworden. Endlich erklärte er ſich doch, daß er an Leſſing ſchreiben, ihn kommen laſſen, und mündlich die Sache mit ihm in Richtigkeit bringen wolle. (XII, 446.)

Die Angelegenheit ſchwankte noch eine Zeit lang; Zögerung von der einen, Mißtrauen von der andern Seite ließen eine ungünſtige Wendung befürchten. Mad. König rieth ihrem Freunde, Vertrauen zu faſſen, und der Ausgang rechtfertigte ihre milde Anſicht. Mehrere Monate verſtrichen ſo. Leſſing ſprach endlich zu Anfang Juli den Erbprinzen und ſchied von ihm zufrieden. Es kam im Ganzen jedoch nur auf das hinaus, was der Erbprinz ihm gleich anfangs durch den Herrn von Kuntzſch hatte antragen laſſen. Da der alte Herzog ſeit einigen Tagen gefährlich krank war (der Schlag hatte ihn auf der rechten Seite gerührt), ſo eröffnete der Erbprinz Leſſingen die Ausſicht einer möglichen nahen Veränderung deutlich genug, und ließ noch merken, zu wie mancherlei er ihn ſodann zu gebrauchen gedächte. Zu gleicher Zeit wurde ein herzogliches Haus neben dem Schloſſe, welches eine alte Frau von Börner bewohnt hatte, leer, und dieſes ſollte denn auch kein anderer bekommen, als er. Noch vor Ablauf des Monats war die Sache ſo völlig regulirt, als ſie es unter den Umſtänden hat werden können. Sein Gehalt wurde auf 800 Thaler erhöht und ihm überdies der Charakter eines Hofraths zuertheilt. Leſſing ſchrieb an Madame König: „Worüber Sie ſich vielleicht am meiſten wundern werden, iſt dieſes, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht geſucht, ſind Sie wohl von mir überzeugt, daß ich es ſehr deutſch herausgeſagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich beſorgen, den Alten zu beleidigen.“

Unterdeſſen lag auch Mad. König der Regelung ihrer Angelegenheiten eifrig ob, um jedes Hinderniß ihrer immer näher herankommenden Verbindung aus dem Wege zu räumen. Sie hatte einen Wuſt von alten zwanzigjährigen Papieren durchzuarbeiten, was ihr ſehr ſauer wurde. Da kann ſie einmal den Wunſch nicht unterdrücken, daß ihr der Freund zur Seite wäre, er würde ihr gewiß helfen. „Haben Sie doch ſchon einmal mir zu Gefallen eine alte Frau vier Stunden lang unterhalten, warum ſollten Sie dies nicht auch thun?“ — Ihre und ihrer Kinder Vermögensverhältniſſe führte ſie dem erwünſchten Ausgange zu. Zur völligen Ausgleichung ihrer beiderſeitigen Angelegenheiten mußte Leſſing den Sommer noch nach Hamburg kommen. Dieſe Reiſe beſchloß er zu machen, ſie verzögerte ſich aber bis zum 3. Auguſt. Leſſing reiſte in Begleitung Eſchenburgs, welcher ſeine Mutter in Hamburg beſuchte. Er nahm ſich ſchon im voraus vor, nicht viel unter die Leute zu

kommen. Ende des Monats traf er in Wolfenbüttel wieder ein. Dieſe Reiſe und ſeine damit verbundenen Abſichten drangen zu ſeinen Freunden, noch ohne daß er gegen einen ſich darüber ausſprach, was er nicht einmal gegen ſeinen Bruder in Berlin that, der ihm dieſes nicht ohne Scherz hingehen ließ (XIII, 569). „Du biſt in Hamburg geweſen, wo man dich wenigſtens deine Verbindung völlig in Richtigkeit hat bringen laſſen. Du gehſt auch in einem Monat wieder dahin, um deine Braut abzuholen, und trittſt in Wolfenbüttel unter dem Segen eines heiligen Miniſterii in den Eheſtand. So höre ich alle Tage, und am Ende werde ich es glauben, weil ich es ſo oft höre. Man hat mich ſogar zu einer Reiſe nach Wolfenbüttel eingeladen. — Zugleich ſchlage ich Dir unmaßgeblich Madame Karſchin, ihre poetiſche Tochter [1]), oder Herrn Burmann [2]) zu Sängern meiner Freude vor ... Du kannſt Dich bald an mir revangiren, ſetzt er hinzu, ich werde in Kurzem Deinem Beiſpiele folgen.“ Leſſing nahm den Scherz gut auf, bat den Bruder jedoch, weder ſeinen, noch einen fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge ihm bei dergleichen Gelegenheit ohnehin höchſt zuwider ſein würden.

Da das Haus neben dem Schloſſe, welches dem Bibliothekar jetzt beſtimmt war, erſt kurz vor Michaelis leer wurde, ſo mußte die Verbindung bis zu dieſem Zeitpunkte und noch ein wenig darüber hinaus verſchoben werden. Leſſing war mit dem angewieſenen Hauſe, nachdem er es genauer in Augenſchein genommen, nicht ſehr zufrieden. Er ließ es jedoch auf ſeine Frau ankommen; ſei ihr das Haus zu klein und altväteriſch, ſo würden ſie in die Stadt ziehen, wo ſehr gute und ſchöne Häuſer um ein Billiges zu haben ſeien. Allein darüber beruhigte ihn Mad. König. Sie ſchrieb (den 18. September): „Die Wohnung mag ſein, wie ſie will, in noch ſo großer Unordnung, ſie ſoll bald in Ordnung ſein, wenn ich zugegen bin. Und was Ihr angewieſenes Haus betrifft, wenn es auf mich ankommt, ſo vertauſche ich es mit keinem Palaſte in der Stadt, wenn es auch noch ſo altväteriſch und klein wäre. Ich würde ja bei einer ſolchen Entfernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek beſuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen.“ [3])

Mitten in dem Gedränge der Vorbereitungen zu dem Empfange ſeiner künftigen Frau, wobei Leſſing alles ſelbſt zu beſorgen hatte (z. B. eine gute Köchin zu miethen), war ihm (um die Mitte September) ein Beſuch Gleims und ſeiner Nichte aus Halberſtadt, welche drei Tage blieben, eben nicht willkommen; [4])

---

1) Caroline Louiſe, damals verehelichte Hempel, ſpäter verehelichte von Klenke († 1802).

2) G. W. Burmann, aus Lauban († 1805), „der in Günthers Fußſtapfen trat und mit den Genialitäten der Sonderlinge ein Talent zu erpreſſen dachte.“ (Gervinus V, 25.)

3) Es iſt daſſelbe Haus, welches Leſſings Nachfolger an der Bibliothek zu Wolfenbüttel, bis auf mehrere bauliche Veränderungen, noch inne haben.

4) XII, 468. „Daß mir der Mann doch immer ſo ungelegen kommen muß!“

er rechnete ſich dieſe drei Tage zum Verluſt. Den 6. October traf Leſſing in Hamburg ein, und am 8. October feierte er auf dem York, in dem Hauſe einer Freundin ſeiner Frau, in aller Stille, nur im Beiſein der Familie des Hauſes und des Schwagers Wilhelm König, ohne ſonſtige Gäſte und Zeugen, welche er ſich in voraus verbeten hatte, ſeine Vermählung. Er hatte ſich nicht einmal einen neuen Rock zu ſeiner Hochzeit machen laſſen. Er hatte ebenſowenig die übliche Form beobachtet, die Einwilligung ſeiner Mutter zur Vermählung vorher einzuholen. Darüber glaubte er in der Anzeige derſelben an die Schweſter ſich entſchuldigen zu müſſen: „Sie würde ſie mir doch nicht verweigert haben, ſchrieb er, und nach dem, was ich an Theophilus davon geſchrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer verſäumten Formalität verſichert. Ihr Segen, den Du mir überſchrieben, hoffe ich, ſoll bekleiben. Denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt ſich ihr und Dir vielfältig, und es iſt eine von unſern angenehmſten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu beſuchen."

An Karl ſchrieb er, nachdem er mit ſeiner Frau in Wolfenbüttel eingetroffen, in den erſten Wochen: „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir recht viel zu ſagen, und ſollte auch wohl. Meine Frau kennſt Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl ſchwerlich erinnern wirſt, weil ſie Dich nur ein einziges Mal geſehen und ſie mir es noch oft vorwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht.[1]) Wenn ich Dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute: ſo wirſt Du wohl glauben, daß ſie alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher geweſen ſein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns und ſieh."

Siebentes Kapitel.

In dieſelbe Zeit, da Leſſing ſich anſchickte, ſeine Freundin heimzuführen und auf Grund ſeiner neu geordneten und verbeſſerten Verhältniſſe in Wolfenbüttel ſich für das Leben feſtzuſetzen, wie in die nächſtfolgenden Monate fallen lebhafte Unterhandlungen, ihn für die Kurpfalz, zunächſt für Mannheim, zu gewinnen, Unterhandlungen, welche in ihrem Verlaufe und ihrem Ausgange noch heute nur den peinlichſten Eindruck hinterlaſſen müſſen.

In der Pfalz erwachte damals, unter der Regierung Karl Theodors, trotz

1) Karl hatte ihn 1768 in Hamburg einmal beſucht

des Einflusses der Jesuiten, welcher selbst durch die vor kurzem (1773) erfolgte Aufhebung des Ordens nicht ganz zurückgedrängt war, das Bedürfniß einer höheren Theilnahme an dem Fortschritt deutscher Bildung, und wurde immer empfindlicher und dringender. Die Pfalz, schreibt ihr neuester Geschichtsschreiber [1]), war der geistigen Bewegung der fünfziger und sechziger Jahre, aus der sich unsere Nationalliteratur entwickelte, bisher noch verschlossen gewesen; der ganz verkümmerte Volksunterricht, die ängstliche Scheu der Jesuiten vor nationaler Bildung, die rein gelehrte Richtung aller besseren Köpfe und der französisirende Ton des Hofes hatten es so weit gebracht, daß man die deutsche Muttersprache völlig verlernt hatte. Dieses besserte sich in den siebziger Jahren durch die patriotischen Bemühungen einzelner Trefflicher, denen Klopstocks Anwesenheit in Mannheim (1774) ein nachhaltiger Stützpunkt wurde. Es wurde (im October 1775) die deutsche Gesellschaft zu Mannheim gegründet. Früher schon (1763) war die pfälzische Akademie der Wissenschaften errichtet worden, deren Abhandlungen durch den Druck veröffentlicht wurden, auch setzte sie jährlich einen Preis von fünfzig Dukaten aus. Doch der jesuitische Geist setzte auch hier der Forschung Ziel und Richtung; einheimische Protestanten wenigstens sollten nicht zu Mitgliedern gewählt werden. Bei auswärtigen Mitgliedern war man minder bedenklich.

Politik und neuere Geschichte blieben aus dem Kreise der gelehrten Anstalten Karl Theodors ausgeschlossen; und die deutsche Gesellschaft bekam von dem ersten Minister Grafen von Oberndorf einen Verweis, weil sie eine Preisfrage über Luthers Leben ausgeschrieben hatte. Freiheit der Presse, wie man sie in Berlin oder Braunschweig finden konnte, war mit diesem Verhältnisse ganz unverträglich.

Spreche ich von der Universität zu Heidelberg? deren Beschaffenheit dem hier geschilderten Stande der Dinge ganz entsprach, und an welche Lessingen heranzuziehen kein glücklicher Gedanke seines Schwagers gewesen war. Dagegen ließ es sich, in dem Zeitpunkte, von dem wir reden, an, das Theater, wo früher nur die Oper und das französische Schauspiel unterstützt wurde, für die deutsche nationale Sache zu gewinnen. Das Beispiel von Wien und Hamburg mochte dahin gewirkt haben; genug, ein deutsches Theater, unter dem vielsagenden Namen eines Nationaltheaters, sollte auch zu Mannheim ins Werk gesetzt werden; und wie vor zehn Jahren in Hamburg, so dachte man jetzt hier an Lessing, als wenn sein Name schon eine Bürgschaft für den Erfolg eines immerhin mißlichen Unternehmens gewährte. Einige der Angesehensten in Mannheim hatten den Einfall, sagt Karl Lessing, ihn dem Kurfürsten in Vorschlag zu bringen, der sich den Antrag auch gern gefallen ließ.

Bereits im August 1776 erhielt Mad. König durch ihren Bruder in Heidelberg einen Wink von dem Vorhaben, daß man Lessing für das Theater engagiren wolle, was sie nur beunruhigte, weil sie ungern das stille

1) Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz.

einſame Leben in Wolfenbüttel mit dem ſehr „turbulenten" in Mannheim vertauſcht hätte. Der bekannte Buchhändler Schwan war zu dem Werke eigends abgeſandt worden; er kam über Göttingen zu Anfange des September nach Wolfenbüttel und überbrachte Leſſing das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie der Wiſſenſchaften. Denn das Theater ſollte nicht zum Eingange ſchon genannt werden. „Man hat es nämlich ſelbſt wohl eingeſehen, ſchrieb Leſſing den 6. September an ſeine Frau, daß es Schwierigkeit haben würde, mich ſogleich völlig aus hieſigen Dienſten in dortige zu ziehen, und begnügt ſich alſo, mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie zu machen, und mir eine jährliche Penſion von hundert Louisd'or anzutragen, wenn ich an den Arbeiten der Akademie theilnehmen und jährlich einmal oder wenigſtens alle zwei Jahr einmal den öffentlichen Verſammlungen in Mannheim perſönlich beiwohnen wolle, mit jedesmaliger Entſchädigung der Reiſekoſten und dortiger Auslöſung. Alles, wozu mich dieſes verpflichten würde, wäre eine einzige Abhandlung des Jahrs für die Akademie, die ich entweder einſchicken oder ſelbſt bringen könne. Von Aufſicht über oder von Arbeiten für das Theater iſt gar nicht die Rede geweſen; und man denkt blos, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich wohl von ſelbſt würde reizen laſſen, meinen guten Rath für ihre neuen Theateranſtalten zu geben. Und das verſteht ſich. Das akademiſche Diploma habe ich bereits in Händen, und das übrige wird der Baron von Hompeſch nächſtens einrichten. Da dieſer zugleich erſter Finanzminiſter iſt, ſo hat mich Schwan verſichert, daß es keine Schwierigkeit haben werde, Ihnen, ſobald ſie meine Frau wären, die Decimation zu erlaſſen, indem ich als ordentliches Mitglied der Akademie angeſehen werden müßte, das die meiſte Zeit nur außer Landes zu ſein die Erlaubniß habe. Daß mir dieſer Umſtand beſonders lieb iſt, können Sie glauben, da er Ihnen eine Aufopferung erſpart, die Sie doch nur mir zu Liebe machten, und wofür ich Sie ſchwerlich ſogleich ſchadlos halten könnte." Dieſer letztere Punkt hat unſtreitig bei Leſſing den Ausſchlag gegeben; er ſah in dieſer Connexion, die er in der Pfalz erhalten, eine Erleichterung ſeiner Heirath, wie er es ſeinem Bruder darſtellt. Mad. König gab der Sachlage inſofern ihren Beifall, als Leſſing ſeine volle Freiheit behielt. Später, wenn es ihm in ihrem Vaterlande gefalle, könne er immer noch den Wechſel treffen, und zwar mit mehrerem Anſtand, als jetzt, da die Herrſchaft in Braunſchweig noch ſo ganz kürzlich gezeigt habe, wie ſehr ſie ihn liebe und ſchätze. „In Braunſchweig, ſetzte die umſichtsvolle Frau hinzu, denkt und regiert der Herzog ſelbſt; in Mannheim dagegen die Miniſter, mit denen dazu nicht ſelten getauſcht wird, und man ſich folglich jeden Monat, jedes Jahr auf einen andern Herrn gefaßt machen muß. . ."

Leſſing eilte nun, ſeinem Fürſten von dem Pfälziſchen Antrage Nachricht zu geben, um die Erlaubniß bittend, ihn annehmen zu dürfen, und der Herzog erlaubte es nicht nur, ſondern verſprach ihm auch, den Urlaub zu ſeiner ihm obliegenden Reiſe nach Mannheim gern zu ertheilen, mit dem Zuſatze: „ſoweit

derſelbe, wie vorauszuſehen, bei ſeinen jetzigen und ſeinen ihm dermaleins noch zu beſtimmenden Geſchäften Statt haben könne". Leſſing hatte dem Buchhändler Schwan, welchem er das Lob eines ſehr rechtſchaffenen Mannes giebt (dies beſtätigen ſeine ſpäteren Beziehungen zu Schiller), verſprechen müſſen, ſchon inſtehenden Winter, etwa im Januar oder Februar kommenden Jahres, auf kurze Zeit nach Mannheim zu kommen, und dies in der Hoffnung, daß ſeine Frau die Reiſe mitmachen werde, auch zugeſagt. Schwan hatte kaum Leſſings Wort nach Schwetzingen, dem Luſtſchloſſe des Kurfürſten, überbracht, als ſchon der Finanzminiſter von Hompeſch unter dem 18. Septbr. an Leſſing ſchrieb, wie angenehm dem Kurfürſten dieſer Entſchluß ſei, und wie ſehr er ſelbſt ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wünſche. Er bat dringend, Leſſing möchte ſeine Reiſe ſoviel als möglich beſchleunigen, da das Mannheimer Nationaltheater noch dieſen Winter zu Stande kommen und eröffnet werden müſſe. Da es aber an Schauſpielern fehle, ſo erſuchte er ihn zugleich, ſolche zu engagiren, und ſie im November nach Mannheim zu ſchicken.

Leſſing antwortete unter dem 27. September: er befürchte ſehr, ſich gleich dieſes erſten Auftrags nicht allzugut entledigen zu können. Es ſei nämlich bei den Schauſpielern eine unverbrüchliche Sitte, daß ſie alle ihre Veränderungen nur gegen die Adventszeit oder die Faſten vornehmen dürften und bis dahin ſchlechterdings gebunden wären. Von jetzt bis zum November nur einigermaßen erträgliche Subjekte zu finden, würde ſehr ſchwer halten, indem es lauter ſolche ſein würden, die ganz und gar müßig lägen und ſich außer allem Engagement befänden, welches denn, wie natürlich, immer die allerelendſten und ſchlimmſten zu ſein pflegten. Hierauf erwiederte ihm der Miniſter unter dem 18. Oktbr.: da man in Mannheim auf ſeine mitwirkende Einſicht und Kenntniß rechne, ſo wolle man ihm auch die zweckmäßigſten Mittel überlaſſen, er möchte alſo nur nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen der von ihm anzunehmenden Schauſpieler beſtimmen.

Bereits aber hatte Leſſing von ſelbſt den 26. September ſeinem Bruder in Berlin aufgetragen, für das neue Theater in Mannheim, dem es aber noch an allen Schauſpielern mangle, ſolche zu werben (nämlich: einen Vater, eine Mutter, einen Liebhaber, eine Liebhaberin, einen Bedienten und ein Mädchen), wenn ſie auch ſchon die allerbeſten nicht ſeien, wenn ſie ſich nur ein wenig über das Mittelmäßige erhöben. Er wünſche zwar nicht, daß er Döbbelinen ſeine Leute abſpenſtig machen ſolle, aber es ſeien doch immer bei einer Truppe welche, die nicht gerne bleiben wollen. Dann ſetzte ſich Leſſing mit Seyler, der mit ſeiner Geſellſchaft in Dresden lag, und mit Großmann, welcher zu der Zeit bei dieſer Truppe ſein Talent für die Kunſt ausbildete, in Verbindung. Großmann, bekannter noch als Schauſpieldichter und Schauſpieldirektor, denn als Schauſpieler, war in mancher Hinſicht ein Schüler Leſſings [1]); er bildete ſich

1) Großmann war früher, ſeiner eignen Angabe nach, in die Fehde zwiſchen Klotz

auch vorzüglich an Leſſings Stücken, namentlich als Riccaut de la Marlinière, ſein erſter theatraliſcher Verſuch, und als Marinelli. Er hatte ſich bereits, um dem Schauplatz näher zu ſein, nach Frankfurt begeben, und dorthin ſchickte ihm Leſſing Empfehlungsſchreiben an den Miniſter von Hompeſch und an Schwan. Einige Schauſpieler nahm Leſſing, ſo gut er ſie in der Eile bekommen konnte, an, hatte aber ſchlechten Dank dafür. Ein Theil von ihnen fand keinen Beifall. [1]) Einer kam gar nicht, ob er gleich Reiſegeld genommen hatte, und Leſſing wurde ziemlich ernſtlich von den Muſik-Intendanten, den Grafen P... und S...., [2]) angegangen, dieſen Vorſchuß beizutreiben. Den Geiſt, der in dieſen Kreiſen, am Hofe und in der Stadt, herrſchte, ſchildert uns ein Bericht aus Mannheim in dem Berliniſchen literariſchen Wochenblatt zu Ende des Jahres 1776, als man der Ankunft Leſſings eben entgegen ſah. Hier heißt es: „An unſerm Komödienhauſe arbeiten täglich vierhundert Menſchen, und ſchwerlich wird Deutſchland künftig ein ſchöneres aufzuweiſen haben. In Schwetzingen üben ſich Alt und Jung, dereinſt auf unſerem Theater zu ſpielen, das, wenn die Abſicht unſeres Kurfürſten erfüllt wird, mit der Zeit ganz original pfälziſch werden ſoll. Das Orcheſter wird aus jungen Pfälzern beſtehen, die ſich hierdurch den Weg zu dem großen Orcheſter bahnen. Wer dort künftig unterzukommen gedenkt, muß in der deutſchen Komödie mitſpielen; dies wird alſo eine Pflanzſchule für jenes. Und damit man gleich einen feſten dauernden Plan entwerfen möchte, ſo hat man den Herrn Schwan, einen Mann, der für jede gute Sache alles wagt, nach Braunſchweig an den großen Leſſing geſandt, der ihm das Diplom als ordentliches Mitglied der kurpfälziſchen Akademie der Wiſſenſchaften mit fünfhundert Rthlr. überbringen und ſich mit ihm wegen des nun zu errichtenden pfälziſchen Nationaltheaters beſprechen mußte. Man hofft in Mannheim, nächſtens einen Beſuch vom Herrn Hofrath Leſſing zu erhalten, und dann wird wahrſcheinlicher Weiſe der noch unvollendete Plan, in Abſicht der neuen Schaubühne, ſeine wahre Geſtalt erhalten. Der Kapellmeiſter Holzbauer iſt, wie es heißt, mit der Compoſition einer vom Herrn Profeſſor Klein verfertigten deutſchen Oper fertig. Eine deutſche Oper aus der deutſchen Geſchichte, von einem deutſchen Dichter! deutſche Compoſition und auf dem beſten deutſchen Theater aufgeführt. Wer ſollte ſich nicht über dieſe heilſame Revolution des Geſchmacks freuen! —"

---

und Leſſing, über einen gewiſſen Kunſtgegenſtand, verwickelt. (Leſſings Denkmal, von Großmann, S. 130.)

1) So las man in einer Zeitung vom Juni 1777, daß ein gewiſſer Schmid ſchlechten Beifall gefunden, „obgleich Leſſing ihn empfohlen hatte". Dies verdroß Karl Leſſing (XIII, 587). „Wenn es der von der Schuchiſchen Geſellſchaft iſt, ſchrieb er, ſo iſt er gewiß nicht ganz ſchlecht."

2) Secau? — Er verwaltete ſpäter das Hoftheater in München. Vgl. Devrient III, 106.

In der Mitte des Januar 1777 trat Leſſing endlich die Reiſe nach Mannheim an, aber, wie ſein Bruder verſichert, mit einer ſchlechten Zuverſicht, ſo daß er wünſchte, ſchon wieder zurück zu ſein. Ihn ſchauderte vor dem bloßen Gedanken, ſich wieder mit dem Theater abgeben zu müſſen. Er hatte es ſich auch ausdrücklich verbeten; allein das Verlangen des Kurfürſten und ein zweiter Brief von dem Miniſter Hompeſch hatte der Sache gleich eine Wendung gegeben, bei der er dieſe Unannehmlichkeit nicht ganz ablehnen konnte.

Man braucht nur die eben mitgetheilten, ſo naiven Vorſtellungen und Erwartungen von dem ſogenannten Nationaltheater in Mannheim zu leſen, um zu begreifen, daß Leſſing hier weniger als irgendwo an ſeinem Platze war. Gewiß hat ſein Bruder das Rechte getroffen, wenn er ſagt, daß dem Miniſter wenig dran lag, an Leſſing ein würdiges Mitglied der Akademie in's Land zu ziehen, oder das neue Nationaltheater bei dem beſſern, aber kleinern Theile des Publikums ſchätzbar zu machen: wenn nur der größere Theil fleißig hineinging! Seine ganze Korreſpondenz mit Leſſing erwähnte der Akademie mit keinem Wort, ſondern nur des Theaters, das in einem halben Jahre zur Verwunderung der deutſchen Welt in der größten Vollkommenheit daſtehen ſollte! — —

„Der Miniſter wollte einen Schreier für das Mannheimer Theater haben, und für ſich ein Mittel mehr, die Gunſt ſeines Fürſten zu behaupten; und wenn ſeines Fürſten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil würde, ſo ſollte ihn wenigſtens das Publikum über Erſparniſſe loben." —

Leſſing war kaum ein paar Tage in Mannheim, ſo merkte er die Abſicht des Miniſters. Sie verdroß ihn, ob er gleich ſeinen beſten Freunden nichts davon geſtand. Die Vorſchläge, welche der Miniſter ihm that, klangen wohl ganz gut; aber es waren bloße Anerbietungen. Leſſing wurde indeß von dem Kurfürſten ſehr gnädig aufgenommen, und fand Freunde, die ihn gern in Mannheim geſehen hätten; aber die Gegenpartei war zu groß und lauerte nur auf ſeine Erklärung und wirkliche Entſchließung, um alles zu vereiteln. Der Miniſter drang auf einen poſitiven Entſchluß; Leſſing aber ſah keinen Grund, ſeinen feſten Sitz in Wolfenbüttel mit einem vielleicht glänzendern, aber wankendem Sitze zu vertauſchen. Die Gegner überredeten nun den Fürſten, Leſſing ſei gegen die Pfalz ſo gleichgültig, und lache über alles, was pfälziſch heiße; er ſei unduldſam, eigenſinnig, ſtolz, zurückhaltend, und was ſonſt noch. Man benützte Leſſings Offenheit, mit welcher er ſich in Heidelberg, wohin er auf einige Tage ging, um einige Verwandte ſeiner Frau zu beſuchen, über dieſe Verhältniſſe ausgelaſſen hatte. Es fehlte nicht an ſeltſamen Verſtößen gegen ihn, welche Stoff zur Satyre lieferten. Man gab z. B. zu Leſſings Empfang in Mannheim ein beſonders glänzendes Schauſpiel und — ließ ihn den Eintritt bezahlen. Der Intendant hörte dieſen Verſtoß, und äußerte darüber ſeinen Unwillen. Der Kaſſirer verſtand das unrecht, glaubte aber den Fehler wieder gut machen zu müſſen, und ſchickte Leſſingen den eingelegten Gulden mit vielen Entſchul-

digungen zurück, welchen dieſer zwar annahm, aber mit Lächeln dem Boten ſchenkte. [1])

Folgendes iſt in Kürze der Entwurf, welchen Leſſing bei ſeinem ſechswöchentlichen Aufenthalte in Mannheim zur Herſtellung einer geſunden und für die Dauer berechneten nationalen Unternehmung für die Pfalz vorlegte, und welchen die Kabale zu durchkreuzen wußte. [2])

Leſſing ſchlug vor, die Seyleriſche Geſellſchaft und zwar nicht ſo, wie ſie war, ganz anzunehmen, ſondern es ſo einzurichten, daß die beſten Mitglieder derſelben der Stamm würden, auf welchen man ſo viele der pfälziſchen jungen Zöglinge pfropfen könnte, als ſich vorzügliche Talente zeigen würden. Seylern und ſeiner Frau (der frühern Mad. Henſel) müßte man ein anſtändiges Auskommen verſichern. Seyler wäre zwar nicht ſelbſt Akteur, aber ein Mann von Geſchmack und dabei von großen Handelseinſichten, der alſo auch außer dem Theater gar wohl einen Platz finden und da Seiner Durchlaucht erſprießliche Dienſte leiſten könnte. — Seine Frau wäre eine der beſten Schauſpielerinnen geweſen, die er je geſehen; ſie ſei noch ſehr gut und habe dabei ein ganz eignes Talent, junge Perſonen ihres Geſchlechts zu bilden. Die übrigen, auf welche man vornehmlich zu ſehen hätte, wären Borchers, Brandes und ſeine Frau, Thering und Großmann. Dieſen allen könnte man das Gehalt, das ſie bei Seylern hätten, auf Lebenslang verſichern, mit dem Verſprechen einer dieſen Gehalten gemäßen Penſion im Falle des Alters und Unvermögens. Das Abonnement, welches ſich auf 8 bis 9000 Gulden beliefe, würde dazu hinreichen. Die baaren Einkünfte jeder Vorſtellung würden zur Belohnung und Aufmunterung der Mannheimiſchen Zöglinge verwendet werden, die freilich nicht bald Anfangs als gebildete Schauſpieler beſoldet werden könnten, aber die Ausſicht hätten, mit der Zeit an die Stelle von jenen zu kommen.

Damit aber der ganze Gedanke des Kurfürſten in Erfüllung ginge, indem nicht blos für das Gegenwärtige geſorgt, ſondern auch Schauſpieler für die Zukunft herangezogen würden, ſo müßten mit den ganz jungen Leuten von Zeit zu Zeit Proben gemacht werden, indem man ſie nicht blos unter die Erwachſenen mit einſchöbe, ſondern von ihnen allein ganze kleine Stücke aufführen ließe, welches dem Publikum gewiß nicht unangenehm ſein würde. — Der Gedanke einer eigentlichen Theaterſchule, welcher in neueſter Zeit ſo dringlich auf die Bahn gebracht wurde, iſt von Leſſing bei dieſer wie bei einer bald näher anzuführenden Gelegenheit zum erſten Male, wie es ſcheint, in den Vordergrund gerückt worden.

Während nun die politiſch-bürgerliche Aufſicht über das ganze Werk dem

1) Dieſe Anekdote erzählt Brandes (Lebensgeſchichte II, 278), welcher 1778 ein Engagement in Mannheim angenommen hatte, und die ſonderbare Erfahrung machte, daß man ihm, einem Mitgliede der Bühne, bei der Oper das Eintrittsgeld abforderte.

2) Leſſings Leben, S. 382 ff.

von dem Kurfürſten zu ernennenden Kammerherrn, die ökonomiſche Verwaltung aber Seylern übertragen würde, ſollte die Aufſicht von Seiten der Kunſt und Moral der vor Kurzem ins Leben gerufenen deutſchen Geſellſchaft anvertraut werden. Einen ähnlichen Gedanken hatte bereits Klopſtock in dem Plane einer in Wien zu errichtenden Akademie der Wiſſenſchaften ausgeſprochen, auch an dem betreffenden Orte in der deutſchen Gelehrtenrepublik niedergelegt. Aus dieſer Verbindung ſollte das Theater ſowohl, als auch die Geſellſchaft nicht geringen Vortheil ziehen. Zu dem Ende mußte die letztere erſtens die neu herausgekommenen Stücke leſen und prüfen, und diejenigen davon vorſchlagen, die der Aufführung am würdigſten wären; zweitens über die Sprache der Schauſpieler wachen, und durch ihre Erinnerungen ſoviel wie möglich verhindern, daß weder üble Ausſprache, noch grammatiſche Fehler ſich in dem Publikum verbreiteten. Auf dieſe Art könnte die Mannheimer deutſche Geſellſchaft mehr auf das Publikum wirken, als je eine gewirkt zu haben ſich rühmen dürfte; drittens müßte die deutſche Geſellſchaft zu dieſer Abſicht einen Ausſchuß von ſechs oder ſieben Mitgliedern ernennen, die von jeder Vorſtellung dasjenige vor ſich brächte, was einer allgemeinen Berathſchlagung würdig wäre.

Auf ſich ſelbſt zurückkommend bemerkt Leſſing, daß, ſo oft ſich etwas finden würde, worüber die Geſellſchaft, mit der er ohnehin in Verbindung ſtehe, ſeine Meinung verlangte, er ſie gern ertheilen würde. Das ſei aber auch der ganze Einfluß, den er dabei zu haben wünſchte; denn eine nähere, unmittelbare Aufſicht über das Theater habe er, das wiſſe der Miniſter, gleich Anfangs verbeten. Sollte man ſich gleichwohl mehr von ihm verſprochen haben, als er hier zugeſagt, dann müſſe er ſich gefallen laſſen, daß man ſich zu dem allem nicht gehalten glaube, was der Buchhändler Schwan außerdem ihm verſprechen zu dürfen mündlich und ſchriftlich verſichert habe. Er ſehe wohl, daß es ungeachtet der großen Verheißungen Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht auf nichts weiter angeſehen ſei, als auf eine etwanige Schadloshaltung der Reiſekoſten und ſeines Zeitverluſtes; und wenn die Reiſen und die verlaufene Zeit, mit der er allerdings ein wenig ſparſam zu ſein Urſache habe, wegfielen, er auch nichts zu erwarten befugt ſei. Ja, er würde ſich ſchämen, unter dieſem Titel das Geringſte anzunehmen.

Dieſen Entwurf hat Leſſing, wie es ſcheint, nach ſeiner Rückkehr in Wolfenbüttel in der Mitte des März 1777 aufgeſetzt und nach Mannheim geſchickt. Es war, als ſuchte man an dem Hofe zu Mannheim nach Vorwänden, um ſich Leſſings mit guter Art zu entledigen. So fügte man zu den bisherigen, halb und halb bereits verunglückten Anträgen einen ganz neuen hinzu, deſſen Annahme bei einem Mann wie Leſſing im voraus mehr als zweifelhaft war. Der Miniſter von Hompeſch ſchlug ihm nämlich vor, außer den Beſchäftigungen als Akademiker, die Obercuratel der Heidelberger Univerſität mit einem Gehalt von 2000 Gulden und dem Charakter eines Kurfürſtlichen Regierungsraths zu übernehmen. Leſſing wies dieſen Vorſchlag (vom 20. März) von der

Hand. [1]) Seinen Brief zeigte der Minister dem Kurfürsten. „Man sieht wohl, soll dieser geäußert haben, Lessingen gefällt die Pfalz nicht; man ist ihm ja so weit als möglich entgegen gegangen. Es scheint ein wunderbarer Mann zu sein, der sich gegen Niemand erklären will, man muß ihm deswegen in generalen, aber gnädigen Ausdrücken antworten." — Das that denn der Minister und that sogar noch etwas mehr; nämlich er verstand es, auf eine feine Art Lessingen um das zu bringen, was ihm der Kurfürst von freien Stücken angeboten und Lessing angenommen hatte: um die Pension von 500 Rthlr. Dies geht aus seinem Brief, an Lessing, Mannheim den 7. April 1777 hervor. [2])

„So patriotisch das Verlangen war, einen Lessing für die Pfalz auf eine dauerhafte Art zu gewinnen; so gegründet die Hoffnung sein möchte, dadurch unsern Musen ein neues Leben und unserm Nationaltheater das nöthige Ansehen und die nöthige Consistenz zu geben, damit es auf die Sitten und den Geschmack Deutschlands wirken könne: so einleuchtend ist hingegen Ihrerseits die Bedenklichkeit, Ihre dermalige günstige Lage mit einer andern zu vertauschen; und wir müssen uns schon mit dem Welschen Sprichwort verbescheiden: Chi sta bene, non si move. Indessen freuet es mich doch, daß Sie uns nicht ganz unserem Schicksale überlassen, sondern wenigstens von Zeit zu Zeit besuchen, und zur Beförderung der Wissenschaften und Künste in Mannheim das Gehörige beitragen wollen. Dieses kann und wird nicht umsonst oder zu Ihrem eigenen Nachtheil gefordert werden. Da Sie aber eine stete Pension mit Verbindlichkeit, jährlich hieher zu reisen, ausgeschlagen, und zu wünschen geschienen haben, Ihre Freiheit unbeschränkt beizubehalten; so bleibet mir nichts weiter mehr übrig, auf Ihr geehrtes Schreiben vom 20. März zu erwiedern, als Sie zu versichern, daß, so oft es Ihnen gefällig sein wird, Ihr Versprechen in Erfüllung zu bringen, Se. Kurfürstl. Durchlaucht gewiß nicht entstehen werden, Sie nicht allein schadlos zu halten, sondern auch Ihre Bemühungen auf eine Höchstderoselben und Ihrer würdige Art zu erkennen. Da nun solchergestalten die Ihnen anstößig geschienene Bedingung einer bestimmten jährlichen Reise insoweit hinwegfiele, ohne daß Sie etwas dabei verlören, so verhoffe ich, daß Ew. Wohlgeboren auch in dieser Aeußerung des Ministers die aufrichtige Gesinnung des Freundes nicht mißkennen werden."

Lessings Antwort an den Minister lautete:

„Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Aus-

1) Das Concept des Briefes, den er dem Minister darüber schrieb (bemerkt Karl Lessing), ist zu undeutlich und zu abgekürzt, als daß man seine Gründe daraus angeben könne.

2) Lessings Leben von K. Lessing I, 375. Lachmann hat ihn bei der Redaktion des Briefwechsels, im 13. Bande seiner Ausgabe, übersehen. Hier wäre er S. 580 zu stehen gekommen.

kunft über die Seylerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte."

„Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe."

„Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freiwillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzuſetzen."

„Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels Jemandem beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten."

„Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Mannheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ihm ſagen? —"

„Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ew. Excellenz und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen, was er will?"

„Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſein; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo Manches von deutſchem Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Errichtung des Mannheimiſchen Theaters, ohne mich dabei zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabei in Spiel bringen dürfte."

„Hie muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche geſtehen: ich vergebe tauſend verſprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publikum alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſal überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts, und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſein."

„Verzeihen Ew. Excellenz meine Freimüthigkeit." — —

Der Miniſter ließ darauf Leſſingen durch einen Freund wiſſen: ob er ihm gleich auf Befehl des Kurfürſten ſo abſchlägig ſchreiben müſſen, ſo wäre doch

Seine Durchlaucht noch auf das wärmſte für ihn geſinnt, und es käme nur auf ihn an, das Herz des Kurfürſten umzuſtimmen, das blos ſeine Gleichgültigkeit verſtimmt hätte; wozu freilich das Geſchwätz derer, die ihn nicht gern in der Pfalz ſähen, das ſeinige beigetragen. Würde er aber nur das geringſte verfertigen, entweder für die Akademie, oder für das Theater, ſo würde gleich alles wieder gut ſein: er würde dann fordern und erhalten können, was er ſich nur wünſche; und wollte er ſich dann ihm, dem Miniſter, anvertrauen, ſo ſollte er ſehen! Es wäre nun einmal in der Pfalz ſo, der Kurfürſt böte nicht gern an, wo er abſchlägige Antwort befürchten könne.

Aus dieſer Erklärung, ſagt Karl Leſſing, ſieht man zur Genüge, daß die Gegenpartei zu viel gegen Herrn von Hompeſch vermochte, und Leſſing ihren Ränken immer ausgeſetzt geblieben wäre, wie er ſich auch dabei genommen hätte. Der Miniſter ließ wirklich noch durch die dritte Hand einen neuen Verſuch bei Leſſing machen, den dieſer mit Unwillen von der Hand wies. [1])

Was die in Leſſings Schreiben berührte Seyler'ſche Angelegenheit betrifft, ſo hatte ſie mit ſeiner einen ähnlichen Ausgang, nur daß Seyler von ſeiner Stellung einen beſſeren Nutzen zu ziehen verſtand, als Leſſing konnte oder wollte. Seyler nemlich, der, in Folge der an ihn ergangenen Berufung, in Dresden keinen neuen Vertrag geſchloſſen, kam nach Mannheim und fand alles ganz anders, als man ihm zugeſagt. Den Kurfürſten hatte die Gegenpartei ganz wider ſeine Geſellſchaft eingenommen, und niemand wollte von ihm etwas wiſſen. Leſſing hatte ihn empfohlen, und von deſſen Empfehlung, meinte ſein Bruder, ſollte in die Pfalz nichts kommen. Man nahm alſo lieber Marchands Geſellſchaft, und gab dieſer noch einmal ſo viel, als man Seylern angeboten. „Lachen Sie, ſchrieb Leſſingen einer von ſeinen Freunden, Marchand erhält 18,000 Fl., damit er die dicke Amme ſei, welche dem mächtigen Wiegenkinde, der deutſchen Nationalbühne, womit die Pfalz ſo lange ſchwanger ging, zur Geburt helfe. Heiliger Gott! was muß man erleben! Mit Leſſingen fängt man an und mit Marchand hört man auf!“ [2])

Seyler wollte ſich jetzt über dieſe ungerechte Behandlung beſchweren; aber Prinzen, Miniſter und Räthe „hielten Wache vor dem Zimmer des Kurfürſten“, dem Seyler eine Supplik zu Füßen legen wollte. Bei dieſer offenbaren Mißhandlung, die ihm großen Schaden brachte, nahm Seyler zu einer Liſt ſeine Zuflucht. Er ließ dem Juſtizminiſter, der ihn eben ſo wenig vor ſich ließ, und

1) S. in der Beilage das ungedruckte Schreiben Leſſings an Müller in Mannheim, vom 15. April 1777.

2) Leſſings Leben S. 389. Devrient eignet in ſeiner Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt III, 305 dem Prinzipal Marchand das Verdienſt zu, den Entſchluß, ein Nationaltheater nach Joſephs II. Vorbild zu errichten, in dem Kurfürſten geweckt zu haben. Aber die Art, wie Leſſings hier gedacht wird, zeigt ſchon, daß der Verfaſſer die mit allen Urkunden belegte Geſchichte dieſer Verhandlungen in Leſſings Biographie von ſeinem Bruder gar nicht gekannt hat.

auch seine Supplik an den Kurfürsten nicht annehmen wollte, gerade heraus sagen, wofern man ihm nicht hinlängliche Genugthuung gäbe, so wäre er entschlossen, mit Lessingen über das erlittene Unrecht gemeinschaftliche Sache zu machen, und das unbillige Verfahren des pfälzischen Hofes der ganzen Welt aufzudecken. Von Lessings Seite wäre man wohl davor sicher gewesen, sagt sein Bruder, denn er ließ seine Gegner nicht gern merken, daß ihm weh geschehen sei; man mußte aber dergleichen, nach einem Schreiben, das er an den Minister von Hompesch für Seylern ergehen lassen, doch vermuthet haben. In diesem Schreiben hatte er unter anderm gesagt: „Ich könnte meines Theils mit einem kleinen desappointement (das ist der gelindeste Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann) schon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch so wenig beigetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung gewesen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit gesetzt würden, wovon sich die Großen freilich keinen Begriff machen können.“ Kurz, Seyler erhielt zu seiner Schadloshaltung 1000 Reichsthaler. Und Lessing — Nichts. Doch nein. Lessing erhielt mit einem Billet des Ministers ein Geschenk zur Vergütung der Reisekosten und ein schön vergoldetes und mit Leder überzogenes Kästchen mit dreißig kupfernen Medaillen! [1] . . .

Lessing hat die Veranlassung nicht gesucht, jemals öffentlich eine Silbe über dieses unwürdige Betragen von Seiten des pfälzischen Hofes fallen zu lassen. An Nicolai, welcher in einem Briefe an ihn über die von Ort zu Ort in Deutschland wandernde deutsche Nationalschaubühne seinen Spott trieb, schrieb er den 25. Mai 1777 nur so viel: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus! Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre, so sollte ich noch nach Mannheim kommen. Dieses ist alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.“

Die Zeitungen hatten ausgesprengt, daß man in Mannheim drei Preise für das Theater ausgesetzt hätte, einen zu 300, den andern zu 80 und den dritten zu 50 Dukaten. Das wäre doch etwas, meinte Karl Lessing. Sein Bruder benahm ihm bald diesen Wahn. „Mit einem deutschen Nationaltheater, schrieb er den 25. Mai, ist es lauter Wind, und wenigstens hat man in Mannheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sei, auf welchem lauter geborene

1) Es war eine Folge von Münzen, die mit dem ersten Pfalzgrafen der baierischen Herzoge, Ludwig, anfing und bis auf den damaligen Kurfürsten, Karl Theodor, ging, welcher diese Münzen durch seinen Graveur Schäfer, den Sohn, 1758 hatte schneiden lassen. Karl Lessing erklärt sie für das Meisterstück dieses Künstlers.

Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauſpieler hätten, iſt gar nicht gedacht worden. Auch die Schauſpieler ſelbſt halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf lebenslang reichlichen Unterhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl iſt mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen laſſe, ſo oft es mir gefällt!"

Bei dem Aufſehen, welches die Sache in Deutſchland machte, fehlte es indeß nicht an Stimmen, welche das Mißlingen des pfälziſchen Unternehmens zum Theil auf Leſſing ſchieben mochten, als wenn er den Verhältniſſen und Perſonen zu wenig Spielraum geſtattet hätte. Selbſt Wieland und Merck ſchienen ſo zu urtheilen. Wieland hatte um die Zeit, da Leſſing von Mannheim zurückgekehrt war, ſein Singſpiel Roſemunde, mit der Muſik von Schweizer, für die kurfürſtliche Oper zu Mannheim geſchrieben, und nahm die von Seiten des Miniſters von Hompeſch an ihn ergangene Einladung, zur Aufführung ſeines Singſpiels, welche im neuen Jahre ſtattfinden ſollte, nach Mannheim zu kommen, ſehr gern an. „Nach Mannheim geh' ich, ſchrieb er an Merck aus Weimar den 22. September 1777, das iſt beſchloſſen — — und ich glaube, Sie weiſſagen ſehr richtig, daß es mir dort beſſer gehen wird, als dem Freund Leſſing mit ſeinem Weberbaum. Ich pflege keine dergleichen Wehr und Waffen zu führen, wie Sie wiſſen — und wenn ein Menſch iſt, der jedes Ding in ſeiner Individualität nimmt, ſo bin ichs. Es war freilich auch nicht immer ſo mit mir." Es wird niemand Wunder nehmen, daß Wieland, der jederzeit „mit allen Arten von Menſchen, Thieren und Geziefern ſich ganz gut vertragen können" — Wieland, und nicht Leſſing war! — Und dennoch weiſet derſelbe Wieland das ihm von Merck bei dieſer Gelegenheit geſtellte Anſinnen, Weimar mit Mannheim zu vertauſchen, und „dieſes rauhe Land, wo kein Wein wächſt, das Waſſer nichts taugt und Eurus und Boreas ſich acht Monate vom Jahre ſo unnütz machen als möglich, zu verlaſſen" — halb im Ernſte, halb ſcherzend von der Hand; „auch er ziehe ſeine glückliche Obſcurität in Weimar bei weitem dem mare infidum von Mannheim vor, wo, wenn ſich ein paar Augen geſchloſſen haben ſollten, ungleich mehr zu riskiren ſei, als in Weimar". Ganz ſo, wie Leſſings Frau vom Hofe in Mannheim geurtheilt hat!

Vielleicht, daß dieſer erſte und verunglückte Verſuch, in Mannheim eine Nationalſchaubühne zu gründen, dennoch nicht umſonſt gemacht wurde, vielleicht, daß die mehrere Jahre ſpäter (1779) unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg ſo glänzend durchgeführte Unternehmung, welche ſchon durch Schillers Mitwirkung, gerade in dem Todesjahre Leſſings, ein bleibendes Andenken behält, vor dem Schickſale der früheren durch die noch friſchen Erfahrungen des Jahres 1775 geſichert ward! So war es auch bei dem Theater in Hamburg. Wo Leſſing geſäet und geſäet hat, ſollten Andere ernten. —

In dieſelbe Zeit fallen auch des Kaiſers Joſeph II. Reformen des deutſchen Theaters in Wien, deren Geſchichte, ſo gut wie die des Theaters in Mannheim,

auf eine, wenn auch nur indirecte, Theilnahme Lessings zurückführt. Der Kaiser hatte schon nach Beendigung des Carnevals 1776 den Entschluß gefaßt, die „Kunstpächterei" gänzlich aufzuheben, und die deutsche Bühne unter den directen Schutz der Krone zu nehmen. War es doch die bisherige precäre Stellung des Theaters unter einem nach Willkür verfahrenden Impressario, welche Lessing mehre Jahre vorher gegen jede Anstellung an dem Wiener Theater mit unüberwindlicher Abneigung erfüllt hatte. So entstand das Nationaltheater (das Theater an der Burg), welches den ursprünglichen Gedanken der Hamburgischen Unternehmung zehn Jahre früher glänzender, als vielleicht zu hoffen war, zur Ausführung brachte. Joseph II. sandte gleich anfangs den Schauspieler Müller[1]) auf eine Rundreise durch Deutschland, um die besten Talente zu gewinnen, anderer Einrichtungen zu geschweigen, welche das Werk den Absichten des hochherzigen Stifters nähern sollten. Müller, welcher schon einmal i. J. 1774 Lessing besucht hatte (XIII, 506. XII, 415), hätte geglaubt, den Zweck seiner Reise im Sinne des Kaisers zu verfehlen, wenn er nicht Lessings Rath und Vorschläge einholte. Er begab sich also zu ihm nach Wolfenbüttel und berichtete bald darauf vor dem Publikum über die von ihm empfangenen Anregungen und Ideen. Sie betrafen vor allem die Gründung einer Theaterpflanzschule.[2])

„Jede Kunst — sagte er — muß eine Schule haben, in der frühesten Jugend durch gute Grundsätze vorbereitet und geleitet werden. Nur dadurch, durch eifriges Studiren und mühsamen Schweiß erwirbt sich der darin gebildete Schauspieler das Recht auf die Achtung und Ehre seiner Zeitgenossen. — Durch Jahrtausende hat es die Erfahrung bewiesen, daß die erste Grundlage der Erziehung den Charakter des Menschen für die Zukunft bestimmt. Diese Eindrücke sind unvertilgbar und ihr Einfluß wirkt durchs ganze Leben. Alle Empfindungen, Leidenschaften, Neigungen und Fähigkeiten müssen in ihrem ersten Keime geleitet werden, wo das weiche, unbefangene Herz noch jeder Biegung gehorcht. So zweifellos dieser Satz in Ansehung der moralischen Bildung ist, ebenso gewiß ist er es auch in Rücksicht auf die Bildung eines jeden Künstlers; und da durch eine zweckmäßig eingerichtete Theaterpflanzschule beide Arten erzielt werden können, so ist der unschätzbare Nutzen eines solchen Institutes offenbar und einleuchtend bewiesen."

„Wäre der Endzweck des Schauspieles auch blos das Vergnügen des Volks, so ist es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen vortragen zu lassen, für welche es, außer den Stunden der Geisteserholung, keine besondere Achtung

1) J. H. F. Müller, vgl. über ihn die Chronologie des deutschen Theaters, S. 385 (das Register).

2) Müller hat von dieser Reise Rechenschaft gegeben in seiner Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne, Wien 1776; ich kenne nur die von E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 324, mitgetheilten Auszüge. Ueber ihn als Schauspieldichter vgl. Gervinus V, 391.

haben kann. Allein die Schaubühne iſt etwas mehr, kann und ſoll etwas mehr ſein, und ihr edler Zweck wird durch unedle, nicht nach Grundſätzen dazu erzogene Mitglieder ebenſo vereitelt, als die Wirkung der beſten Kanzelrede durch die tadelhaften Sitten des Redners. Beide gleichen einer Uhr, die gut ſchlägt, aber unrichtig zeigt." So ungefähr Leſſing.

Was dem Schauſpielerſtande künſtleriſch und ſittlich helfen konnte (ſetzt E. Devrient hinzu), iſt hier klar und einfach ausgeſprochen. Die allgemein theatraliſche Bewegung dieſer Epoche, die durch des Kaiſers Beiſpiel erregte Theilnahme der Fürſten, Alles ließ hoffen, daß man ſich der Schauſpielkunſt gründlich annehmen, die Schmach der Unbildung und Depravation aus einem Stande tilgen werde, der, trotz dieſer Hinderniſſe, binnen kaum fünfzig Jahren ſo enorme Fortſchritte gemacht, die Anerkennung aller Stände erzwungen und die innige, thätige Liebe des größten Mannes ſeiner Zeit, Leſſings, ſich erhalten hatte.

Der weitere Verlauf der Unternehmung, wie derſelbe Schriftſteller ihn erzählt, gehört nicht hierher. Leſſings Anregung zu einer Theaterpflanzſchule wurde zwar vom Kaiſer in weitere Erwägung gezogen; er ließ Gutachten von Weiße und Engel darüber einholen und bewilligte dem Schauſpieler Müller das Theater am Kärnthner Thor, wo dieſer am 15. Juli 1779 die erſte Vorſtellung mit Kindern gab. Doch öffentliche Darſtellungen mit dreſſirten Kindern, wie ſie in neueſter Zeit aus Privatſpeculation hervorgingen, lagen nicht in Leſſings Gedanken einer Theaterpflanzſchule, und Müllers Anſtalt, obwohl ſie eine Zeitlang die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, hatte ſo wenig Dauer und Nutzen, als jener verfehlte Verſuch, der in Mannheim mit einer Theaterſchule gemacht worden war. [1])

Achtes Kapitel.

Abgeſehen von jener Epiſode in Mannheim, welche für Leſſing nur reich an Verdruß, wenn auch zugleich an Gewinn für Kenntniß der Höfe und der Menſchen war, kann das Jahr 1777 als das ruhigſte und glücklichſte ſeines Lebens bezeichnet werden. Das war im Weſentlichen die wohlthätige Wirkung ſeiner Ehe mit einer Frau, deren Erſcheinung bei denen, welche damals Leſſings Haus betraten, Bewunderung und Liebe hervorrief. Wir haben ein Zeugniß dafür aus der Feder von Ludwig Timotheus Spittler, auf welchen ausgezeichneten Geſchichtsſchreiber Leſſing nicht ohne Einfluß geweſen iſt. Spittler arbeitete im Frühjahr 1777 als junger fünfundzwanzigjähriger Magiſter

1) Ed. Devrient a. a. O. II, 407.

einige Wochen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel und besuchte täglich Lessings Haus. Er gefiel Lessingen wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit so wohl, daß er ihm, als er von Wolfenbüttel nach Berlin abging, ein Briefchen an seinen Bruder (vom 23. April) mitgab, worin er ihn auf das Beste empfahl. Spittler also schrieb, nachdem er Wolfenbüttel wieder verlassen, an Meusel in Erfurt [1]): „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Der wohlthätige Einfluß dieser mit solcher Begeisterung geschilderten Vorzüge auf Lessing entging seinem ältesten und würdigsten Freunde, Moses Mendelssohn, nicht. Dieser verweilte im November desselben Jahres auf der Rückreise von Pyrmont einige Wochen in Hannover und lud Lessingen dahin ein, um mit ihm die Leibniz'schen Papiere zu durchsuchen. Er kündigte ihm gleichzeitig seinen nahen Besuch an. „Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, schrieb er den 11. November. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keines so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigern, zufriedenern Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser besseren Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am Meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre? —"

1) Historische und literarische Unterhaltungen von Meusel. Coburg 1818. S. 262.

Mendelssohns Besuch verzögerte sich bis gegen das Ende des Jahres. Es war verabredet, daß er Lessings ältesten Stiefsohn (Friedrich König) — einen jungen Menschen von neunzehn Jahren, der die größte Neigung, Soldat zu werden, hatte und sich den preußischen Dienst in der Nähe besehen wollte, — in seinem Wagen mit nach Berlin nehmen würde. Dies geschah.

Nicht lange darauf wurde Lessings Gattin von einem Sohne entbunden. Lessing schien den höchsten Gipfel seines Glückes erstiegen zu haben — ach, nur um so tiefer von demselben herabzustürzen! Er verlor noch an dem nämlichen Tage diesen Sohn und bald darauf die Mutter. Die Briefe, welche Lessing in dieser für ihn so schrecklichen Epoche theils an Eschenburg, theils an seinen Bruder ergehen ließ, sind um so erschütternder, je mehr er den Schmerz hinter dem Ausdrucke kalter Resignation zurückhält.

(An Eschenburg, den 3. Januar 1778.) „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

(An Karl Lessing, den 5. Januar 1778.) „Bedaure mich, daß ich dasmal so eine gültige Ursache habe, Dir während der Zeit, da Du so viel Güte für meinen Stiefsohn hast, noch nicht geschrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie war entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur zwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübniß ward von der größten Besorgniß so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur sauer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hatte sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Um-

gang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird."

(An Eſchenburg, den 7. Januar.) „Ich kann mich nicht erinnern, was für ein tragiſcher Brief das geweſen ſein kann, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich recht herzlich, wenn er das geringſte von Verzweiflung verräth. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müſſen mich nun ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin."

„Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen."

Gerade jetzt erhielt Leſſing durch Eſchenburg von Gözens erſtem Angriff auf ihn Kenntniß. Er dankt ihm dafür. „Dieſe Materien ſind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerſtreuen können," ſchreibt er.

(An Eſchenburg, den 10. Januar.) „Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unſerer übrigen Freunde Beileides verſichert halten darf."

(An Karl Leſſing, den 12. Januar.) „Zu was für einen traurigen Boten an meinen Stiefſohn muß ich Dich machen! — Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz ſelbſt nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, iſt todt. Wenn Du ſie gekannt hätteſt! — Aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts von ihr. Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat; ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!"

An dem Morgen des Tages, da Leſſing dieſes ſchrieb, war ſeine Frau begraben worden. —

Leſſing theilte ſich jetzt zwiſchen ſeine theologiſchen Streitigkeiten, welche den Reſt ſeines Lebens größtentheils ausfüllten, und die väterliche Sorge für ſeine Stiefkinder, deren Erziehung ihm nun anheim fiel. Er ſchloß ſich von nun ab noch mehr gegen die Außenwelt ab, und öffnete ſein Inneres nur noch ſehr wenigen Freunden. Am meiſten ſchien er ſich zu Eliſe Reimarus hingezogen zu fühlen. Dieſe edle Menſchenfreundin, welche mit dem männlichen Geiſte und Verſtande, der ſie zur Freundin Leſſings und F. H. Jacobi's machte, jenen einfachen Sinn verband, womit ſie für Campe Kindergeſpräche ſchrieb, befürchtete nach dem ſchweren Unglück, das Leſſing betroffen, er würde in Wolfenbüttel nicht aushalten oder gar in Folge der Herausgabe der Fragmente von ſeiner Stelle entlaſſen werden. Aber vor dem einen wie dem andern bewahrte ihn ſein Muth, wie ſeine Klugheit. — „Machen Sie ſich, meine beſte Freundin (ſchrieb er ihr den 2. Auguſt 1778),

meinetwegen nicht den geringsten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streites unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wendung mein Schicksal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit so armseligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern."

Zuweilen nur erhielt die Einsamkeit, welcher Lessing sich hingab, und die Sorgen, welche die väterlichen Pflichten gegen seine Stiefkinder ihm auflegten, die Oberhand; denn um auch nur den entferntesten Schein zu vermeiden, als zöge er aus dem Vermögen seiner Frau zum Nachtheil der Kinder Vortheile, ein Gedanke, der gewiß niemanden außer ihm einkam, ihm aber unerträglich ward, brachte er den Verhältnissen Opfer. Sein Bruder in Berlin mußte gegen das Ende dieses Jahres eine Summe von einigen hundert Thalern, welche ihm ein Jude mit uneigennütziger Bereitwilligkeit vorschoß, aufnehmen [1]), und diese wurden durch das für Nathan den Weisen eingehende Honorar gedeckt. Von diesen beengenden Verhältnissen läßt Lessing in seinem Briefe an Elise vom 9. August einiges durchschimmern. „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrüßlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andre Menschen! Wie oft wünsche ich, mit Eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszuharren, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche einst mit den Zähnen und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wetter wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!"

Einige Zeit darauf, im September, machte Lessing in Angelegenheiten seiner

1) In dem Briefe vom 9. December (XIII, 616) theilt Karl Lessing den Dialog, den er darüber mit dem Juden W.... hatte, wörtlich mit. In Lessings Antwort XII, 519, sind die Anfangsbuchstaben M. W. angegeben. Ich lese: Moses Wessely, der vorübergehend in Berlin war. Der Verleiher erbot sich von selbst, das Geld vorzuschießen: „Ich bin in Kurzem wieder in Hamburg, und möchte gern einen Brief von ihm haben," sagte er. „Wenn er Ihnen aber nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" — „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden?" — Diese witzige Wendung verräth einen alten Freund.

Stieftinder eine Reiſe nach Hamburg. Er war anfangs entſchloſſen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber er hatte ſeine Stieftochter, Malchen, mitgenommen, und dieſe wurde gefährlich krank. Dies hielt ihn bis in die ſechste Woche auf, daß er erſt am 18. October wieder in Wolfenbüttel eintraf. Während dieſes Aufenthaltes war es, daß Leſſing die „Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze" niederſchrieb und nach der Rückkehr zum Druck an Voß in Berlin abſchickte.

Eliſe war die einzige ihres Hauſes, welche Leſſingen wegen der Herausgabe der Fragmente ihres Vaters von ihrer Freundſchaft und Hochachtung nichts entzog [1]), während der Arzt, ihr Bruder, ihm entſchiedene Kälte zeigte. Leſſing beſorgte ſchon im voraus, daß er ſeine Beſuche in dem Hauſe Reimarus mehr „nach der Klugheit, als nach ſeiner Neigung" werde einrichten müſſen. Es kränkte ihn auch nicht wenig, als im nächſten Jahre der Sohn des Doctor Reimarus, Eliſens Neffe, in Braunſchweig und Wolfenbüttel war, ohne ſich mit einer Silbe nach ihm zu erkundigen, geſchweige daß er ihn ſollte beſucht haben. Er beklagte ſich bitter darüber gegen Eliſen (XII, 536). „Gewiſſe Leute ſagen, er habe mit allem Fleiße einen Mann nicht beſuchen wollen, der ſo viel Schande auf ſeinen ſeligen Großvater gebracht habe. Es mag ſehr nützlich ſein, ſeinen chriſtlichen guten Geruch lauter und rein zu erhalten, ob man aber in der Sorgfalt dafür auch nicht zu weit gehen könne, gebe ich der Tochter dieſes ſeines Großvaters zu bedenken, die mich mit andern Augen anſieht, wenn ſie ihre Briefe nicht eben ſo will geſchrieben haben, als dieſer Großvater ſein letztes und beſtes Werk geſchrieben haben ſoll. . ."

Seit dem Tode ſeiner Frau bemerkte man eine auffallende Veränderung in Leſſings phyſiſcher und geiſtiger Erſcheinung, welche ſich in einer gewiſſen Schwere und Schlafſucht äußerte. In den heiterſten Zirkeln ſeiner Freunde, wenn dieſe Abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er ſich endlich, angeregt oder von ſelbſt, gewöhnlich mit der Frage: „Nun, was giebt's?" wieder aufraffte. In Hamburg fiel dies ſchon auf; es beſſerte ſich jedoch in Folge des wohlthätigen Wechſels wieder ſo weit, daß er nach der Rückkehr an Eliſen, den 16. December, ſchrieb: „Meine Schlafſucht hat ſich ganz verloren, und wenn Sie ſie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, ſo habe ich von Glück zu ſagen." Nichtsdeſtoweniger war ſeine Geſundheit erſchüttert,

1) Eine, nur allzukurze, Lebensnachricht und Charakteriſtik Eliſens von K. Sieveking (dem vor einigen Jahren verſtorbenen Syndikus der Stadt Hamburg), ſteht in der neuen Ausgabe von M. Mendelsſohns geſammelten Schriften V, 691. Sie wurde geboren den 22. Januar 1735. „Eine Sammlung von Briefen, welche ſich in dem Nachlaß des Kammerherrn von Hennings, eines Schwagers ihres Bruders, gefunden, würde vielleicht über den äußerlich ſtillen Gang ihres Lebens einige Aufklärung geben. Eliſe Reimarus erreichte in single blessedness das 70. Jahr. . ." Es iſt ſehr zu wünſchen, daß eine fromme Hand der trefflichen Frau denſelben Dienſt erweiſe, wie es von Lappenberg für Goethe's „ſchöne Seele" geſchehen iſt.

seine Lebensluft gebrochen. Seine Briefe aus dieser Zeit tragen den Ausdruck von Krankheit und Ermattung. Den Sommer 1779 war er häufig bettlägerig. Dieser Zustand verschlimmerte sich im Winter. Er klagt seinem Bruder vom 25. Februar 1780: „Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauche meiner Seelenkräfte hindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug, denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"

Sein Zustand besserte sich während des Sommers 1780 nicht wesentlich. Die Krankheit eines Andern ergriff ihn schmerzlich, indem sie ihn an sich selbst erinnerte. „Ich weiß nicht, schrieb er an Elisen vom 22. Juni, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank; sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da."

Neuntes Kapitel.

In diesen Zeitpunkt fällt der vielbesprochene Besuch des Philosophen F. H. Jacobi bei Lessing, von dessen Wichtigkeit für die Kenntniß von Lessings Philosophie ich schon gehandelt habe. Was sich daran für Lessing sonst Charakteristisches knüpft, hole ich hier nach. Ich lasse Jacobi reden.[1]) „Immer (beginnt er) hatte ich den großen Mann verehrt; aber die Begierde, näher mit ihm bekannt zu werden, hatte sich erst seit seinen theologischen Streitigkeiten, und nachdem ich die Parabel gelesen, lebhafter in mir geregt. Mein günstiges Schicksal gab, daß ihn Allwill interessirte, daß er mir durch Reisende manche freundliche Botschaft sandte, und endlich im Jahre 1779 an mich schrieb. (Es waren die Zeilen vom 18. Mai 1779 bei Uebersendung des Nathan.) Ich antwortete ihm (aus Pempelfort den 20. August), daß ich im folgenden Frühjahr eine Reise vorhätte, die mich über Wolfenbüttel führen sollte."

Die Reise kam, wiewohl ein wenig später, als Jacobi beabsichtigte, zu Stande. Er zeigte Lessingen vom 1. Juni 1780 seine baldige Erscheinung an, und lud ihn ein, ihn auf eine Reise zu begleiten, die sie nach Berlin führen sollte. Lessing erhielt dieses Schreiben den 12. und forderte ihn auf, einige

1) Jacobi's Werke IV, 1. Abtheilung S. 50.

Tage in ſeinem Hauſe auszuruhen. Sein Wunſch wäre es, eine weitere Reiſe mit ihm zu machen, doch könne er dies zur Zeit noch nicht beſtimmen. Daß Jacobi den Gegenſtand ihrer Geſpräche in voraus beſtimmen wollte, war ungewöhnlich. Leſſing antwortete darauf weiter nichts, als: „Unſere Geſpräche würden ſich zwar wohl von ſelbſt gefunden haben. Aber es war doch gut, mir einen Fingerzeig zu geben, von wannen wir am beſten ausgehen könnten."

Den 5. Juli Nachmittags traf Jacobi bei Leſſing in Wolfenbüttel ein, und ſogleich ſtürzte er ſich in die Fragen, welche ſeinen Geiſt damals ſo beſchäftigten. Seine Schweſter Helene war zugegen; nachher kam Wolke, der Sprachforſcher und Pädagog, dazu, ohne daß Leſſing ſeine Rede unterbrach oder veränderte. [1])

„Wir ſprachen noch an demſelbigen Tage über viele wichtige Dinge; auch von Perſonen, moraliſchen und unmoraliſchen, Atheiſten, Theiſten und Chriſten."

„Den folgenden Morgen kam Leſſing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu ſchreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm Verſchiedenes aus meiner Brieftaſche, daß er ſich unterdeſſen die Zeit damit vertriebe. Beim Zurückgeben fragte er, ob ich nicht noch mehr hätte, das er leſen dürfte. Doch! ſagte ich (ich war im Begriff zu ſiegeln); hier iſt noch ein Gedicht; — Sie haben ſo manches Aergerniß gegeben, ſo mögen Sie auch wohl einmal eines nehmen." (Dies hieß Leſſingen ſchlecht kennen!) — Das Gedicht war „Prometheus" von Goethe, d. h. der Monolog, womit der dritte Act des 1773 verfaßten dramatiſchen Fragmentes abſchließt. [2])

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt —

Damals kannte Niemand die dramatiſche Beziehung und Bedeutung dieſes Monologs, und dies ſteigerte den Sinn deſſelben zum Räthſelhaften.

Leſſing las das Gedicht und ſagte, indem er es zurückgab: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand."

„Sie kennen das Gedicht?"

„Das Gedicht habe ich nie geleſen, aber ich finde es gut." [3])

„In ſeiner Art ich auch; ſonſt hätte ich Ihnen es nicht gezeigt."

„Ich meine es anders," verſetzte Leſſing..... Nun entſpann ſich die bekannte Erörterung über Pantheismus, Determinismus, Spinozismus und was damit zuſammenhängt, deren Ergebniß für die Kenntniß von Leſſings

1) Jacobi's Werke IV, 2. S. 177.

2) Goethe's Werke XXXIII, 262.

3) Gegen Mendelsſohn, welcher in dem Streite gegen Jacobi von „ſchlechten Verſen" ſprach, bemerkte ihm dieſer (a. a. O. S. 215): „Leſſing hat nicht allein mehrgedachte „ſchlechte" Verſe gut befunden, ſondern ſie öfter wieder begehrt, ſie ein Gedicht genannt, das Gedicht gelobt und — ſogar bewundert. Noch an dem Morgen unſers Abſchiedes zu Halberſtadt beim Frühſtücke, da auf ſchlechte Verſe die Rede kam, forderte Leſſing den Prometheus mir noch einmal ab — lobte und bewunderte den echten lebendigen Geiſt des Alterthums, nach Form und Inhalt, darin von Neuem."

philoſophiſchem und religiöſem Standpunkt keinen Abſchluß gewähren kann. Jacobi hat den Inhalt dieſer Unterredungen mehrere Tage aus dem Gedächtniß zuſammengedrängt. Dabei berechtigt uns ſein eigenes Geſtändniß zu der Annahme, daß wir Leſſings Auslaſſungen nicht direct und nur von der einen Seite erfahren haben[1]), nämlich von Seiten ſeines ſogenannten Spinozismus, indem nur dieſe dem lebhaft von einem Vorurtheile eingenommenen Jacobi im Gedächtniß blieb; erſt, wenn man auch alle übrigen Ausſprüche, wodurch jene bedingt und näher beſtimmt würden, vor ſich hätte, hätte man den wahren und vollſtändigen Leſſing.

Aus ſeiner Mitreiſe nach Hamburg wurde indeß nichts. „Leſſing wollte mich überreden, ſagt Jacobi, ohne ihn nach Berlin zu reiſen, und wurde alle Tage dringender. Sein Hauptbewegungsgrund war Mendelsſohn, den er unter ſeinen Freunden am höchſten ſchätzte. Er wünſchte ſehnlich, daß ich ihn möchte perſönlich kennen lernen."

Leſſing begleitete Jacobi nach Braunſchweig und es fügte ſich, daß ſie den Abend, ohne Abſchied zu nehmen, auseinander kamen. Leſſing ſchrieb ihm noch ein Billet, worin er die Erwartung ausſprach, ihn in einiger Zeit wieder zu ſehen, ſowie den Wunſch und die Abſicht, mit ihm weiter zu reiſen. — „An dem Tage, da ich mich von Leſſing trennte (es war den 10. Juli), um meine Reiſe nach Hamburg fortzuſetzen (erzählt Jacobi), wurde über alle dieſe Gegenſtände noch viel und ernſtlich geredet. — — Ich gab Leſſingen drei Schriften des Philoſophen Hemſterhuis (von dem er, außer dem Briefe über die Bildhauerei, nichts kannte): Lettres sur l'homme et ses rapports; Sophile; und Aristée. Den Aristée, den ich zu Münſter bei meiner Durchreiſe erſt erhalten und noch nicht geleſen hatte, ließ ich ihm ungern; aber Leſſings Verlangen war zu groß."

„Von eben dieſem Aristée fand ich Leſſing bei meiner Zurückkunft (im Auguſt) ganz bezaubert, ſo daß er entſchloſſen war, ihn ſelbſt zu überſetzen." — Den Aufſatz des Hemſterhuis, Sur les désirs, hatte Leſſing damals noch nicht geleſen, und Jacobi mußte, um ſein großes Verlangen nach dieſer Schrift zu befriedigen, bei ſeinem erſten Aufenthalt in Wolfenbüttel danach ſchreiben.

---

1) A. a. O. 89. „Was ich erzählt habe, iſt nicht der zehnte Theil von dem, was ich hätte erzählen können, wenn mir mein Gedächtniß, in Abſicht der Einkleidung und des Ausdrucks, genug hätte beiſtehen wollen." Aber wie viel liegt bei ſolchen Gegenſtänden in dem Munde eines Leſſing an Einkleidung und Ausdruck! Ferner: „Da ich einmal ganz entſchieden wußte: Leſſing glaubt keine von der Welt unterſchiedene Urſache der Dinge, oder Leſſing iſt ein Spinoziſt — ſo drückte, was er nachher darüber nur auf dieſe oder jene neue Weiſe ſagte, ſich mir nicht tiefer ein, als andere Dinge. Seine Worte behalten zu wollen, konnte mir nicht einfallen; und daß Leſſing ein Spinoziſt war, ſchien mir ſehr begreiflich. Hätte er das Gegentheil behauptet, worauf meine Wißbegierde geſpannt war, ſo würde ich ſehr wahrſcheinlich von jedem bedeutenden Worte noch Rechenſchaft zu geben wiſſen." (Faſt ſollte man das Gegentheil erwartet haben.)

Sie kam an, als Jacobi eben weg war. „Leſſing ſchrieb mir, ſeine ungeduldige Neugier hätte ihm keinen Frieden gelaſſen, bis er das Couvert erbrochen hätte, und er ſchickte mir den übrigen Inhalt nach Kaſſel. Von der Schrift ſelbſt, die ihm ungemeines Vergnügen machte, verſprach Leſſing künftig ein Mehreres.“ Er war noch in ſeinem letzten Briefe an Jacobi vom 4. December 1780 dieſes Verſprechens eingedenk, fand ſich aber ſchon zu abgeſpannt, um ihm nachzukommen. Er begnügte ſich mit der allgemeinen Bemerkung, wonach dieſes Syſtem von der Liebe, ſeiner Meinung nach, eigentlich nichts erkläre, ſondern nur, mit den Annaliſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſein ſcheine, wodurch er eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme.

Als Jacobi auf der Rückkehr, in Geſellſchaft ſeines Bruders Georg, Leſſing wieder beſuchte, begleitete ſie dieſer nach Halberſtadt, wo er einige Tage nicht unangenehm zubrachte. Hier klang der Inhalt ihrer früheren Geſpräche über den Pantheismus bei Leſſing in bedeutungsvollen Anſpielungen nach, welche den Anderen ſehr auffallend und räthſelhaft waren. So, als, während ſie zu Tiſche ſaßen, unverſehens ein Regen kam und Gleim es bedauerte, weil ſie nach Tiſche in ſeinen Garten ſollten, ſagte Leſſing, der neben Jacobi ſaß: „Jacobi, Sie wiſſen, das thue ich vielleicht.“ „Oder ich“, antwortete Jacobi. Gleim ſah ſie etwas verwundert an, aber ohne weiter nachzufragen.

In Gleims Gartenhauſe (das erzählt Jacobi noch), unter einem Wahlſpruche von ihm, ſchrieb Leſſing ſein *Ἓν καὶ πᾶν*.

Hier muß ich eines Briefes gedenken, den Jacobi nicht lange nach Leſſings Tode an Eliſe Reimarus (den 15. März 1781) ſchrieb und worin eine gewiſſe Stelle zu Mißverſtändniſſen über Leſſings damaliges Weſen verführt hat. Jacobi ſpricht da von einem „heimlichen Gram“, der viel zu Leſſings Tode beigetragen haben möge.[1]) „Es lag eine gewaltige Schwermuth auf ihm, und ich werde nie an den Morgen vergeſſen, den ich auf meiner Zurückreiſe mit ihm zubrachte. Erſt diſputirten wir; ich widerlegte einige ſeiner Behauptungen ſo nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Geſicht wurde entſetzlich; ich habe nie ſo ein Geſicht geſehen. Aber bald darauf wurde er weich, und je länger, je vertraulicher. Er klagte mir, daß ihn alles verließe. Selbſt eine gewiſſe Perſon, die ihm ſeit Jahren mit der innigſten Freundſchaft zugethan geweſen, und von der er gewiß wäre, daß ſie ihm ſogar ihre Hand nicht verſagt haben würde, auch dieſe entferne ſich jetzt von ihm. — Er ließ mich von fern argwöhnen, ſeine verſtorbene Frau habe ihm auf dem Todtenbette Vorwürfe gemacht, daß er ſie mit unglücklichen Meinungen angeſteckt habe. So etwas wäre entſetzlich, und verböte, ihm, an Ehe, an Kinder, an Liebe zu denken.[2]) Was ich hierauf erwiderte, können Sie ſich ungefähr

1) F. H. Jacobi. Auserleſener Briefwechſel I. S. 318.

2) Aus dieſen, gewiß ſehr bedeutungsvollen, Aeußerungen ſchließt ein berühmter Theo-

vorſtellen. Vornehmlich ſuchte ich ihn zu bereden, zu mir nach Düſſeldorf zu kommen, wo er vor allen „Gläubigen" ziemlich ſicher ſein würde. Die Schilderung, die ich ihm von ſeiner Lage unter uns machte, gefiel ihm und ſchien ihn zu rühren, und wäre er mit ſeinen Auszügen für die Kirchengeſchichte fertig geweſen, ich glaube, ich hätte ihn entführt."

Was befremden muß: gerade in dieſer Zeit, da Leſſing ſeinen Kräften ſo wenig zutraute, unter dem 9. Auguſt 1780, machte er mit der Hamburgiſchen Theaterdirection einen Vertrag, ihr von zwei neuen Schauſpielen, die er jährlich zu verfertigen verſprach (ob ihm gleich, nach Karl Leſſings Bemerkung, die Fortſetzung ſeines theologiſchen Streits ſchon alle Hände voll zu thun gab), den alleinigen Gebrauch auf ſechs Monate zu laſſen. Sie ſtipulirte ihm fünfzig Louisd'ors für jedes Schauſpiel. Dieſer Kontrakt hieß indeß im Grunde nichts mehr, als ein Verſprechen, dem Hamburgiſchen Publikum ſeine Stücke eher zukommen zu laſſen, als jedem andern. Die Zeit der Verfertigung blieb immer in ſeiner Willkür, da er nicht nach Maßgabe der Zeit, ſondern für jedes Stück bezahlt werden ſollte. Daß es ihm übrigens mit dieſem Verſprechen Ernſt war, zeigen Leſſings letzte Briefe an Eliſe Reimarus.

Am 15. November ſchrieb er, er ſei noch nicht mit ſich einig, ob das nächſte Stück eine Komödie oder Tragödie werden ſolle, und zu Ende des nächſten Monats (18. December): endlich ſei es entſchieden worden, „daß der Kerl das Menſch haben ſolle".[1])

Im October reiſte Leſſing nach Hamburg. Es war ſeine letzte größere Reiſe, und der Aufenthalt an dieſem Orte, unter Freunden, die ihn verſtanden, verfehlte auch diesmal ſeine Wirkung nicht ganz. „Jetzt iſt Leſſing hier, heißt es in einem Briefe von Eliſe Reimarus an Nicolai den 21. October, und ſei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch beſſer bekommt, als der mit der Todten (die Bibliothek nennt ſie ſo), oder ſelbſt der Streit mit Feinden — er iſt faſt ganz der Alte. Was das ſagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären."[2]) — Aber kaum war Leſſing wieder zu Hauſe, ſo war dieſer Schein von einer Beſſerung wieder verſchwunden. Sein erſter Brief an Eliſen bald nach ſeiner Zurückkunft, in lauter abgeriſſenen Sätzen, zeigt uns den Mann, wie er mit aller Anſtrengung ſeiner Willenskraft gegen ſich ſelbſt ankämpft, aber doch ſchon den Muth und die Hoffnung der Geneſung verloren hat:

---

log der Gegenwart in einer etwas geheimnißvollen Weiſe, daß Leſſing einen Pfahl im Fleiſche gehabt. Aber wo dieſer Pfahl Leſſingen im Fleiſche geſeſſen, iſt kein Geheimniß; es iſt hier auf allen Blättern zu leſen. — Ob Jacobi Leſſingen in Bezug auf ſeine verſtorbene Frau richtig verſtanden, bleibt dahingeſtellt.

1) Anſpielung auf die Definition, die der jüdiſche Mathematiker Abraham Caſſel in Berlin von dem Unterſchiede der Tragödie und Komödie einſt Leſſingen gegenüber aufſtellte. Schummel, Breslauer Almanach S. 358.

2) Handſchriftlich, in Danzels Papieren.

„So ſehr ich nach Hauſe geeilt: ſo ungern bin ich angekommen. Denn das erſte, was ich fand, war ich ſelbſt.“

„Und mit dieſem Unwillen gegen mich ſelbſt ſoll ich anfangen, geſund zu ſein und zu arbeiten?“

„Freilich! höre ich meine Freunde mir nachrufen, denn ein Mann wie Sie kann alles, was er will.“

„Aber, liebe Freunde, wenn das nur etwas anders hieße, als: kann alles, was er kann. Und ob ich dieſes Können jemals wieder fühlen werde: das iſt die Frage.“

„Was taugt zwar unverſucht? — Nun denn, meine liebe Freundin, weil Sie mir es auch rathen: ſo ſei es.“

„Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht zu acht Tagen ſehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr: ſo iſt mir ſchon halb geholfen?“

Er empfiehlt ſich dem geſammten Reimarus'ſchen und Campe'ſchen Hauſe und ſchließt: „Wer in dieſer Geſellſchaft hätte bleiben können! Wer aus dieſer Geſellſchaft nur einen Einzigen hier hätte!“

Noch einmal zu Weihnachten wollte Leſſing in Hamburg ſein; aber dieſer Wunſch ging ihm nicht in Erfüllung.

In dem erſten Schreiben an Eliſen nach ſeiner Rückkehr, vom 15. November, äußert er die eigenthümliche Furcht, daß mit ſeiner Krankheit eine Metaſtaſis vorgegangen, und ſich die materia peccans völlig von dem Körper auf die Seele geworfen. Er möchte dies dem ihm von dem Dr. Reimarus vorgeſchriebenen Kräuterthee zuſchreiben und wiſſen, ob ſeine Erfahrungen für ſolche Wirkung ſprechen.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß Jacobi, für Leſſings Geſundheit beſorgt, ihn auf ſein Gut Pempelfort einlud; er war gewiß, ſchrieb er den 5. September 1780 an Eliſe, Leſſing würde hier geneſen. Als nun in dieſen Tagen Malchen König auf der Rückreiſe von einem Beſuche bei ihren Verwandten in der Pfalz in Pempelfort einkehrte, wiederholte Jacobi ſeine Einladung durch ſie und zeigte ihr bereits, wo ihr Vater wohnen ſollte.[1])

„Ich habe ſie auf meinem Hofe in ein beſonderes Gebäude geführt, welches unten drei artige Zimmerchen, zwei Kammern unter dem Dache, Boden, Küche und Keller hat, und noch einen hübſchen Raum, der ehemals ein Saal war, gegenwärtig ein vacirender Kühſtall iſt, doch mit allen Möglichkeiten, wieder ein Saal zu werden. Dieſen Palaſt, der zwar nicht le palais de la fée Aline iſt, habe ich Malchen und Leſſingen angeboten, und dazu einen eigenen, großen, pechſchwarzen Kettenhund, der Leſſingen vor allen andern großen, pechſchwarzen Kettenhunden beſchützen ſoll; ich habe ihn perſönlich herbeiführen und Malchen ſeine Devotion bezeugen laſſen. Dies iſt nur ein Stück des Vorſchlags; der

1) An Eliſe Reimarus, a. a. O. S. 298.

Winter ist noch apart. Außer diesem Project habe ich dem guten Mädchen mit noch ein halb Dutzend andern die Zeit vertrieben."

Als Lessing unter dem 4. December gegen Jacobi über seine Unfähigkeit zu allem, was die geringste Anstrengung erforderte, klagte, dagegen ihm selbst rieth, seinen Kameralgeist an den Nagel zu hängen und sich ruhig hinzusetzen, um seinen Woldemar zu beendigen [1]), kam Jacobi den 22. December aufs neue auf seine Einladung zurück. „Ergötzlichkeiten (außer Reiten, Fahren, Billardspielen und dergleichen) darf ich Ihnen nicht viel versprechen, sondern hauptsächlich nur leise Munterkeit um Sie herum; ruhiges Leben, ohne Todtenstille; herzliche — o, sehr herzliche Pflege, und doch nicht mehr, als Sie wünschen, gränzenlose Freiheit, kurz, eine gute, bequeme Lage. — Lieber Lessing, Sie sagten, Sie getrauten sich in meiner Seele zu lesen; o, so lesen Sie doch vor allen Dingen darin, was Sie selbst angeht! und wenn es Ihnen nur halb ahndet, daß Ihnen wohl bei mir sein könnte, so kommen Sie! aber Recha [2]) muß mit kommen. Gern reise ich Ihnen bis Osnabrück entgegen. — O, daß Sie sich entschlössen! Auf das Frühjahr wüßte ich schon Auswege mit Ihnen. Da besahen wir das bergische Land, Aachen, Spaa, und hielten Sie aus bis auf den Winter: Paris. Wahrhaftig, mein lieber Lessing, Sie gehen in dem Wolfenbüttel zu Grunde, und das sollen Sie mir nicht, beim großen Pan und bei allen seinen Elementen."

Auf diese so wohlgemeinte, warme, immerhin auch ein wenig nach Beschützerart abgefaßte Einladung blieb Lessing, wie es scheint, die Antwort schuldig. Bei allem noch so herzlichen Wohlwollen in Jacobi's Schreiben geht ein gewisser vornehmer Ton durch, der diesen Schriftsteller nie verließ, und der einem Charakter von gediegener Einfachheit und ungeschminkter Menschlichkeit, wie Lessing, innerlich entgegen sein mußte. Es ist ein Ton, der in dem deutschen Wesen vielleicht gar nicht liegt, sondern durch französische Bildung ihm erst aufgepfropft wird.

Sein Brief an Mendelssohn vom 17. December, sein letzter an diesen Freund, klingt wie ein Abschied von dem Leben und läßt uns die düstere Hoffnungslosigkeit seiner Seele erkennen. „Ich glaube nicht, sagt er hier, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefällt, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts

1) Jacobi war am Hofe zu München in Ungnade gefallen. Das Nähere liest man im Vorberichte zu Jacobi's auserlesenem Briefwechsel S. XVIII—XX. Lessing schreibt ihm hierüber: „Der Mann, wie Sie, hat bei mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er sich nicht hätte mengen sollen."

2) Seine Stieftochter Malchen ist gemeint.

geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen, und bin jetzt ein ſo fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal ſprechen!" —

Das neue Jahr 1781 fand Leſſingen krank, kränker als jemals. Beſonders klagte er ſeiner Freundin Eliſe (vom 21. Januar), daß ſeine Augen ſo gut wie blind ſeien.

Zwei kurze Briefe vom Ende des Januar, der eine an Herder, welchem er das Manuſcript von Johann Valentin Andreä's Autobiographie aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel überſchickte, der andere an Breitkopf in Leipzig, womit er die ihm überſandte Geſchichte der Buchdruckerkunſt, aber ohne die gewünſchten Gedanken und Bemerkungen, zurückſchickte — ſind die bisher bekannt gewordenen letzten uns erhaltenen Spuren ſeiner Feder.

Wir ſtehen am Ziele dieſes großen Lebens. Die Geſchichte von Leſſings letzten Tagen und ſeinem zu Braunſchweig am 15. Februar Donnerſtag Abends 9 Uhr unerwartet erfolgten Tode iſt uns in einem Schreiben von Leiſewitz an Lichtenberg, aus Braunſchweig den 25. Februar, erhalten [1]).

„Leſſing bemerkte ſchon ſeit langer Zeit eine Abnahme ſeiner Geſundheit, und die erſten Schwachheiten ließen einen Schlagfluß befürchten. Er fühlte eine gewiſſe, der Lähmung nahe Schwere, eine unnatürliche Neigung zum Schlafe, die ihn oft in Geſellſchaften, wenn er noch den letzten Biſſen oder das letzte Wort im Munde hatte, überfiel. Zuweilen konnte er das Wort, das er ſuchte, nicht finden, ſagte unwillkührlich ein anderes, und zuweilen kam ihm ſogar ein Buchſtabe ſtatt eines andern in die Feder. Leſſing war in gewiſſen Augenblicken nicht im Stande, zwei Zeilen orthographiſch zu ſchreiben."

„Unterdeſſen waren das lange Zeit Uebel eines einzigen Augenblicks, und blos körperliche Uebel, ſein Geiſt blieb noch immer ſo ſehr derſelbe, daß verſchiedene ſeiner vertrauteſten Freunde ſeine Krankheit für Einbildung hielten."

„Eine Reiſe im vorigen Herbſt ſchien ihm ſehr vortheilhaft geweſen zu ſein; allein ſeine Schwachheit nahm mit dem Winter auf die heftigſte Art zu. Er ward in den letzten Monaten äußerſt engbrüſtig, ein Weg nach Braunſchweig koſtete ihm Stunden, ſein Gang ward ſchleppend, ſeine Stimme gedämpft, jenes durchdringende Feuer ſeiner Augen fing an zu verlöſchen. Er klagte nun auch, daß er keine Gedanken zuſammen bringen könne, daß er immer arbeiten wolle und nie arbeiten könne, er ward gegen alles gleichgültig, wir vermißten ihn recht in ſeinem Umgange; denn auch da glänzten vorher alle ſeine Talente nur in der Richtung, die ihnen die Unterredung anwies."

„Den 13. Februar, wie er Abends in Geſellſchaft (zu Braunſchweig) geſpeiſt

1) Sämmtliche Schriften von J. A. Leiſewitz. S. 115.

hat, kömmt er höchſt engbrüſtig nach Hauſe, er hatte ſogar die Sprache verloren. Dennoch will er zu keinem Arzt ſchicken, und befiehlt auch dem Bedienten, ihn allein zu laſſen und das Zimmer zu verſchließen. Er hatte eine höchſt üble Nacht und doch trifft ihn einer ſeiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friſeurs an, weil er feſt entſchloſſen iſt, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrſcheinlich nicht erreicht hätte. Es koſtete Mühe, ihn davon abzubringen, und ihn zu überreden, unſern Leib-Medicus Brückmann kommen zu laſſen. Dieſer ließ ihm ſogleich eine Ader ſchlagen und Zugpflaſter legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, ſchien ſich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben."

„Während ſeiner Krankheit war er ſehr ruhig, gelaſſen und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Beſuche an und ließ ſich vorleſen. Zu einer Zeit ſchien er ſich ſeinen Tod ſehr nahe, zu einer andern ſehr entfernt zu denken. Auf ſeine gänzliche Geneſung hoffte er unterdeſſen nicht und erklärte einmal, er ſei auf Leben und Tod gefaßt."

„Unterdeſſen kamen die Anfälle der Engbrüſtigkeit immer von Neuem wieder, und es war umſonſt, daß ſeine Aerzte, der Leib-Medicus Brückmann und der Hofrath Sommer, alles anwandten, was die Freundſchaft fordern und die Kunſt leiſten konnte."

„Am letzten Tage glaubte er ſich außerordentlich wohl zu befinden, wie er ſich aber Abends in's Bett legen ließ, befiel ihn die Engbrüſtigkeit ſo heftig, daß er nach wenigen Minuten, ſich und den Umſtehenden unvermuthet, ſtarb."

„Der Hofrath Sommer öffnete den Leichnam. — Er hielt die in Leſſings Alter ungewöhnlichen Verknöcherungen für die Urſache der Bruſtwaſſerſucht und des Todes." [1])

Die folgende Darſtellung, auf den Mittheilungen beruhend, welche Leſſings Tochter Amalie, die bei ihres Vaters Tode gegenwärtig war, aus ihren Erinnerungen im Greiſenalter ſchöpfte, trägt mehrere bedeutſame Züge zu obigem Berichte nach. — Als Leſſing kurze Zeit vor ſeinem Tode von dem Leichenzuge eines Herrn von Unger in Wolfenbüttel zurückkam, äußerte er ahnungsvoll: Jetzt bin ich der Nächſte! Zu ſeiner Zerſtreuung reiſte er nach Braunſchweig, wo er ſeit Jahren im Hauſe des ihm befreundeten reichen Weinhändlers Angott, auf dem Aegidienmarkte, den erſten Stock als Abſteigequartier gemiethet hatte, um ungeſtörter zu leben, als im Wirthshauſe. Hier nahm indeſſen die Krankheit unvermuthet raſch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf dieſe betrübende Botſchaft eilte ſeine Tochter aus Wolfenbüttel herbei, um mit liebender Hand die Leiden des ſtillen Dulders zu lindern. Der 15. Februar ließ noch einmal einen ſchwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten,

1) Der Sectionsbericht der Dr. Sommer findet ſich, aus dem Göttingiſchen Magazin der Wiſſenſchaften und Literatur, Jahrg. II, erſtes Stück, entlehnt, in Leſſings Leben von K. Leſſing I., S. 471—474.

indem ſich gerade an dieſem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an ſeinem Schmerzenslager die Beſuche theilnehmender Freunde annahm. Ja mitunter ſcherzte er ſogar mit dem Hof-Medicus Brückmann, mit Angott und mit Daveſon [1]). Aber dieſes Lebensfeuer war nur das letzte Aufflackern eines erlöſchenden Lichtes. Am Abend dieſes verhängnißvollen Tages ſaß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Beſuch ſeien. Da öffnet ſich die Thür und Leſſing tritt herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz, ſchon durch hippokratiſche Züge markirt, und vom kalten Todesſchweiße überdeckt, leuchtet von himmliſcher Verklärung. Stumm, und unter einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke, drückt er ſeiner Tochter Hand. Darauf neigt er ſich freundlich gegen die übrigen Anweſenden, und mit ſo entſetzlicher Anſtrengung es auch geſchieht, nimmt er ehrerbietig ſeine Mütze vom Haupte, aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängſtlichſten Beſorgniſſe noch überraſchend, das theure Leben!

Leſſing ſtarb, wie er gelebt hatte, nach dem Sinnſpruch des Dichters, welchen er einſt zum Motto des Genius des Todes genommen hatte:

Nullique ei tristis imago.

Der fromme Eifer von Leſſings Gegnern wußte manche unerbauliche Geſchichte von dem, was bei ſeinem Tode vorging, zu erzählen. Die Geſellſchaft, hieß es in einem gewiſſen „Kirchenboten", welche Leſſing vor ſeinem Ende bei ſich hatte, beſtand aus Chriſten und Juden. „Wohl wahr! bemerkt der Bruder, und wenn es in Braunſchweig vernünftige Heiden und Türken gegeben hätte, ſo würden auch davon einige nicht gefehlt haben. — Wenn der Abt Jeruſalem dafür nicht gleich von Leſſing bei ſeinem Sterben angenommen wurde — ſo geſchah es vielleicht, weil er ihn in der Reverende vermuthete; nachher, da er als Freund kam, iſt er gewiß gut aufgenommen worden. Auch könne es wahr ſein, daß Leſſing, als man erzählte, daß der Pfarrer von St. Sulpiz ſich erlaubt, den ſterbenden Voltaire noch zu ſtören, ganz unwillig zu einem Freunde geſagt habe: „Wenn Sie mich im Sterben ſehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrſchenden Religionen ſterbe."

Man wird nicht erſtaunen, wenn das nämliche Organ ſeine Leſer verſichert: das Volk glaube, der Teufel habe Leſſingen geholt! Das Volk hat das nämliche von Gerbert (Papſt Sylveſter II.) und noch einigen Andern geglaubt. Nicht blos das Volk hat Leſſingen den Himmel verſchloſſen. Als einſt in einer Sitzung des Conſiſtoriums zu Braunſchweig der Abt Henke vom ſeligen Leſſing ſprach, fiel ihm der Abt von der H... mit

1) Von dieſem Manne rede ich nachher.

heiligem Eifer ins Wort: „Herr College, Sie wollten doch wohl nur ſagen: der verſtorbene Leſſing?“ [1])

Die Flugſchrift eines Ungenannten: Leſſings letzte Stunden, dem Herrn Canonicus Gleim gewidmet (Berlin 1781), brachte den alten Gleim ſehr auf. In der That ſcheint es, daß der Verfaſſer, unter der Maske eines Bewunderers Leſſings, in Proſa und in Verſen, nur die Abſicht hatte, ihn als einen ausgemachten Freigeiſt darzuſtellen.

— „Und da jetzt Leſſing um ſich ſah,
Gab ihm ein Engel die Fragmente,
Mit Glanz umgeben, in die Hände.
Spinoza — und Locke — und Bayle nahten ſich —
Und erſtrer ſprach: O Freund, ſo haben wir nun dich....“

Unmittelbar nachdem der Herzog die Meldung von Leſſings plötzlich erfolgtem Tode erhalten hatte, erließ er an die fürſtliche Hofkaſſe einen Specialbefehl, die nöthigen Vorſchüſſe für die Beerdigung zu leiſten. Der Profeſſor C. A. Schmidt erhielt den Befehl, Leſſings Nachlaß zu verſiegeln, bis die Brüder und Erben ihn öffnen würden [2]). Die Beerdigung fand am 20. Februar ſtatt, und zwar auf eine Leſſings und der Geſinnung ſeines Fürſten gleich würdige Weiſe. Zunächſt wurde Leſſings Tod nach üblicher Sitte durch einen öffentlichen Lohnbedienten dem Kreiſe ſeiner Bekannten angeſagt, hierauf in den öffentlichen Anzeigern bekannt gemacht und ſodann von der Kanzel herab durch den Prediger der Magni-Kirche die Dankſagung geleiſtet. Leſſing erhielt auf dem zwiſchen dem Stein- und Auguſtthore belegenen Magni-Kirchhofe eine eigene Grabſtätte. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgeſtellt. Nachdem ſich das Leichengefolge im Sterbehauſe verſammelt hatte, ſetzte ſich der Trauerzug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, von vier Dienern geführt. Das Leichengefolge war in vier Kutſchen vertheilt, und außer dem Kantor und den Scholaren befanden ſich noch ſechzehn Träger im Zuge. Unter den Freunden und Bekannten Leſſings folgten der Kammerherr von Kuntzſch, der Graf Marſchall, der Kanzleidirektor von Heim, der Hofkommiſſarius, die Profeſſoren Schmidt und Ebert, ein Beamter Namens Zimmermann, der Arzt, Hofrath Sommer, Angott, endlich Leiſewitz, aus deſſen Tagebuche ich dieſe Nachricht entlehne, und welcher hinzuſetzt: „Es liefen auch noch einige andere Leute mit, unter denen ich den Factor Schulz und Schuſter Hamann bemerkte.“ Daß einer von Leſſings gelehrten Freunden am Grabe geſprochen habe, davon ſagt Leiſewitz nichts, vielleicht war dies die Sitte nicht.

---

1) Handſchriftlich, von Dr. Schiller. Leſſings Manen mögen hier durch die Erinnerung an den frommen Spener verſöhnt werden. Nach deſſen Tode beachte ein Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Roſtock die Frage auf das Katheder: „ob man auch mit gutem Gewiſſen den verſtorbenen Spener ſelig preiſen könne.“ (Im Vorbericht der Schrift: Ueber Baſedow's Begräbniß, Magdeburg 1790.)

2) Mendelsſohn an Herder vom 15. März 1781. (Mendelsſohns Schriften V, 587.)

Herder weihete ſpäter Leſſings Andenken das zarte Gedicht: „Der Tod, ein Geſpräch an Leſſings Grabe,“ [1]) eine Verklärung des Verblichenen, anknüpfend an die herrliche Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet. Zu mehrern andern, aber meiſt mittelmäßigen Gedichten gab Leſſings Todtenfeier Anlaß. [2])

Die erſten Bühnen Deutſchlands beeiferten ſich, in der Feier des großen Todten dem Schmerze ſeiner Verehrer und Freunde einen würdigen, beredten und künſtleriſchen Ausdruck zu geben. Die Bühne, welche Leſſings Todtenfeier zuerſt beging, war die Döbbelin'ſche zu Berlin, am 24. Februar 1781. [3]) Das Theater ſtellte ein erleuchtetes Caſtrum Doloris mit dem Grabmal und Bildniß des Verſtorbenen vor, zu deſſen Seiten der größte Theil der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, an deren Spitze ſich Döbbelin befand, in Trauerkleidern ſtanden. Ein Anblick bei der Eröffnung der Bühne, der auf jeden Zuſchauer den lebhafteſten Eindruck machte. Sobald der Vorhang aufgegangen war, hörte man hinter der Bühne eine Trauermuſik, bei welcher der Benda'iſche Chor: Am Grabe Juliens, mit einiger Abänderung des Textes zu Grunde gelegt war. Die vortreffliche Stimme der Demoiſelle Siclas machte dieſen Geſang noch herzeindringender. Nach Beendigung deſſelben hielt Demoiſelle Döbbelin folgende von Engel verfertigte Rede:

Den Ihr bewundertet, Er, deſſen Meiſterhand
Emilien erſchuf, der Leidenſchaft mit Witze,
Geſchmack mit Phantaſie, wie keiner noch verband;
Er, der voran an aller Deutſchen Spitze
So ruhmvoll und ſo einzig ſtand: —
Er iſt nicht mehr! — Auf öffentlicher Scene,
Aus voller Bruſt dem Edlen hingeweint,
Sei unſers Danks gerechte fromme Thräne
Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz vereint! —
Wenn er ein Deutſcher nicht, wenn er ein Britte wär:
Da ſchlöſſe ſeinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weihn.
O gönnt denn Ihr des großen Mannes Aſche,
Daß jenen Todtenkrug, der ſie geſammelt hat,
Die deutſche Künſtlerin, in Deutſchlands erſter Stadt,
Mit töchterlichen Thränen waſche!
Sie iſt zu klein, Verdienſt, wie ſo ein Geiſt erwarb,
Mehr als bewundernd zu empfinden;
Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden:
Denn ach! — ſie welkten, da er ſtarb!

1) Herders Werke zur Literatur und Kunſt VI, 153.

2) Der Schauſpieldichter K. F. D. Grohmann machte folgendes „Impromptü bei Leſſings Tode“ (Gothaer Theaterkalender 1782. S. 34.):

Zu Deiner Urne ſollt' ich kühn mich dringen,
Durch Sing und Sang dich frech entweihn? — —
O nein! ich fühl's, um Leſſing, Dich zu ſingen,
Müßt' ich ja ſelbſt ein Leſſing ſein!

3) Gothaer Theaterkalender 1782. S. 80. Literatur- und Theaterzeitung 1781.

„Die feierliche Stille, welche während dieſes ganzen Auftritts im Schauſpielhauſe herrſchte, war ein Beweis von der aufrichtigen Theilnahme des Publikums — und zur Ehre Berlins ſei es geſagt: ſchon um 4 Uhr drängten ſich die Zuſchauer haufenweiſe hinzu, und viele Hunderte mußten, wegen Mangel des Platzes, wieder weggehen. — Noch keinem deutſchen Gelehrten widerfuhr dieſe Ehre. Aber auch noch nie erlitt unſere Bühne einen ſolchen Verluſt.“

Die Aufführung der Emilia Galotti folgte dieſer traurigen Feierlichkeit. Auch hier erſchienen die meiſten Schauſpieler noch in Trauer — — — und jeder gefühlvolle Kenner beweinte nicht allein das Schickſal der Familie Galotti, ſondern auch den erblaßten Weiſen. — Auf anhaltendes Verlangen des Publikums ward den 27. Februar die Feierlichkeit, dem Andenken des großen Leſſings zu Ehren, bei vollem Hauſe wiederholt (S. 159).

Auch unſere Schaubühne (ſchreibt man derſelben Zeitung aus Hamburg, S. 193) hat am 9. März den Verluſt Leſſings öffentlich und feierlich beklagt. Nach der Aufführung der Emilia Galotti hörte man eine vortreffliche Trauermuſik, unter welcher der Vorhang eröffnet wurde. Das Theater war durchaus mit ſchwarzem Tuch bekleidet; in der Mitte ſtand auf einem, durch fünf Stufen erhöhten, Poſtament eine Urne, unter welche alle Mitglieder des Theaters in tiefſter Trauer gruppirt waren. Dann folgte ein feierlicher Chor von Madame Benda, Mademoiſelle Keilholz und Mademoiſelle Konſt, von Herrn Hönicke componirt; hierauf ein Recitativ und Arie von Madame Benda geſungen, und endlich eine Rede von Schröder geſprochen. [1])

Auch die Feier, welche der Markgraf Friedrich Heinrich von Schwedt, der vortreffliche Beſchützer von Kunſt und Wiſſenſchaft, auf ſeinem Hoftheater, unter der Leitung des Schauſpieldirectors Möller, aus eigenem Antrieb veranſtaltete, verdient Erwähnung (ebendaſelbſt S. 173).

Emilia Galotti wurde gegeben. Hierauf zeigte die Bühne, vorn ſchwarz bekleidet, einen Eichenhain, im Hintergrunde den Tempel der Unſterblichkeit. An deſſen Schwelle lagen zwei trauernde Barden; im Innern ſtand Leſſings Urne und Büſte mit einem allegoriſchen Altar; auf beiden Seiten die Bildſäulen der Natur, Erziehung, Toleranz, Poeſie, Philoſophie, Geſchichte. Auch ſah man in Medaillons die Namen der Schauſpiele des Dichters. Unter einer paſſenden Ouverture erſchienen ſämmtliche Schauſpieler in Trauer mit Lorbeerkränzen und Weihrauch; unter ihnen Möller als Odoardo, der nach der Muſik eine in dieſen Charakter geſetzte Rede hielt. Hier eine Stelle aus dieſer Rede:

— Nur eine Unſchuld ruft Emilia! —
Ein Leſſing nur ſeufzt laut Germania!
Und dieſen lieben, großen Einen!! —
Ha! wär' nur Albion Sein Vaterland,
Wie bald ſtänd' an des Avon Strand
Von Seinem Volk ein Denkmal für ihn da;

1) Abgedruckt im Theaterkalender und in der Literatur- und Theaterzeitung a. a. O.

Wie würd' um ihn sein König weinen,
Und noch im Grabe sich mit ihm vereinen! —
So hast denn Du, Germania,
In Deinem weitgestreckten Lande
Nicht solch ein Volk, solch einen Fürsten? — Schande! —
Ja Schande wär's! — Doch, meine Mutter, doch! —
Du hast solch einen Fürsten noch,
Denn Friedrich Heinrich lebt — und Lessing lebt! —
Ich seh' ihn, den erhabnen Schatten;
Hoch in des Empyräums Kreisen schwebt
Er da, wo Shakspeare sich und Leibniz zu ihm gatten,
Wo sie sich haben, die noch nie sich hatten,
Vergöttert winkt er Dank mir zu, für Dich.
Nimm hin — empfang ihn feierlich,
Und theile, großer Brennusſohn, das Opfer,
Das noch Melpomene dem Liebling heut'
In diesem Lorbeer bringt — Unsterblichkeit! —

„Die Thräne in dem Auge des Fürsten bei der vortrefflichen Deklamation des Redners gab diesem Auftritte der Wehmuth seinen völligen Werth." — Der Fürst hatte Lessings und Shakspeare's Büsten auf den Vorhang der Bühne malen lassen, beide mit der Unterschrift: Alt 52 Jahr. [1]) „Es ist ein für den empfindsamen Bemerker nicht gleichgültiger Umstand (schließt der Bericht), daß diese großen Genien beide eine Laufbahn gleicher Entfernung zurückgelegt haben."

Eine ähnliche Feier beging das Privattheater in Ellrich (am Harze) am 25. März, in Gegenwart Gleims, welcher das Bildniß Lessings aus seinem Freundschaftstempel dazu geliehen. Die Rede war von Goecking. [2])

Zehntes Kapitel.

Lessing [3]) war weder von auffallendem Aeußern, noch ein Mann von Sonderbarkeiten und Manieren, deshalb war es schon bei seinen Lebzeiten schwer, sein Aeußeres charakteristisch aufzufassen. — Seine Gestalt war fast über mittlere Größe; denn wenn er auch weit entfernt von Korpulenz war, so muß man doch eine gewisse Gedrungenheit seiner Figur mit in Anschlag bringen, welche den

1) A. a. O. S. 175.

2) Abgedruckt im Theaterkalender 1782. S. 86.

3) Der nachfolgenden Schilderung liegt Carl C. W. Schillers Aufsatz: Ueber G. E. Lessings Persönlichkeit, in Herrig und Viehoff's Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literatur III. 1848. S. 317—327 zu Grunde. Der Verfasser sammelte diese Züge aus dem Munde von Lessings Stiefkindern.

Menſchen immer kleiner erſcheinen läßt, als er wirklich iſt; und Leſſing erſchien keineswegs klein. Die Haltung ſeines Körpers war gerade und höchſt natürlich; nichts Gezwungenes, nichts Gewaltſames, weder in der Stellung, noch im Gange, noch in den Bewegungen. Seine Figur war ebenmäßig, ohne gerade in ihren einzelnen Theilen auffallend ſchön zu ſein; aber der Geſammteindruck war, wegen der harmoniſchen Zuſammenwirkung, ein wohlthuender. Deshalb läßt ſich über ſeine Hände und Füße im Stehen, Gehen, Sitzen nichts weiter bemerken, als was von dem natürlichen und graziöſen Anſtande ſeiner ganzen äußern Erſcheinung gilt. Das Gefühl für das Schickliche war ſo mit ſeinem Weſen verwachſen, daß er ſich, auch ſelbſt im engſten Familienkreiſe, niemals eine anſtandswidrige Nachläſſigkeit, oder auch nur eine nachläſſige Bequemlichkeit in ſeiner Haltung erlaubte. Nur beim Meditiren und Schreiben pflegte er mehr gekrümmt zu ſitzen. — Das Schönſte an ihm war das Haupt, welches er auf dem gedrungenen Halſe natürlich und frei empor zu richten pflegte. Aber vor allem waltete auf dem geiſtvollen Antlitze von blühender, nicht gerade rother Geſichtsfarbe, das offene, klare, tief dunkelblaue Auge. Der Blick war nicht ſtechend, nicht herausfordernd; aber entſchieden und unbefangen, gleichſam ein ungetrübter Spiegel, der ſeinen Gegenſtand rein und ſcharf auffaßt. Raſcher Gedankenflug, ſchalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen ſprühten aus ſeinem Blicke ihre ſiegreichen Geſchoſſe. Dieſes Auge war aber von um ſo gewaltigerer Wirkung, als daſſelbe in leuchtender Milde ſchon aus weiter Ferne ſeinen Gegenſtand zu fixiren vermochte. — Sein Haar trug er von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke gekräuſelt, und hinten in einem Haarbeutel endend. Nach der Locke zu ſchließen, welche ihm im Tode abgeſchnitten worden iſt, war die Farbe des Haares ein ſchönes Lichtbraun, mit nur einzelnen Silberfaden, als Spuren des Kummers und der Sorge, untermiſcht. Mehrere Bildniſſe Leſſings, auf welchen unverkennbar eine Perücke angedeutet iſt, könnten vielleicht einen Zweifel erregen, daß Leſſing, bei ſeinem langen, üppigen Haarwuchſe, der zu ſeiner Zeit herrſchenden tyranniſchen Perückenmode getrotzt, und immer ſein eigenes Haar nach dem damals üblichen Schnitte habe friſiren und pudern laſſen. Allein dem iſt nicht ſo, dafür ſpricht die Anekdote, daß Leſſing eines Tages, da er, als Bräutigam, bei einer Kahnpartie in Hamburg das Unglück hatte ins Waſſer zu fallen, nur ſeinem Haarbeutel, den eine hilfreiche Hand ergriff, die Errettung aus den Fluthen zu verdanken hatte.

Auch in ſeiner Kleidung bot Leſſing nichts Auffallendes dar. Er kleidete ſich, wie es Sitte und Anſtand mit ſich brachte, zwar elegant und ſtets ſehr ſauber, doch nie ſtutzerhaft. Gewöhnlich ſah man ihn in kurzen Beinkleidern, im Winter mit einem Rocke bekleidet. Einen Mantel trug er, wenigſtens in Wolfenbüttel, niemals. Mit der Farbe der Kleidung wechſelte er wohl, doch war ihm am liebſten ein nicht auffallendes Grau. Als er einſt von ſeiner Tochter gefragt wurde, warum er den Rock und die Weſte von gleichem grauen

Stoffe gewählt habe, erwiederte er: „man muß sparen, mein Kind!“ Bei dieser Sauberkeit eines sorgsam gewählten Anzuges, der bei einem wohlproportionirten Körper und bei einem natürlichen Anstande vortheilhaft kleidete, machte seine äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck. Dieser aber wurde vorzüglich gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes, wenn auch entschiedenes, doch anspruchloses Wesen; durch die Anmuth, mit welcher seine lebhaften Bewegungen von seinem rastlosen Feuergeiste geleitet wurden; vor allen Dingen aber durch den zum Herzen dringenden Ton seiner, zwischen Tenor und Bariton schwebenden, klangreichen Stimme. So gehörte denn Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Einem pedantischen Gelehrten sah er freilich nicht ähnlich; aber dafür ahnete man in ihm auf den ersten Blick den wahren Weltweisen, den harmonisch gebildeten Mann.

Wie ausgeprägt Lessings Eigenthümlichkeit, ihm unbewußt, in jeder Art seiner persönlichen Erscheinung war, konnten seine Freunde nicht genug bewundern. Nicolai rühmte sich oft vor ihm, daß er seinen Stil erkennen wolle, und wenn er sich noch so sehr versteckte; dies schreibt er an Herder [1]), vom 12. November 1772, und setzt hinzu: „Sogar, wenn er, als er noch in Berlin war, wie gewöhnlich Mittwochs und Sonnabends zu mir kam, sagte ich ihm, ich könnte es schon wissen, daß es Lessing wäre, wenn er auch nur an die äußere Thüre klopfte. Er wollte nicht Wort haben, daß sogar sein Anklopfen so original wäre, und meinte, im Klopfen bald Moses, bald seinen Bruder, bald einen andern nachzuahmen, aber sobald er sich hören ließ, rief Jedermann, der im Zimmer war: da kommt Lessing!“

Von den Bildnissen Lessings hat das von Graff aus Dresden bei Lessings Anwesenheit in Berlin 1771 gemalte und durch Bauses Stich sehr verbreitete unter den Zeitgenossen nur getheilten Beifall davon getragen. [2]) Daß es jedoch nicht mißlungen war, zeigte der Eindruck, den das Bild ganz frisch auf Thiébaut machte, der Lessingen niemals gesehen hatte. Graff war Schwiegersohn Sulzers. „Ich ging eines Tages zu Sulzer plaudern und fand ihn mit Beguelin vor einem großen Gemälde, welches kaum vollendet war. Dieses Gemälde machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich; meine Augen kehrten unwillkührlich immer wieder darauf zurück. Das ist ein Stück Malerei, sagte Beguelin, das Sie sehr zu beschäftigen scheint; sagen Sie, was denken Sie davon? — Ich wette, sagte ich, daß dies kein Phantasie-Bildniß, und daß es zweitens sehr ähnlich ist. — Und wonach urtheilen Sie so? — Danach, daß es mir eher die Wahrheit der Natur, als die Verschönerungen und die Launen der Kunst zu entdecken scheint. — In diesem Falle sagen Sie uns, welche

1) Handschriftlich, in Danzels Papieren.

2) Nach demselben Gemälde ist der Kupferstich in der Breitkopf'schen Bildersammlung großer Deutschen (von Sichling) gemacht (im Besitz des Herrn Buchhändler Härtel).

Vorstellung dieses Bildniß Ihnen von dem Original giebt. — Das Original muß ein Mann von vielem Geiste sein, aber von einem arbeitenden, sehr lebendigen und feurigen Geiste. Sein Charakter nimmt an eben diesen Eigenschaften Theil, und hat überdies eine bemerkenswerthe Festigkeit und eine sehr natürliche Heiterkeit. Er ist gutmüthig (bon enfant), liebt die Vergnügungen und ist redlich (loyal), wiewohl von der andern Seite es gefährlich ist, gegen seine Meinungen oder seine Vorurtheile anzustoßen. — Sie kennen ihn also? — Nein; ich habe das Original von diesem Bildniß nie gesehen. — Nun, Sie haben ihn so eben abgeschildert, als wenn Sie Ihr Leben mit ihm zugebracht hätten; es ist das Bildniß des Herrn Lessing, welches Herr Graff jetzt gemacht hat. — Es ist, sagte ich, ein Compliment für Herrn Graff, denn Herrn Lessing habe ich nie gesehen." [1])

Als die gelungenste Abbildung gilt dasjenige Bildniß Lessings, welches in Gleims Freundschaftstempel zu Halberstadt aufbewahrt wurde. (Diese höchst werthvolle Gallerie ist dem Domgymnasium als Vermächtniß zugefallen.) Die weimarischen Kunstfreunde haben es gebührend hervorgehoben. Es ist beinahe Halbfigur, doch ohne Hände. — Von welchem Künstler dieses Werk herrührt, wissen sie nicht zu sagen; allein „es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Malers; frei mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und lebhaftem Ausdruck. Wenngleich Lessing hier in dem nicht mehr gefallenden, und wirklich etwas steifen Modecostüm der 1760er Jahre dargestellt ist, so erscheint er darum doch als eine anziehende Gestalt. Ein volles behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmäßig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bilde erkennen." — Goethe, der auf einem Besuche in Halberstadt sich dieses Meisterwerk auf kurze Zeit mit nach Weimar erbat, konnte sich nur schwer wieder von diesem, lange in seinem Arbeitszimmer heilig behüteten Schatze trennen. — Nicht minder anziehend als dies Bildniß ist die höchst sorgfältig gearbeitete Todtenmaske Lessings, welche W. Körte zu Halberstadt besessen hat. [2])

In der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar hängt ein ausgezeichnetes Bildniß Lessings, nach einer Angabe, von Tischbein; nach demselben ist das von Karl Müller zu Weimar gestochene Brustbild gezeichnet. Ich sage nichts von dem Kupferstiche vor dem 12. Bande der Allgem. Deutschen Bibliothek, welcher schon den Freunden Lessings ein Greuel war. [3]) —

Lessings häusliche Einrichtung zeigte von Eleganz ohne Verschwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies galt namentlich von seinem Arbeitszimmer. Lessing, der ein wahrer Gelehrter war, wollte

---

1) Thiébaut, Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin V. p. 50.
2) Dr. Schiller „Ueber Lessings Persönlichkeit." A. a. O. S. 720.
3) S. die Beilage.

darum doch keiner ſcheinen. — Seit dem Tode ſeiner Gattin arbeitete er nur immer in dem Todeszimmer der Tiefbetrauerten, welches in der Bibliothekar-Wohnung links vom Eingange, auf der Hinterſeite des Hauſes, nach dem einſamen Gärtchen zu, gelegen war, während ſein eigentliches Studirzimmer ſich rechts vom Eingange nach dem Schloßplatze zu befand. Dieſe Einſamkeit theilte mit ihm nur ſein treues Kätzchen, welches gewöhnlich auf ſeinem Arbeitstiſche Platz nahm, und einſt, krank wie ſein Herr, das koſtbare Manuſcript des Nathan beſchmutzte, ohne daß ſich der Dichter die Mühe des abermaligen Abſchreibens verdrießen ließ, der dabei keine dringendere Sorge hatte, als daß das arme Thierchen nur zu ſaufen bekäme. —

Der äußeren Ordnung ſeines Arbeitszimmers entſprach auch die Eintheilung ſeines Tagewerks. Gewöhnlich ſtand er mit dem Schlage ſechs Uhr auf; als er am Nathan arbeitete, alſo in der Zeit, da ihm die ſich anſpinnende Bruſtwaſſerſucht bereits bedeutende Qualen verurſachte, ſchon um fünf Uhr. Wenn er dann eine geraume Zeit am Arbeitstiſche zugebracht hatte, pflegte er auch wohl die Kinder zu wecken. Als dies einſt bei Amalie der Fall war, entſchuldigte ſie ihr langes Schlafen mit der Bemerkung, es ſei ihr, als ob die Bohnen blühten; worauf er ſchalkhaft erwiederte: „Bei Dir ſcheinen die Bohnen das ganze Jahr zu blühen.“ Da ſeine Hauptarbeitszeit in die Frühſtunden des Tages fiel, ſo brachte er auch bis Mittag den ganzen Morgen, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, in behaglichem Schlafrocke auf ſeiner Studirſtube zu. Von dieſer Regel wich er nur ab, wenn ihn ſein Amt auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war ſeine Eſſenszeit, zu der er ſich pünktlich einſtellte. Als aber einſt ſeine Frau und Tochter anfingen, das Eſſen auf die Minute anzurichten, ſo erſchien ihm doch, ſo ordnungsliebend er auch war, dieſe Pünktlichkeit unangenehm. Bei ſeiner großen Gaſtfreiheit kam es denn ſehr häufig, daß er unmittelbar vor Tiſch ausgehungerte Bibliothekbeſucher als Tiſchgäſte mitbrachte, und ſich dann auch wohl bei den Frauen ſeines Hauſes treuherzig zu entſchuldigen pflegte: „Ich habe die Leute bitten müſſen; wenn Ihr nicht reicht, ſo gebt nur Schinken und Eier.“ Die Seinigen aber, die von gleich gaſtfreundlichen Geſinnungen beſeelt, und an derartigen unvermutheten Tiſchzuwachs ſchon gewöhnt waren, kamen nie in Verlegenheit. Leckerbiſſen gab es freilich an ſeiner Tafel nicht, denn Leſſing war kein Freund der Gourmandiſe; er, der ſich noch nach Jahren der bei einem Freunde genoſſenen Linſen mit Speck dankbar erinnerte, begnügte ſich mit einer anſtändigen und kräftigen Hausmannskoſt. Wie man ihn im Hauſe über Leiden nie hat klagen hören, wie ihn die Seinigen auch niemals verdrießlich geſehen haben, ſo ließ er auch bei Tiſche niemals über das Eſſen einen Tadel laut werden; vielmehr war er ſeelenvergnügt und konnte auch wohl recht herzlich lachen. Ein Gläschen Wein bot er ſeinen Gäſten gern, ohne im Genuß deſſelben jemals das Maß zu überſchreiten. Die beſte Würze des Mahles war ein heiteres Tiſchgeſpräch, an welchem auch, ſelbſt in Gegenwart gelehrter Män-

ner, die Familie Theil nehmen konnte, weil sich die Unterhaltung nur um interessante Dinge drehte, und Lessing den Gelehrten gern auf der Studirstube und Bibliothek zurückließ; deshalb wurde es ihm in dem Hamburger Zirkel stets unheimlich zu Muthe, wenn ihn Klopstock in eine Ecke zu drücken suchte, um in pedantischer Breite den Gegenstand des Gesprächs zu erschöpfen. Lessing war gesprächig, er redete nicht allein rasch, sondern auch interessant, besonders seines sprudelnden Witzes wegen; aber er riß nie die Unterhaltung an sich, und war jederzeit mehr bemüht, auch Andere dazu anzuregen. Obgleich er von Natur zur Heftigkeit geneigt war, und bei literarischen Streitfragen sehr lebhaft werden konnte, so wußte er sich doch in hohem Grade zu beherrschen und vergaß nie die Rücksichten, welche er als Wirth und Familienvater zu nehmen hatte. [1])

Nach Tisch einer Mittagsruhe zu pflegen, war ihm kein Bedürfniß, da er sich überhaupt eines gesunden Schlafes erfreuete. — (Lessing hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu schließen; er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte. Dieses Glück behielt er bis an sein Ende, und sagte noch kurz vorher, wenn er den ganzen Tag geschlafen hätte, freue er sich doch auf die Nacht [2]).) — Er wandte den Nachmittag stets zu seiner Zerstreuung und Erholung an. Der Spaziergang um den Wolfenbüttler Schloßwall, gewöhnlich in Begleitung seines Freundes, des Kammerherrn von Döring, wurde nicht leicht versäumt. Lustpartieen zu Roß und Wagen waren seine Sache nicht. War er im Kreise des Hauses, so zeigte er sich als zärtlichsten Familienvater. An den Spielen der Kinder nahm er unermüdlich Theil, selbst an solchen, die körperliche Anstrengung erforderten, wie das sogenannte Knickerspiel.

Der Vicarius Friedrich König versicherte oft, daß kein leiblicher Vater seine Kinder wohlwollender und freundlicher würde behandeln können, als dies sein Stiefvater Lessing in Betreff seiner und seiner Geschwister gethan habe. Dieser große Geist wurde selbst ein Kind im Kreise der Kinder. Er nahm an

1) „Zuweilen war er sehr gesprächig, und theilnehmend freundlich; dann aber brach er auch wohl schnell ab, und saß lange stumm und in sich gekehrt. Der Ausbruch seines Zorns war fürchterlich; denn er schien dabei ganz kalt und die Flammen seines Zorns knisterten stets in satyrischem heftigem Salz. Besonders ängstigten sich seine Hausgenossen und nähern Freunde in seinen letzten Lebensjahren vor den Briefen, die er oft in großer Anzahl aus allen Gegenden Deutschlands her empfing. Er las sie alle mit großer Genauigkeit durch, nickte bei manchen, schüttelte bei vielen den Kopf, und lachte bei andern, theils mit wahrer Laune, zuweilen aber auch so entsetzlich bitter, daß Mehrere, die es gehört, versichern, sie hätten dergleichen sonst nie vernommen. Auch F. H. Jakobi fiel dieses Lachen so schmerzlich auf, daß er in einem Briefe vom Jahre 1780 an einen Freund schreibt: Ach! nach einem solchen Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben, wir verlieren ihn gewiß bald." (Franz Horn, im Gesellschafter 1827 den 1. Juni).

2) Aus Leisewitz's Briefe an Lichtenberg.

allen ihren Spielen Theil, und bewies sich auch großmüthig dabei, indem er sich beim Knickerspiele, wo Kugeln in ein Loch geworfen wurden, viel Geld abnehmen ließ. Einst mochte er doch die Generosität zu weit getrieben haben, so daß nach beendetem Spiele die Mutter ihrem ältesten Sohne die ernste Weisung ertheilte: „Ich hoffe, Fritz, Du wirst dem Vater das Geld zurückgeben, da Du doch weißt, daß er selbst nicht viel hat." —

Als einst Fritz in einem Kinderschauspiele eine weibliche Rolle darzustellen hatte, und ihm zu diesem Behufe das Kleid seiner Schwester Amalie zu groß war, ließ sich Lessing herbei, dem Knaben das Kleid passend anzunähen. —

Einst erklärte Fritz, wenn ihm der Vater einen Gulden geben wolle, werde er auch einmal eine Komödie schreiben. „Mit Vergnügen will ich das, erwiederte Lessing, wenn Du mir für jeden Schreibfehler einen Pfennig geben willst." [1]) —

Häufig zeigte sich Lessing in der Rolle des neckischen Schalkes. So machte es ihm herzliches Vergnügen, durch allerhand Kriegslist die Briefe aufzufangen, welche seine Tochter Amalie mit ihrer Herzensfreundin, einem Fräulein von Brandenstein, oft mehrmals des Tages wechselte, so daß eigends ein kleiner Junge als Postillon d'amour gewonnen ward, der zwischen den beiden, sich gegenüber wohnenden Freundinnen mit zärtlichen Briefen hin und her gehetzt wurde. — Das war dann stets ein gewaltiges Lamentiren, wenn sie das Briefgeheimniß von Lessing verletzt sahen, weil sie vor einem so strengen Stilisten gewaltigen Respect hatten. Allein gerade der sich in diesen Briefen oft über die grammatische Form hinwegsetzende Geist ergötzte ihn, und er erklärte unumwunden, daß er einem geist- und gemüthvollen Frauenzimmer nichts bereitwilliger erlasse, als die Orthographie. Ja er pflegte sogar auch wohl seinem Töchterchen ermuthigend zuzurufen: „Mädchen, ich wollte Dich zur ersten Dichterin machen, wenn Du nur Ausdauer haben wolltest!" Er wußte es überhaupt den Kindern nicht oft genug einzuschärfen, daß sie nie zu viel lernen könnten; „denn" pflegte er wohl hinzuzusetzen, „man lernt ja nicht allein für diese Welt." Auch führte er als Beleg dazu, daß man nicht wissen könne, wozu man oft schon hier nützliche Kenntnisse gebrauche, den Gewinn an, den ihm das Studium der französischen Sprache bereitet habe, von deren Erlernung ihm der Rector eifrig abgerathen hatte, weil sie eine gemeine Sprache sei, in der z. B. der Vater „Päre", die Mutter „Mähre", der Sohn sogar „Vieh" heiße. — Körperliche Züchtigung lag nicht in seinem Erziehungsplane, und sein Sohn Fritz erinnerte sich nur zweier Ausnahmen davon. Beide Fälle betrafen aber auch Capitalsünden. Für nichts suchte er nämlich das Gemüth der Kinder lebhafter anzuregen, als für Wahrheitsliebe und Muth. Er applicirte daher seinem Fritzchen eine eben so derbe Maulschelle, als ihn dieser einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine solche erfolgte, als sich derselbe nicht gegen die Angriffe eines bösen Buben gewehrt hatte.

1) Die hier eingeschaltete Stelle handschriftlich von dem Verfasser.

Was Leſſing durch den Tod ſeiner Lebensgefährtin verloren hatte (bemerkte ihr Sohn), kann nur der würdigen, der ihn in ſeinem häuslichen Kreiſe beobachtet hat. Die ungetrübte Heiterkeit und der ſtille Frieden dieſes Hauſes feſſelten ihn daher mit feſten Banden an daſſelbe, weil es ihm ein willkommenes Aſyl nach vielfachen und heftigen Kämpfen dieſes Lebens war. Aufwand machte er nie; aber ſo viel es ſeine Kräfte erlaubten, übte er Gaſtlichkeit. Des Abends gegen neun Uhr gab es, auch ſelbſt wenn Fremde zugegen waren, nur eine warme Schüſſel, und zwiſchen zehn bis eilf Uhr ging es nach Bürgermanier zu Bett. Bei dem großen Zuſpruch, den er hatte, und bei der, im Ganzen genommen beſchränkten Einnahme, würde aber auch ein größerer Luxus nicht auszuführen geweſen ſein. Die Freunde indeſſen, welche zu ihm kamen, wußten auch, daß das Beſte, was ſie in ſeinem Hauſe fanden, er ſelbſt war. Darum ging es denn auch ſo gemüthlich und heiter her. Eine Partie Schach gehörte zu ſeinen Lieblingszerſtreuungen, und wie er ſich in Wolfenbüttel mit ſeinem kleinen, buckeligen und witzigen Hausarzte, Topp, gern darin maß, ſo waren in Berlin Moſes Mendelſohn, in Hamburg vorzüglich Büſch, mit dem er überhaupt viel verkehrte, und Klopſtock ſeine Mitſpieler. Der letztere gewährte ihm dabei den doppelten Genuß, daß er jedesmal, zu aller Anweſenden Erheiterung, ſehr unangenehm werden konnte, wenn er eine Partie verlor. Wie nun Leſſing nach der Erſchöpfung der Arbeit auch das Kartenſpiel nicht verſchmähte [1]), ſo pflegte er auch wohl, um die Freude nicht zu verderben, obgleich er nie ſchnupfte und rauchte, zum Scherz kalt mitzurauchen, wenn Jacobi aus Pempelfort, oder Gleim, ein Hauptſchmaucher, ein Pfeifchen bei ihm rauchten. Leſſing ſelbſt rühmte ſich, nie geraucht zu haben, als auf der Schule, weil es damals verboten geweſen ſei. Hiernach iſt denn auch die Anekdote über Leſſing, den Tabacksraucher, zu berichtigen, die der Berichterſtatter, nach der Angabe von Leſſings ehemaliger Aufwärterin, in der hannoverſchen Morgenzeitung mitgetheilt hat. Goethe hätte nämlich einmal geäußert, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauche, und daß ſicherlich auch Leſſing nicht geraucht haben werde. Als nun Ebert Bibliothekar in Wolfenbüttel war, und ſich über Goethes Muthmaßung bei Leſſings alter Aufwärterin Auskunft erbat, erhielt er von dieſer den Beſcheid: Ja ſmöken und ſchrieben konne hei wol, aber tau weiter was hei nich tau bruken. [2])

1) Doch heißt es in Leſſings Selbſtbetrachtungen (XI, 747), die man in die letzten Jahre ſeines Lebens zu ſetzen Grund hat: „Ich werde nicht eher ſpielen, als bis ich Niemanden finden kann, der mir umſonſt Geſellſchaft leiſtet.“

„Das Spiel ſoll den Mangel der Unterhaltung erſetzen. Es kann daher nur denen erlaubt ſein, die Karten beſtändig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben.“

2) Der Aufwärterin Leſſings können wir eine andere Autorität aus dem Volke entgegenſtellen können, welche Carl Julius Weber in ſeinem „Deutſchland oder Briefe

Freundlich wie Lessing gegen die Seinigen war, erwies er sich auch gegen die Domestiken. Seine Kinder erinnern sich nur eines einzelnen Falles, daß ihn die Heftigkeit übermannte, und er die Magd mit einem Backenstreiche züchtigte, weil sie sich, während der letzten Krankheit seiner Frau, im Abholen der Medicin Saumseligkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Aufwartung bedurfte er wenig, und sein Bedienter hatte daher äußerst faule Tage bei ihm. Um ihn zu schonen, nahm er ihn auch nicht einmal mit nach Braunschweig, wenn er hier längere Zeit verweilte; sondern er begnügte sich dann mit einem alten Lohnlakei Mackwitz, von dem er freilich auch wenig Trost hatte, und den er selbst treffend mit den Worten charakterisirte: „Sein Name ist der einzige Witz an ihm." —

Dieser Mackwitz zog, einige Jahre nach Lessings Tode, durch einen auffallenden Zug von Ehrlichkeit die Aufmerksamkeit Campe's auf sich, dem er bei seiner Reise durch Braunschweig [1]) im Gasthofe als Lohnbedienter beigegeben war. Als er seinen Namen hörte, erinnerte er sich auch des Wortspiels, das Lessing mit ihm zu machen pflegte, und er fragte ihn schnell: „ob er etwa den seligen Lessing gekannt habe?" — „Ob ich ihn gekannt habe?" antwortete er mit Wärme. „O, es war immer mein guter, lieber Herr, der sich, so oft er hier war, von keinem Andern bedienen ließ." Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dies sagte, im Auge, und nun fing er an, mit einem Strome von Beredsamkeit zu erzählen, wie gut der selige Herr gewesen sei, wie er Alles weggegeben habe, so oft er von Nothleidenden sei angesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmal einem abgedankten Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geschenkt habe, und wie dieser gottlose Mensch nach Lessings Tode so undankbar gewesen sei, auf öffentlichem Kaffeehause ihn einen Ketzer zu schelten, dessen Seele zum Teufel gefahren sei; wie er, Mackwitz, sich darob erboßt und dem Fähndrich in's Angesicht gesagt habe, daß er ein undankbarer, böser Mann sei, und ob er nicht mehr wisse, wie viel Lessing ihm noch kurz vor seinem Tode geschenkt habe? worüber dieser denn einen entsetzlichen Lärm mit ihm angefangen, und ihn beschuldigt habe, daß er von Gott und seinem Worte wohl eben so wenig, als Lessing selbst, wissen möge, u. s. w. Er erzählte ihm hierauf von Lessings Krankheit und Tode, wobei er nicht blos zu-

---

eines reisenden Deutschen" IV. (Sämmtl. Werke VII.) Stuttgart 1844 S. 158, anführt. „Den Streit, ob Lessing geraucht habe, entschied ein altes Mütterchen. „Ne, smoket hat he neg, wän he mac süs wat dogt harre!" (Nein! geraucht hat er nicht; wenn er nur sonst was getaugt hätte!" —)

1) Campe's Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. II. 7te Ausg. Braunschweig 1831 S. 20.

1) „Höchst verhaßt war ihm das Tabackrauchen, er that ihm nie die Ehre an, es so zu nennen, sondern bediente sich dafür des bis zum Erschrecken widerlich klingenden Ausdrucks: Schmurgeln" (Fr. Horn, im Gesellschafter 1827).

gegen gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten wie z. B. goldene Hemdeknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und man habe ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; „allein ich hätte es nicht annehmen können," setzte er hinzu, „und wenn es noch zehnmal so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemals ansehen können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte." Er, für seinen Theil, sagte er, wisse ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedruckten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche wären, welches doch nicht zu glauben stehe — gekriegt, worüber er sich jedesmal entsetzlich geärgert habe, Schuld an seinem Tode seien.

Mit seinem eigenen Bedienten war Lessing nicht so glücklich. Es ist oben, bei Lessings Aufenthalt in Rom, von einem Geschenke die Rede gewesen, welches ihm der Fürst Braschi verehrte, einem kostbaren, mit antiken Cameen besetzten Medaillon. Als Lessing einmal über die Braunschweiger Messe geht, kommt ihm Hofmedikus Brückmann mit der triumphirenden Bemerkung entgegen, daß er eben für einen wahren Spottpreis einen kostbaren Schatz erworben habe, wobei er dem Kenner der Antike, Lessing, eine Sammlung von Cameen vorlegt. Sogleich erkennt dieser sein Eigenthum, und nach kurzer Nachforschung erweist sich Lessings eigener Bedienter als der Dieb dieser Kostbarkeiten. Brückmann ist sogleich erbötig, die Steine zurückzugeben; aber Lessing bittet, nicht weiter von dieser Sache zu reden. „Behalten Sie die Steine," sagte er, „ich habe ja dieselben nur geschenkt erhalten, aber Sie haben sie gekauft." [1]) —

Unbegrenzte Mildthätigkeit war ein Grundzug in Lessings Charakter. „Er war (erzählte einst, als das Gespräch zu Breslau in häuslichem Kreise auf Lessing kam, Garve's würdige Mutter [2]) überaus wohlthätig und freigebig; er pflegte gewöhnlich Gold- und Silbermünzen in einer Tasche unter einander zu tragen, und wenn ihn ein Armer ansprach, so gab er, was ihm in die Finger kam. Brachte ihm mancher ehrliche Arme ein gegebenes Goldstück wieder, dann lobte er seine Ehrlichkeit, ließ es ihm, und machte ihn auf die Vorsehung aufmerksam, die es ihm wahrscheinlich zugedacht hätte. Ich habe ihn öfters vermahnet, bedachtsamer in seiner Freigebigkeit zu sein, und an sein künftiges Alter zu denken. Er antwortete mir aber: „Hoffentlich wird es mir nicht an Gelde fehlen, so lange ich diese drei Finger habe, und es hier — auf die Stirn zeigend — nicht fehlen wird." Als ihm einst vorgestellt wurde, daß der Bittende die Unterstützung nicht verdiene, entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann

1) Handschriftlich von Dr. Schiller.

2) Mitgetheilt von Dittmar in der Zeitschrift: Geschichte und Politik, herausg. von K. L. Woltman. I. Berlin 1800. S. 212.

wohl haben!" — Wie weh es ihm that, wenn er seinen Eltern und Geschwistern nach ihrer Nothdurft und ihren Forderungen nicht zu genügen vermochte, drücken seine Briefe nach Hause in jedem Worte aus. Wenn nun gar seine Schwester ihm Vorwürfe machte, und nicht anerkennen wollte, daß er jederzeit so viel that, als er vermochte! Diese Schwester verletzte oft sein innerstes Gefühl. — Er übernahm bei seines Vaters Tode alle von ihm hinterlassenen Schulden allein, wenn man ihm nur Zeit ließe; so wie er auch die Kosten des Leichensteins und der kupfernen Tafel in der Kirche trug. Nur den Lebenslauf des Vaters, wie er von der Kanzel abgelesen und dann gedruckt werden sollte, wie sehr die Mutter es auch wünschte, vermochte er nicht zu schreiben; er versicherte die Mutter seines festen Vorsatzes, etwas über seinen Vater aufzusetzen, aber es sollte etwas sein, setzte er hinzu, was man weiter als in Camenz und länger als ein halb Jahr nach dem Begräbnisse läse. Daß Lessing diesen Vorsatz unausgeführt gelassen, bleibt immer zu bedauern; vielleicht daß innere Schwierigkeiten dieser Aufgabe es zu der Ausführung nicht kommen ließen. [1])

Nie war Lessing launisch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünschte: aber nicht gegen die Wünschenden, sondern gegen sich selbst. Und wie er Sohn und Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater. Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er fast bis zur Sophisterei, und eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er den lieblosesten Stolz, dessen sich rohe Eigenliebe ohne Selbsterkenntniß schuldig machen konnte. Einzelne Belege finden sich im Laufe der vorangehenden Erzählung zu öfters. Sein größter Beleidiger, in Noth, war vor der geringsten Miene seines Tadels sicher. Sein Zorn oder Widerwille war dann wie abgeschnitten. Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangegriffen lassen müsse. Von Seiten seines Herzens ließ sich vielleicht nichts tadeln, als ein Uebermaß von Großmuth, und bisweilen an Personen, welche sich derselben nicht immer würdig erwiesen.

Ein solcher war Könemann, aus Liefland, welcher 1779 aus Rußland kam, wo er vergebens eine Stelle als Hofmeister gesucht hatte. Er gestand selbst, daß er nichts gelernt, als speculative Philosophie; übrigens ein Sonderling, der, wie Lessing ihn schilderte, glaubte, daß noch Niemand seine Ideen gehabt habe, der sehr gegen alle Staaten eingenommen war, und doch alle Vortheile genießen wollte, die der Staat giebt. So eiferte er gegen alle Manufacturen und mochte doch gern einen besetzten Rock und einen Federhut tragen. Dieser Mann, der nichts weniger als ein angenehmer Gesellschafter war, wurde von Lessing auf längere Zeit in Wolfenbüttel erhalten. (Mehr von ihm in der Beilage.)

Zweideutiger noch steht ein anderer Schützling Lessings da. Dies war

1) Siehe die Beilage (ein ungedruckter Brief Lessings an seine Mutter).

Alexander Daveſon, jüdiſcher Abkunft, aus Braunſchweig, der hier mit Gemmen und Kunſtſachen einen Handel trieb, übrigens nicht ohne Geiſt, Geſchmack und Kenntniſſe. Dieſer hatte einen guten Kunden am Herzog Karl, beſonders in den letzten Lebensjahren des alten Herrn, als er einer von ihm begünſtigten Dame durch Daveſon ſehr reiche Geſchenke zufließen ließ. Als der Erbprinz, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, die Zügel der Regierung ergriff, um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, ließ er Daveſon andeuten, dergleichen Aufträgen des Herzogs keine Folge zu leiſten. Daveſon erlaubte ſich die Anfrage, ob er auch von dieſem Befehle dem Herzog Kenntniß geben dürfe? Das nahm der Erbprinz übel, und als der Herzog ſtarb, wurde Daveſon, angeblich wegen unbegründeter Forderungen (nicht ohne Verhetzung ſeiner eigenen Glaubensgenoſſen) ſogleich in gefängliche Haft gebracht. Leſſing, von ſeiner Unſchuld überzeugt, bot Alles auf, ihm wieder zu ſeinem Rechte zu verhelfen, ſo viel er auch dabei wagte. Er beſuchte ihn nicht allein oft im Gefängniſſe, ſondern nahm ihn auch nach ſeiner Befreiung, damit er ſich wieder erholen und zerſtreuen könne, auf längere Zeit als Hausgenoſſen mit nach Wolfenbüttel. Als aber Daveſon in Folge dieſer Wendung im December 1780 Braunſchweig verließ, und nach Berlin ging, empfahl ihn Leſſing an Mendelsſohn in jenem denkwürdigen letzten Briefe vom 19. December, in dem er ihn, im Vergleiche mit einem ihm vorher von Mendelsſohn empfohlenen Freund, der nach Italien ging, und den er einen neugierigen Reiſenden nannte, als einen emigrirenden Reiſenden einführt. „Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht, und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier ebenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholfen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat. Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.“ Damit iſt Leſſings Urtheil über dieſen Emigranten abgegeben. Nachdem er deſſen Schickſal kurz berührt, ſetzt er bedeutſam hinzu: „Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern, aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.“ —

Daveſon begab ſich nach England. Zehn Jahre ſpäter, im October 1790, kehrte er zurück und kündigte, unter dem Namen Charles Lange, in Hamburg ſogenannte attiſche Unterhaltungen oder Verbindungen der Declamation und des Wohlklangs an. Er wollte, wie es in Schröders Leben[1]) heißt, den Hamburgern die Art und Kunſt der berühmteſten brittiſchen Parlamentsredner und Schauſpieler vorführen. Schröder räumte ihm das Schauſpielhaus ein, und große Empfehlungen hatten es gefüllt. Aber was er geſehen und beobachtet,

1) II, S. 49.

war ihm nicht verliehen wiederzugeben, und noch weniger, damit zu gefallen. Nie ist ein Versuch höhnischer verlacht und unbarmherziger ausgepfiffen worden. Nur fand Schröder, man sei zu strenge gewesen. Daveson nährte sich in der Folge von Schriftstellerei und schrieb unter anderm bittere Briefe über die Schweiz. In Anspach machte ihn der Graf, nachherige Fürst Hardenberg zu seinem Schriftführer [1]); zuletzt gab er in Berlin — immer unter dem Namen Lange — als Lohnschreiber der Franzosen in den Jahren 1806 bis 1808 den Telegraphen heraus, womit es ihm wohl gelang, minder lächerlich, aber nur desto verwerflicher und gehässiger zu erscheinen. —

Man hat Lessingen bei seinem Leben als Spieler und Verschwender ausgeschrieen. Er war, wie sein Bruder sagt, beides im eigentlichen Verstande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalsten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügungen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, so war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beschreibung, sondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geselligen Menschen betrifft. Daher sagte er einmal in Leipzig zu Kleist: „Sie müssen alle Tage spazieren gehen, und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unsere Erholungsstunden zweckmäßig anwenden wollen."

Als Lessing nach Wolfenbüttel kam, wo er dem Pharo den Abschied geben mußte, warf er sich auf die Zahlenlotterie; sein Briefwechsel mit Madame König aus den ersten Jahren ist voll davon, indem Scherz und Ernst über dieses mißliche Thema abwechselt. Auch hier war ihm kein Glück beschieden. „Ich soll," schreibt er den 12. Februar 1771, „durch Glücksfälle ebensowenig reich werden, als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art reich zu werden, weder Ihrer, noch meiner würdig. Ich mag sie nicht, sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung auch nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte." — Indeß dauerte es nicht lange, ohne daß er wenigstens eine Ambe besetzte, „um den Spaß wieder einmal mit ansehen zu können". — Auffallend ist es, bemerkt Pockels, [2]) daß der große Mann den unendlichen Schaden nicht eingesehen zu haben scheint, welchen das allgemein eingeführte Lottospielen im Publikum verursachte, und daß er mit Aengstlichkeit den Zeitpunkt wünschte, wo jenes Spiel auch im Braunschweigischen eingeführt werden sollte. [3]) Den 25. October 1770 schrieb Lessing an seine Freundin nach Wien: „die Hamburger

1) Leben des Fürsten von Hardenberg, von C. L. Klose. S. 512.

2) Pockels, Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde. Erste Sammlung. Halle 1794 No. III. „Lessing ein passionirter Hazardspieler".

3) Die Zahlenlotterie wurde in der That im Jahre 1772 eingeführt, und brachte sehr üble Folgen mit sich. (C. L. F. Lachmanns Geschichte der Stadt Braunschweig S. 275). Als Carl Wilhelm Ferdinand 1780 seinem Vater in der Regierung folgte, war die Abschaffung des Lotto eine seiner ersten Sorgen. Graf Hardenberg, damals in Braunschweigischen Diensten, wirkte redlich dafür mit.

Lotterie soll in den beiden letzten Malen sehr glücklich gewesen sein. Sie glauben nicht, welche ansehnliche Einsätze sie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hiesige zu Stande zu bringen, ich kann nicht begreifen, woran es liegt. ..“

Zuweilen, sagt Pockels, riß ihn dieser Gegenstand zur tollen Laune fort, wie wenn er einmal versichert, daß, wenn es wahr wäre, was man erzähle: der Teufel habe vorige Woche selbst in höchst eigener Person des Nachts in Hamburg die Lotterie gezogen; eine von den gezogenen Nummern sei einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher darüber auf den Tod liege; sechs andere Teufel haben dabei die Deputirten vorgestellt, und mit feurigen Krausen auf dem Gerüste gesessen —: wenn das Alles wahr wäre, er doch fast Lust hätte, sein Heil noch einmal zu versuchen. „Denn ohne Zweifel würde sich der dumme Teufel, der so noch die Direction von der Lotterie bekommt, einbilden, daß mir vieles Geld gar nichts nütze, daß ich auch nichts wie Böses damit stiften würde, und würde mir es also zuschanzen. Aber hätte ich es nur einmal; wäre jemals der Teufel betrogen worden, so sollte er es von mir werden!“ (XII, 290) — Ihm mochte hier sein Faust beigefallen sein; der Hauptpastor Göze, welcher vergeblich gegen die Zahlenlotterie mehrmals gepredigt, hat sie gewiß als Teufelswerk hingestellt. Gern rechnen wir Gözen diesmal seinen Eifer gegen „bestehende Einrichtungen“ zum Ruhme an.[1])

Nicht blos setzte Lessing gern in's Lotto, sondern war auch immer persönlich bei den Ziehungen zugegen, wenn er sich in Hamburg befand. Unser Gewährsmann beschließt diese Bemerkungen mit folgender Anekdote, welche ihm, sagt er, von einem Manne mitgetheilt worden, der mit Lessing lange Zeit im Lottospiel-Handel stand, und kurz vor seinem Ende noch bei ihm war. Wenige Stunden noch vor seinem Tode wählte sich Lessing folgende Nummern zur nächsten Ziehung:

15. 23. 52.

und zwar die letzte aus dem sonderbaren Grunde, weil er bereits das 52ste Jahr seines Alters erreicht habe, und gerade darauf zu gewinnen hoffe. Er wandte nach seiner eigenen Berechnung noch eine halbe Pistole auf jene Nummern. Schreiben Sie es auf! sagte er zu jenem Manne, ich nehme den Auszug zu

8 Ggr., macht auf 3 Nummern	1 Rthlr.
die Ambe zu 8 Ggr. auf 3 Nummern	1 Rthlr.
die Terne zu	12 Ggr.
Summa	2 Rthlr. 12 Ggr.

Bald darauf starb Lessing, und die 2 Rthlr. 12 Ggr. mußte noch sein Collecteur nach seinem Tode dafür bezahlen. Wahrscheinlich (fügt Pockels hinzu)

1) J. D. Thieß sagt nämlich in seiner eigenen Lebensgeschichte II, 44 von Göze: „Mehrmals hat er wider obrigkeitliche Anordnungen und bestehende Einrichtungen gepredigt, z. B. wider die Zahlenlotterieen, als sie noch privilegirt waren.“

glaubte Lessing, daß ihm der Tod nicht so nahe sei, als er es wirklich war, oder er badinirte bei der ernsthaftesten Sache von der Welt; — denn oft genug hatte er einem seiner vertrautesten Freunde gesagt: daß er von der Furcht vor dem Tode keine Idee habe. Wie sollte man sich sonst gerade bei einem solchen Manne eine solche Beschäftigung unmittelbar vor der entscheidendsten Stunde des Lebens erklären können, da Lessing bekanntlich mit der ruhigsten und größten Gegenwart des Geistes starb. —

Den Grund dieser sonderbaren Leidenschaft bei Lessing findet dieser Schriftsteller in dem Zusammentreffen mehrerer Umstände, welche jene Spiellust bis an das Ende seines Lebens unterhielten. Seine Geringschätzung des Geldes von früher Jugend an, sein Umgang mit Freunden, die dem Spiel sehr ergeben waren, üble und mißmüthige Laune, wobei er nicht arbeiten konnte, und wo er zu seiner Erholung sich wochenlange Zerstreuungen suchen mußte. Das Spiel trat alsdann oft an die Stelle seiner gelehrten Arbeiten. Dann die den meisten großen Köpfen eigenthümliche Neigung, etwas zu wagen, ein Charakterzug, der Lessingen vorzüglich eigen war, und der ihn beim Spiel oft unvorsichtig machte. Spiele, worin der Ausgang und der Sieg leicht auscalculirt werden konnte, machten ihm nicht das Vergnügen, als solche, wobei er das Glück durch einen ohngefähren Wurf, oder durch ein paar gezogene Nummern zu zwingen hoffte. — Endlich seine fast immer zerrütteten Finanzumstände, welche sogar auch auf seinen Fleiß und die Wahl seiner Arbeiten von Einfluß waren, und die ihn noch kurz vor seinem Tode nöthigten, einen Vorschuß von sechshundert Thalern zu entnehmen, welche aus seinem Nachlaß nicht einmal zur Hälfte zu decken waren. [1])

Karl Lessing sagt, zur Bestätigung des eben Bemerkten, von seinem Bruder: „Es war ihm zur Gewohnheit und dadurch zum Bedürfniß geworden, eine Zeitlang ohne Unterbrechung zu arbeiten, und dann wieder eine Zeitlang ununterbrochen nichts zu thun, das heißt, nichts zu schreiben, aber nichtsdestoweniger zu denken, und wie die Bienen einzusammeln. Wenn man ihn blos als Schriftsteller betrachtet, so that er das letzte viel zu unverhältnißmäßig, und war unfleißig; und hätten ihn aus seiner gelehrten Muße nicht manchmal äußerliche Umstände gebracht, er hätte noch manches nicht geschrieben.“ [2])

Es ist ein eben so poetischer, als psychologisch und sittlich gerechtfertigter Gedanke, den Lessing einst mit Bezug auf sich selbst niederschrieb (XI, 750): „Ich will mich eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

1) S. den Auszug aus dem gerichtlichen Protokolle über Lessings Nachlaß (von Dr. Schiller gütigst mitgetheilt) in der Beilage.

2) „Zuweilen arbeitete er wochenlang vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend ununterbrochen, ohne daß es seiner Gesundheit geschadet, dann plötzlich hatte er gar keine Lust mehr und schrieb keine Zeile.“ (Franz Horn, im Gesellschafter 1827 1. Juni).

Eilftes Kapitel.

War Leſſing in Braunſchweig, was oft zu ganzen Wochen geſchah, ſo nahm er nie daſelbſt Arbeiten vor, ſondern überließ ſich dem Umgang der dortigen Freunde und Bekannten; deſto fleißiger und eingezogener lebte er in Wolfenbüttel. Wie ſehr er auch in den Briefen über ſeine dortige Einſamkeit klagt, ſo fehlte es ihm doch hier nicht an allem Umgang. In den erſten Jahren: der geheime Rath von Praun, „ſo lange Leſſing an deſſen Bücherordnung in der Bibliothek nichts änderte“ (lautet der beißende Zuſatz Karl Leſſings), der ehemalige Droſt, nachherige däniſche Kammerherr von Döring und deſſen Gattin, der Rector Heuſinger, der Profeſſor Leiſte, der Abt Häſeler und einige andere, vornehmlich aber der junge Jeruſalem. In den letzten Jahren war es vorzüglich ſein Arzt, der Doctor Topp, der bald nach ihm ſtarb. Indeſſen konnten dieſe Männer bei vielen Berufsgeſchäften und bei häuslicher Zurückgezogenheit ihm wenig Zerſtreuung bieten, an welcher es daher Leſſing, wenn man Wittenberg ausnimmt, an keinem Orte ſo ſehr gefehlt hat, als in Wolfenbüttel. Es fällt auf, daß Karl Leſſing, von dem dieſe Bemerkung herrührt, Langern, den Nachfolger ſeines Bruders an der Bibliothek, mit Stillſchweigen übergeht.[1]) Auch gedenkt man eines gewiſſen Herrn von D., welcher zu den Lüneburgiſchen Patriciern oder ſogenannten Salzjunkern gehörte, aber gern ein Edelmann ſein wollte, klein von Perſon war und Verſe machte, mit deren Vorleſung er Leſſingen oft beläſtigte. Auf ihn verfaßte er einſt dieſes Epigramm:

Am Körper klein, am Geiſte noch viel kleiner,
Schämſt du des Salzes dich, drum ſchämt das Salz ſich deiner.[2])

Nicht ſelten wurde Leſſings Einſamkeit durch Beſuche von Fremden unterbrochen, von denen mehrere im Laufe dieſer Erzählung Erwähnung gefunden. Ich kann außerdem noch Boie, Dohm, von Gleim empfohlen, den Dichter Michaelis, Klamer Schmidt, vielleicht auch Benzler[3]) nennen,

1) Vielleicht war es nicht ohne Empfindlichkeit, daß Langer 1795 an Nicolai ſchrieb: „Wie haben Ihnen die Bände über Leſſings Leben gefallen? Wenn die Geſchichte ſeines übrigen Lebens nicht zuverläſſiger iſt, als die ſeines hieſigen d. h. zehnjährigen Aufenthaltes, wo ich oft ganze Monate ſein einziger Geſellſchafter war, ſo iſt die ganze Biographie für ſo gut, als gar nicht geſchrieben, anzuſehen.“ (Der Geſellſchafter, 1822. S. 210.)

2) Jördens Lexicon. Band VI. (Supplement) S. 500. Leſſings Schriften von Lachmann. XIII, 616.

3) Fr. Aug. Benzler aus Lemgo, der, nachdem er bis zum zwanzigſten Jahre Kaufmann war, aus Liebe zu den Wiſſenſchaften ſich zu Baſedow begab, eine Zeitlang am Philanthropin, dann am Campeſchen Erziehungshauſe zu Hamburg arbeitete, bis er Rector in Herford wurde (S. Beiträge zur Lebensgeſchichte Baſedows S. 92), näherte

deren Namen zufällig in Lessings Briefwechsel enthalten sind, die aber ohne Zweifel noch beträchtlich vermehrt werden könnten. Kurz nach Lessings Tode hatte Goethe, aber zu spät, zu Lessing nach Wolfenbüttel reisen wollen, wie er den 20. Februar 1781 an Frau von Stein schrieb: „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht ankam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." —

Nach einer von mir früher mitgetheilten Sage hätte Lessings alter Freund, der Rector S. B. Klose, einmal eine Fußreise von Breslau nach Wolfenbüttel unternommen, um Lessing noch einmal zu sehen. Als Karl Lessing 1777 zum erstenmale in Breslau war, stand ihm Klose treu zur Seite. „Der Rector Klose," schrieb er dem Bruder, „dein alter guter Freund, und gegen mich deshalb ganz Dienstfertigkeit und Freundschaft." Lessing hatte Breslau nicht vergessen, er wollte wissen, wie es hier seinem Bruder gefallen? ob er einige von seinen alten Freunden und Bekannten daselbst kennen lernen? ob er seinen „alten ehrlichen Tauenzien" gesprochen? ob ihm der ungarische Wein geschmeckt? (der ihm also in gutem Andenken geblieben) ob Komödie da sei und dergleichen. (XII, 493.) In den letzten Jahren erhielt Lessing aus Breslau von dem unglücklichen Dichter Ephraim Moses Kuh, dessen Bekanntschaft er ehedem dort gemacht, das Manuscript seiner Gedichte zur Beurtheilung übersandt, zu einer Zeit, da er, von den theologischen Streitigkeiten bedrängt und krank, die erforderliche Muße und Stimmung dazu entbehrte. Er verwies ihn an Mendelssohn, der auch Lessings Empfehlung nachkam, später aber, in Folge einer von ihm stark verbesserten und veränderten Ode, mit dem Dichter in Mißhelligkeit verwickelt wurde.[1])

Seine eigentliche Heimath hatte Lessing nun in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten in Braunschweig, unter den Professoren an dem Carolinum, am Hofe oder auch in andern Kreisen der Residenz. Die Namen von Jerusalem, Ebert, Eschenburg, Zacharia, Schmid, Pockels, Leisewitz braucht man nur zu nennen; auch der Professor de Gasc, dessen Bekanntschaft Lessing in Berlin gemacht hatte, gehört hierher. Unter den Predigern der Stadt gehörte in diesen Kreis Mittelstädt, der talentvollste Mitschüler des Orientalisten J. D. Michaelis in Göttingen, als Kenner der neuen Sprachen ausgezeichnet. Hier lebte der Hofmaler des Herzogs, Ludolf Lafontaine;

---

sich im Jahre 1771 Lessingen, indem er ihn mit der ersten Ausgabe von Logau's Gedichten überraschte. Lessing ließ ihm durch Gleim danken, da er seinen Aufenthalt nicht wußte, und übersandte ihm ein Exemplar des Scultetus. (XII, 307.)

1) Hinterlassene Gedichte von E. M. Kuh. Zürich 1791. Die vorangesetzte Biographie von Moses Hirschel. S. 119. Mendelssohn übernahm die ungewohnte Arbeit Lessing zu Liebe. Er schrieb an den Dichter vom 25. Dec. 1781: „Vergeben Sie, Freund Lessing! Da haben Sie unserm Freunde Kuh nicht den besten Rath gegeben, daß Sie ihn an mich gewiesen."

sein Sohn, der als Romandichter bekannte August Lafontaine, erinnerte sich, als Knabe Lessingen bei seinem Vater oft gesehen und auf seine Gespräche gelauscht zu haben.[1]) Als ein sprechendes Zeichen der damals in Braunschweig in den bürgerlichen Kreisen verbreiteten Bildung nennt derselbe aus seinen Jugenderinnerungen das Haus eines Bäckers, Unverzagt, wo man mit Klopstocks Messias, als dem schönsten Erbauungsbuche, sehr vertraut war. Fiorillo, seit seiner Rückkehr aus Rom, Hofmaler in Braunschweig, später Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Göttingen, gehörte auch, wenn wir einem Ungenannten glauben, zu Lessings Freunden und Rathgebern, der sogar mehrmals in seinen Schriften über Kunst und Oelmalerei auf ihn hinweise, und ihn bezeichne, ohne ihn jedoch zu nennen.[2]) Aber dieser Zusatz ist es, welcher mir Zweifel erregt; es sieht Lessing nicht ähnlich, den, von dem er so Wichtiges gelernt, mit stetem Stillschweigen zu übergehen. So hegte er von dem Maler Calau in Leipzig, dem Wiederauffinder der Wachsmalerei, dem Friedrich der Große ein Privilegium gab, keine besondere Meinung, hielt auch seine Art zu malen in jetziger Zeit für sehr entbehrlich; „aber so viel, setzte er in dem Briefe an seinen Bruder, wo er dieses Urtheil fällt (XII, 338), hinzu, muß ich ihm zum Ruhme nachsagen, daß ich aus seinen Urtheilen und Meinungen, die Art der Alten zu malen betreffend, verschiedene Stellen im Plinius habe verstehen lernen, die mir unerklärlich gewesen sind, und über die alle Ausleger nichts als, ungereimtes Zeug schwatzen."

Am Hofe hatte, wie wir gesehen, Lessing keinen wärmeren Freund, als den Kammerherrn von Kuntzsch. Lessing bedurfte bei der Stellung, welche er, nach seinem Charakter und bei den hinlänglich geschilderten Vorgängen und Verhältnissen, gegenüber dem Hofe und namentlich dem Erbprinzen einnahm, eines solchen Vermittlers. Zu den Mißhelligkeiten, welche aus der Herausgabe der Fragmente hervorgingen (obschon der Erbprinz, als er die Regierung angetreten, sich in dieser Rücksicht groß zeigte), kamen andere Ursachen, welche eine Spannung zwischen Lessing und dem Fürsten unterhielten. Der Biograph des letzteren sagt:[3]) „Daß er den unsterblichen Lessing nicht mehr begünstigte, und gegen ihn sogar eine gewisse Kälte zeigte, lag in den Umständen. Lessings ungebundene Freimüthigkeit schien ihm nicht zu gefallen. Lessing konnte leicht eine schneidende und imponirende Sprache annehmen — und so hat er gewiß in öffentlichen Gesellschaften sich über den Herzog eben so stark geäußert, wie in den vertrauten Briefen an seine Gattin. Das konnte dem Herzoge nicht unbekannt bleiben, da man im Publikum Lessings Aussprüche bei jeder Gelegenheit widerhallen ließ, und in seinen Ton oft nur zu laut einstimmte. — — Aber gewiß, fährt Pockels fort, hat der Herzog Lessingen als einen der

1) August Lafontaine's Leben und Wirken von Gruber. Halle 1833. S. 39. Er bildete sich auch nach Lessings Schriften.

2) Zur Erinnerung an L. K. W. Meyer (von Bramstedt) II, 85.

3) (Pockels) Carl Wilhelm Ferdinand u. s. w. S. 133.

vorzüglichſten Geiſter geachtet; er wollte ihn einſt ſogar zu ſeinem geheimen Kabinetsſecretair machen; er hatte alle ſeine dramatiſchen Werke mehr als einmal geleſen; er war gewiß ſtolz darauf, dieſen großen Denker in ſeinem Staate zu beſitzen. . . . "

Unter den Gelehrten Braunſchweigs hatte keiner ſo viel Anſehen und Einfluß bei Hofe als Ebert durch ſeine vertraulichen Beziehungen zu den meiſten Mitgliedern des fürſtlichen Hauſes, weshalb ſich Leſſing an ihn zu wenden pflegte, wenn es galt, für Andere die Gunſt des Hofes anzurufen. Leſſing, welcher wußte, was er Ebert zu verdanken hatte, ſchätzte ihn wegen ſeines redlichen Charakters, und ertrug ſeine kleinen Schwächen und Eigenheiten, wodurch er, z. B. als ein allzu lebhafter Verehrer der Tafelfreuden, zuweilen einen Scherz hervorrief.[1]) Ein kleiner freundlicher Mann, in gelben ſeidnen Strümpfen, mit einer ſteif friſirten Stutzperücke, einem Chapeaubas, einem Stocke, einem großen Regenſchirme und einem noch größeren Muffe, womit er ſich gegen jeden Temperaturwechſel und jede Jahreszeit gleichmäßig bewaffnete[2]), ſo wird uns Eberts Erſcheinung vorgeführt. — Einen Gegenſatz zu ihm bildete Zachariä mit ſeiner großen wohlgeſtalteten Figur, welcher durch Anſtand und Würde zu imponiren wußte. Doch zeigte er überall Anſpruchsloſigkeit. Seine Schwäche lag in jenem Zuge von Prunkliebe, den Leſſing einmal ſo witzig perſiflirte.

Ein eigenes Verhältniß hatte dieſer zu K. A. Schmid, von deſſen Antheil an Leſſings gelehrten Arbeiten in Wolfenbüttel wir mehr als einmal geredet haben. Er war ein Mann von eben ſo viel Gelehrſamkeit, als Witz und Laune.[3]) Dieſer grundgelehrte Mann, von dem Leſſing zu ſagen pflegte: er wiſſe ſelbſt nicht, wie viel er wiſſe[4]), machte es ſich zum Vergnügen, Leſſings Copiſt (oder, wie er ſich einmal nennt, ſein Calliopius) für die Beiträge, wie früher für den Berengarius, abzugeben, und Leſſing hatte immer mit ihm zu ſtreiten, wenn er für das „Bischen Handarbeit" eine Vergeltung nehmen ſollte. Mit ſcharfem Auge folgte er dabei Leſſings philologiſchen Arbeiten, ſchenkte ihm keinen Fehler, kein Verſehen, das ihm entfuhr, wofür ihm Leſſings Dank gewiß war. Dieſer iſt nie mehr zum Scherz aufgelegt, als wenn er eben an Schmid ſchreibt. Er arbeitet ihm immer viel zu geſchwind. „O pfui, mein lieber Schmid, ſchreibt er ihm einmal (den 22. Juli 1777), daß ich Ihnen ſchon jetzt danken muß. Sie ſind ja ein rechter Gourmand mit Arbeiten. Ich muß Ihnen nur den Brotkorb höher hängen und Ihnen nichts mehr geben; was bleibt denn auf morgen übrig, wenn heute alles fertig wird? Die Ihrigen haben Recht,

1) Eine ergötzliche Anekdote hierüber erzählt J. L. Schwarz in ſeinen Denkwürdigkeiten II, 218.

2) Schiller a. a. O. 73.

3) Dafür zeugt ſein komiſches Epos in gereimten Jamben: Des heiligen Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen, nicht ohne Wielands Vorgang und Einfluß (Carl G. W. Schiller a. a. O. S. 79).

4) Ebend.

ungehalten auf mich zu werden, wenn sie glauben, daß ich Sie treibe." Worauf Schmid antwortet: „Wenn Sie, mein lieber Lessing, mir Freßwolfe den Brotkorb so hoch hängen, daß ich von Ihnen nichts mehr erhalten kann, so mause ich nebenher." — Einmal bittet ihn Schmid für seinen Namensvetter in Gießen, den bekannten, oft seichten Literaten, um Notizen über seinen Lebensgang. Lessing, der wohl in der Gelehrtengeschichte wegen einer Jahreszahl in dem Leben irgend eines, dem Fachgelehrten höchstens bekannten Schriftstellers sich viel Mühe geben konnte, hielt diese Frage, weil sie ihn selbst betraf, für eine sehr überflüssige Neugierde, und antwortete (1773): „Ob ich gleich denke, mein lieber Schmid, daß man nur Ursache haben kann, sich nach dem Alter der Pferde und der Esel, nicht aber der Gelehrten zu erkundigen: so bin ich doch kein Frauenzimmer, das seine Jahre lieber verschweigen möchte. Ich bekenne Ihnen und Ihrem Namensvetter in Gießen also aufrichtig, daß ich 1729 geboren bin, und zwar im Januar. Wo? will er ja wohl nicht wissen, und ich wüßte es vielleicht selbst nicht. . . ."

Lessing fuhr einst mit K. A. Schmid von Celle nach Lüneburg. Er war eingeschlafen. Nahe an der Stadt sieht sein Begleiter ihn an: „Wachen Sie auf, Lessing, wir kommen zu Menschen." Lessing, die Augen reibend, blickte hinaus. „Ja, sagte er, ich sehe schon den Galgen!" [1]) — Eine beißende Bemerkung über die geselligen und Kultur-Zustände des „philosophischen" Jahrhunderts.

Schmids Schwiegersohn und Zacharia's Nachfolger am Carolinum, Eschenburg, der jüngste unter den Genannten und der sie alle überlebte [2]), verdient, wenn irgend einer, einen Platz in Lessings Leben, da er mehr als jeder Andere um Lessings Schriften als Herausgeber und Ausleger sich verdient gemacht hat. Dafür hat aber auch niemand so anregend und hülfreich auf Eschenburg gewirkt, als Lessing, im Besondern bei Eschenburgs gründlichen Forschungen über Shakespeare. [3])

Ich nenne zuletzt den Mann, welcher an Genie und geistiger Bedeutung unstreitig nach Lessing den ersten Platz in diesem Kreise einnahm: Leisewitz, den Dichter von Julius von Tarent. Hier dürfen wir ausführlicher sein, da uns Auszüge aus Leisewitz's handschriftlichem Tagebuche vorliegen [4]), in

1) Allgem. deutsche Bibliothek Bd. III, S. 288, in der Recension eines Buches von Cramer. — Die Lüneburger Heide nannte Lessing nur „ein Landmeer". (Matthissons Erinnerungen I, 296.)

2) Er starb als Geheimer Justizrath und Senior des Cyriacusstiftes im Jahre 1820.

3) Vgl. Lessings Schriften XII, 407. Dr. Schiller (a. a. O. S. 81) bezeichnet Eschenburg glücklich als „Muster eines geistigen Haushalters, der eine sichere Bilanz zwischen geistiger Einnahme und Ausgabe zu halten verstand, und einen Sammler und Dichter, deren sich die deutsche Literatur nicht vieler zu rühmen habe." Seine Uebersetzung Shakspeare's und seine Beispielsammlung konnten Eschenburg indeß vor den Pfeilen Schillers in den Xenien nicht schützen. (E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf I, Nr. 85. 139. 390.)

4) Gütigst mitgetheilt von Dr. Schiller in Braunschweig.

denen er die Geſchichte ſeiner Beziehungen zu Leſſing ſorgfältig angemerkt hat. Nicht erſt mit ſeiner Niederlaſſung in Braunſchweig, im November 1775, oder gar erſt mit der Erſcheinung ſeines Trauerſpiels [1]) im Jahre darauf, wie Karl Leſſing es ſich vorſtellte, beginnt ſeine Bekanntſchaft mit ihm.

Leiſewitz knüpft einige allgemeine Betrachtungen über ſein Verhältniß zu Leſſing an die Aufzeichnungen von Leſſings Todestag, den Tag nachher, am 16. Januar 1781. Er bemerkt, wie ihn dieſe Nachricht unvorbereitet getroffen: „Wie ich zu Hauſe kam, erfuhr ich ganz unvermuthet durch das Anſagen, daß Leſſing geſtorben ſei. Ich hatte mir nun zwar vorgeſtellt, daß er niemals ganz beſſer werden würde, aber ſo geſchwind —. Die Nachricht frappirte mich ungemein, ich ging lange auf meiner Stube in der größten Bewegung herum. . . .“

„Ich habe für wenig Menſchen einen ſo tiefen Reſpect gehabt, als für Leſſing. Ich bin ein Apoſtel ſeines Ruhmes geweſen, hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt, vertheidigte und lobte ſonderlich in den letzten Jahren oft etwas, was ich nicht glaubte. Seine Fehler ſind oft von kleineren Geiſtern nachgeahmt, aber bei ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch ſie mit ſeinen großen Eigenſchaften zuſammenhingen. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man blos weiß, was er geworden iſt; man muß wiſſen, daß er alles hätte werden können, aber ein menſchliches Leben war ihm zu enge, um alle ſeine Talente auszubreiten.“

„Ich hatte ſchon auf Schulen, da Ballhorn [2]) ſo viel auf ihn hielt, die größte Hochachtung für ihn. Ich lernte ihn 1770 in Wolfenbüttel kennen, da er ſich aber aus mir, wie aus einem jungen Menſchen, der von Schulen kam, nicht viel zu machen ſchien. [3]) Einige Jahre nachher ſah ich ihn einmal bei Zachariä in Braunſchweig, wo wir uns ſchon näher kamen [4]), allein unſere eigentliche Freundſchaft ging erſt recht an, als ich mein Trauerſpiel (Julius von Tarent) herausgab, wobei er ſich auf eine ſo edelmüthige Art betrug.“

Karl Leſſing erzählt: „Leſſing war die Oſtermeſſe 1776 mit Herrn Eſchenburg im Buchladen, um ſich das Neueſte und Merkwürdigſte auszuſuchen. Dieſes Trauerſpiel war mit darunter. Leſſing las es, und fand es vortrefflich. Er glaubte, es ſei von Goethe. Eſchenburg äußerte dagegen einige Zweifel.

1) Als Leiſewitz im J. 1779 von manchen für den verkappten Verfaſſer der „Lebensbriefe in aufſteigender Linie“ gehalten wurde, trauete auch Leſſing ihm dieſes witzige Werk Hippels einen Augenblick zu. (XII, 532.)

2) Er war Rector des Gymnaſiums in Hannover, der Vaterſtadt Leiſewitz's, vom Jahre 1760 bis 1774, darauf Superintendent zu Neuſtadt am Rubenberg (Meuſels Lexikon 1 (1802), S. 150, wo ſeine zahlreichen, meiſt zur Philologie gehörigen Schriften verzeichnet ſind).

3) Leiſewitz bezog im Jahre 1770 die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren. (Leiſewitz ſämmtliche Schriften XI.)

4) „Eſchenburg und Leiſewitz grüßen Sie,“ ſchreibt K. A. Schmid an Leſſing am 18. December 1775. (XIII, 491.)

Deſto beſſer! ſagte Leſſing; ſo giebt es außer Goethe noch ein Genie, das ſo etwas machen kann!"

Leſſing betheiligte ſich, wie aus dem Tagebuche Leiſewitzens erhellt, auch an deſſen übrigen, ſo ſchätzbaren Beſtrebungen, ſelbſt an ſeinen Unterſuchungen über den Urſprung des Wechſels (1782), indem es unter dem 9. Juni 1779 heißt: „Nach Tiſche fand ich Leſſing bei Eſchenburg. Ich ſprach mit ihm vieles über meine Wechſelgeſchäfte. Er munterte mich ſehr dazu auf und ſagte mir, daß er meine Hypotheſe immer wahrſcheinlicher finde, gab mir auch die Idee an, daß das conclave eine Art von obstagium wäre, die mir ſehr gefiel. . ."[1])

Ich fahre mit dieſen Auszügen fort.

Den 11. Mai 1779. „Nachmittags war ich bei Eſchenburg, wo ich Leſſingen antraf, mit dem ich nach Angotts Hauſe ging, weil der Nathan angekommen war, mit deſſen Lectüre ich den größten Theil des Nachmittags zubrachte; er iſt Leſſings würdig, wenn es auch weniger Drama, als Philoſophie in dramatiſcher Form wäre."

Den 25. April 1780 heißt es bei Wielands Oberon: „Ich glaube, daß niemand das Geheimniß der Wellenlinie des Styls ſo in ſeiner Gewalt hat; ſelbſt Leſſings Styl iſt eckig dagegen."

Leiſewitz war mit Albrecht Thaer, damals noch ausübendem Arzt in ſeiner Vaterſtadt Celle, nahe befreundet; ihn führte er daher, als er 1776 nach Braunſchweig kam, bei Leſſing ein. Bei Gelegenheit eines ſpätern Beſuches der beiden Freunde in Wolfenbüttel 1780 ſchreibt Leiſewitz: „Thaer und Leſſing gingen um die Gallerie, ich konnte vor Schwindel nicht mit und blieb an der Thür ſtehen. Wir gingen wieder zu Leſſing, wo bald darnach Langer ankam. Wir waren einige Zeit auf dem Hofe und vor der Thür, aßen im Gartenſaale. Die Converſation war ſehr angenehm. Eine saillie von Leſſing, Langer und mir holte die andere."

Im Sommer deſſelben Jahres machte Leiſewitz eine Reiſe nach Thüringen, beſonders nach Weimar und Gotha. Er wurde auf das Schloß Ettersburg am 4. Auguſt 1780 zu der Herzogin Amalie geladen. „Die Converſation ging wie gewöhnlich auf allgemeine Dinge und beſtand zum Theil aus Fragen, die Ihro Durchlaucht beſſer hätten beantworten können. Von Leſſing, von Ebert, von Jeruſalem, vom Zuſtande des Collegii, von der Abſicht meiner Reiſe, ob ich ſeit dem „Julius" nichts fürs Theater geſchrieben hätte, von meiner Geſchichte des 30jährigen Krieges, von der Bibliothek in Weimar."

„Den 14. Auguſt zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, ſeine Phyſiognomie genauer zu betrachten: ſchöne braune

1) Leiſewitz's Schriften S. 121 findet man dieſen Aufſatz, welcher Anfangs 1782 in v. Selchows Juriſtiſcher Bibliothek, Göttingen 1782, abgedruckt wurde. Daß das Wort conclave im Sinne des obstagium irgend jemals juridiſch gebraucht worden, iſt den Rechtsgelehrten, welche ich deshalb befragte, völlig unbekannt.

Augen und ein hübſches Obergeſicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. . . ."

„— Von Leſſing ſprach Goethe mit der größten Achtung, insbeſondere wegen ſeines Nathan und ſeiner theologiſchen Controverſen, von der Unfähigkeit der deutſchen Nation, Laune zu empfinden. Er ſagte: wenn man ihnen eine Blume zeigt, ſo fragen ſie gleich: riecht ſie? kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?"

Den 15. Auguſt 1780 war Leiſewitz im Karthäuſerkloſter zu Erfurt. „Der Karthäuſer, Pater Vicarius Stumpf, ſagte mir, daß er vernünftige Proteſtanten ſehr liebe und ihre Bekanntſchaft ſuche. Er kannte Leſſingen, ſeine Verdienſte um die Poeſie und das Theater, auch die Fragmente, und ſchien überhaupt einen unerſättlichen Durſt nach Kenntniſſen zu haben, der in einer Karthauſe ſchlecht genug geſtillt werden mag."[1])

Die oben in dem Kapitel über Emilia Galotti angeführte Stelle: Den 30. Auguſt in Gotha. „Es unterdrückte mein Vergnügen, zerſtörte es aber nicht, als mir Gotter erzählte, daß man am Hofe Leſſing ſeine Theaterſtücke nicht goutire. Engel hat mir geſagt, daß dieſes daher käme, weil die Fürſten in der Emilia übel behandelt wären. Bei mir ſind dieſe Herren nun noch übler angekommen, und das gab mir kein gutes Prognoſtikon für mein Projekt." (Leiſewitz ſuchte nämlich in Gotha eine Anſtellung.)

Braunſchweig den 22. November. „Ich war mit Kuntzſch (in deſſen Hauſe zum Diner) eine Zeit lang allein, da er mir erzählte, Leſſing ſei von dem kurſächſiſchen Geſandten bei dem Reichstage verklagt. Ich ſah gleich, daß von dem Corpore Evangelicorum die Rede ſei, und ward ungemein beſorgt. Unſere Geſellſchaft beſtand aus Leſſing, Schmid, mir und Kuntzſch. Wir waren ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philoſophirten, feladiſirten und verbanden dieſe beiden letzten Dinge in einen Discours über die Liebe.[2]) Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf phyſiſche Bedürfniſſe hinaus. Leſſing war anderer Meinung."

Den 23. November. „Im Clubb, wo ich Leſſingen antraf, mit dem ich wegen des Corporis Evangelicorum ſprach. Der Herzog hatte ihn rufen laſſen und ihm davon geſagt. Leſſing hatte ſich die einzige Gnade ausgebeten, daß der Herzog als Reichsſtand, wie es ſein Miniſterium wolle, handele und ihn,

1) Johann Georg Stumpf trat mit ſiebzehn Jahren in den Jeſuitenorden, ſpäter in den Karthäuſerorden in das Kloſter zu Erfurt, wo er ſich mit kanoniſchem Rechte und mit Gartenbau beſchäftigte; im Jahre 1781 gelang es ihm, aus dem Kloſter zu entweichen. Er begab ſich zu Baſedow nach Deſſau, nachher legte er ſich hauptſächlich auf Oekonomie, und war nacheinander Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an den Univerſitäten zu Jena und Greifswald, wo er 1798 ſtarb. (Meuſel XIII, S. 514, wo Stumpf's zahlreiche Schriften verzeichnet ſind.)

2) Anſpielung auf die Liebeslieder Seladons von der Donau, mit ſeinem eigentlichen Namen Georg Greflinger, aus Regensburg, als Notar in Hamburg 1677 geſtorben.

Leſſingen, ſeine Sache allein ausmachen laſſe. Ich ſuchte ihn davon abzubringen, und es ſchien, als wenn es etwas fruchtete.“

Den 26. Februar 1781. „Ich hatte einen Beſuch von dem Copiſten Schmid, der mir unter anderm erzählte, die Leute ſagten, die Aerzte hätten Leſſingen mit Fleiß ſterben laſſen, damit ein ſo böſer Menſch von der Welt käme.“ Hat doch Eſchenburg das an Gleim hinterbrachte Gerücht widerlegen müſſen, Leſſing ſei als Feind der chriſtlichen Religion aus der Welt geſchafft worden![1])

Bis hieher dieſe Auszüge. Wie ſehr Leſſing an Leiſewitz hing, fiel eines Tages dem Halberſtädter Dichter Klamer Schmidt auf, welcher im Jahre 1779 Gleim auf einer Reiſe nach Braunſchweig und Wolfenbüttel begleitete, wo er die Bekanntſchaft Leſſings und ſeines Kreiſes machte. Es war ihm auffallend, daß Leſſing, der Gleim in vielen Jahren nicht geſehen hatte, Leiſewitz in einen Winkel zog und ſich ſtundenlang mit ihm allein unterhielt.[2])

Leiſewitz, welcher damals mit Sophie Seyler (Tochter des Schauſpieldirectors) verlobt war und bereits mehrere vergebliche Verſuche zu einer Verſorgung gemacht hatte, bewarb ſich bald nach Leſſings Tode um ſeine Stelle bei der Bibliothek zu Wolfenbüttel und ließ ſeinen Wunſch durch Ebert an den Herzog gelangen. Auch Johannes Müller ſprach zur ſelben Zeit gleiche Wünſche und Hoffnungen aus und außer ihm noch Bahrdt, Wetzel, Bruns und einige Andere, wie Eſchenburg in einem (von Danzel copirten) handſchriftlichen Brieffragmente mittheilt. Allein die Stelle war bereits an Ernſt Theodor Langer vergeben.

Leſſing hatte dieſen Gelehrten, dem Goethe in ſeinem Leben ein ſo ſchönes Denkmal geſetzt hat (Werke XXV, 87—191)[3]), ſelbſt zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen, und der mit einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin vermählte Prinz von Würtemberg unterſtützte Langern mit entſcheidendem Erfolge.[4]) Die Bibliothek hatte wieder einen Bibliothekar, der, was die Leſſinge zu überſehen vielleicht ein Recht haben, in das ſtrenge amtliche Geleis zurückzuführen und feſtzuhalten verſtand.[5])

An die hier mitgetheilten Auszüge aus Leiſewitz's Tagebuche möge ſich

1) Siehe die Beilage.

2) Klamer Schmidt, Leben und auserleſene Werke I, S. 44. Im nächſten Jahre 1780 war Schmidt wieder in Braunſchweig (S. 67): „Nur wenige Stunden ſah ich Jacobi und Leſſing, nur wenige Worte lebendiger Weisheit hörte ich aus ihrem Munde, und mein Geiſt ward unruhig in mir...“

3) Vgl. den Aufſatz: Erinnerungen an E. Th. Langer, von K. G. Jacob, im Serapeum III, S. 88.

4) Müller war ſelbſt nach Braunſchweig gegangen, und ſchrieb von da an Gleim, den 12. März 1781: „J'ai été accueilli le plus gracieusement du monde. La place était donné, la princesse de Wirtemberg et Lessing lui-même avaient recommandé Langer.“

5) S. die Beilage.

eine Mittheilung aus dem hinterlaſſenen Tagebuche Johann Gottlieb Rhode's anreihen, welcher als junger Menſch von zwanzig Jahren mit Leſſing kurze Zeit vor ſeinem Tode in Braunſchweig zuſammenzutreffen ſo glücklich war. Rhode, ein Sohn armer Eltern, hatte nach mancherlei Plänen es einmal mit der Malerei verſuchen wollen und kam rathlos zu einem Bekannten ſeines Hauſes nach Braunſchweig, der ihm aber zu ſtudiren rieth, und dadurch ein neues Leben in dem hoffnungsvollen Jünglinge entzündete. Er hatte in der Mathematik bereits einen guten Grund gelegt. Ich laſſe jetzt ihn ſelbſt reden:

„Ich wurde eingeladen, den Abend mit auf Rennekendorf's Weinkeller zu gehen, und wie wurde meine Erwartung geſpannt, da ich hörte, wir würden Leſſing dort finden. Weich' ein Name! Wer ſprach damals nicht von Leſſing? Ich bewunderte ihn, und doch fuhr mir bei ſeinem Namen ein ſo gemiſchtes Gefühl durch die Seele, — die berüchtigten Fragmente ſpielten eben ihre Rolle, und mein Vater hielt Leſſing, obwohl das verhaßte Buch nie in unſer Haus kam — für eine Art von Antichriſt. — Wir gingen und fanden Leſſing ſchon vor. Mein Auge hing an ihm als einem Wunder, und ich konnte nicht begreifen, daß dieſer Mann ein Feind des Chriſtenthums ſein ſollte. Ich wurde ihm vorgeſtellt und mochte wohl eine ziemlich verlegene Figur machen; doch Leſſing ſprach ſehr freundlich mit mir, billigte meinen Vorſatz, vorzüglich Mathematik ſtudiren zu wollen, doch empfahl er mir nachdrücklich: ich ſolle ja zugleich Philoſophie ſtudiren und die Kunſt nicht vernachläſſigen (Leſſing betrachtete die Mathematik als eine nothwendige Stufe zur Philoſophie [1]): ohne dieſe, meinte er, mache die Mathematik oft trocken und einſeitig. — Leſſing war nicht bei Laune, ſagte man, und er ſelbſt bemerkte: er komme aus verdrießlicher Geſellſchaft. Man ging daher früh auseinander. Das war nicht immer der Fall. Leſſing wohnte bekanntlich in Wolfenbüttel; kam er nun nach Braunſchweig, ſo ging er wohl Abends auf dieſen berühmten Weinkeller, und Freunde und Bekannte fanden ſich dann gleichfalls ein; man war heiter und trank Champagner. Es war Sitte auf dieſem Keller, daß, wenn eine Geſellſchaft eilf Flaſchen Champagner getrunken hatte, ſie die zwölfte umſonſt erhielt. Da wußte denn Leſſing den großen Gewinn, den die Trinker dadurch machten, ſo bündig zu demonſtriren, daß die Flaſche ſelten ungetrunken

1) XI, 66. „Alle philoſophiſchen Vorübungen überſpringen, beſonders die mathematiſche, welche, ihre eigenen Wahrheiten bei Seite geſetzt, ſchon dadurch unentbehrlich wird, daß ſie unſern Geiſt an Ordnung und deutliche genaue Begriffe gewöhnt, und ihn lehrt, was Demonſtration iſt, dieſe überſpringen, ſage ich, und bei dem anfangen, was die Speculation Kühnes und Wunderbares hat, — heißt den geraden Weg zur Schwärmerei nehmen." —

— „Wie ſich Gott nur durch ſeine Werke den Menſchen geoffenbart, ſo iſt es nothwendig, auch dieſe Werke zu ſtudiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus dieſen Werken abſtrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Daſein und den Eigenſchaften Gottes hinaufzuſteigen."

blieb.“[1]) Aehnliches wird übrigens, nach einer erhaltenen Sage, ſchon von Leſſings Aufenthalte in Breslau erzählt.[2])

Zwölftes Kapitel.

Leſſing hat niemals darnach geſtrebt — was ihm, hätte er gewollt, leicht hätte gelingen müſſen — in Braunſchweig am Hofe ſeinen Sitz aufzuſchlagen. Ihm war nur wohl im Geräuſche und Getümmel einer großen Handelsſtadt wie Hamburg, oder in dem einſamen Wolfenbüttel, in ſeiner Burg, wie er die Bibliothek nannte. Das Hofleben und die Geſchäftigkeit einer kleinen Reſidenz wäre ihm auf die Länge unerträglich geworden. Es war ihm nicht ganz Recht, daß Wieland im Jahre 1771 Erfurt mit Weimar vertauſchte[3]): was er ſelbſt bei einem Rufe nach Weimar, dem deutſchen Athen, gethan haben würde, läßt ſich ſchon abnehmen.

Nicolai erzählt, bei Gelegenheit eines Beſuches in dem herrlichen Stifte St. Blaſien[4]): „Leſſing ſagte mehr als einmal ſeinen Freunden, er wollte, wenn er zu einem gewiſſen Alter gelangt wäre, ſich in ein Kloſter begeben, um da ganz in Ruhe zu ſtudiren. Er glaubte, die völlige Unabhängigkeit von allen Sorgen der Nahrung, die völlige Ruhe und Muße, die man nur entweder bei großem Reichthum, mit gemäßigten Begierden verbunden, oder in einem Kloſter finden könne, nebſt dem unumſchränkten Gebrauche einer von ſeinem Studirzimmer nur wenige Schritte entfernten Bibliothek, wäre es, was ein Gelehrter vorzüglich brauchte, wenn er vorher eine Zeit lang die Welt geſehen hätte. Bei ſeinem erſten Vorſatze im Jahre 1768, auf gut Glück nach Italien zu gehen, war der Gedanke, daß ein Kloſter einmal ſein letzter Aufenthalt werden möchte, bei ihm viel lebhafter, als man ſich vielleicht vorſtellt. Blos die Veränderung der Religion, die er nie ſich würde haben zu ſchulden kommen laſſen, hielt ihn ab, dieſem Gedanken ganz Raum zu geben. Aber er ſprach zuweilen mit ziemlicher Bitterkeit darüber, daß man in

1) Schleſiſche Provinzial-Blätter. Band CI, S. 496. (Johann Gottlieb Rhode, von C. G. Nowack.)

2) Leſſing, heißt es, beſuchte mit ſeinen Freunden gern die hieſige noch beſtehende, über hundert Jahre alte, Schaubertſche Weinhandlung auf dem Blücherplatze (ehemals Salzring genannt). ‚Kommt, Freunde, pflegte er luſtig zu ſagen, laßt uns bei Schaubert eine Flaſche umſonſt trinken!“

3) An Wieland XII, 372. „Vielleicht, daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zuſammenbringt. Dieſe Veränderung — o daß Sie eben ſo dabei fahren mögen, als der Prinz!“

4) Reiſe in Deutſchland, XII, 155.

proteſtantiſchen Ländern alle Klöſter abgeſchafft hätte, welche er erhalten wiſſen wollte, als Freiſtätten ſolcher Gelehrten, welche recht mit Muße ſtudiren, beſonders ſolche Wiſſenſchaften cultiviren wollen, die viel Studium, und daher viel Muße erfordern."

Hier und bei ähnlichen Bekenntniſſen liegt im tiefſten Grunde der Gedanke, daß die Studien und alle geiſtigen Beſtrebungen des Menſchen nur dann erſt den rechten Weg einſchlagen, wenn ſie nicht zur Verwendung für äußere Zwecke, ſondern allein für die Cultur des innern Menſchen betrieben werden.

Deutlich tritt dieſe Beziehung der Studien auf die Cultur des innern Menſchen in folgender Betrachtung auf, welcher ein Gedanke Chriſtoph Beſolds, des berühmten würtembergiſchen Rechtsgelehrten aus dem 17. Jahrhundert, zu Grunde liegt:

Vanissimum proverbium esse putes: In omnibus aliquid et de toto nihil. Nam qui non est in omnibus aliquid, in singulis est nihil.

„Um dieſen einzigen Gedanken, bemerkt Leſſing, will ich das Buch des Beſold leſen, ſobald ich es habhaft werde. Wo das ſteht, wird mehr Gutes ſtehen."

„Iſt es beſſer, nur ein Ding wiſſen, oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nun unter dieſen mehreren auch dieſes Eine weiß. Es kann überflüſſig ſein, mehrere zu wiſſen: aber es wird darum nicht beſſer, nur Eines zu wiſſen."

„Freilich, wenn es ausgemacht iſt, daß man mehrere Dinge unmöglich ſo gründlich, ſo fertig wiſſen kann, als ein Einziges, dem man alle ſeine Zeit, alle ſeine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht iſt! Iſt es denn aber ſo ausgemacht, als man annimmt? Und doch geſetzt, es wäre. Auch alsdann fragt es ſich noch, ob es beſſer ſei, nur Ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig, als mehrere weniger gründlich, weniger fertig."

„Beſſer? Ja und Nein. Denn beſſer iſt Beziehungswort, und der Beziehungen ſind hier wenigſtens drei. Es kann beſſer ſein in der einen und ſchlimmer in der andern."

„Für wen beſſer? Für den Menſchen ſelbſt, der da weiß? — oder für das, was er weiß? — oder für die, denen zum Beſten er wiſſen ſoll? — —" Hier bricht er ab. Aber für welche der drei Beziehungen Leſſing ſich entſchieden haben wird, darüber kann kein Zweifel ſtattfinden.

„Ich bin nicht gelehrt — ſo lautet ein verwandtes Bekenntniß (XI, 747) — ich habe nie die Abſicht gehabt, geiehrt zu werden, — ich möchte nicht gelehrt ſein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich ein wenig geſtrebt habe, iſt, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können."

„Ebenſo möchte ich um ſo vieles nicht reich ſein, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde beſitzen und alle meine Ausgaben und Einnahmen in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Baare Kaſſe iſt gut

— aber ich mag ſie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will ſie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an dieſe meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweiſen."

Ferner ſagt er:

„Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung iſt Weisheit. Das kleinſte Kapital von dieſer iſt mehr werth, als Millionen von jener." [1])

Vielleicht ſcheinen einige dieſer Reflexionen ſich zu widerſprechen, im Grunde aber ſpiegeln ſie uns die Doppelnatur Leſſings ab: auf der einen Seite der Drang und die Fähigkeit, ſich in eine einzelne Frage zu vertiefen und ſie wo möglich zu erſchöpfen; auf der andern Seite, die Luſt an der größten Mannigfaltigkeit ſeiner Studien nach allen Richtungen, wie wenn er unter andern in allem Ernſte es einmal auf eine Geſchichte der Luſtſeuche anlegte.[2]) In dieſer Hinſicht iſt ein Blick in Leſſings Collectaneen, ſowie in ſeinen philologiſchen Nachlaß, höchſt lehrreich. Keine Zeile, aus welcher nicht irgend etwas zu lernen wäre. Die Betrachtungen, welche Fülleborn, der Herausgeber eines Theiles dieſes Nachlaſſes, auf Anlaß dieſer Beſchäftigung angeſtellt hat, verdienen hier wiederholt zu werden. „Leſſing ſagte einſt bei Gelegenheit der Meſſiade: es ſei beinahe noch lehrreicher, zu wiſſen, was ein Dichter ausgeſtrichen, als was er ſtehen gelaſſen habe. Etwas ähnliches kann man von ſeinen nachgelaſſenen Papieren ſagen. — — — Die Gleichgültigkeit, oder ich möchte ſagen Uneigennützigkeit, womit Leſſing ſo manche wichtige Bemerkung,

1) Dieſer Gedanke ſpiegelt ſich in den Worten Recha's gegen Sittah (Nathan der Weiſe V, 6) ab:

— Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

— Und ſo manches, was
Du weißt?

Recha.

Weiß ich allein aus ſeinem Munde.
Und könnte bei dem Meiſten Dir noch ſagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So fängt
Sich freilich alles beſſer an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

(In dieſer Stelle findet ein Pädagog in dem Neuen Lauſitziſchen Magazin X, 1832, die Grundidee — der Jacototſchen Methode.)

2) S. den Artikel: Venusſeuche in den Collectaneen, und Eſchenburgs Anmerkung dazu. Leſſing gab ſeinen Vorſatz erſt auf, als er erfuhr, daß ſein Freund, der berühmte Archiater Ph. Gab. Hensler, den er als Arzt in Altona, wohin derſelbe 1764 kam, kennen gelernt, ſein Werk über die Geſchichte der Luſtſeuche (deſſen erſter Band 1783 erſchien) vorbereitete. Eſchenburg glaubte, daß Leſſing Henslern ſeine Unterſuchungen mitgetheilt. Henslers Verhältniß zu Leſſing iſt berührt in: Memoria Phil. Gab. Hensleri. Kiliae 1806 (von C. F. Heinrich) p. 13.

die er niedergeſchrieben hatte, in der Folge vergaß und unbenutzt ließ, zeugt mehr als alles von dem Reichthume ſeines Genies ebenſo, wie von ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und Achtung gegen das Publikum. — — Wie viel ſchrieb Leſſing, um es wieder zu vergeſſen, und wie viel vergaß er gern, weil er keine Gelegenheit fand, es zum Nutzen der Wiſſenſchaften an den Mann zu bringen! Es iſt ganz der Ton des uneigennützigen Reichen, worin er auf einem Blättchen in dem Nachlaſſe — bei Gelegenheit einer Bemerkung über den maleriſchen Wohlklang in den Dichtern — über ſeine Collectaneen ſich ausläßt: „Ich weiß nicht, wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Collectaneis, wie der Virgilianiſchen Sibylle. Ich ſchreibe dergleichen Dinge meiſtens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege und ordentlich aufzuheben denke; aber weht doch nur der kleinſte Wind darunter und treibt ſie erſt einmal auseinander:

Nunquam deinde cavo volitantia prendere saxo
Nec revocare situs, aut jungere carmina curo.“

„Man hat an Leſſingen als Philologen manche Blößen entdeckt, ſagt Fülleborn einige Seiten vorher; — aber wem ſollte nicht bei dem Durchleſen ſeines philologiſchen Nachlaſſes die Menge verſchiedener Autoren, die Leſſing geleſen hat, die Aufmerkſamkeit, der feine Geſchmack, womit er ſie las, und die Bündigkeit und Präciſion der Anmerkungen, die er darüber machte, eine gerechte Bewunderung dieſes großen Kopfes abnöthigen.[1]) Wenn er zuweilen, beſonders bei kritiſchen Bemerkungen, gefehlt hat, ſo geſchah es nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus allzu großem Scharfſinn. Er wollte überall, auch in den Alten, die Genauigkeit und Präciſion finden, die ihm ſelbſt eigen war.“

Eigenthümlich iſt Leſſings Verhältniß zur Muſik. Daß Leſſing dem Weſen und der Würde der Muſik, dieſer allgemeinen Sprache der menſchlichen Gemüther, nicht entfremdet geblieben, daß er ſogar vom Standpunkte der Kunſt, in ihren Arten und ihrer Verbindung, den Geſetzen derſelben nachgeforſcht, hat uns die Dramaturgie und ein Fragment des Laokoon gelehrt. Damit ſtünde es jedoch immer nicht in Widerſpruch, was Franz Horn erzählt, daß Leſſing, wenn er durch irgend einen Zufall in die Verlegenheit kam, eine lange dauernde Muſik mit anhören zu müſſen, in eine ganz eigene, ihm ſonſt völlig fremde Spannung gerathen ſei, die ihn, den ſonſt immer Starken, matt machte, bis er endlich wieder ins Freie kam, wo dann nach mehrmaligem tiefen Athemholen ein Witz den andern jagte. — So ſoll er auch einmal nach der nothgedrungenen Anhörung einer von Kennern für trefflich erklärten, aber lange dauernden Sonate, die freilich ſeiner raſchen Natur unmöglich zuſagen konnte, geäußert haben, „ihm ſei zu Muthe geweſen, wie etwa einer Katze zu Muthe ſein möge, die in der Angſt trotzend an den Wänden hinauf zu laufen pflege“.[2])

1) S. die Beilage.
2) Geſellſchafter 1827, den 4. Juni.

Als Grundzug von Leſſings Geiſt und Charakter kann man mit Einem Worte: Wahrheit, gegen ſich ſelbſt und die Dinge, bezeichnen.

Er war gegen Lob und Tadel nicht gleichgültig, wenn er ſchon, wie er nicht lange vor ſeinem Tode an Mendelsſohn ſchrieb, nach Lob nicht „heißhungrig" war. Er ſchrieb einſt für ſich auf ein Blatt (XI, 751): „Ich wünſchte, daß ich mir von Anfang an alle Lobſprüche und allen Tadel und Schmähungen, die ich im Druck erhalten habe, jede in ein beſonderes Buch zuſammengetragen hätte: um das eine zu leſen, wenn ich mich zu übermüthig, und das andere, wenn ich mich zu niedergeſchlagen fühle." Aehnliches hat Goethe einſt geäußert, mit Bezug auf die Mühe, welche ſeine Verehrer ſich gaben, die lobenden Urtheile über ihn und ſeine Werke nach der Zeitfolge zu ſammeln.

Verglich Leſſing ſich mit Anderen, ſo konnte er leicht Mangelhaftes in ſich entdecken; dann waren Wieland, Mendelsſohn, Garve größere, wenigſtens beſſere Schriftſteller, als er. Von Garve ſagte er in Leipzig zu Weißen, auf dem Wege nach Berlin und Wien (1775), daß er, „um philoſophiſche Ideen mit Klarheit und Richtigkeit auszudrücken, gegen jenen ein Schurke wäre". (Dieſes Kraftwort hat er auch wohl bei anderen Anläſſen von ſich gebraucht.) Nur wenn er eine unwürdige, ungerechte Behandlung erfuhr, wie dem Erbprinzen oder dem pfälziſchen Hofe gegenüber, richtete ſich Leſſing in dem ganzen Gefühl ſeiner hohen Kraft und ſeines Werthes empor.

Dieſe tiefe, unbeſtechliche Wahrheitsliebe erklärt Leſſings eingewurzelte Abneigung, wie einerſeits gegen den moraliſchen Formalismus [1]) — dahin gehört in gewiſſer Hinſicht ſeine Unterſcheidung des Gymnaſtiſchen und Dogmatiſchen in der wiſſenſchaftlichen Darſtellung [2]) — ſo anderſeits und noch mehr gegen alle Sentimentalität und die erlogene conventionelle Höflichkeit. Ein ſolcher Mann mußte wohl verſchieden empfunden und beurtheilt werden.

Treffend bemerkte F. H. Jacobi in einem Briefe an Eliſe Reimarus den 15. März 1783, „daß das „ſo gefühlvolle" Herz ihres Freundes ſo Vielen kalt ſchiene, weil er — nicht ſinnlich, nicht wollüſtig war".

Feßler hegte ſogar Zweifel an Leſſings Fähigkeit zur eigentlichen Freundſchaft. [3]) Dieſe Gedanken ſtiegen bei ihm an Leſſings Grabe auf, das er auf ſeiner Reiſe durch Braunſchweig aufſuchte. „Unter dieſem einfachen Grabhügel, ſo dachte ich damals, liegt die Hülle des größten Geiſtes der

1) So wenn er ſich auf ſeines Freundes Ebert officiosa mendacia verläßt, dergleichen „er für ſeine Freunde jederzeit im Vorrath habe" (XII, 244).

2) An ſeinen Bruder, XII, 502. Damit zu vergleichen XI, 541. Der Leſer möge ſeinen gymnaſtiſchen Ton in dem dogmatiſchen „Geſetze" finden, wozu nichts weiter erfordert wird, als die billige Vorausſetzung, daß er, Leſſing, etwas Ungereimtes, etwas gar Aergerliches weder ſagen könne, noch wolle.

3) Rückblicke, S. 295.

Deutſchen; hätte er den hochſinnigen Britten angehört, ſo läge ſie in der Weſtminſter-Abtei. Er hat viele Freunde gehabt, die meiſten vielleicht nur Leſſing der Schriftſteller, ſogenannte Freunde, die durch näheres Verhältniß zu ihm der Vergeſſenheit zu entrinnen, und, in ſeinem Abglanze auf ſie, ſelbſt zu leuchten geſucht haben. Ob er wohl überhaupt einen einzigen Freund im heiligen Sinne des Wortes mochte gehabt haben? ſchwerlich; er war zu ſelbſtgenügſam, um der Wonne echter, inniger Freundſchaft ſein Herz zu öffnen." — Man hat aus gleichem Grunde bei Goethe und anderen großen Männern dieſelbe Bemerkung gemacht.

Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte...."

Was Leſſing betrifft, ſo lebte vielleicht nur Einer, den er im höheren, oder, wie Feßler ſich ausdrückt, im heiligeren Sinne ſeinen Freund genannt haben würde, dies war Mendelsſohn. Niemand ſollte mehr das Verhältniß der Beiden mit den Augen anſehen, wie F. H. Jacobi in dem Streite mit Mendelsſohn, in ſtolzer, vornehmer Ueberhebung darzuſtellen verſtand [1]), ſo daß bis zu Jacobi's Streite mit Schelling, welcher eine furchtbare Vergeltung übte, Mendelsſohn als einer, welchen Leſſing ſeines ganzen Vertrauens nie gewürdigt hätte, daſtand. Schelling wurde durch den biederen Meyer, den Biographen Schröders, über die Wahrheit aufgeklärt und ſchrieb ihm aus München den 29. Auguſt 1812: „Was Sie mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel verſtattet, von Leſſings Denkart in Bezug auf Mendelsſohn mir mittheilten, war mir inſofern merkwürdig, als ich Jacobi'n nicht einmal von dieſer Seite im Unrecht glaubte. Bedenke ich, mit welchen Künſten, wenigſtens bei der geſammten nachgewachſenen Welt, jene Meinung hervorgebracht worden, die Sie beſtreiten, ſo entſteht in mir der Wunſch, den alten Mendelsſohn noch in das ihm gebührende Recht auf Leſſings wiſſenſchaftliche Achtung wieder eingeſetzt zu ſehen, ehe die Meinung unwiderruflich auf ihm haftet. So wenig ich mit ihm ſympathiſire, ſo oft habe ich mir einen Mann ſeiner Klarheit zurückgewünſcht, mit dem es doch möglich war, ins Reine zu kommen; um ſo mehr wünſche ich etwas zur Herſtellung der Meinung über ihn in Anſehung jenes Punktes beizutragen. [2])

Mendelsſohns Schreiben an Karl Leſſing, wo er ihm über den Verluſt ſeines großen Bruders Troſt zuſpricht (Karl Leſſing hat die Biographie durch Mittheilung dieſes Schreibens würdig geſchloſſen), überhebt uns der Mühe, das perſönliche Verhältniß der beiden Freunde zu erörtern, da Mendelsſohn den großen Abſtand in ſich zu klarem Bewußtſein erhoben, und gerade dadurch die Kluft von Freund zu Freund vollſtändig gefüllt hat.

1) „Lieber Freund, ſchrieb ihm bei dieſer Gelegenheit Goethe (Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi, S. 104), man hat Exempel, daß Adlereier im Schooße Jupiters für einem Pferdekäfer nicht ſicher waren."

2) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, II, 149, aus München den 29. Aug. 1812.

— „Nein! Ich rechne nicht mehr, was ich durch ſeinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorſehung für die Wohlthat, daß ſie mich ſo früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen laſſen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinſchreiben ſollte, mir als Freund und Richter vorſtellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorſtellen werde, ſo oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn ſich in dieſe Betrachtung noch etwas Melancholiſches mit einmiſcht, ſo iſt es vielleicht die Reue, daß ich ſeine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach ſeinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläſſigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! ſeine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten ſchöpfen konnte, die er wie gemeines Waſſer von ſich ſprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er ſeine Einſichten mittheilte, ſetzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienſt zu verkennen: denn ſie ſchien ihn in keine Unkoſten zu ſetzen; und zuweilen ſchob er ſie den meinigen ſo mit unter, daß ich ſie nicht mehr unterſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden, ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ *verdienen*, was er gab."

An Herder aber ſchrieb Mendelsſohn (vom 15. März): „Auch dieſes, mein beſter Herder, iſt der Weg der Vorſehung, daß Leſſings Tod zwei Gemüther ſich einander näher bringen muß, die, wie jetzt am Tage liegt, ein leidiges Mißverſtändniß von einander entfernt hatte. — — Der Tod dieſes Freundes, mit dem ich zu leben gleichſam gewohnt war, hat in meinem Herzen eine tiefe Wunde geſchlagen; und das iſt ein wahres Labſal für meine Seele, daß Sie eine gleiche Lücke in Ihrem Herzen empfinden, und ſolche durch die Annäherung mit dem meinigen wieder auszufüllen gedenken." —

So ſteht Mendelsſohns Bild würdig an Leſſings Seite. Anders verhält es ſich mit dem Manne, welcher ſich ſelbſt neben Leſſing und Mendelsſohn den dritten Platz gab und, ſo lange er lebte, von ihrem Glanze borgte — ich meine Friedrich *Nicolai*. Ich rede nicht von derjenigen Stellung zur Literatur ſeiner Zeit, deren Würdigung im erſten Bande ſich erlediget hat; ich rede von dem perſönlichen Verhältniſſe Nicolai's zu Leſſing, welches in den letzten Jahren in der That gelitten hat. Fichte's Darſtellung, obſchon im Einzelnen nicht immer genau, enthält in der Hauptſache das Rechte. Was Leſſing und Nicolai zunächſt auseinander brachte, war die Theologie; denn eben das, was Leſſing ein Gräuel war, jene Aufklärerei, der Neologismus, hatte in Nicolai und ſeiner allgemeinen Bibliothek ihre maßgebenden Vertreter. Leſſing ſchreibt den 19. März 1779 an ſeinen Bruder, ihm zu ſagen, was Nicolai mache. Er (Nicolai) ſchreibe nicht mehr an ihn. „Meine theologiſchen Händel, denke ich, haben ein Loch in unſer gutes Verſtändniß ge-

macht. Das ſollte mir leid thun." — Als die allgemeine Bibliothek nach langem Schweigen über die Wolfenbüttler Fragmente und ihre Gegenſchriften mit ihrer ſehr ausführlichen Recenſion hervortrat, worin ſich im Ganzen eine Apologie des Chriſtenthums vom Standpunkte des Rationalismus fand, ſchrieb Leſſing an Eliſe Reimarus (den 22. Juni 1780): „Sie haben doch ſchon geſehen, daß ſich endlich die allgemeine deutſche Bibliothek entſchloſſen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben doch auch ſchon geleſen, wie armſelig die Blindſchleiche daher gerutſcht kommt? . . ."

Den Sebaldus Nothanker lobte Leſſing, aber den Bunkel nannte er in dem Briefe an Herder (den 10. Januar 1779) einen „ruppichten [1]) Roman", und fand Wielands „Plaiſanterie" über ihn ſo gerecht als luſtig, nur daß er, mit jenem Univerſalismus, den er mit Leibniz theilt, „auch dieſe Sproſſe nicht aus der Leiter ausgebrochen haben wollte, die ein gewiſſes Publikum nothwendig mit beſteigen müſſe, wenn es weiter kommen ſolle. . ."

Auf dieſe Bemerkung antwortet ihm Herder, welcher, kurz vorher von Nicolai beleidigt, für immer mit ihm brach [2]), aus Weimar den 1. Juni 1779: „Bei Bunkel iſt die Sache weiter gekommen, als Sie wohl damals vermutheten. Ich bin parteilos — aber, lieber Leſſing, Sie haben noch eine Schuld auf ſich, daß Sie den Nicolai ſich einſt die Schuhe bei den Literaturbriefen haben nachtragen laſſen. Er hat's ohne Zweifel mit freien Stücken und um die Ehre zu haben, gethan. Sie haben's doch aber thun laſſen, und ohne Sie, auch nur paſſive, wäre der Mann doch nichts, gar nichts von dem, was er jetzt iſt oder ſein will. Den Stolz! Und die Keckheit! Mit dem Mangel und der Armuth! Doch laß ihn! die Zeit bringt alles in Ordnung." — Und ſo kam es, zumal als Nicolai nach Leſſings Tode, immer mit ſeiner Freundſchaft ſich brüſtend, im Stillen ſich mit einem Leſſing und Mendelsſohn auf eine Linie ſtellend [3]), die neue Generation, zu der er ſich verhielt wie ehemals Gottſched zu Klopſtock und Leſſing, nicht aufhörte zu meiſtern und zu beleidigen. Da wurden endlich ſengende Xenien von Schiller und Goethe gegen ihn geſchleudert [4]), da hielt Fichte jenes furchtbare Strafgericht über ihn, wo er

1) „ruppichten" — iſt erſt durch Lachmann aus dem Original in den Text gekommen. Früher las man: durch ſo einen Roman. So führt es Fichte (S. 100) an.

2) Nicolai ſpricht über dieſen Gegenſtand auf ſeine Art in dem Briefe an Höpfner vom 19. Sept. 1776 (Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Merck u. A. S. 140).

3) 1806 erſchien Nicolai's Bildniß und Selbſtbiographie, herausg. von M. S. Lowe. Unter dem Bildniſſe eine Vignette, darſtellend: den Kampf gegen Vorurtheile und Aberglaube. Ein Heros, das Meſſer in der einen, die Fackel in der andern Hand, brennt die Wunden der abgeſchlagenen Köpfe der Hydra; „er ſteht in einem treuen Kleeblatte mit ſeinem Leſſing und Mendelsſohn und bekämpft — in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek — Vorurtheile und Aberglaube." (Worte des Herausgebers.) Zu Füßen dieſes neuen Herkules ſtehen die Anfangsbuchſtaben dieſes „Kleeblattes": (L. N.) (M.) — Gegen dieſe Zuſammenſtellung hätte Leſſing proteſtirt.

4) Ed. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf 1. Siehe im Namenregiſter: Nicolai S. 307. Beſonders die Nummern 184—217. Nr. 188, der Todtfeind:

die Scheidelinie, die einen Nicolai von Leſſing trennte, nicht ſcharf genug ziehen konnte und, wie um Leſſing zu verſöhnen, zum Schluſſe ausruft: „Heiliger Schatten, vergieb uns, daß wir in demſelben Zuſammenhange von dir redeten und von ihm. Wenn auch keine deiner Behauptungen, wie du ſie in Worte faßteſt, die Probe halten, keines deiner Werke beſtehen ſollte, ſo bliebe doch dein Geiſt des Eindringens in das innere Mark der Wiſſenſchaft, deine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, dein tiefer inniger Sinn, deine Freimüthigkeit, dein feuriger Haß gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Abſprecherei, unvertilgbar unter deiner Nation!“

So Fichte, welcher in dieſen begeiſterten Worten das Gefühl ſeiner Geiſtesverwandtſchaft mit Leſſing, welche ſich faſt von ſelbſt aufdringt, zu erkennen gab. Um in perſönliche Beziehungen zu Leſſing zu kommen, war er zu jung. Oft auch trennt das Leben die, welche durch Anlage und Streben zu gemeinſamem Schaffen und Handeln berufen ſcheinen. Wer unter Leſſings Zeitgenoſſen war ihm an echtem Witz und pſychologiſcher Tiefe verwandter, als Lichtenberg? Dies iſt oft bemerkt worden. Doch findet ſich ſein Name nirgends in Leſſings Schriften, der Leſſings aber um ſo häufiger in den Schriften Lichtenbergs. Noch weniger bildete ſich ein Verhältniß Leſſings zu Schlözer. Einmal kommt Leſſing auf ihn zu ſprechen, aber nur in einer ſehr äußerlich bibliothekariſchen Beziehung, wobei Schlözer faſt in ein nachtheiliges Licht zu ſtehen kommt.[1]) Gleichwohl verfolgten beide mit gleich unerſchütterlicher Conſequenz Wahrheit und Recht, wenn auch auf verſchiedenen Bahnen, wie denn Herder bei einer Gelegenheit Beider Namen verknüpfte.[2]) Als

Willſt du alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäß iſt,
Nicolai? zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod.

Nr. 196. Pfahl im Fleiſch:

Nenne Leſſing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warſt du ein ſchrecklicher Dorn.

Achilles (Nr. 338).

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun da du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

Troſt (339).

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek ſchöner Scientien hoch.

Seine Antwort (340).

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermſten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänſegeſchlechts Führer ſein, wie du erzählſt.

(Die parodirte Stelle iſt, wie Voas nachweiſt, dem eilften Buche der Odyſſee V. 782 ff. entnommen.)

1) Schlözer hatte in einem Bericht an die Petersburger Akademie Briefe des polniſchen Königs Sigismund an den falſchen Demetrius erwähnt, die er unter den Manuſcripten der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden haben wollte, ohne daß Leſſing die geringſte Spur davon entdecken konnte. Er forderte ihn daher im erſten Stücke der Beiträge (X, 180) auf, „ſeine Worte auf eine oder andere Weiſe gut zu machen“. Ob Schlözer auf dieſe Aufforderung einging, habe ich nicht finden können.

2) G. Merkel (Darſtellung und Charakter u. ſ. w. II, S. 296) theilte einſt Herdern

Schriftſteller freilich bilden ſie wiederum einen Gegenſatz, den man ſich nicht größer denken kann.

So, und wohl noch ſchroffer, ſtellt ſich das Verhältniß zu einem andern berühmten Schriftſteller dieſer Zeit, zu Hamann. Er iſt im Laufe dieſer Erzählung mehrmals genannt worden. Eine directe Verbindung zwiſchen ihm und Leſſing hat nie ſtattgehabt, in gewiſſer Hinſicht wurde dieſe, ſeit Leſſing nach Wolfenbüttel kam, durch Herder vermittelt. Als Leſſing in den „Beiträgen" den Neuerern in der Theologie, ohne Rückſicht auf ſeine perſönlichen Freunde, entgegentrat, ſchrieb Hamann beifällig an Herder im April 1774: „Stehen Sie noch in Verbindung mit Leſſing, den Sie, wie ich höre, in Hamburg kennen gelernt haben? Der ehrliche Mann nimmt ſich auch der guten Sache an. Ich bin ihm zum erſtenmale recht gut dafür geworden." Worauf Herder antwortet: „Mit Leſſing ſtehe ich in keiner Verbindung. Ich kenne ihn aber als Mann, und was Sie gefreut hat, freut mich gewiß nicht minder." Wie wenig aber ſelbſt Herder damals noch Leſſings tiefſte Intentionen durchſchaute, zeigt ein Wort in einem Briefe an Hamann vom 27. März 1775, mit Bezug auf das Fragment von Duldung der Deiſten.[1]) Erſt mit dem vierten Beitrage verſcheuchte Leſſing jeden Zweifel über ſeine Stellung. Aber während er Herders Sympathien bis ans Ende ſeiner Laufbahn ſicher hatte, ſo konnte Hamann ſein Mißtrauen gegen ihn nie ganz überwinden. Zwar hatte er ſich an dem Nathan „recht geweidet", und Kant geſcholten, daß er Nathan den Weiſen blos als „den zweiten Theil der Juden beurtheilte, und keinen Helden aus dieſem Volke leiden konnte".[2]) Während er jedoch den Geſprächen: Ernſt und Falk ſo viel Theilnahme ſchenkte, konnte er ſich mit der Erziehung des Menſchengeſchlechts, trotz ihres innern Zuſammenhanges mit Ernſt und Falk, gar nicht befreunden. „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter,"

ſeinen Entſchluß mit, „als entſchiedener und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht aufzutreten und überall rückſichtslos einzugreifen, wo ſeine Parteinahme nützen könne." — Herder ging auf dieſen Gedanken, der allerdings einen andern Mann erforderte, ein. „Was Sie thun wollen, leiſtete Leſſing für die Literatur, und Schlözer in ſeinen Staatsanzeigen für die Verhältniſſe vieler deutſchen Staaten. Beide, vorzügliche der erſtere, in einer glänzenden Weiſe. Es iſt alſo möglich!" — Leſſings und Merkels Namen machen eine ſeltſame Wirkung. Auch, glaube ich, hat Goethe an Merkel gedacht bei den Worten, welche er gegen Eckermann (I, 195) mit Bezug auf Leſſing ausgeſprochen. „Leſſing, ſagte Goethe, war der höchſte Verſtand, und nur ein eben ſo großer konnte von ihm wahrhaft lernen; dem Halbvermögen war er gefährlich. Er nannte einen Journaliſten, der ſich nach Leſſing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle, geſpielt hat, weil er ſeinem großen Vorgänger ſo weit nachgeſtanden."

1) „Der einzige, der mich, wohin er ſich ſchlage, intereſſirt, iſt Leſſing. Aber auch bei dem iſt's aus ſeinem neuen Beitrage abzuſehen, daß er ſeine geliebten Deiſten nicht verlaſſen. Auch er bleibt alſo, wo er iſt." (Hamanns Schriften V, 137.)

2) An Herder den 6. Mai 1779. „So göttlich ſtreng iſt unſere Philoſophie in ihren Vorurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit." A. a. O. VI. 79.

ſchrieb er an Herder den 24. April 1780, als er die Schrift, nach deren Verfaſſer er noch fragen konnte, blos angeſehen hatte. „Kein Schiblemini, kein rechter Reformationsgeiſt, keine Empfängniß, die ein Magnificat verdiente.“ — „Im Grunde der alte Sauerteig unſerer Modephiloſophie; Vorurtheile gegen Judenthum — Unwiſſenheit des wahren Reformationsgeiſtes. Mehr Wendung als Kraft“ [1]), ſchrieb er in einem ſpäteren Briefe an Herder vom 11. Juni 1780. So wenig hat Hamann den urchriſtlichen Gedanken dieſer Schrift, womit zuerſt dem Judenthum volle Gerechtigkeit widerfuhr, erkennen mögen.

In Wahrheit aber glaubte Hamann bei Leſſing auf dem Grunde aller ſeiner religiöſen und theologiſchen Schriften „Feindſchaft gegen das Chriſtenthum“ zu ſehen, was er auch einmal gegen Jacobi 1784 ausſprach, und dieſer, mit ſeinen Ideen von Leſſings Spinozismus im Kopfe, war bei der Hand, Hamann in dieſem Glauben zu beſtärken. Er erklärte ſeinen Nathan, die Erziehung des Menſchengeſchlechts, für „Maske, die er brauchte, durchſichtig genug, ihn nicht zu verbergen, ſondern nur wider äußerliche Verfolgungen zu beſchirmen“. [2]) Das hieß Leſſingen wenig kennen.

Leſſing ſeinerſeits zeigte gegen Hamann die entſchiedenſte Kälte. Das Formloſe, Polyhiſtoriſche ſeiner Schriften ſtieß ihn ab. Er verläugnete es nicht, als er in einem Briefe an Herder (XII, 541) ſeine Zuſtimmung gab, Hamann die Fortſetzung von Ernſt und Falk mitzutheilen. „Wenn Sie das Ding an Hamann ſenden, ſchrieb er, ſo verſichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verſtehen; wenigſtens nicht gewiß ſein können, ob ich ihn verſtehe. Seine Schriften ſcheinen als Prüfungen der Herren aufgeſetzt zu ſein, die ſich für Polyhiſtores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhiſtorie dazu. Ein Wanderer iſt leicht gefunden, aber ein Spaziergänger iſt ſchwer zu treffen.“

Wenn ich auf Wieland zurückkomme, welchem er in Hinſicht auf Sprache der Darſtellung den erſten Platz unter den deutſchen Schriftſtellern gab, wie er dies ſowohl in der Dramaturgie, bei Gelegenheit des Agathon, als in ſeinen Briefen und Studien zu erkennen gab [3]), ſo iſt es, um eine Bemerkung nachzuholen, welche Leſſing einſt mündlich gegen das Moralprincip in dem früher von ihm ſo warm empfohlenen Agathon mit einiger Heftigkeit vorbrachte. Es war im Frühjahr 1772, in einer Geſellſchaft in Braunſchweig, wo Georg Jacobi gegenwärtig war, von dem es ſein Bruder hörte, der ſich in einem

1) A. a. O. 128. 139.

2) Weidemann, Saalfelder Programm 1847. S. 4.

3) „Dieſer Mann, weit unter dem, in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftſteller ſtolz ſein können —“ ſo redet er Wieland in ſeiner Antwort, den 2. September 1772, an. — Vgl. XI, 646. Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen über einige Dichter (Klopſtock, Hagedorn, Wieland).

Briefe an Wieland darauf berief.[1]) „Als ein Werk der Kunſt betrachtet," ſagte Leſſing, iſt die Geſchichte des Agathon vortrefflich, aber ein ſittlich gutes Buch iſt ſie nicht. Wieland hat das Reſultat davon in einen einzigen Vers gebracht. Die Tugend iſt, wenn wir die Weiſen fragen, ich weiß nicht was. Warum will er dem Menſchen die Meinung in den Kopf und in das Herz ſchmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Weſentliches in ſich, es ſei beinahe damit eine bloße affaire de caprice?" — Wieland rechtfertigte ſich in ſeiner Antwort an Jacobi durch die Erklärung, daß Agathon in ſeinem Diſpute mit Hippias keine beſſere Antwort an dieſer Stelle geben konnte, daß alſo dieſe Stelle nicht das ſein mochte, was Leſſingen bewegen konnte, zu ſagen: das Reſultat dieſes Buches wäre: die Tugend ſei, ich weiß nicht was. Vielleicht aber hat Leſſing nicht dieſe oder eine andere Stelle, ſondern den Geiſt des Werkes im allgemeinen im Sinne gehabt. Man lernt, daß Leſſing, wie Kant, das rein Spekulative und das ſittlich Praktiſche vollkommen auseinanderhielt; daß er die Duldung auf jenem Gebiete nicht auch auf das andere übertrug, was er auch hinlänglich durch ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechts gelehrt.

Auch bei Gelegenheit des „Neuen Amadis" (1771), erwies ſich Leſſing, bei aller ſonſtiger Anerkennung, gegen den Dichter ſtreng. „Leſſing", ſchreibt Boie an Knebel über ſeinen Aufenthalt in Braunſchweig im Sommer 1771,[2]) indem er des Amadis Schönheiten, neben den Fehlern, hervorhebt, „war eben ſo voll davon, aber über die leichtſinnige Anwendung ſeiner Talente ſprach er ernſthafter, als ich's von ihm erwartet habe." Aber „Oberon", welcher kurz vor Leſſings Tod erſchien (1780), hat ihn, nach G. Jacobi's Ausdruck, ganz mit Haut und Haar entzückt.[3])

Ein Punkt iſt übrig, und wir ſchließen dieſen Abriß von Leſſings Charakteriſtik. Er betrifft ſein Verhältniß zur Nation, zum deutſchen Vaterlande.

Daß der Verfaſſer der hamburgiſchen Dramaturgie und der Minna von Barnhelm ein Deutſcher war, den Beweis wird man uns ſchenken. Wohl klingt es unſerm Ohre hart, wenn Leſſing im dreißigſten Jahre an den preußiſchen Grenadier die Worte ſchreibt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre". Doch der Zuſammenhang nimmt dieſer durch Gleims Uebertreibungen hervorgerufenen Aeußerung ſchon viel von ihrer Härte und Schärfe. In Minna von Barnhelm, wenige Jahre ſpäter, findet ſich eine Stelle, welche deutlich zeigt, daß der Begriff: Vaterland, dem Dichter mehr als eine „heroiſche Schwachheit" war. Minna gedenkt (V, 6) im Scherze

1) Jacobi's auserleſener Briefwechſel I.

2) Boie an Knebel den 28. Mai 1771. (Knebels literar. Nachlaß II, 100.)

3) Heinſe an Fr. Jacobi, in den Briefen von Gleim, Heinſe und Joh. Müller II, S. 86.

des Mohrs von Venedig. Tellheim, in Zerſtreuung verſunken, erfaßt von dieſen Worten nichts als eine dunkle Reflexion über ſich ſelbſt und erwiedert: „Aber ſagen Sie mir doch: wie kam der Mohr in venetianiſche Dienſte? Hätte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er ſeine Arme und ſein Blut einem fremden Staate?“ — Man denke an das Werbeſyſtem in der preußiſchen Armee bis zum Jahre 1806, wodurch alle geſunde Vaterlandsliebe im Volke gewaltſam zurückgedrängt wurde, und an den Umſchwung der Geſinnung, welcher an die Reform des Heerweſens ſich knüpft, und man wird die Bedeutung der hier wie in der Zerſtreuung hingeworfenen Bemerkung nicht zu gering anſchlagen. Das Vaterland, ſoviel iſt ausgeſprochen, hat das erſte und unveräußerliche Recht auf das Blut ſeiner Bürger. — Wohl ſagt Leſſing noch in jenem Briefe an Gleim: „Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bei mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wornach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger ſein ſollte.“ — Dies floß aus der Philoſophie der Zeit; und dieſe hatte in der damaligen Weltlage ihre geſchichtliche Rechtfertigung. Sobald dieſe eine andere wurde, wurden auch die Philoſophen in Deutſchland Deutſche. Das lehrt das Beiſpiel Fichte's. Seine Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1805) predigen noch das Weltbürgerthum der Bildung; erſt die Reden an die deutſche Nation (1808) erheben die Fahne der Nationalität, welche durch alle Stürme der folgenden Jahre ſich immer tiefer auf deutſchem Boden befeſtigt hat. Daß Leſſing in einer großen Zeit ſich nicht in den Philoſophenmantel gehüllt hätte, kann man ſchon aus ſeinen gelegentlichen Anmerkungen in der Dramaturgie (ſiehe oben I, S. 200—201) ſicher entnehmen.

Vor Kurzem hat ein geiſtreicher Schriftſteller [1]) Leſſingen zu ehren geglaubt, indem er ihn einen Republikaner nannte. Wenn freie Männlichkeit, Muth und Unerſchrockenheit, die Wahrheit zu vertreten, wenn unüberwindliche Abneigung gegen die Höfe und höfiſches Leben den Republikaner machen, ſo möchte Leſſing dieſen Namen behalten. Wenn aber etwa Vorliebe für die republikaniſche Regierung und Staatsverfaſſung unter jenem Namen gedacht werden ſoll, ſo hieße dies, dem großen Manne eine Denkart beilegen, für welche jeder Beweis fehlt. Eine ſolche ausgeſprochene Vorliebe für irgend eine beſondere Staatsverfaſſung, als die beſte für alle Staaten, liegt durchaus nicht in Leſſings Denkart, welcher von den politiſchen Formen das zeitliche Wohl der Menſchen eben ſo wenig abhängig ſein ließ, als ihr ewiges von einer beſtimmten Kirche. Seine Geſpräche über die Freimaurerei laſſen dies hinlänglich erkennen, indem der Begriff auch der beſten Staatsverfaſſung noch immer auf innere Widerſprüche führte, welche nur durch eine höhere Idee in einer unendlichen Zukunft gelöſt werden könnten. Inſofern hat F. H. Jacobi über Leſſing richtig

1) A. Stahr, Weimar und Jena 1852.

geurtheilt, wenn er in einem Briefe an Elise Reimarus vom 15. März 1781 schrieb: „Ob er gleich in Staatsverfassungen kein Arg hatte, wie, nach Claudius, die Apostel in Aesthetik, so waren doch hier, wie überall, seine Grundbegriffe gesund und tief, denn er sah überhaupt das Lächerliche und Unseligmachende aller moralischen (und politischen) Maschinerien auf das Lebhafteste ein. In einer Unterredung, die ich mit ihm hatte, kam er einmal so sehr in Eifer, daß er behauptete, die bürgerliche Gesellschaft müsse noch ganz aufgehoben werden; und so toll dieses klingt, so nahe ist es dennoch der Wahrheit; die Menschen (dies setzt Jacobi hinzu) werden erst dann gut regiert werden, wenn sie keiner Regierung mehr bedürfen." Auch ohne diese Auslegung sind wir nicht im Ungewissen, wie wir jene Rede Lessings zu nehmen haben; in Ernst und Falk hat er sich hierüber ausgesprochen. Noch wird jemand bei Lessing an eine politische Revolution denken, von welcher niemand entfernter war als er. Lessing war in der Politik auf seine Art conservativ, d. h. er verlangte die im deutschen Reiche zu Recht bestehende deutsche Freiheit, welche in den Ständen lag, wie sie sich im Mittelalter bis zur Zeit des westphälischen Friedens erhalten hatte, später aber dem Absolutismus der meisten Fürsten Deutschlands weichen mußte. In einem: deutsche Freiheit[1]) überschriebenen Fragment hat Lessing sich hierüber eben so kräftig, als deutlich ausgesprochen, wie es nur ein J. J. Moser seiner Zeit gethan. Man lernt hier die Rechte der Stände von einer andern Seite und in einem viel größern Umfange kennen, als man gewöhnlich seit 1815 mit dem Begriffe dieses Instituts verbindet; denn sie waren mehr oder weniger wirkliche Parlamente. Lessing geht bis auf die ältesten Zeiten zurück, von denen Tacitus schreibt, daß die Könige und Herzöge der Deutschen ohne Zuziehung des Volks nichts Wichtiges unternehmen dürften; dies sei eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht sei es, daß in den mittlern Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hatte Strube in seiner Abhandlung von den Landständen (Nebenstunden II.) fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. „Das Historische in dieser Abhandlung (fährt Lessing fort) ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sklavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor 300 oder 400 Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit 200 oder 300 Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgend mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn das aber geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern

1) In den von mir in den Blättern für litter. Unterhaltung 1843. Nr. 246—249 bekannt gemachten: Lessingiana S. 986.

Schriften unaufhörlich gegen dieſe ungerechten Veränderungen proteſtiren, anſtatt durch ſchmeichelnde Nachſicht und Entſchuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht ſprechen?..." Hier werden die Urſachen, wie es gekommen, daß die Landſtände ſo hintangeſetzt worden, nach Strube, auf vier Punkte gebracht und mit folgender Bemerkung begleitet: „Aber ſind alle dieſe Urſachen nicht ſelbſt Mißbräuche oder ſchlimme Folgen einer ſonſt guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch ſo lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?" —

Noch finden ſich unter ſeinen „Selbſtbetrachtungen" Aeußerungen, welche zeigen, wie Leſſing über die politiſchen Zuſtände der meiſten damaligen Staaten in Europa und über die Großen dachte.

„Wenn ich mich recht unterſuche, ſo beneide ich alle jetzt regierende Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweiſt, Königswürde ſei eine glorreiche Sklaverei." (XI, 749.)

„Gott hat keinen Witz (die Bemerkung zielt auch auf Friedrich den Großen) und die Könige ſollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer ſteht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Ausſpruch thut, weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?"

An Gleim, welcher bei einem Beſuche in Berlin 1774 von einem Prinzen mit ſeinem Beſuche beehrt und in Folge deſſen, ich weiß nicht welchen Verdruß erfahren hatte [1]), ſchrieb Leſſing (XII, 411): „Wann hätte auch, was ein Großer am Beſten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unſer Großer, fürcht' ich, ſo viel Gutes, als auch, mir unbekannt, in ihm ſtecken mag, iſt eben ſo wenig, als ſie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten, geneigt wäre."

„Doch ohne Zweifel betrüg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie ſind wohl alle weiter nichts, als ganz gewöhnliche Menſchen, und ich habe eben ſo ſehr Unrecht, wenn ich ſie für Tieger und Füchſe halte, als Andere, die ſie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unſerm Halladat folgen:

Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund;

alſo auch ein Freund der Großen, inſofern ſie Menſchen ſind...."

Mendelsſohn erwähnt, auf Anlaß von Leſſings „Unfähigkeit mit den Großen umzugehen", des beſondern Eindrucks, den d'Alembert's Abhandlung Sur le commerce de gens de lettres avec les grands auf ihn gemacht hätte. [2])

Eine Bemerkung des Barclay (Argenis I, c. 18.) in Anſehung des

---

1) Körte im Leben Gleims weiß und ſagt davon nichts. Vermuthlich iſt der Prinz Heinrich von Preußen gemeint. Die Sache bleibt dunkel.

2) In Leſſings Leben, von K. Leſſing II, 15., wo „Hauptzüge" zu Leſſings Charakteriſtik von Mendelsſohn mitgetheilt ſind.

Nachtheils der Ariſtokratie vor der Monarchie findet Leſſing vortrefflich. Sie kommt darauf hinaus, daß, wenn der Staat und die Regierung durch die Laſter der Regierenden in Leiden und in Gefahr komme, die Mittel zur öffentlichen Geſundheit weit eher in einer Monarchie als in einer ariſtokratiſchen Republik gefunden werden können. Denn ſowohl der König als ſeine Laſter würden durch den Tod wenigſtens aus dem Wege geräumt, und von der Tugend ſeines Nachfolgers könne das Beſſere gehofft werden; während der Schade eines verderblichen Senats nicht durch den Tod eines jeden einzelnen beſeitiget wird, ſondern der einmal verderbte Zuſtand immer mehr ins Schlimmere übergeht, bis das öffentliche Wohl durch ſeinen Fall mit zu Grabe getragen wird.

Leſſing hatte in ſeinem Nathan ein Bild von dem Fanatismus der Prieſterherrſchaft, gegenüber der Duldſamkeit eines muſelmänniſchen Fürſten im Zeitalter der Kreuzzüge gezeichnet; doch hatte ſich in ihm über das Verhältniß der römiſchen Hierarchie zu dem Despotismus der Fürſten ſeines eigenen Zeitalters eine ganz entgegengeſetzte Vorſtellung gebildet. Seiner milden Beurtheilung der päpſtlichen Regierung iſt in dem Kapitel von Leſſings italieniſcher Reiſe ſchon gedacht worden. Er war in dieſer Beziehung ein Vorgänger Johannes von Müller's, deſſen Schrift: Reiſen der Päbſte (1782) ein Jahr nach Leſſings Tode geſchrieben iſt, durch welche F. H. Jacobi zu ſeinem Aufſatz: „Etwas, das Leſſing geſagt hat. Ein Commentar zu den Reiſen der Päpſte" [1]) angeregt wurde. Es war ein Wort, das ihm aus einer Unterredung mit Leſſing in Erinnerung geblieben, und das, im Munde eines Proteſtanten immer auffallend, gegen Febronius gerichtet war. Er nannte es „unverſchämte Schmeichelei gegen die Fürſten", was Febronius und was die Anhänger deſſelben behaupteten; denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papſtes wären entweder keine Gründe, oder ſie gälten doppelt und dreifach den Fürſten ſelbſt. Begreifen könne dies ein jeder; und daß es noch keiner öffentlich geſagt hätte, mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein ſolcher Gegenſtand gelitten und verdient, unter ſo vielen, die den dringendſten Beruf dazu gehabt, dies wäre ſeltſam genug und ein äußerſt ſchlimmes Zeichen. Darüber trat Mendelsſohn gegen Jacobi auf. [2]) Leſſing, ſagt er, möge wohl im Ernſte nicht geglaubt haben, daß die Gründe gegen den Papſt doppelt und dreifach gegen die Fürſten gälten, da ſie höchſtens nur einfach dagegen gelten können.... Leſſing, bemerkt er weiterhin, war aber der Meinung, man müſſe einer im Schwange ſeienden Uebertreibung eine andere Uebertreibung entgegenſetzen, und aus dieſem Grundſatze getraue er ſich alle Paradoxa zu erklären, die in ſeinen Schriften vorkämen.... Sonderbar, daß Mendelsſohn zuletzt

1) F. H. Jacobi's Werke II, 325.

2) Gedanken Verſchiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (bei Jacobi hinter dem „Etwas, das Leſſing geſagt hat").

eine Wendung nimmt, als ob es Jacobi um die Demokratie gegen die Monarchie zu thun wäre? — was denn dieſer mit Recht als eine falſche Schlußfolgerung von der Hand weiſt. (S. 404.)

So hat auch Leſſing, um zu ihm zurückzukommen, wie vielleicht außer ihm nur noch Friedrich der Große, die Aufhebung des Jeſuitenordens durch Clemens XIV. geradezu gemißbilligt und ſie mit der Aufhebung der Tempelherren verglichen, mit Hinweiſung auf eine merkwürdige Prophezeiung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, welche den Untergang jenes Ordens betrifft. [1]) „Es iſt nun geſchehen, ſagt er, was er prophezeite; und nur unſern beſſern Zeiten haben wir das ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenſo ungerechte Sache wenigſtens mit weniger Grauſamkeit iſt ausgeführt worden."

Wer aber hieraus ſchließen möchte, daß Leſſing die Mönchsorden für ein Glück unſrer Staaten hielte, der leſe ſein „Geſpräch über die Soldaten und Mönche". (XI, 612.)

So hat auch Leſſing die Wirkungsloſigkeit der geiſtlichen Beredſamkeit unter uns aus dem Verfall der Kirchenzucht hergeleitet [2]): und wer würde weniger als er die Göze'n zu Herren unſerer Gewiſſen, unſers moraliſchen und religiöſen Lebens gemacht haben!

F. H. Jacobi ſchrieb an Eliſe Reimarus bei Gelegenheit Wielands, welcher im deutſchen Merkur „das Recht des Stärkern" in Schutz genommen hatte, den 15. März 1781: „Wenn meine Abhandlung gegen die Starken ſiegt, ſo laſſe ich ſie beſonders drucken und widme ſie dem Schatten des Freien." Jacobi hatte Recht, Leſſing den Freien zu nennen, wenn er gleich in ſeinen Schriften nur ſelten von Freiheit ſpricht. — In dem Fragmente ſeiner Tragödie: Spartacus, legt er dieſem Anführer der Gladiatoren-Armee die Betrachtung in den Mund:

Sollte ſich der Menſch nicht einer Freiheit ſchämen,
Die es verlangt, daß er Menſchen zu Sklaven habe? —
(Der Conſul.)
Ich höre, du philoſophirſt, Spartacus.
(Spartacus.)
Was iſt das? du philoſophirſt? —
Doch ich erinnere mich — Ihr habt den Menſchenverſtand
In die Schule verwieſen, um ihn lächerlich machen zu können. —

---

1) Siehe: Tempelherren in den Collectaneen XI, 388. Wichmarshauſen hatte in ſeiner Diss. de extinctione Ord. Templ. 1687 geſagt: An vero paria etiam Jesuitas fata cum Templariis mansura sint, tempus manifestabit. Certe Nemesis divina tandem, quos praeteriisse videtur, inveniet.

2) XI, 616. In dem Fragmente: Betrachtungen über die geiſtliche Beredſamkeit. „Ich will ſagen, heißt es hier, daß unſere geiſtliche Beredſamkeit, ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringſte Spur mehr übrig iſt, nothwendig eine ſehr armſelige Figur ſpielen muß. Unſere Kanzeln können ſich keiner Redner rühmen, ihre beſten Betreter ſind Sophiſten, und wenn ſie es noch wären!"

Leſſing dachte an das alte Rom: heute müßte er nach Nordamerika ſehen, das geprieſene Land der Freiheit, welche verlangt:

— Daß es Menſchen zu Sklaven habe.

Während der beängſtigenden Zeiten der franzöſiſchen Revolution ſchrieb Gleim [1]) an Matthiſſon den 13. Mai 1794: „Ach, daß Leſſing noch lebte! Daß wir nach Wolfenbüttel zu ihm reiſen könnten, um flehentlich ihn zu beſchwören, der Luther des achtzehnten Jahrhunderts zu werden!...“

So werden Menſchenalter vergehen und der Ausruf wird gerechtfertigt ſein:

„Ach, daß Leſſing noch lebte!“

Dreizehntes Kapitel.

Wenn ſchon Leſſing durch ſein Leben und ſeine Werke in der Geſchichte des deutſchen Geiſtes ein unſterbliches Monument ſich gegründet, ſo erſcheint es doch nicht überflüſſig, hier der Weihe ſeines Andenkens durch die bildenden Künſte zu gedenken.

Von Leſſings Bildniſſen nach und bei ſeinem Leben iſt bereits geredet. Münzen auf Leſſing wurden bald nach ſeinem Tode zwei, in Braunſchweig und in Berlin, geſchlagen. [2]) Erſtere von Krull, zeigt Leſſings Bruſtbild in römiſchem Gewande, mit der Umſchrift: Gotthold Ephraim Lessing. Unter demſelben: Natus MDCCXXIX. Auf der Rückſeite lieſt man die Inſchrift: Poeta, Philosophus, Philologus, Criticus, Germaniae Decus, Musarum et Amicorum dum vivebat amor, nunc desiderium sempiternum.

Die andere Münze, von dem berühmten Stempelſchneider Abramſon, zeigt Leſſings Bruſtbild; unter demſelben: Natus MDCCXXIX. Umſchrift: Gotthold Ephraim Lessing. Auf der Gegenſeite zur Linken betrauert ihn an einem Aſchenkruge die Wahrheit, die ſich auf eine umgekehrte Fackel ſtützt, und zur Rechten die Natur mit verhülltem Haupte und der Umſchrift: Veritas amicum luget aemulum natura. Auf dem Piedeſtal lieſt man: Nathan der Weise, und im Abſchnitte: Denatus: MDCCLXXXI.

Krull verfertigte 1782, nach Leſſings Todtenmaske, mit Zuziehung guter Bilder und nach der Erinnerung, eine wohlgelungene Büſte in Lebensgröße, welche er, auf den Wunſch von Leſſings Freunden, in Gips vervielfältigte. [3])

1) Matthiſſons literar. Nachlaß III, 35.

2) Jördens Lexicon, a. a. O.

3) In der Literatur- u. Theaterzeitung 1782, S. 95 ladet Krull zur Subſcription ein. Nach jener Büſte wurden wieder Porzellanpuppen gemacht. Ueber die letzteren ſchreibt

Der kurkölniſche Miniſter, Freiherr Otto Auguſt von Grote, errichtete Leſſingen in ſeinem Todesjahre 1781 in dem Park ſeines Landgutes Broſe im Lüneburgiſchen ein Denkmal. Der Hamburgiſche Steinmetz Langewerck hatte es verfertigt. Es beſteht aus einer Urne auf einem viereckichten Poſtamente, auf deſſen Vorderſeite die Worte zu leſen ſind: Dem unſterblichen Gotthold Ephraim Lessing; auf der entgegenſtehenden Seite: Gewidmet von Otto August Freiherrn von Grote 1781. Auf der rechten Seite des Poſtaments ſteht eine Eule, das Sinnbild der Weisheit; zur Linken befinden ſich Maske und Dolch, als die Attribute der komiſchen und der tragiſchen Muſe. Die Urne ſelbſt iſt mit Feſtons und ein paar Ramnesköpfen geziert. Vorn auf derſelben zeigt ſich ein aus einem Ei kriechender Schmetterling, und hinten ein Adler, der ſich zur Sonne emporſchwingt, als Sinnbild der Verwandlung und des höhern Flugs des entkörperten Geiſtes. [1])

Johannes Müller hatte nach Leſſings Tode die Abſicht, Leſſingen ein Denkmal zu ſetzen, wie Käſtner auf Leibniz eins geſchrieben. — Darauf ſchrieb ihm Gleim den 22. September 1781: „Sie wollten unſerm Leſſing ein Denkmal ſetzen? — Herr von Grote in Hamburg iſt Ihnen zuvorgekommen. Er hat eins geſetzt von Stein. Aere perennius wird das Ihrige ſein.“ (Gleims Briefwechſel II, 274.) — Wäre es geweſen! können wir nur ſagen, da Müller es bei dem bloßen Vorſatze bewenden laſſen.

Im Jahre 1791 errichtete der Prinz Karl zu Fürſtenberg in Donaueſchingen Leſſingen ein Denkmal in dem Garten ſeiner Reſidenz, auf dem Hügel einer kleinen, mit Linden, Ahorn, Silberpappeln und andern ſchönen Bäumen und Geſträuchen umkränzten Inſel: eine ſteinerne, mit Lorbeeren gezierte Urne, welche an ihrem Fußgeſtelle die Inſchrift zeigt:

AUTORI. EMILIAE. GALOTTI. POSUIT. CAROLUS. FURSTENBERG. [2])

Im Jahre 1788 gab der Schauſpieldirektor Großmann, erfüllt von Begeiſterung und Dankbarkeit gegen Leſſing, die erſte Anregung zu einem öffentlichen Denkmale des großen Mannes in Wolfenbüttel. Er kam nach Braunſchweig und (erzählt er [3]) fand nicht was er ſuchte: ein Denkmal

---

F. H. Jacobi an Eliſe Reimarus den 15. März 1781: „Ich werde nichts dazu beitragen, daß Leſſing unſern Kamin verzieren helfe und etwa zwiſchen ein Paar Pagoden figurire, welches freilich dieſes Angemeſſene haben würde, daß er nicht mitnickte.“

1) Eine Abbildung ſteht in Hirſchfelds Taſchenbuch für Gartenfreunde. Zweiter Jahrg. Kiel 1783., und hiernach die Beſchreibung in der Literatur- und Theaterzeitung für 1783, S. 320. Ob dieſes Denkmal, das erſte öffentliche Denkmal Leſſings, noch erhalten iſt, weiß ich nicht. Der Stifter ſtarb im hohen Alter 1831. (Neuer Nekrolog der Deutſchen. 1832. Nr 112.) Jördens, Lexikon III, 326, begeht den ſeltſamen Irrthum, zu ſchreiben, daß dieſes Denkmal noch bei Leſſings Leben, 1771, errichtet worden. Ein Druckfehler in der Jahreszahl wird ihn verführt haben.

2) Leſſings Werke. (Donaueſchingen. VIII. S. 711.)

3) Lessings Denkmal. Eine vaterländiſche Geſchichte; dem deutſchen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Grossmann. Hannover 1791.

auf Leſſings Grabe. Kaum wußte man ihm in Braunſchweig das Plätzchen Muttererde nachzuweiſen, das die Gebeine des Edeln aufgenommen hatte. Ein alter Invalide, der ihm in ſeiner Krankheit aufwartete, zeigte es ihm. [1]) So kam er auf den Gedanken, die deutſchen Schaubühnen einzuladen, eine Vorſtellung eines Leſſing'ſchen Schauſpiels zu geben und die Einnahme zur Errichtung eines Denkmals zu widmen. Er erließ zu dem Ende aus Hannover den 1. Oktober 1788 ein Umlaufſchreiben an die deutſchen Schaubühnen. Um der Vorſtellung mehr Feierlichkeit zu geben, ſollte ſie mit einer, von einem unſerer beliebteſten Dichter verfertigten, von einem geſchickten Tonkünſtler geſetzten Trauercantate eröffnet werden.

Die Seele des Unternehmens war in gewiſſer Hinſicht Campe, welcher nicht lange vorher (1787) vom Herzoge Ferdinand zum Schulrath nach Braunſchweig berufen war, und in noch höherem Grade deſſen hochgebildete Gattin (geborne Dorothea Maria Hiller, aus Berlin). Auf ihre Vorſtellung zeigte der Herzog ſich dem Plane ſehr geneigt und bewilligte jeden Platz, den ſie für Leſſings Monument wählen wollten. Die Räthin Campe entwarf eine Skizze zu demſelben. Auf einer künſtlich gemachten Anhöhe, mit Epheu belegt, auf einigen Stufen ein Würfel von grauem oder ſchwarzem Marmor mit der Inſchrift auf der einen Seite, aus dem Nathan:

Der Mann
Steht Seinen Ruhm. Sein Ruhm Iſt
Blos Sein Schatten.

Auf der Seite gegenüber:

Wie? Leſſings Denkmal Dieſer Stein?
Er Wird Ein Denkmal Dieſes Steines Sein. [2])

Oben auf dem Würfel ein ſchöner Genius mit der umgekehrten Fackel in einer, und einem Schmetterling in der andern Hand, von weißem Marmor.

Die Räthin Campe ſetzte ſich mit dem älteren Weikſch in Verbindung, welcher ihr drei Entwürfe zeichnete: der eine war die Ausführung ihres eigenen Entwurfes; der zweite eine ſchöne Rotunde, wo das Licht von oben einfiel;

---

1) Ohne Zweifel Mackwitz. Schon Campe hatte (a. a. O.) die Bemerkung gemacht, daß Leſſings Grab in Braunſchweig ſelbſt ſo gut wie unbekannt wäre.

2) Dieſe Verſe waren nichts, als eine Nachbildung von Leſſings Grabſchrift auf Kleiſt, als er aus Frankfurt an der Oder von hoher Hand um Verfertigung derſelben erſucht wurde. Der Gedanke iſt aus der griechiſchen Anthologie (Allg. Deutſche Bibl. Band LXI, S. 422):

O Kleiſt! Dein Denkmal dieſer Stein? —
Du wirſt des Steines Denkmal ſein.

Das Ungeſchickte jener Nachbildung hat Lichtenberg in einem eigenen Aufſatze: „Noch eine angebliche Aufſchrift auf Leſſings Grabmal", vermiſchte Schriften IV, S. 403. (neue Ausgabe V, S. 139 ff.) ſchlagend dargethan. Vgl. Jördens Lexicon VI, S. 499. Lachmann hat dieſe Grabſchrift in den „Berichtigungen und Zuſätzen" ſeiner Ausgabe (XIII, 646.) nachgetragen.

das Frontiſpiz von zwei klagenden Frauen gehalten; in dem Innern ein ſimples ſteinernes Grabmal, woran die Muſe des Trauerſpiels weinend lehnt und den Dolch ſeitwärts weggiebt. — Der dritte Entwurf endlich eine ſimple Kuppel, auf vier Säulen ruhend; unter derſelben ein ebenſo einfaches Grabmal mit Leſſings Namen. Dieſer Entwurf war auf den Platz an der im Gothiſchen Style gebauten Aegidien-Kirche berechnet. Großmann ſah im Auguſt 1789 bei Weikſch noch zwei neue Zeichnungen zu einem Denkmal Leſſings. Von ihm heiße es in Wahrheit, ſagte er: „der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth". Der Maler wünſchte, der Herzog möge ſich beſtimmt für einen Platz erklären. Großmann beſprach ſich mit dem Miniſter Grafen von Hardenberg, und dieſer rieth, die Sache dem Herzog ſchriftlich vorzutragen. Seine Fürſprache hat ohne Zweifel auf die von dem Herzoge unter dem 28. Auguſt 1789 urkundlich ausgeſtellte Reſolution eingewirkt. Hiernach ſollte der hinter der Bibliothek in Wolfenbüttel auf dem Walle belegene ſogenannte Finkenberg dazu eingeräumt werden. [1])

Es handelte ſich nun um die bei der Leſſingfeier auf den deutſchen Bühnen aufzuführende Cantate. Hier zeigte ſich ſchon, was von dem ganzen Unternehmen zu hoffen und zu erwarten war. Die eigenen Freunde, Eſchenburg in Braunſchweig, Engel in Berlin, entſchuldigten ſich bei Campe und bei Großmann wegen ihres poetiſchen Unvermögens. Engel ſchlug ſtatt ſeiner Gotter in Gotha vor. Großmann mußte endlich zu einem Freunde in Hannover ſeine Zuflucht nehmen, deſſen Arbeit unter der Mittelmäßigkeit blieb. [2]) Noch trauriger aber fielen, mit wenigen Ausnahmen (zu denen Dalberg und Iffland in Mannheim, Knigge und Kotzebue zu rechnen), die Antworten der Schauſpieldirektoren aus. Den Anfang machte Schröder, welcher zwar Großmanns Idee lobte, aber ſeine Bitte, „gemeinſchaftlich mit ihm die deutſchen Bühnen zum Beitritt zu ermuntern", wegen zu vieler Geſchäfte ablehnte. Ausſchließen wollte er ſich nicht, wiewohl er ganze Einnahmen für die Verſorgung ſeiner Schauſpieler beſſer anzuwenden wüßte! Madame Wäſer, vom Theater in Breslau, jammerte über die Stumpfheit des hieſigen Publikums, welches ſie alle Jahre, wenn ſie die Vorſtellung für die Armen gäbe, flehentlich bitten müſſe, geſchweige für ein Andenken außerhalb Landes, wo man ſelbſt Leſſings Tod durch die Länge der Zeit vergeſſen habe! — Die Direktion des National-Theaters in Berlin, welche Engel zu ihrem Mitgliede zählte, gab zur Antwort, daß ſie keine Vorſtellung zum Beſten „eines gewiſſen Behufs" bewilligen könne, ohne des Königs Genehmigung einzuholen; daß ſie aber ſich nicht berechtigt glaube, deshalb den Antrag zu thun, bis ſie nicht allein von Zuſagen, ſondern auch von einigen wirklich geſchehenen Vorſtellungen zur Aus-

1) Großmann a. a. O. S. 73.

2) Ebend. S. 44 – 52. Es iſt eine kahle Nachahmung der Klopſtockſchen Manier mit Einmiſchung (ſogenannter) deutſcher Mythologie.

führung des vorhabenden Werkes vergewissert wäre. Koberwein in Köln, an welchen Großmann durch F. H. Jacobi gewiesen wurde, glaubte, daß ein Beitrag von deutschen Schaubühnen zu einem „Grabstein" weder der Familie Lessing, noch dem großen Herzog, dessen Hofrath er war, zur Ehre gereiche. Es gebe so viele lebende arme Schauspieler, daß man wahrlich für die Todten nichts thun könne! Der Professor Kramer in Kiel versprach wenig von einem Orte, der arm an Geld und wohl noch ärmer an Enthusiasmus sei, und rieth ihm, sich an den Dichter und Dramaturgen Rahbeck nach Kopenhagen zu wenden; einen enthusiastischern Freund hätte Lessing nie gehabt; er sei der Herold Lessings unter den Dänen. [1]) Und Rahbeck — blieb die Antwort schuldig! — Auch von dem Hoftheater in Dresden war nichts zu erlangen. In Wien endlich, wo Stephanie sich der Sache annahm, soll, nach dem Berichte eines Reisenden, Graf Rosenberg zur Antwort gegeben haben: „Was geht uns Lessing an? Seine Verwandte und Freunde mögen ihm ein Mausoleum für ihr Geld bauen, wir sorgen für unsere Leut" [2]) — „als ob (bemerkt C. J. Weber) von einem Platz im Spital die Rede gewesen wäre! Wie können wir verlangen, daß Lessing der Nation angehören soll, wo keine Nation ist?" — So wiederholte sich, sagt Franz Horn, wie geschrieben steht: „Es hatte der eine ein Weib zu nehmen, der andere einen Ochsen zu kaufen, der dritte war nicht zu Hause, und besah ein Landgut u. s. w." Großmann versuchte zuletzt noch den Weg, Sammlungen freiwilliger Beiträge zu veranstalten — mit eben so schlechtem Erfolg. Man bemerke, daß die größte der eingelaufenen Summen bei Herrn von Kotzebue in Reval in einem Ertrage von 38⅔ Rubel niedergelegt war! — Großmann trat jetzt zurück und schrieb mit gerechter Bitterkeit seine Vaterländische Geschichte von Lessings Denkmal, „dem teutschen Kaiser Leopold und dem teutschen Könige Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmet".

Was Großmann nicht gelang, brachte der als Staatsmann und dramatischer Dichter verdiente Graf Julius von Soden mehrere Jahre später, auf Grundlage der durch Großmann getroffenen Vorbereitungen, zur Ausführung, und so wurde am 19. Juli 1796 zu Wolfenbüttel ein Monument aufgerichtet. Die Ausführung übernahm der Bildhauer Döll, Professor der bildenden Künste in Gotha. Ein Augenzeuge erzählte, daß, als Döll mit Lessings Monumente in Wolfenbüttel angekommen war und auf dem Schloßplatze mit dem Wagen haltend, gefragt hatte, wo dasselbe errichtet werden sollte, ohne von dem Bibliothekar Langer die erwünschte Auskunft darüber erhalten zu können, der Meister sein Werk sofort mit Hilfe des gerade gegenwärtigen

1) Dies bestätigt Steffens: Was ich erlebte, II, 104. Durch Rahbeck war Steffens auf Lessing geführt worden.

2) Großmann a. a. O. und C. J. Webers Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen IV, S. 157, welcher die angeführten Worte „einem gewissen Fürsten" in den Mund legt.

Bau-Aufſehers Hennig habe abladen laſſen. Hierauf ſei von ihm ſchnell eine Unterlage gefertigt und das Denkmal der Bibliothek gegenüber errichtet worden. [1]) Die Ausführung entſprach einem frühern Entwurfe. Ein antiker Altar aus Blankenburger Marmor, an deſſen vier Seiten eine Tafel von weißem kararischen Marmor mit Roſen aus vergoldeter Bronze an dem Altar befeſtigt iſt. Die erſte Tafel zeigt Leſſings Bildniß in halberhabener Arbeit. Gegenüber ein Basrelief, eine tragiſche und eine komiſche Maske darſtellend, in einem Kranze von Lorbeerblättern und Palmzweigen, in der Mitte des Kranzes, in einem Bande, Hirtenſtab, Dolch und Spiegel. Die dritte Tafel enthält als Inſchrift:

G. E. Lessing,
Weiser Dichter
Deutschlands Stolz.
Einst
Der Musen Und Seiner
Freunde Liebling.

Die vierte Tafel zeigt die Worte:

Ihm
Errichteten Dieses Denkmal
Einige
Seiner Dankbaren
Zeitgenossen
MDCCLXXXXV.

Das Volk wußte von keinem Leſſing mehr; bald aber, als gewiſſe Erinnerungen, unter Leitung der Geiſtlichkeit, wieder aufgefriſcht wurden, machte der gemeine Mann aus der komiſchen Maske einen Engel, der Leſſing früher leitete, und aus der tragiſchen den Teufel, der ihn zuletzt holte. [2]) Das Denkmal blieb vor fanatiſcher oder muthwilliger Beſchädigung nicht ſicher; dieſes, wohl auch um dem Einfluß der Witterung zu wehren, gab Anlaß, daß das Monument im Jahre 1802 von dem Platze vor der Bibliothek weggenommen und in das Bibliothekgebäude geſetzt wurde, ſo, daß die eine Seite an die Wand ſtößt und jetzt nicht mehr geſehen werden kann.

Eigenthümlicher Art iſt das Monument, welches in neuerer Zeit Leſſingen in ſeiner Vaterſtadt Camenz errichtet wurde. Es iſt die im Jahre 1824 durch den Menſchenfreund Dr. Johann Gottfried Böniſch gegründete Armen-Kranken-Anſtalt, unter dem Namen: Barmherzigkeits-Stift, zugleich als Leſſings Denkmal. [3]) Dieſe ſegensreiche Stiftung wurde nicht ohne Widerſpruch gewiſſer Eiferer, welchen die Verknüpfung des Namens Leſſing

1) Handſchriftlich, von Dr. Schiller.

2) Carl J. Weber, a. a. O. S. 158.

3) Siehe J. G. Böniſch, Begründungsgeſchichte des Barmherzigkeits-Stifts oder Leſſings Denkmal zu Camenz. 2. Aufl. Camenz 1823.

mit einem Werke christlicher Liebe ein Aergerniß war, ins Leben gerufen. Lutherische Geistliche und andere der milden Stiftung sonst nicht abgeneigte Personen gaben den gutgemeinten Rath, den Namen Lessings „weil er dem Hauptzwecke nachtheilig wäre", von dem Stiftsnamen zu trennen. Diese Guten hielten Lessing für den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente. — Andere stießen sich aus einem entgegengesetzten Grunde an eine Verbindung Lessings mit einer Krankenanstalt. Ich nenne L. Börne. „Einer That die Farbe der Empfindung geben, sagte er,[1]) das vermögen die Deutschen nicht. Dem Zechbruder Lessing errichten sie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fulda werden sie wahrscheinlich ein Schauspielhaus bauen."

Aber der gute Zweck siegte über die Bedenken der Frommen, wie der Weltkinder. Am 10. September 1824 wurde der Grundstein gelegt. Mehrere Fürsten Deutschlands, der König von Sachsen an der Spitze, sendeten reiche Spenden; der Kaiser Alexander schickte, trotz der damaligen Ueberschwemmungen zu Petersburg und an den Küsten der Ostsee, 100 Dukaten. Mit Dank und Freude begrüßte der Begründer des Barmherzigkeits- oder Lessings-Stifts den Tag, an welchem diese Anstalt eröffnet und eingeweiht wurde. Es war der 3. Januar 1826. In der bei dieser Feier gehaltenen Eröffnungsrede vermißte man nur eines — den Namen Lessings. Doch was hier versäumt ward, wurde drei Jahre später an Lessings mehrfach in Deutschland gefeiertem, hundertjährigem Geburtstage nachgeholt.[2]) Am 25. December 1828 bildete sich aus den Ersten der Stadt ein Verein zur würdigen Feier des großen Tages. Als der Tag herangekommen war, wurde die Büste Lessings, nach einer in dem Rathhaussaale angehörten Rede, in einem feierlichen Zuge mit Musik nach dem Barmherzigkeits-Stift getragen (kein Geistlicher folgte). Hier wurde sie auf das, von dem Hofbildhauer Kühn in Dresden gefertigte Postament, von sächsischem Marmor gehoben und für alle künftige Zeiten aufgestellt. Das Piedestal trägt in erhabener vergoldeter Schrift die Worte:

Gotthold Ephraim Lessing
geboren zu Camenz
d. XXII. Januar
MDCCXXIX
und gestorben
MDCCLXXXI.

Die Büste auf ihrem Piedestal wurde in einem kleinen, auf vier marmorartigen Säulen ruhenden Tempel, dessen Dachung und Kuppel von himmelblauer Farbe ist, im Hauptgange der Anstalt und im Mittelpunkte derselben so aufgestellt, daß sie jeden Eintretenden gleichsam begrüßt. Im Hintergrunde des klei-

1) Gesammelte Schriften I, Vorrede S. XXIV.

2) S. die Schrift: Den Manen G. E. Lessings. Dem Drucke übergeben von Belmont. Camenz 1829.

nen Tempels ist eine vergoldete Lyra auf einem durchsichtigen, himmelblauen Grunde von seidenartigem Stoffe so angebracht, daß sie wie am Horizonte zu schweben scheint, indem ihre nach allen Richtungen divergirend ausgehenden Strahlenlinien deutlich bemerkbar sind. Ein Adler, über Lessings Haupte sich emporschwingend, trägt die Lyra auf seinen Fittigen himmelan. Im Mittelpunkte ist ein Chronometer angebracht, allegorisch andeutend, daß mit Lessing im Gebiete der Literatur und Dramaturgie für die Deutschen eine neue Zeitperiode begonnen.

So hatte der Begründer der Anstalt sein der Welt gegebenes Wort gewissenhaft erfüllt.

Am Abend dieses schönen Tages gingen die Schüler des Lyceums und der Bürgerschule mit Fackeln auf den Marktplatz und brachten, nach einem feierlichen Gesange, den Manen Lessings ein jauchzendes Vivat. Auch war der löbliche Wunsch zur Sprache gekommen, das Archidiaconat, eine der Collatur zustehende Amtswohnung, in welcher Gotthold Ephraim Lessing vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, bei einbrechendem Dunkel illuminirt und mit einem sinnigen Transparent geschmückt zu sehen. „Eingetretene Umstände", heißt es euphemistisch, doch für die Nachwelt verständlich genug — „traten der Ausführung entgegen"; und dies wiederholte sich, als man den Wunsch dahin abänderte, wenigstens bei Tage an dieser Amtswohnung eine Ehrenpforte errichten und sie mit Guirlanden und einer sehr einfachen Inschrift verzieren zu lassen.

Man mußte sich begnügen, in der festen Ueberzeugung, „daß selbst Clio's scharfer Griffel eine Thatsache, wie die: „in diesem Hause ward Lessing geboren", aus den Jahrbüchern der Geschichte nicht auszukratzen vermöge", am 22. Januar vor der Archidiaconatswohnung zwei Säulen von Fichtenreis, oben und unten mit Festons verziert, aufrichten zu lassen, zwischen deren Frontispize eine durch den Pinsel des Malers mit einer Guirlande von Amaranthen-, Lorbeer- und Eichenblättern geschmückte Tafel mit den Worten schwebte:

Teutschlands Stolz
G. E. Lessing
erblickte
in dieser Wohnung
das
Licht der Welt
am 22sten Januar
1729.

Als Camenz im Jahre 1842 zum größten Theile ein Raub der Flammen wurde, blieb durch eine besondere Fügung das Barmherzigkeits- oder Lessingsstift verschont, während Lessings Geburtshaus in Asche gelegt wurde. Wiederum wirkte Lessings Name mit, als dem großen Unglück, das seine Vaterstadt betroffen, abgeholfen wurde. Ebenso hallte sein Name in der Versammlung der zweiten sächsischen Kammer im Jahre 1840 wieder, als Vorschläge, das

Leſſingsſtift zu heben, von einem Mitglied der Kammer eingebracht wurden. Der Abgeordnete Wieland trat auf: „Es iſt jenes Stift, begann er, zum Andenken eines Mannes errichtet, der in unſerer Kulturgeſchichte als einer der erſten Sterne leuchtet. Gotthold Ephraim Leſſing, der Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen in Camenz, nimmt unfehlbar unter den berühmteſten Gelehrten und Denkern Deutſchlands eine der erſten Stellen ein, deſſen Andenken der Patriot ehren muß. Und ſo beſtimmt mich auch dieſe Rückſicht des Nationalgefühls, für den Antrag zu ſtimmen.“ [1])

Im Jahre 1840 erhielt Leſſings Bildniß unter den Reliefs der Aula der Univerſität zu Leipzig, von Rietſchel, ſeinen Platz.

Im Jahre 1841 wurde Leſſings Büſte im neuen Theater zu Dresden aufgeſtellt, nachdem die alte Bühne mit Minna von Barnhelm geſchloſſen worden war.

Zehn Jahre ſpäter, 1851, wurde das erhabene Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin, von Rauch, aufgerichtet. Weſtlich unter der Apotheoſe Friedrichs, zwiſchen Seydlitz und Ziethen, zeigt ſich eine Gruppe von Männern, welche als Helden des Friedens bezeichnet werden können, unter ihnen Leſſing, das Geſicht Kant zugekehrt und wie in Gedanken-Austauſch mit ihm begriffen. Die hohe Vollendung der Kunſt, welche das Ganze, wie deſſen Theile beſeelt, leuchtet auch aus dieſer Gruppe: ob ſie aber in dieſer zwiefachen Verbindung, unter einander und mit dem großen Könige, hiſtoriſch ſich rechtfertiget? —

Es war der jüngſten Zeit vorbehalten, die Schuld des Patriotismus und der Kunſt an dem Genie Leſſings vollkommen würdig zu löſen.[2]) Wie ehedem, als Großmann den erſten mißlungenen Verſuch zu einem Denkmal auf Leſſing machte, gab deſſen ſeit vielen Jahren verlaſſener und vergeſſener Grabhügel den Anſtoß zu dem dieſes Mal mit herrlichſtem Erfolge gekrönten Unternehmen. Als im Jahre 1831 eine Anfrage aus Wien in Braunſchweig einging, hatte Niemand die Grabſtätte Leſſings nachzuweiſen vermocht. Dies veranlaßte Dr. Karl Schiller zu eifrigen Nachforſchungen. In dem Todten-Regiſter der Magnikirche war Leſſings Name zwar eingetragen, allein da zu jener Zeit die Gräber noch nicht numerirt wurden, ſo führte dieſes nicht zum Ziele. Glücklicher Weiſe war es bekannt, daß an dem Grabe eine Pappel und eine Akazie gepflanzt worden, ſo wie daß Johann Joachim Campe auf den Gräbern von Leiſewitz, Leſſing und Stuve drei ganz gleiche Leichenſteine hatte ſetzen laſſen. Da der Todtengräber keine Auskunft zu geben wußte, ſo blieb nichts übrig, als den großen Kirchhof zu durchſuchen. Nach langen Bemühungen fand Schiller die beiden Bäume und in der Gegend derſelben zuerſt den Grabſtein von Stuve und da dieſer,

1) Mittheilungen über die Verhandlungen u. ſ. w. 1840. S. 1518.

2) Den folgenden Angaben iſt der nach den Akten gearbeitete Artikel: „Die Enthüllungsfeier des Leſſing-Denkmals in Braunſchweig am 29. September, in der Leipziger Illuſtrirten Zeitung 1853. No. 537. zu Grunde gelegt. Daſſelbe Blatt No. 536. enthält die Abbildung der Leſſing-Statue.

wie man wußte, auf seinen Wunsch an Lessings Seite begraben war, dicht daneben, ganz unter Gebüsch und Unkraut versteckt, einen Grabstein, der, von Schmutz und Moos gereinigt, den Namen Lessing zeigte.[1]) Es war ein Moment tiefer Bewegung und Begeisterung, welcher den Wunsch erzeugte, eine solche Vernachlässigung eines der größten Männer Deutschlands zu sühnen. Schiller beschloß, alle Kräfte daran zu setzen, um seinem Lessing ein würdiges Denkmal zu errichten, und sein Bestreben ward von herrlichem Erfolge gekrönt. Der in Braunschweig lediglich in dieser Absicht gegründete Kunstverein erließ den 15. April 1837, später aber auf den Grund eines erweiterten Planes am 12. März 1839, an ganz Deutschland, besonders aber an Deutschlands Fürsten und an die Vorstände der deutschen Bühne, eine Aufforderung, durch Beiträge und Aufführungen das Werk ins Leben rufen zu helfen. Auf die Bittschreiben an vier und dreißig Fürsten haben Fürst Aloys von Liechtenstein, der Großherzog von Baden, Fürst Leopold zu Lippe-Detmold, Leopold, Fürst zu Schaumburg-Lippe, großmüthige Gaben eingesandt, denen die begleitenden Worte höheren Werth verliehen. Vier Souveraine antworteten ablehnend, die übrigen sechs und zwanzig Bittschreiben blieben unbeantwortet. Demnächst aber gingen, außer einem Geschenk des Herzogs Wilhelm von Braunschweig von hundert Thalern, bei verschiedenen Gelegenheiten von mehreren fürstlichen Personen kleinere Gaben ein. Außerdem ließ die herzogliche Regierung in Braunschweig den Standort mit einem Kostenaufwande von 900 Thalern herrichten, und überwies die für die deutsche Flotte eingegangenen Beiträge von 450 Thalern dem Ausschuß des Kunstvereins.

In Folge der in öffentlichen Blättern ergangenen Aufforderungen gab die braunschweigische Hofbühne am 9. August 1842 ein Benefiz. Von acht und zwanzig deutschen Bühnen-Vorständen haben die von Dresden,[2]) Leipzig, Hannover, Berlin, München und Weimar den an sie erlassenen Aufforderungen rühmlich entsprochen und den Ertrag der veranstalteten Vorstellungen eingesandt. Einige haben Vorstellungen zugesagt, sechzehn aber gar nicht geantwortet. —

Unterdessen fand das Unternehmen in immer weiteren Kreisen Anklang und manches Scherflein ging ein, welches nach dem Sinne und den Verhältnissen des Gebers höhere Spenden überwog. Gerühmt wird der Eifer, womit aus eignem Antrieb verdiente Männer der Sache sich annahmen. Gabriel Rießer in Hamburg legte dieselbe in einer kleinen Druckschrift seinen Glaubensgenossen ans Herz.[3]) **Wilhelm Wolffon in Leipzig hielt eine Reihe von Vorträgen über dieselbe**

---

1) Dr. Schiller gab einen Bericht über diese Entdeckung in das Februarheft der Mitternachtzeitung von 1834, die ich mir nicht habe verschaffen können; ebensowenig als die von ihm auf dieses Ereigniß gedichtete Ode.

2) Den 16. März 1850, Emilia Galotti, mit einem Epilog von Berthold Auerbach, gesprochen von Emil Devrient (zum Besten des Lessing-Denkmals herausgegeben).

3) Einige Worte über Lessings Denkmal an die Israeliten Deutschlands gerichtet von G. Rießer, Dr. Frankfurt a. M. 1838. Angehängt ist der erste Aufruf des Braunschweigischen Kunstvereins vom 15. April 1837.

und der große Schauſpieler Seydelmann las im Saale der Singakademie in Berlin „Nathan der Weiſe" vor. Mittelſt der dadurch gewonnenen erheblichen Summen iſt das Unternehmen nicht wenig gefördert worden.

Der Kunſt-Ausſchuß zu Braunſchweig hatte, von der öffentlichen Meinung unterſtützt, die Errichtung einer koloſſalen Statue in Erz beſchloſſen. Die Statue ſollte acht Fuß ſechs Zoll hoch ſein. Das Werk übernahm Ernſt Rietſchel zu Dresden; Georg Howaldt in Braunſchweig den Bronzeguß. Als Standort für das Denkmal wurde der Platz an der Wallpromenade, unweit der Aegidien-Kirche, gewählt. Der 29. September 1853 war der Tag der feierlichen Enthüllung. „So wäre nun das Ziel erreicht, heißt es in dem vorliegenden Berichte, das Standbild ſteht auf einem Fußgeſtell von geſchliffenem harzburger Granit, welches nur noch die von Rietſchel gezeichneten herrlichen Basreliefs, „die Poeſie und die Kritik", zu denen Profeſſor Nicolai in Dresden die architektoniſchen Gliederungen entworfen, erwartet, ein Meiſterſtück, das noch nicht ſeines Gleichen hat und eine neue Bahn eröffnet. Sinnig gedacht und wundervoll ausgeführt, ſteht Leſſing da; die Linke, ein eben vollendetes Werk haltend, auf den untern Theil einer cannelirten antiken Säule geſtützt. Die Rechte unwillkürlich auf das Herz, von dem der heiße Drang der Forſchbegierde dieſes muthigen Freundes der Wahrheit ausging; der rechte Fuß im Fortſchreiten begriffen. In ſtiller Majeſtät hat er das erhabene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit feſtem kühnen Blick den Gegner ſuchend oder erwartend, wie zum geiſtigen Zweikampf. So ſteht er mächtig, impoſant, faſt herausfordernd da, ohne, über die Grenzen der Plaſtik hinaus, die harmoniſche Ruhe zu ſtören. Der Künſtler hat das Koſtüm der Zeit, den breitſchößigen Rock, die Kniehoſe, die lange geſtickte Weſte beibehalten; der durch den leichten Seidenſtoff durchſchimmernde, männlich ſchöne, harmoniſch gebaute Körper macht die Kleidung, die durch Rietſchels Meiſterhand zu einer gefälligen, ſogar des Faltenwurfs nicht entbehrenden, geworden iſt, zu einem Beiwerke, das ganze Kunſtwerk zu etwas wahrhaft Konkreten, deſſen Eindruck ein überwältigender iſt für jedermann, den höchſten, wie den geringſten." [1])

Der Platz, auf welchem das herrliche Denkmal errichtet iſt, hat den Namen Leſſings-Platz erhalten.

---

1) Hier möge noch aus einem Briefe Dr. Schillers an mich vom 4. October eine Stelle folgen: „— Sie ſollten ihn ſehen, dieſen Heroen, wie impoſant und göttlich ſchön er auf ſeinem hohen Standpunkte daſteht, wie außer der gewaltigen Conception Rietſchels auch der, in gleicher Vollendung vielleicht noch nie geſehene Bronzeguß Howaldts zur Bewunderung hinreißt, dem es (was ich im Toaſt auf ihn hervorhob) glückte, in der harmoniſchen Durchführung dem Gedanken des Plaſtikers eherne Dauer zu geben. Sie ſollten dieſes von Rietſchel und Nicolai zu Dresden entworfene, ebenmäßig ſchöne Poſtament mit der Inſchrift: Dem grossen Denker und Dichter das deutsche Vaterland, Sie ſollten die geſchmackvolle Eiſen-Umfriedigung des Kreisbaumeiſters Krahn und den reizenden Standplatz ſehen — und Sie würden ſagen: Dieſes Denkmal iſt Leſſings würdig."

Am Abend wurde auf dem herzoglichen Hoftheater Nathan der Weiſe aufgeführt, mit einem ſinnigen Prolog von Karl Köchy.

Ein zahlreicher Verein deutſcher Männer aus verſchiedenen Gegenden war an dem Tage zuſammen, und huldigte dem Helden und Menſchenfreunde, welchen die Kunſt verherrlichet.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Beilagen zum 3. bis 5. Buche.

Nachtrag zur 1. Abtheilung. S. 266.

Der Bericht in den Göttinger gelehrten Zeitungen über Leſſings Laokoon hatte keinen geringern als — Albrecht von Haller zum Verfaſſer. (S. Albrecht von Haller's Tagebuch ſeiner Beobachtungen über Schriftſteller und über ſich ſelbſt. I. Thl. Bern 1787. S. 276—279, eine geordnete Auswahl von Hallers Recenſionen in den Göttinger Anzeigen, (deren er in mehr als 30 Jahren über 12000 geliefert hat) mit Bezug auf Philoſophie, Moral, Politik und ſchöne Literatur, von J. G. Heinzmann.) Ohne Zweifel wird der Herausgeber nicht blos nach ſeinem kritiſchen Gefühl, ſondern nach ſicheren Indicationen gewählt haben. Dieſes vorausgeſetzt, hat dieſe Recenſion, wenn wir ſie als eine Confeſſion des berühmten Schriftſtellers anſehen, ein Intereſſe, inſofern ſie ſeine Vertheidigung gegen die im Laokoon ausgeſprochen Tadel ſeiner eignen deſcriptiven Poeſie enthält. „Herr Leſſing (heißt es, nach der kurzen Angabe des Gegenſatzes, der im Laokoon zwiſchen Poeſie und Malerei, Succeſſiven und Coexiſtirenden entwickelt iſt) giebt für ſeine Meinung ein Beiſpiel aus des Herrn v. Haller Beſchreibung der Kräuter; niemand kann ſie, ſagt er, aus dieſem Gedichte erkennen, wer ſie nicht vorher geſehen hat; wohl aber in einem Gemälde. Uns dünkt aber, Herr Leſſing verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bei ſolchen Gemälden ſich vorgeſetzt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenſchaften des Krautes bekannt machen, und dieſes kann er beſſer als der Maler; denn er kann die Eigenſchaften ausdrücken, die inwendig liegen, die durch die übrigen Sinne erkannt, oder durch Verſuche entdeckt werden, und dieſes iſt dem Maler verboten. Selbſt das von Herrn Leſſing angebrachte Beiſpiel aus dem Virgil geht eben dahin, und doch kann der Dichter ſelbſt ſichtbare Schönheiten malen, die einem Maler unbekannt (?) bleiben. Dahin gehört der bunte Blitz vom feuchten Diamant; oder die Regenbogenfarben des Thaues, der in den platten Blättern des Enzians ſich ſammelt; und von dieſer Art iſt die Perle, die von einer Fere (Elfe) an das Ohr einer jeden Schlüſſelblume angehängt wird. Man wird ſonſt mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilität der Anmerkungen des Herrn Leſſing leſen" u. ſ. w. Leſſing hätte ſich durch dieſe Vertheidigung des eigentlichen Lehrgedichts und der freien Geburten Shakſpeariſcher Phantaſie ſchwerlich für widerlegt gehalten. Immer bleibt die hohe Achtung Hallers vor Leſſings Kritik bemerkenswerth, den er ſogar wegen der tiefen Kenntniß der Alten über alle ſeine Vorgänger und ſelbſt über Winkelmann ſtellt, „der zwar die gemahlten und geſchnitzten Alterthümer vortrefflich kennt, ſonſt aber mehr die neuen Bücher geleſen hat." Woher dieſe Verkennung Winkelmanns? — Ohne Zweifel kannte er nur erſt die kleinen Schriften Winkelmanns, noch nicht deſſen ſo eben erſt erſchienene Geſchichte der Kunſt der Alten.

Zu S. 31, Anm. 2. Der erſte, der meines Wiſſens, Leſſingen eines Plagiats bei ſeinen Epigrammen beſchuldigt hat, war der Licentiat Albrecht Wittenberg, in ſeinem Sendſchreiben an den Herrn Hofrath Leſſing. s. l. 1778, während der goeziſchen Streitigkeiten, namentlich bei dem Epigramm: Auf den Codyll, (Lachmanns Ausg. I. 11) nach Pope, Works, London 1741. vol. I. S. 233. Einige andere werden als Muſter der Unkeuſchheit herausgehoben.

Zu S. 33. Die urſprünglichen Drucke von Scultetus Gedichten ſind ſelbſt in Schleſien ſehr ſelten; vor mir liegt ein ſolcher von dem zweiten der von Leſſing herausgegebenen (bei Lachmann VIII. 289—300): „Blutſchwitzender und todesringender Jeſus," welcher meinem Collegen A. Kahlert gehört. Die Vergleichung mit Leſſings Ausgabe zeigt, daß er die Orthographie zu ſehr moderniſirt hat, um nicht von dem Roſte und der Phyſiognomie des Zeitalters manches zu verwiſchen. Zur Probe ſtehe Titel und Anfang hier:

Blutt-schwitzend-
Tods-ringender
JESUS
Andreas Scultetens
Bunzlawers.

Zu Breßlaw druckts Georg Baumann.

Der Sternen Ober-Haupt und schnelle Zeitenhalter
war längst vorbey geruckt, sein voller Amptß-Verwalter
deß Monden Syber, gab dem Schalten seine Macht,
vnd zierte die Gestalt der Abgrund-schwarzen Nacht
Mit Licht-Figuren aus, wie unser Seligmacher,
der gegen Hell vnd Tod geschworne Wiedersacher
den Kidron vberschritt. — —

— — — — — —

Das Gedicht trägt auf der Rückseite des Titels folgende Zueignung:

Dem
Edlen, Ehrenfesten-Hoch-
vnd Wolgeachten Herrn
Johann Kitteln
vornehmen Burger, vnd
Kauffmanschaffts-Elleſten
in Breßlaw,
Eigen-vbergiebet
Mit Dienst-gestissenstem Ehrer-
bittungs-erklären
Gegenwertige seine Schrifft
Andreas Scultet
von Buntzlaw.

Zu S. 34. J. G. Jachmanns Nachlese zu den von Herrn Lessing aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus. Breslau 1774. — Zweite Nachlese zu den von Herrn Lessing und Jachmann aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus von Hieronymus Scholz. Breslau 1783. Diese beiden Nachlesen sind bekannt und werden überall angeführt. Ganz übersehen sind dagegen worden diejenigen Nachträge, welche S. B. Klose, Lessings Freund in Breslau, in seinen Neuen literarischen Unterhaltungen, April 1774, zu Anfang, bei Gelegenheit der Anzeige von Jachmanns Nachlese und zwar „aus den eigenhändig geschriebenen Aufsätzen des Verfassers" gegeben hat. Es sind vier lateinische und ein deutsches Gedicht. Letzteres und die beiden ersten lateinischen sind an den berühmten Schlesischen Literaten Andreas Senftleben, den man hier als einen Gönner unsers Andreas kennen lernt, gerichtet. Das deutsche Gedicht „Ehren-Lied auf des Edlen, Ehrenvesten und Rechtsgelehrten Herren Andreaß Senftlebens Nahmensgedächtniß" fließt von Dankbarkeit gegen diesen Mann über und steht dem von Lessing herausgegebenen Gedichte in keiner Art nach; dies gilt namentlich von der Schilderung des Herbstes im Eingange. Es ist ohne Datum. Die übrigen Gedichte tragen die Jahreszahl 1640 und 1641. Bei dieser Gelegenheit macht Klose eine ganz neue Bemerkung (S. 211); die nemlich, daß es einen zweiten Scultetus, ebenfalls aus Bunzlau und Zeitgenossen des Lessingschen Scultetus gegeben habe, welchen man mit letzteren nicht verwechseln müsse, (was eben dem Jachmann begegnet war.) Dieser andere Andreas Scultetus hat bereits im Jahre 1630 lateinische Verse drucken lassen, zum Beweise dienen die auf die Hochzeit des Nicol. Polii, Pastoris Strusaw. et Weicherian., des Sohnes seines Wohlthäters und zweiten Vaters, Vratislav. 1630, die S. 44—46 in des Probst Jachmann Nachlese befindliche, sind ebenfalls von ihm. Unser Scultetus (bemerkt Klose) kam im Jahre 1739 auf das Elisabethanische Gymnasium und blieb daselbst bis 1742. Daß er damals, als er ein Gymnasiast wurde, 19 oder 20 Jahr alt gewesen, ist das höchste, was man annehmen kann. Er mußte also bereits als ein Knabe von 10 Jahren ein lateinischer Dichter gewesen sein. Das ist freilich zu der damaligen Zeit nicht so unwahrscheinlich, als jetzt. Aber wäre er das gewesen, so würde er in neun Jahren darauf gewiß nicht wieder nach Breslau gekommen sein. Dieser Schluß scheint unwidersprechlich, und widerlegt die von Jachmann in der Vorrede ausgedrückte Vermuthung, A. Scultetus werde zweimal, zu verschiedenen Zeiten, in Breslau gewesen sein. Dessenungeachtet giebt Hieronymus Scholz in seiner zweiten Nachlese, Breslau 1785, dieser Vermuthung seinen Beifall (S. 6) und beweist dadurch, daß ihm Klose's Bemerkungen und überhaupt seine Nachträge entgangen waren, da er ihrer gar nicht gedenkt.

In der Zueignung seiner Nachlese an Hier. Scholz rühmt sich Jachmann, daß er in seinem Centifolium Schulzianum, das 1769 herauskam, also vor Lessing, Andreas Scultetus unter Nummer V. genannt habe. S. B. Klose führt nun aber eine viel ältere Autorität an (S. 196), nämlich: Henricus Grossius, in seinen: Silesiae et Lusatiae sidera nenne ihn: Andreas Scultetus, Boleslaus, Silesius, poeta egregius, vixit an. 164 — (sic). Näher bezeichnet Klose diese Quelle nicht. Es ist ein Manuscript, das in der Rhedigerschen Bibliothek in Breslau aufbewahrt wird, in 4. mit dem Titel: Silesiae et Lusatiae et aliquot in vicinia sidera etc. collecta ab Henrico Grossio. Friedlandiae Bohemo, olim Illustr. comiti Hermanno ab Hatzfeld et Gleichen de officiis, et Cancellariae secretis in libero Dom. Dracobergae. (Trachenberg in Niederschlesien.) Dieser Graf Hermann starb im Jahre 1677. (Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adels-Lexikon II. 341.) Daraus lernen wir das Zeitalter unsers Gewährsmann kennen, der übrigens auch schon nicht einmal das Todesjahr des Scultetus angeben können. (Ueber Grossius vergl. J. G. Thomas Handbuch der Literaturgeschichte von Schlesien S. 125.) Auch die hier angeführten Animadversiones in Henr. Grossii sidera, von Caspar Sommer, sind in der Rhedigerschen Bibliothek. Ueber Scultetus habe ich darin nichts weiter gefunden.

Zu S. 44. Von dem Historischen im engern Sinne kann zwar bei Emilia Galotti nicht die Rede sein, wie etwa bei der so oft dramatisch behandelten Begebenheit der römischen Virginia: einen Herzog von Guastalla, Namens Hettore Gonzaga, hat es in der Geschichte dieses italienischen Ländchens nicht gegeben; und eben so wenig hat eine der schrecklichen Handlungen wie die, auf welche der Plan des Stückes beruht, jemals an dem Hofe von Guastalla und in dem Hause der Gonzaga, nach den bekannten Quellen, stattgefunden. In dieser Hinsicht ist die Fabel der Emilia Galotti rein Lessings Erfindung. Von der andern Seite kann es aber nicht zufällig sein, daß Lessing den Schauplatz der Tragödie gerade nach Italien und an den Hof eines Gonzaga verlegt hat; und nachdem er dies einmal gethan, hat er gewisse Anschauungen aus dem Studium der Geschichte in dieses sein Stück hinüber genommen. Was nun das erstere betrifft, so könnte man vielleicht im Allgemeinen an die Italienischen Novellen-Sammlungen denken, aus welchen die neuern Dramatiker, und selbst Shakspeare die schönsten Stoffe zu Tragödien geschöpft haben, welche Lessing so vortrefflich kannte, wie dies aus seinem Briefe an Eschenburg über die Quellen des Shakspeare hervorgeht. (XII. 407.) Allein vielleicht liegt die Anregung nach dieser Seite viel näher; kurz ich glaube, daß Lessing auch hier durch die Romane von Richardson einiger Maßen die Richtung erhalten hat, oder vielmehr durch einen bestimmten Roman, nämlich den Grandison. Man weiß, wie viel die Familienromane Richardson zu der Entstehung und Ausbildung des bürgerlichen Trauerspiels in Frankreich und Deutschland beigetragen haben. Es ist im besondern dieses Verhältniß zwischen Miß Sara Sampson und Clarissa im ersten Bande (S. 306—312) nachgewiesen worden. In einer gewissen Beziehung mag nun auch Grandison auf den Plan der Emilia Galotti eingewirkt haben. Sir Charles Grandison hat ein Verhältniß zu einer Italienerin, Clementina von Porretta der Tochter des Marchese dieses Namens in Bologna, welche wegen des Unterschiedes der Religion zuletzt nach schwerem Kampfe das Opfer ihrer Liebe bringt und der Welt in einem Kloster abstirbt. Wieland hat aus diesem Stoffe eine Tragödie in fünf Aufzügen, mit der Angabe der Quelle gemacht, (Clementina von Porreta. Ein Drama aus Richardsons Geschichte Sir Karl Grandisons gezogen. 1760. Wielands Werke. Suppl. 5. Band) und dieses Stück kam trotz des Mangels an allem wahrhaft dramatischen Leben, wie Mendelssohn in den Literaturbriefen ziemlich scharf gezeigt, zur Aufführung. [1]) Es kommt in diesem Roman eine Nebenbuhlerin Clementinens vor, von hochfahrendem Geist und gewaltsamen Charakter, Signora Olivia in Florenz, welche ihre Leidenschaft zu Grandison nach Bologna führt. Es ist merkwürdig, daß bald bei dem Erscheinen von Emilia Galotti durch Unzer auf eine Aehnlichkeit der Gräfin Orsina und Richardson's Olivia in einem Sinne hingewiesen wurde, als wenn Lessing von daher sein Modell genommen hätte. —

Wenn es nun aber einen Fürsten Hettore nicht gegeben hat, so ist doch der Charakter dieses Prinzen im Stücke in sofern historisch zu nennen, als mehrere Glieder dieses berühmten Hauses in Mantua, Guastalla und Sabionetta theils durch eine hohe ästhetische Bildung, durch Liebe zur Kunst, theils aber auch durch empörende Verbrechen aus Sinnlichkeit sich auszeichneten, Eigenschaften, welche in Lessings Prinzen vereinigt und psychologisch motivirt sind.[2])

1) Chronologie des deutschen Theaters S. 213.

2) Ich verweise der Kürze wegen auf die Genealogie und Geschichte der Gonzaga in: L'art de verifier les dates. T. XVII. Paris 1819. 302–360 und die Artikel: Gonzaga in der Biographie universelle T. XVIII. In der Geschichte der italienischen Literatur des 16. Jahrhunderts glänzen die Gonzaga neben den Este; wie das Leben des Torquato Tasso lehrt. Mehrere Prinzessinnen dieses Hauses sind durch ihre Wissenschaft und Gedichte berühmt.

In der Scene mit dem Maler Conti sagt der Prinz von dem Vater Emiliens: „Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte.“ — Dieser Zug ist historisch. Es wurde in der That von den Fürsten von Guastalla wegen des Besitzes von Sabionetta im siebzehnten Jahrhundert Prozeß geführt und diese beiden Herrschaften in verschiedenen Zeiten getrennt und vereinigt, bis im Jahre 1703, nach dem Tode des Johann Franz II., die Fürstenthümer Sabionetta und Bozzolo mit dem Herzogthume Guastalla vereinigt wurden. Der letzte Prinz von der jüngern Linie der Gonzaga, welcher die Herzogthümer Guastalla und Sabionetta regierte, Joseph Maria, starb kinderlos im Jahre 1746 und seine Staaten wurden von den Oestreichern besetzt, zwei Jahre später aber im Frieden an Philipp, Infant von Spanien und Herzog von Parma, abgetreten. Diese Verhältnisse sind es, welche, wenigstens im Allgemeinen, chronologisch einen Anhaltpunkt gewähren und uns bestimmen, die Zeit des Stückes, im Sinne des Dichters, nicht über das Zeitalter Ludwig XIV. hinabzusetzen.

Zu S. 50, Anm. 3. Berlinische Privilegirte Zeitung. 28. Stück.

Sonnabend, den 28. März 1772. (Gelehrte Sachen.)

Emilia Galotti, ein Trauerspiel von G. E. Lessing. Berlin 1772. Bei Christ. Friedrich Voß, in 8. 9½ Bogen.

Emilia Galotti behauptet, ebenso wie Minna von Barnhelm, nicht blos auf dem deutschen Theater, sondern auf dem großen klassischen Theater der gelehrten Welt, einen vorzüglichen Rang. Ein Verächter seiner Landsleute,

der in das eigne Fleisch die eignen Klauen setzt,

wird dies Trauerspiel allerdings zu erniedrigen suchen. Er wird sich über ein mit Fleiß gewagtes Wort aufhalten, wie jener bei einem großen Palaste über den Bogen Eines Fensters, und wird an keine der tausend mit Geschmack angebrachten Schönheiten, noch an die Kunst tausend Fehler glücklich vermieden zu haben, mit einer Silbe gedenken.

Viele Liebhaber der Bühne haben sich seit einiger Zeit merken lassen, Tragödien, wie Miß Sara, wie Romeo, wie Beverley, wären allzu traurig, erregten zu viel Thränen. Unser Dichter giebt ihnen hier eine Emilia, die keinen Strom von Thränen, sondern gleichsam nur Keime von Thränen und einen heilsamen Schauer von Schrecken erregt. Was werden diese zweideutigen Liebhaber nunmehr sagen? Sie werden sagen: Man weint nicht genug in Eurer Emilia, man lacht sogar darin; und werden das Lachen der Bosheit, des Hohnes, der Bitterkeit und das schreckliche Lachen des Trübsinns und einer halben Raserei, mit dem komischen Lachen der Lustigkeit und des Leichtsinns verwechseln.

Doch genug von dem Bösen, was einige hier suchen werden. Wir müssen den Lesern anzeigen, was Andere Gutes in diesem neuen Stücke unsers dramatischen Dichters finden. Sie finden darin wahre Charakter geschildert; nicht solche, die gar keinen Schein von Fehlern haben; auch nicht solche, die keinen Anstrich von irgend einer Tugend haben, sondern solche, wie sie die Natur geschaffen hat und noch schaffen kann. Sie finden ferner, daß die Charakter vortrefflich von einander abstechen, und zwar nicht so wie Schwarz und Weiß (welches gar keine Kunst erfordert) sondern so wie sie Homer und Shakespeare zu schattiren wissen. Da die Scene des Schauspiels in Italien ist, so hat der Dichter nicht allein Sitten der Welt, Sitten der Prinzen, der Hofleute, der Künstler, der Religiösen, der Biedermänner, ja sogar der Räuber und Mörder überhaupt geschildert, sondern er hat noch Vieles von dem Eigenthümlichen des Landes hinzu zu thun gewußt. Was seine Sprache anbetrifft, so ist sie die Sprache der mannigfaltigen Natur, aber die lebhafte und kurze, die nachdrückliche und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studirstube, nicht die einförmige Sprache so manches berühmten ausländischen Dichters, bei welchem die Prinzessin Tochter, und der tapfere Vater, und der alte Bediente und die junge Vertraute ungefähr einerlei Sprache, und mehrentheils eine zu künstliche, übertriebene, deklamatorische Sprache führen. — Nachdenkliche Leser finden hier bei jedem Schritte, den sie thun, Sachen: nicht oft gesagte, sondern neue, selbst gedachte und lehrreiche Sachen, und was das beste ist, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollten. — Die Ankündigung des Inhalts, die den Dichtern so schwer wird, geschieht hier so ungezwungen, ist so schön in Handlung gebracht, wie möglich. — Die geringsten Umstände, die blos ein Theaterspiel zu sein scheinen, haben einen Einfluß in die Folge des Stücks, und dienen, entweder den Charakter und die Leidenschaft der Personen in ein helleres Licht zu setzen oder die Wahrscheinkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. — Die letzte Entwicklung ist mit ungemeiner Kunst vorbereitet und wird unsern Augen bis ans Ende glücklich entzogen. Kurz, dieses Trauerspiel hat überall Schönheiten, die Jedermann in die Augen fallen, und auch Schönheiten, die vielleicht den Kunstverwandten zuerst, und sobald diese sie anzeigen, allen andern Augen einleuchtend sind. Wir ersuchen die Kunstrichter, die mehr Raum dazu haben als wir, sich selbst und ihrer Nation durch Entdeckung derselben Ehre zu machen. Doch auch die Schauspieler

können ſie hinlänglich zu empfinden geben. Sie haben hier alle mögliche Gelegenheit, ihren Verſtand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß ſie den Dichter verſchönern, ſondern darin, daß ſie den Geiſt des Dichters erreichen können. — Von dem bekannten Hauptendzweck dieſer und einer jeden wahren Tragödie ſagen wir nichts: wir hätten aber Luſt, an die Spitze dieſes Stücks jene königlichen Worte zu ſchreiben: Et nunc reges intelligite! erudimini, qui judicatis terram!

Wir vermuthen nicht, daß irgend einer, der von der dramatiſchen Kunſt wichtigere Theile kennt, als die Beobachtung der Einheit des Orts, wir vermuthen nicht, daß ein ſolcher das beſte Stück des Beaumarchais, oder Falbaire oder Mercier oder de la Harpe oder Sedaine lieber gemacht haben möchte, als die Emilia Galotti. Wird dieſes Stück aber ebenſo eifrig angeprieſen werden, als die Stücke dieſer Neuern? — Von denen gewiß, die den wahren Geſchmack des Schönen überhaupt, und nicht den einſeitigen Geſchmack für Eine Art von Schönheit allein, oder gar für eine Sprache allein beſitzen. Von denen gewiß, die die Meiſterſtücke in den alten und in den vornehmſten neuen Sprachen geleſen und überdacht haben. Von denen gewiß, die ſich mit den beſten philoſophiſchen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen des Lebens bereichert haben: aber nicht von denen, die, wenn ſie nicht franzöſiſch parliren könnten, faſt gar nichts könnten. —

Ebendaſelbſt in Nr. 50, von 25. April 1772.

„Gelehrte Sachen. Trauerſpiele von G. E. Leſſing. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1772. 26 Bogen in 8.

In dieſer Sammlung befinden ſich die Trauerſpiele: Miß Sara Sampſon, Philotas und Emilia Galotti.

Wider das erſte hat man ſo viel ungereimtes Zeug geſagt; Kunſtrichter haben bewieſen, daß der Verfaſſer alles was darin noch gut ſei, aus Romanen und Gott weiß woher geplündert habe; ſelbſt Schauſpieler haben es in regelmäßige Tragödie klügeln wollen. Dies las man, hörte es und vergaß es; das Trauerſpiel aber gefiel, je mehr es geſpielt wurde. Zehn Jahre darauf beurtheilt der Verfaſſer dieſes ſein Stück in ſeiner Dramaturgie, mit einem Gleichniſſe von einem geſunden, aber etwas ungeſtalteten Menſchen. Wenn er ſich damit nicht geſchmeichelt hat, ſo hat er doch wenigſtens alles dergleichen ſchön geiſtreiches Geſchwätz beantwortet.

Ebenſo ſcheint es ſeiner Emilia Galotti, als dem neuſten Trauerſpiele des Verfaſſers gehen zu wollen. Knäbchen, Stutzerchen, Mäcenate, Jüngferchen und geſchmackvolle Damen verſichern aus ihrem Handbüchelchen über die ſchönen Wiſſenſchaften, daß weder der Grundſatz der Nachahmung der ſchönen Natur, noch die Würde des Trauerſpiels erlaube, daß eine verlaſſene gräfliche Schöne eines Prinzen „Schnickſchnack“ und dergleichen niedrige Worte im Munde führe, noch ein Graf einen Kammerherrn einen Affen ſchimpfe. Hiermit haben wir gar nicht die Abſicht, dergleichen Urtheile zu hemmen; wir ſind überzeugt, ſie ſchaden nichts, und wollten darauf ſchwören, daß Denken und Kritiſiren in unſern Zeiten nicht ſehr beiſammen iſt. Aber den Verfaſſer wollten wir doch erſuchen, noch ein paar Trauerſpiele in dem Tone dieſer Emilia der Welt zu ſchenken, oder wenn er noch eine vortrefflichere Art weiß, in dieſer. Leſern und Zuhörern fällt er vielleicht nur darum ſo auf, weil er neu iſt. Beiſpiele der galanten Welt: das Uebrige iſt ihr Pedanterei.

Von des Verfaſſers drittem Trauerſpiele Philotas wundern wir uns, daß es ſo wenig aufgeführt werden. Ein junger liebenswürdiger raſcher Held iſt wenigſtens in unſern Landen nicht ſo ganz ungewöhnlich; oder aus was für Urſache wird es nicht geſpielt? Noch einen Wunſch, den wir nicht ungeäußert laſſen können! Wenn doch aus den Stücken aller theatraliſchen Schriftſteller, der Wachsthum der Genies ſo ſichtbarlich erkannt werden könnte, als aus dieſen 3 Trauerſpielen.“

Zu S. 50, Anm. 4. Die beiden nennt Ramler in der Recenſion, und außer ihnen noch Mercier und Labarpe. Beaumarchais iſt bekannt genug. Dagegen iſt Falbaire (1727—1800), deſſen Werke 1782 in 2 Theilen zu Paris herauskamen, mit ſeinen Trauer- und Luſtſpielen längſt verſchollen. Den meiſten Erfolg von den erſten hatte ſein Honnête criminel ou l'innocence reconnue in fünf Akten, 1767. (Es iſt die Geſchichte eines jungen Proteſtanten aus Nismes, Johann Faber, welcher an die Stelle ſeines Vaters, welcher wegen Uebung ſeiner Religion zu den Galeeren verurtheilt worden war (1756!), in das Bagne von Toulon abging. Nachdem er ſechs Jahre die Ketten getragen, wurde er durch den Herzog von Choiſeuil, ſobald er es erfahren, in Freiheit geſetzt.) Das Stück erſchien auch in einer deutſchen Ueberſetzung: „Die Belohnung der kindlichen Liebe.“ Ein rührendes Luſtſpiel in 5 Aufzügen von Falbaire. Aus dem Franz. Leipzig 1768.

Zu S. 60. Ueber dieſen, von den neuen Geſchichtsſchreibern des deutſchen Theaters (außer A. Hagen) mit Schweigen übergangenen, verdienſtvollen Schauſpieler: Johann Anton Stänzel, geboren zu Jerſchomaritz in Böhmen 1705, geſtorben zu Berlin den 6. März

1781 als Mitglied der Döbbelinſchen Truppe, heißt es in einem ihm gewidmeten Artikel aus Berlin in der Literatur- und Theater-Zeitung von 1781 S. 251—256: „Zu ſeiner Zeit war er einer der erſten Schauſpieler und ſein Name verdient deshalb in den Annalen der deutſchen Schaubühne eingetragen zu werden. Liebe zu ſeiner Kunſt, Anhänglichkeit an ſeinen Principal zeichneten ihn beſonders aus. Bei der Schuchiſchen Geſellſchaft erwarb er ſich (ſeit 1740) zuerſt einen Namen und theilte 39 Jahre mit ſelbiger alle abwechſelnden Glücks- und Unglücksfälle. 1779 nahm ihn ſein alter Freund Döbbelin auf und gewährte ihm bis ans Ende eine ruhige Freiſtatt. Nur noch drei aber viermal trat er unter lebhafter Theilnahme des Publikums auf, das erſtemal als „Hausvater."

Zu S. 62. Wenn es das Verdienſt großer Schauſpieler iſt, die Werke unſerer National-Dichter auch den ſpätern und ſpäteſten Generationen in lebendigen Geſtalten immer von neuem vorzuführen, ſo kann ich dieſes Kapitel nicht ſchließen, ohne Karl Seydelmanns zu gedenken, auf welchen, wie auf wenige, das Wort des Prinzen in Emilia Galotti anzuwenden wäre: „der denkende Künſtler iſt nach eins ſo viel werth." Er hatte recht eigentlich und mit Bewußtſein zu Leſſing ein Verhältniß, wie das des Jüngers zu ſeinem Meiſter, mit welchem er nach ſeinem innerſten Weſen ſympathiſirte. Wie die heraiſche Tragödie und die Darſtellung der Liebe in ihrer reinen und höchſten Kraft dem Talente Leſſings nicht entſprachen, ſo (ſagt ſein Biograph) [1]) fanden die beiden Sphären des Heroenthums im eigentlichen Sinne und die ſchwärmenden Empfindungen in Seydelmanns natürlichem Tone eine nicht zu überwältigende Schranke. Leſſing machte er zu ſeinem eigentlichen und tiefſten Studium, und ſein Marinello gilt als eine der vollendetſten Leiſtungen, welche die Kunſt der dramatiſchen Darſtellung in neueſter Zeit hervorgebracht hat. Hier wirkte ſelbſt Seydelmanns eigenthümliches Organ auf eine außerordentliche Weiſe mit, indem er den natürlichen Mängeln deſſelben Vortheile abzugewinnen wußte, welche die Verkörperung des Marinelli ungemein unterſtützten. Dafür war Seydelmann von dem hohen künſtleriſchen Werthe des Stückes ſo durchdrungen, daß ſeine Auffaſſung ſo manche Afterkritik von ſonſt beſchämte; ja durch die That widerlegte. „Ich habe im verfloſſenen Monat viel mit Emilia Galotti zu thun gehabt," ſchreibt er an einen Schauſpieler aus Stuttgard den 1. Februar 1830. — „Wie viele kritiſche Hunde haben dieſen keuſchen Mond angebellt, weil er ſie nie genugſam erwärmt, und — weil es nicht wahr ſei, daß er über Italien ſchwebe. — — Aus welcher nichtswürdigen Anſicht, und aus wie vielen nichtswürdigen Darſtellungen dieſes Meiſterſtücks der dramatiſchen Dichtkunſt muß jene nichtswürdige Kritik hervorgegangen ſein! — Hätten wir nur wie die Franzoſen eine Bühne, auf welcher ſich die würdigſten Künſtler der Nationen zuſammenſtellen müßten, wie bald würden auch dem Biedſinnigſten die Schuppen von den Augen fallen, und er die Emilia mit den Augen des Prinzen ſehen! So aber — —" [2])

Zu S. 62, Anm. 3. Die Literatur- und Theater-Zeitung von 1781 enthält nähere Mittheilungen über Friedel und ſein Unternehmen (vgl. Biographie univers. s. v. Friedel). S. 139 findet ſich ein Brief Friedels aus Paris den 12. Februar 1781, gegen das deutſche Muſeum von 1780, S. 92 und einen dort befindlichen Bericht über eine von ihm in Paris veranſtaltete Vorleſung der Emilia Galotti (in franzöſiſcher Ueberſetzung), wo es von

---

1) Seydelmann's Leben und Wirken, von Rötſcher S. 200.

2) Ebendaſ. S. 89. — Ich habe bei einem Aufenthalt zu Warmbrunn, wo Seydelmann's Familie nach ſeinem Tode ſich niedergelaſſen hat, ſein Handexemplar von Emilia Galotti, die erſte Ausgabe von 1772, in die Hand genommen und aus ſeinen eigenen Randbemerkungen die ungemeine Sorgfalt ſeines Studiums, wie bei allen ſeinen Rollen, entnommen. Auf der Rückſeite des Deckels ſtehen in chronologiſcher Folge die Orte, wo er den Marinelli geſpielt, zuerſt am 1. November 1830 in Nürnberg (zuletzt in Berlin den 5. December 1842). Hier zur Probe ein paar von Seydelmann's Bemerkungen:

Akt I, Sc. 5. Der Prinz fühlt ſich durch Canti zu einer geiſtreichen, ernſten Unterhaltung aufgelegt und Marinelli — iſt nur leicht, witzig, heiter, galant.

(Zu Anfang): „Marinelli hölter — dienſtfertig, neugierig aufgeregt — mit angenehmen Zeichen dienſtfertiger Eile, freundlich heiterer Geſellſchafter eines Prinzen, der wund (sic) von Vergnügungen, gewandte, geiſtreiche und rühliche Menſchen liebt und braucht."

S. 22. (Lachmann S. 124) „Der Prinz: „Mit euren erſten Häuſern!" — Dieſe Antwort erklärt auf das ſchlagendſte, daß der an Verſtand und Gefühl weit tiefer ausgebildete Prinz, Marinelli nur in müßigen, leichten Stunden bedarf, die aber freilich die Mehrzahl gegen jene ernſten ausmachen."

S. 28 (127): Marinelli: „So laſſen Sie uns keine Zeit verlieren." — Italiener — zum Ziele gehend — er giebt hier einen Theil von dem, was er eben erſt geſonnen hat: ſein ganzer ſpäter ausgeführter Plan liegt vor ſeiner Seele.

II. Akt. 1. Sc. Inzwiſchen hat M. mit Angela unterhandelt. Odoarda's Art zu reden wird kurz — beſtimmt — voll nachhaltigen Tones ſein, da ſein Charakter ſo entſchieden iſt.

Bei II. 2. am Rande: Eckhall Sonſt finden ſich Hinweiſungen auf Engel's Briefe über E. G. und eine Stelle aus C. A. Weſt's Geſammelten Schriften I, 225. über den Charakter des Marinelli.

Mercier,[1]) welcher zugegen war, hieß: „daß er zuweilen von den hinreißenden Schönheiten dieſes Stücks, faſt wider ſeinen Willen wie es ſchien, entzückt war, und wie er ſich für dieſen ihm beinahe abgedrungenen Beifall durch verſchiedene, zum Theil ſo ziemlich ſcheinbare, zum Theil aber höchſt ſchaale Kritiken ſchadlos zu halten geſucht."

Darauf entgegnet Friedel:

„Der Verfaſſer des Schreibens hat ſich hier in ſeinem Urtheile etwas übereilt. Wäre er bei der ganzen Vorleſung zugegen geweſen, ſo würde ſein Brief gewiß anders gelautet haben."

„Während den drei erſten Aufzügen rief Mercier einmal über das andere aus: Voila comme on doit écrire! — Voila un des grands auteurs dramatique de notre siècle! u. ſ. w. Aber ſo kam der Verfaſſer gedachten Briefes nur erſt gegen Ende des vierten Aufzuges, wo Mercier dann freilich manches tadelte, ſich jedoch auch nicht enthalten konnte, vielen einzelnen Stellen der letzten Aufzüge ſeinen lauten Beifall zu geben. Die Gründlichkeit ſeiner Kritiken mag ich hier nicht unterſuchen. Manche möchten vielleicht richtig ſein, und bei andern würde ich fragen: ob Franzoſen, die leider ſo wenig unſere Sitte und unſern Charakter kennen, ob dieſe unſere heftigen Leidenſchaften zu beurtheilen im Stande ſind? — Herr Mercier, der ſo viel Gutes von der Emilia Galotti an Le Tourneur, den Ueberſetzer des Shakeſpeare geſagt hat, daß ich von dieſem ſchon öfters um eine zweite Vorleſung geplagt worden, die meine Geſchäfte und ſchwache Geſundheit bis jetzt verhindert haben, in einer der größten Verehrer Leſſings. Dieſes bekannte er mündlich und ſchriftlich. Einige Monate nach geſchehener Vorleſung der Emilia Galotti ſandte ich ihm einige Scenen des Julius von Tarent überſetzt zu. Hier iſt ſeine Antwort:

Je paroîtrai, Monsieur, bien impoli, de n'avoir pas été Vous remercier moi-même, de ce que Vous avez bien voulu m'envoyer. La vénération, que j'ai pour la littérature allemande, et en particulier pour Mr. Lessing, ce que je dois aux écrivains de ce pays, qui ont bien voulu m'être favorables, l'attachement que je vous ai voué, tout vous rend maître absolument, Monsieur, de mes foibles services. Je ne doute pas d'un plein succès, lorsque votre traduction verra le jour.

In einem Berichte aus Paris in Bertrams Annalen des Theaters von 1796, S. 25 heißt es: „Mercier hat etwas Leſſingiſches im Weſen und in der Miene ſogar, er fragte mich, ob ich dieſe Aehnlichkeit an ihm fände. Campe hätte es ihm, als er hier geweſen, geſagt. Campe, ſetzt der Verfaſſer hinzu, hat nicht ganz Unrecht. — Auf die Frage, ob er Emilia Galotti kenne, antwortete Mercier nur: Oui, il y a de belles choses dans cette pièce.

Neben Mercier verdient Friedels Mitarbeiter, Nicolaus von Bonneville (geboren 1760) unſere Beachtung. Er gilt bei ſeinen Landsleuten als einer der Gründer und Häupter der neuen Schule.[2]) Der Erfolg des „neuen deutſchen Theaters" war hauptſächlich ſein Werk[3]) und dieſer verſchaffte ihm den Schutz der Königin Marie Antoinette, welche ihm Zeichen ihres Wohlwollens gab. Es thut wohl zu ſehen, daß dieſe geiſtvolle Fürſtin, unglücklichen Andenkens, deutſche Literatur in Frankreich beſchützte, zu einer Zeit, da deutſche Fürſten in Deutſchland ihr neben der franzöſiſchen Sprache und Literatur kaum einen Platz vergönnten. Die zehn letzten Bände jenes Unternehmens, vor deſſen Vollendung Friedel ſtarb, werden ſeiner Feder allein zugeſchrieben. Es darf uns nicht wundern, wenn Laharpe, ein Schüler Voltaires, und lange das Haupt der franzöſiſchen Kritik in der alten Schule, über jenes kühne Unternehmen den Stab bricht. Er ſagt von der Ueberſetzung des deutſchen

---

1) Ueber die früher zu wenig beachtete Bedeutung dieſes Schriftſtellers für den Umſchwung der Dramaturgie in Frankreich ſehe man: Alfred Michiel's „Histoire des idées littéraires en France au XIX siècle, et de leurs origines dans les siècles précedentes. Paris 1842. T. I. chap. 6. (Tentative de reforme universelle. — Sebastien Mercier) Sein Essai sur l'art dramatique 1773 heißt (p. 110): un des ouvrages les plus étonnans, qui aient paru dans notre langue; und weiterhin: C'est le plus beau travail de critique, publié dans le dix-huitième siècle: il domina alors toutes les autres, comme les dialogues de Perrault ceux de l'époque antérieure. La hardiesse et la nouveauté des aperçus, qu'il renferme, étaient si grands, que depuis soixante ans on les repète mot pour mot ... On y trouve spécialement les opinions littéraires, qui se sont fait jour de 1820 à 1840, et qu'on donnait alors pour de sublimes découvertes etc. Dafür mußte Mercier (ſonſt noch bekannt durch ſein Tableau de Paris und ſeinen ſozialiſtiſchen Roman L'an 2440) den Spott des Baras Grimm ertragen (Correspondence, 3e partie, 3. tome, p. 78), M. Mercier, si tristement connu sous le nom de Dramsturge. —

2) Biographie universelle, srt. Bonneville.

3) Le nom de Bonneville est associé à celui de Friedel sur le frontispice depuis le 7e volume seulement; B. cependant y a travaillé depuis le 3e. (B. Univ.) Friedel ſtarb den 8. Dec. 1786, Bonneville ſtarb im Nov. 1828.

Theaters, daß ſie faſt alle von franzöſirten Deutſchen (par des Allemands francisés) herrührten, welche den zwiefachen Fehler hätten, nicht gut genug für dieſes Land zu ſchreiben und die Vorurtheile ihres eigenen Landes in ihren Meinungen vorzubringen. „So z. B. hat uns Herr Friedel ſo eben in vier Bänden die beſten Stücke, welche auf den Bühnen der Hauptſtädte Deutſchlands mit Erfolg gegeben wurden, überſetzt und deren Verfaſſer die Herren Leſſing, Weiſſe, Bezel, Göthe, Leiſewitz, Brandes, Gebler, Leippel und Andere ſind. Er ertheilt allen ihren Werken das größte Lob und giebt ſie als Beweiſe des Fortſchritts der dramatiſchen Kunſt in Deutſchtand; und doch beweiſt nichts mehr, wie ſehr dieſe Kunſt dort noch unbekannt iſt! Die Tragödie beſonders, nach den von Herrn Friedel ausgewählten Stücken zu urtheilen, ſcheint noch in ihrer Kindheit. . . .“ Nachdem er dieſes an einem Paar Stücken, nach ſeiner Art, bewieſen hat, kommt Laharpe zu Emilia Galotti, „dem Meiſterſtück der deutſchen Bühne, welches aber nicht mehr als die Uebrigen tauge (ne vaut pas mieux, quo le reste.) Es iſt das Süjet der Virginia unter andern Namen; ein Vater, der nicht glaubt, die Ehre ſeiner Tochter anders retten zu können, ſtößt ihr einen Dolch in's Herz. Dieſe ſchreckliche Scene erregt beim Livius Schaudern; ſie iſt aber lächerlich in dem deutſchen Werke und gleicht einer Parodie.“— Ich übergehe die weitere Ausführung. Daran ſchließt ſich in zwei Zeilen ein Verdammungs-Urtheil über Julius von Tarent, auch eine Tragödie, ſagt er ſpöttiſch, wo ein Vater ſeinen Sohn eben ſo ruhig tödtet.[1])

Es fehlte deſſenungeachtet dem neuen deutſchen Theater und in's Beſondere Leſſing unter den Franzoſen nicht an Anerkennung. Zuerſt ſprach ſich das Journal de Paris No. 106 durch die Feder eines Ungenannten über das Unternehmen aus.[2]) Nachdem es im Allgemeinen die großen Fortſchritte hervorhebt, welche das deutſche Theater ſeit dreißig Jahren gethan, charakteriſirt es die beiden Stücke des erſten Theils: Emilia Galotti und Clavigo. Es rühmt die Moral des erſteren Stückes: ſie lehre junge Fürſten, zu welchen abſcheulichen Thaten heimtückiſche Schmeichler, die nur zu oft ſie umgeben, ſie verleiten können. Der Gang ſei ſchnell und voll Feuer, und die meiſten Charaktere meiſterhaft gezeichnet. Nur eine Perſon würde wahrſcheinlich nicht nach dem Geſchmacke franzöſiſcher Zuſchauer ſein: dies iſt die Gräfin Orſina, welche aus Eiferſucht wahnwitzig wird. Das Schreckliche der Entwickelung ſcheint dem Kritiker zu gedehnt und beſonders nimmt er an der Unterredung Odoardo's mit Emilia vor der Kataſtrophe gleichen Anſtoß wie Laharpe.

Ausführlicher und eindringlicher iſt ein Artikel im Mercure de France No. 18 aus der Feder Imbert's.[3]) Er hält den Zeitpunkt für den glücklichſten für das Unternehmen der Ueberſetzer. Deutſchland könne jetzt mit ſeinen Nachbaren in Handel treten und mit ihnen einen Tauſch treffen. Er warnt ſeine Landsleute vor jener Sucht, alles auf ſeine Nation und auf ſich zu beziehn. Vielleicht, ſagt er, giebt es bei den Alten oder bei den Ausländern nicht ein einziges Stück, das, treu überſetzt, mit vielem Beifalle auf unſerer Bühne aufgeführt werden könnte, und dennoch würde es unbillig ſein, zu glauben, daß die Alten oder die Ausländer nie ein einziges gutes Stück gehabt hätten. Dieſe Bemerkung ſoll den Franzoſen erinnern, mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt zu ſein, wenn er ein fremdes Stück leſe; die Stimme des Vorurtheils nicht für die der Vernunft, und die Eindrücke der Gewohnheiten nicht für Eingebungen des Geſchmackes zu halten.

Emilia Galotti nennt er ein Stück „des berühmten Leſſing, den Deutſchland voriges Jahr im 52. Jahre ſeines Lebens verloren.“ Imbert verfolgt den Plan des Stückes durch alle fünf Akte ganz ausführlich und ſchließt mit einigen allgemeinen Bemerkungen: „So iſt Emilia Galotti beſchaffen! Ein Trauerſpiel, das nicht ohne ein Gemiſch komiſcher Züge iſt.“ Der Verfaſſer ſieht darin noch einen Abſtand der Vollkommenheit der Kunſt, den dieſe in Deutſchland nicht erreicht habe. Das Theater jedes Volkes könne dieſe Bemerkung rechtfertigen. Unſer großer Corneille ſelbſt, ſagt er, hat den Ton des Luſtſpiels ſeinen erſten tragiſchen Werken beigemiſcht. „Die That Odoardos ſcheint ihm rauh und nicht genug motivirt; er iſt nicht in der Nothwendigkeit, ſeine Tochter zu ermorden, wie der Vater der Virginia, deſſen Tochter eine Sklavin in den Händen ihres Tyrannen war.“ Der Charakter des Marinelli ſei völlig erſchöpft, aber übertrieben: man iſt nicht ſo ſehr Böſewicht, ohne einen recht mächtigen Beweggrund, und Marinelli hat keinen recht entſchiedenen; er ſcheint nur ſchmeicheln und hofiren zu wollen. Dann tadelt er einige Plaiſanterien übler Art, die ihm gegen die tragiſche Würde zu verſtoßen ſcheinen. Zuletzt heißt es: Ungeachtet aller dieſer Flecken iſt es nicht weniger wahr, daß die Charaktere dieſes Stückes beſtimmt und abſtechend ſind; in allen herrſcht Wahrheit. Der des Vaters iſt energiſch und wild; in dem der Emilia herrſcht

1) Correspondence littéraire, adressée à Monsieur le Grand-Duc, aujourd'hui Empereur de Russie etc., depuis 1774 jusqu'à 1789. Tome 3.t Ed. II. Paris 1804. S. 31–33.

2) Ich benütze die Auszüge in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung von 1782. S. 456 ff.

3) Verfaſſer geſchätzter Fabeln und Erzählungen, auch einiger, aber minder bedeutender dramatiſchen Arbeiten. Er redigirte mehrere Jahre die Theater-Artikel des Morcure und ſtarb 1790.

interessante Naivität und liebenswürdige Empfindsamkeit; der des Marinelli ist richtig durchgeführt, und der des Prinzen mit aller ersinnlichen Geschicklichkeit vorgetragen. Es scheint, als wäre Liebe sein einziges Verbrechen. Sein Liebling ist mit allen Verbrechen beladen, die der Prinz nur erfährt, wenn sie begangen sind, und er gut zu heißen fast gezwungen scheint. Man fühlt, es sei unmöglich, daß er sich nicht verhaßt mache, indem er sich immer eines Bösewichts wie Marinelli bedient; allein er ist nicht hassenswürdiger, als er sein soll, und durch die Art, wie ihn der Verfasser sprechen und handeln läßt, giebt dieser seine Kenntniß des Theaters und des menschlichen Herzens deutlich zu erkennen. Die Intrigue ist ziemlich gut geführt, der Dialog ist glühend und immer voll Wahrheit. Mit dergleichen Schönheit kann ein Autor hoffen, Verzeihung für seine Fehler zu erhalten.

Zu S. 69. Fünfter Beitrag zur alten deutschen Literatur von J. J. Eschenburg. Deutsches Museum 1783, Bd. II. S. 233.[1])

Schon vor mehreren Jahren theilte mir mein unvergeßlicher Freund Lessing mit der ihm eigenen Willfährigkeit, nachstehenden Meistergesang mit, der auf einem halben Bogen in kleinem Quartformate aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckt ist, und in seinem eigenen Besitze war. Das Gedicht schien ihm und mir einer weiteren Bekanntmachung würdig; ich schrieb mirs in dieser Absicht ab, und ließ Platz zu einigen Bemerkungen über dessen Beschaffenheit und Sprache. So fand es mein seliger Freund bei mir, nahm es mit sich und setzte auf die erste Seite folgende Bemerkung, die den Ton dieses Meistergesanges betrifft, und die ich hier unten gleich vorläufig als Einleitung versetzen will:

„Dieser Ton, oder diese Weise gehörte in den spätern Zeiten des Meistergesanges zu den vier gekrönten Tönen, in welchen ein neuer Meister seine Probe ablegen mußte.

Er hat seinen Namen von Barthel Regenbogen, den die Meistersänger unter die zwölf ersten Erfinder ihrer holdseligen Kunst setzten; von welchen sie wohl sonst glaubten, daß sie zu den Zeiten Kaiser Otto des Ersten gelebt hätten. Doch, da der älteste unter ihnen Klingsohr und der jüngste Frauenlob ist, so ist ausgemacht, daß sie sämmtlich in dem dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben.

Barthel Regenbogen war ein Schmied von Profession, der vornämlich zwei Töne oder Weisen hatte, in welchen er seine Lieder dichtete; der eine war der kurze Ton, welcher aus sieben Reimen bestand, und der andere der lange, welcher dreiundzwanzig Reime zählte. Da nun gegenwärtiges Lied in letztern abgefaßt ist, so muß es in Gesätze von dreiundzwanzig Zeilen abgetheilt werden. Und da dergleichen längere Gedichte von Pindarischer Einrichtung waren, nämlich aus drei Stücken bestanden, waren die ersten zwei der Stoll hievon und, wie στροφὴ und ἀντίστροφος nach einerlei Melodie gesungen würden, der dritte aber, der Abgesang genannt ward, und wie der ἐπῳδος (sic) keine eigene Melodie hätte, so brauche ich weiter keine Ursache von meiner überschriebenen Abtheilung anzugeben. Die ersten acht verschränkten Reime sind der Stoll, und die andern fünfzehn der Abgesang, diese zusammen heißen ein Gesätz, und dergleichen Gesätze hat das Lied fünfzehn.

Beim Wagenseit kommen die Noten zu obgenannten vier gekrönten Tönen vor; und es dürfte nicht uneben sein, die vom langen Ton Regenbogens daraus beidrucken zu lassen.

Das Lied selbst ist für einen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts, in dessen Ablaufe es augenscheinlich gedruckt ist, viel zu gut. Und wenn die älteren Meister des dreizehnten Jahrhunderts, wie ich beweisen kann, es für eine Beleidigung aufnehmen, wenn ein anderer in dem ihnen eigenen Tone dichtete; so könnte leicht Regenbogen selbst der Verfasser desselben sein.

Ich muß aber auch im Gegentheile bekennen, daß mir jene pindarische Einrichtung der Gesätze das Alter des Liedes wiederum verdächtig macht, denn es ist nirgends eine Spur zu finden, daß man im dreizehnten Jahrhundert den Pindarus in Deutschland gekannt, oder sich in den geringsten Kleinigkeiten der gewöhnlichen Poesie zum Muster genommen habe. Es wäre denn, daß unsere Dichter eine solche Einrichtung etwa den Provenzalen abgesehen hätten, welchen sie eher bekannt werden können."

Es folgen nun weitere einleitende Bemerkungen von Eschenburg, so wie das Gedicht auf einen Grafen von Savoyen mit einigen jedoch unerheblichen Anmerkungen von Lessing und Eschenburg, die auch Lessings Einleitung in einigem berichtigt.

Zu S. 76. „Der Sinn von Lessings Responsionen S. 273 scheint dieser zu sein:

1) Angenommen omnia bedeute nur die creaturae, so gilt der Obersatz, da der Gegner auch dem Filius zugesteht, daß durch ihn die creaturae erschaffen seien. Dann aber kann nicht der Untersatz gelten, da dies diesem Zugeständniß widerspräche.

---

1) Zu näherer Beleuchtung des Verhältnisses Eschenburg's zu Lessing hier mitgetheilt, nach der Abschrift von Danzel. (Von Lachmann übersehen.)

2) Der Gegner muß also unter omnia nicht blos creaturae, sondern auch Filius verstehen, so daß der Untersatz gilt. Dann aber gilt der Obersatz nur unter der Voraussetzung, daß von dem Omnis, qui est unus altissimus, der Filius ausgeschlossen sei, d. i. der Obersatz setzt das Zubeweisende voraus.

Ebenso S. 281. Leibniz weist nach, daß der Obersatz des Wissowatius Deus ille altissimus — — est pater Filii vollständig heißen muß

Quicunque est Deus etc.

und dann nicht zugegeben werden kann, wofern nicht zuvor bewiesen ist, daß der Filius von diesem Quicunque ausgeschlossen werden muß, was doch der Syllog. erst beweisen soll, der also wieder das Zubeweisende voraussetzt.

Nach Leibniz sind die propp. singulares nicht, wie es den Anschein hat, propp. per se von der Form wie: omnis homo est rationalis, sondern propp. p. accidens wie omnis, qui est homo, est albus (oder besser bipes). Die natura copulae in einem prop. singul. ist nämlich nach Leibniz die, daß sie nicht, wie es den ersten Anschein hat, das Prädikat dem Subjekt per se beilegt, sondern sie thut dies nur per accidens, indem das scheinbare Subjekt in Wahrheit das accidens latentis signi (sc. quantitatis), nämlich des omnis oder quicunque ist. Denn wie er de arte combinatoria § 24 sagt: Nam haec: Socrates est Sophronisci filius, si resolvatur fere juxta modum Joh. Rauen, ita habebit: Quicunque est Socrates, est Sophronisci filius. — Das wahre Subjekt wäre also in der propp. sing. das, was durch das latens signum „Quicunque" im allgemeinen bezeichnet, durch das accidens aber näher determinirt wird, wobei es aber unbestimmt bleibt, was es per se ist, und unbestimmt bleiben kann, da die Beilegung des Prädikats eben nur per accidens geschieht. — (Vox autem: Hic, est signum singulare De Arte Comb. § 24.) Die Resp enfionen Leibnizens transformiren die Syllogismen des Wissowatius so, daß die singulären Obersätze nicht nur in der Form von allgemeinen, sondern auch zugleich als solche dargestellt werden, in denen die Copula per accidens das Prädikat dem Subjekt beilegt. Das Letztere hat Lessing (S. 286) übersehen."

Zu S. 84. Ueber die Beschaffenheit des Wolfenbütteler Codex des Theophilus Presbyter handelt F. A. Ebert: Zur Handschriftenkunde. 1. Bchn. Leipzig 1825. S. 34—38 in dem Kapitel von Dinten und Farben. Er setzt mit Lessing den Codex in das 11. Jahrhundert, zeigt aber bedeutende Lücken durch Vergleichung der Kapitelverzeichnisse mit dem Texte nach; außerdem handelt Ebert von zwei Handschriften in der kaiserlichen Bibliothek in Wien, die eine aus dem 12., die andere aus dem 17. Jahrhundert. — Um dieselbe Zeit scheint Johann Gottlob Schneider Saxo, damals Oberbibliothekar bei der Universität zu Breslau, eine neue Ausgabe des Theophilus Presbyter beabsichtigt zu haben; er ließ von Jul. Max Schottky, der damals die österreichischen Bibliotheken bereiste, die zwei Wiener Handschriften an Ort und Stelle collationiren. Die Universitäts-Bibliothek zu Breslau bewahrt diese Varianten nebst Schottky's Brief an Schneider aus Wien vom 14. Juni 1819, hier giebt er Nachricht von einem in der Klosterneuburger Stiftsbibliothek von ihm gefundenen Bruchstücke des Theophilus, in einer Sammlung verschiedener Abhandlungen, die sich auf Theologie beziehen. Es beginnt mit den Worten: Incipit liber de diversis artibus et de temperamento colorum et de nudis corporibus. Color qui dicitur etc. Schluß: et aliud quodeunque pingere volueris. Das Fragment, setzt er hinzu, ist nachlässig geschrieben, und verdient kaum eine nähere Vergleichung. Bei der Angabe der Varianten ist der Wolfenbüttelsche Druck zu Grunde gelegt. — Schneider trug sich diese Varianten in sein Exemplar am Rande ein, und auch dieses, und zwar sein vollständiges Exemplar von Lessings Beiträgen besitzt unsere Bibliothek. Auf dem weißen Blatte vor dem Titel steht von seiner Hand:

Liber Theophili comparatus fuit cum duobus codicibus scriptis bibliothecae Caesareae Vindobonensis anno 1819 in usum bibliothecae nostrae a Schottky, — Collatio ipsa servatur cum alia Itinerarii Antoniniani facta a Mullero cum codice membranaceo Dresdensi inter Codices Msctos Bibliothecae (IV. Q. 60). (Es ist die Handschrift K. O. Müllers, der 1819 in Dresden dem Studium der Antiken sich widmete.)

Zu S. 104. Ich sage im gewissen Sinne, weil Heumann die von Plutarch erwähnten Elysiiker zu Christen hatte machen wollen, was von allen vorgebrachten Hypothesen wohl die unwahrscheinlichste ist (vgl. Schröckhs Kirchengeschichte II. 323). Lessing widerlegt in jener Jugendarbeit sowohl Heumann, als Bruckern, welche die Elysiiker zu Stoikern, und Jöchern, der sie zu Cynikern machte. Seine eigene Meinung aber (XI. 58), daß die Elysiiker Pseudomanten gewesen, die sich des Namens der Philosophen angemaßt — scheint eben so wenig haltbar. Plutarch redet ausdrücklich von Philosophen — und Lessing selbst wird dies später anerkannt zu haben, da er in dem Artikel: Elysiiker in den Kollektaneen zur Literatur (XI. 270), ohne Rücksicht auf den alten Entwurf, nur von der „Sekte" der Elysiiker spricht, denen vielleicht die alten geschnittenen Steine zugehörten, auf welchen der

Name der Hoffnung vorkommt;“ denn „daß die Philosophen die Bildniſſe der Stifter ihrer Sekte, und andere dahin zielenden Symbole in Ringen trugen, ſei bekannt.“ Aber welche Philoſophen es waren? — ſagt er nicht, und Eſchenburg wußte es auch nicht zu ſagen. Die Neuern ſind darüber ganz weggegangen. Vielleicht ſind im Allgemeinen Philoſophen aus Platons Schule zu verſtehen. (Die Stellen der Klaſſiker ſind im Theſaurus des Heinrich Stephanus, s. v. ἐπιστικός nachzuſehen.)

S. 109. Es ſpricht in Hinſicht des Verſtändniſſes von Spinoza gegen Leſſing, daß er, von ſeinem Standpunkte aus freilich in der unſchuldigſten Abſicht, ſogar in den philoſophiſchen Schriften eines Franz Hemſterhuis, namentlich in deſſen Aristée den offenbaren Spinozismus entdeckte, „und in einer ſo ſchönen exoteriſchen Hülle, ſetzt er hinzu, daß ſelbſt dieſe Hülle zur Entwickelung und Erläuterung der innerlichen Lehre wieder beitrügen,“ wie Jacobi aus ſeiner Unterredung mit Leſſing berichtet (a. a. O. S. 83) und hinzu fügt: Ich verſicherte: Hemſterhuis, ſo viel ich von ihm wüßte (ich kannte ihn damals noch nicht perſönlich) wäre kein Spinoziſt, dies hätte mir Diderot ſogar von ihm bezeugt. — „Leſen Sie das Buch, erwiederte Leſſing, und Sie werden nicht zweifeln. In dem Briefe Sur l'homme et ses rapports hinkt es noch ein wenig, und es iſt möglich, daß Hemſterhuis ſeinen Spinozismus damals noch nicht völlig ſelbſt erkannte; jetzt aber iſt er damit ganz gewiß im Klaren.“ „Um dieſes Urtheil nicht parador zu finden (fährt Jacobi fort) muß man mit dem Spinozismus ſo vertraut ſein, als es Leſſing war. Was er die exoteriſche Hülle des Aristée nannte, kann mit allem Fug als eine bloße Entwickelung der Lehre von der unzertrennlichen, innigen und ewigen Verknüpfung des Unendlichen mit dem Endlichen; der allgemeinen (ſo weit) unbeſtimmten Kraft, mit der beſtimmten einzelnen; und des nothwendig Entgegengeſetzten in ihren Richtungen, betrachtet werden. Das übrige im Aristée wird ſchwerlich Jemand wider einen Spinoziſten brauchen wollen. Hiebei muß ich dennoch feierlich bezeugen, daß Hemſterhuis gewiß kein Spinoziſt, ſondern dieſer Lehre, in ihren weſentlichen Punkten, ganz zuwider iſt.“ Dieſe Erklärung Jacobi's bedürfte ſelbſt einer Erklärung und ſcheint von Widerſpruch nicht frei. In der Hauptſache aber hatte er gegen Leſſing Recht. Kommen auch hie und da Aeußerungen vor, wie im Aristée, Oeuvres II. 103, wo der unendliche Eine Raum als ein Attribut Gottes dargeſtellt wird, ſo ſind doch die Ausſprüche überwiegend, nach denen Hemſterhuis einen von der Welt geſonderten Gott, als Princip ihres Daſeins, lehrt. Gott iſt ihm im Beſondern das Princip der Individuation, während alles in der Natur nach der Einheit ſtrebt. (Sur les désirs; die Stelle bei H. Ritter, Geſchichte der Philoſophie XII. 594 in dem Abſchnitt über Hemſterhuis, auf den ich die Leſer verweiſe.)

Zu S. 125. Leſſings Verhältniß zu dem Freiheitsbegriff einer — und dem Determinismus anderſeits nimmt in Ritters Abhandlung beinahe die erſte Stelle ein und hat Danzel'n den Anlaß gegeben, ſich ebenfalls und überwiegend hierüber auszuſprechen, daher ich nicht beſſer thun kann, als dieſen Theil ſeiner Polemik gegen Ritter hieher zu ſetzen. Ritter bedient ſich gleich im Eingange ſeines Aufſatzes einer Wendung, worin wörtlich von Leſſings „Streit gegen die Freiheit des Willens“ geredet wird; Danzel vertheidigt mich gegen Ritter. — „Zuvörderſt, bemerkt er, iſt dieſer Ausdruck ungenau; Jedermann mußte ihn ſo verſtehen, als hätte Leſſing gegen den Freiheitsbegriff eine förmliche und längere Zeit fortgeſetzte Polemik geführt, deren ſich doch Niemand erinnern wird. Doch es mag gemeint ſein, Leſſing habe nur die Freiheit kurzweg irgendwo geleugnet. Sollte man nicht meinen, G. läge auf dieſen Punkt großes Gewicht und beſchäftige ſich viel mit ihm? Ritter citirt S. 130 ſeiner Schrift. Hier zeigt G., der Fortſchritt in der Welt wäre nach Leſſings Anſicht nicht durch eine Steigerung des Ganzen bewirkt, ſo daß der Einzelne nur mit fortgeriſſen werde, ſondern dadurch, daß ſich dieſer in Harmonie mit dem Ganzen in ſich ſelber ſteigern, alſo durch ſeine Freiheit. Weiter nichts. In der That wird die ganze Frage nach Leſſings Anſicht über dieſen Punkt, oder die Vermittlung, die er zwiſchen Determinismus und Willkühr-Theorie fand, durch den 25. und 26. Paragraphen des Chriſtenthums der Vernunft beleuchtet:

§ 22. Da dieſe einfachen Weſen gleichſam eingeſchränkte Götter ſind, ſo müſſen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich ſein; ſo wie Theile dem Ganzen.

§ 23. Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieſes, daß er ſich ſeiner Vollkommenheit bewußt iſt, und dieſes, daß er ſeinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann. Beide ſind gleichſam das Siegel ſeiner Vollkommenheiten.

§ 24. Mit den verſchiedenen Graden ſeiner Vollkommenheiten müſſen alſo auch verſchiedene Grade des Bewußtſeins und der Vermögenheit, denſelben gemäß zu handeln, verbunden ſein.

§ 25. Weſen, welche Vollkommenheiten haben, ſich ihrer Vollkommenheiten bewußt ſind, und das Vermögen beſitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen moraliſche Weſen, d. h. ſolche, welche einem Geſetze folgen können.

§ 26. Dieses Gesetz ist aus ihrer eignen Natur genommen, und kann kein anderes sein als: Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß. —

Indem Danzel ferner es Ritter verhält, daß er, wie überhaupt über Jacobi's Gespräch, so auch über Lessings Abweisung der Freiheit, die in demselben vorkommt, nicht hinauskommen könne — fährt er fort: Ein Punkt, bemerkt Ritter, sei in Lessings Lehre, der zu der Behauptung zu berechtigen scheine, daß der idealistische Charakter seiner Ansichten bei ihm nicht zu völligem Durchbruch gekommen sei. Wenn nämlich der Idealismus alles auf Vernunft zurück zu führen strebe, die Vernunft aber, als das Prinzip des Freien, der Natur, als dem Princip des Nothwendigen, entgegen gesetzt würde, so führe der Idealismus, welcher seiner Folgerungen sich bewußt sei, zu der Lehre, daß alles in einem freien Principe gegründet sei, und wenn alles einem Principe gemäß sein solle, daß auch alles in einer freien Entwickelung verlaufe. Diese Folgerung aber habe Lessing nicht gezogen. Er läugnet den freien Willen, und in dem Sinne der Willführ, also der Zufälligkeit der Willensbestimmungen, mit Recht; aber wie er sich mit dem Determinismus auseinandersetze, sei schwer zu ermitteln. Er sagt: ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Damit neigte er sich dem Determinismus zu, indem er in beiden Theilen unserer Handlungen, welche er unterscheidet, sowohl in dem, welcher dunkeln Vorstellungen und Trieben der Natur folgt, als in dem, welcher von deutlicher Einsicht in das Gute sich leiten lasse, nur unsere Abhängigkeit von den Gesetzen der Welt erblickt. — Hier (sagt Danzel) sei Ritter gänzlich im Irrthum. Zuvörderst verkenne er den Unterschied zwischen einem sapiens rerum nexus — der besten Welt — und einer fatalis necessitas, den schon Welff Laugen gegenüber erörtert hat. Was in der besten Welt sein muß, damit sie die beste sei, muß dies nicht mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher etwas in einer beliebigen Welt, die nun einmal so oder so beschaffen sein sollte, diese oder jene Beschaffenheit haben muß. Denn die Leibnizische beste Welt ist nicht blos in so fern die beste, als sie besser ist als andere mögliche Welten, sondern sie ist, was mehr sagen will, die gute, das heißt die, in welcher alles vollkommen zu Einem zusammen stimmt, und was zu ihr gehört, macht also einen Theil von ihr aus, nicht in so fern es diesem oder jenem, ihm von Außen gegebenen Gesetz genehm ist, sondern so fern es nur überhaupt ein Glied des Organismus ist, wie denn ja bekanntlich nach dieser Lehre selbst das, was einem Gesetze widerspricht, als solches zur Vollkommenheit des Ganzen beitragen können. Dies gilt auch von bewußten Wesen, sie sind gut, wenn sie ihre Stelle in der Welt eben mit Bewußtsein ausfüllen. Und dagegen darf man nun nicht wiederum einwenden, diese Wesen thäten doch eben nur was sie müßten, weil sie einsähen, daß sie es müßten, und seien zuletzt also doch unfrei. Denn hierbei wäre wiederum vergessen, daß es sich hier vom Besten, und nicht blos schlechtweg von irgend etwas handelt. Nicht weil wir es müssen, thun wir, was unsere Bestimmung ist, sondern weil wir wissen, daß es das Beste sei: wir wählen es also, weil es dies ist, und wir müssen es so wenig, daß wir vielmehr unsere Bestimmung verfehlen würden, weil wir es blos thäten, weil wir es müßten, denn alsdann thäten wir es ja nicht als das Beste. Und so raisonnirt zweitens Lessing wenigstens ganz offenbar. Er dankt Gott, daß er das Beste muß. Wollte er damit nicht Unsinn gesprochen haben, so mußte er annehmen, daß man das Beste eben nicht blos müsse. Denn müßte man es nur schlechthin, wie sollte man dafür danken können? — — Ja, Lessing konnte die Freiheit nicht energisch aussprechen, als durch diesen Dank für die Unfreiheit. Auch ist dieser Dank keineswegs Lessings letztes Wort. Vielmehr geht er noch um ein bedeutendes weiter. Von Seiten der Moral, sagt er in den Zusätzen zu Jerusalems Aufsätzen X. S. 6 ist dieses System gebergen. (Natürlich, denn hier kommt es uns nur darauf an, daß das Gute geschehe, und muß es der Mensch — um desto besser, so geschieht es ja um so gewisser). „Ob aber, fährt Lessing fort, die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könnte? und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdliches System heben ließen?" Eben dieses System ist in den oben schon angeführten Paragraphen des Christenthums der Vernunft enthalten. Das Gesetz, welchem moralische Wesen folgen können, ist aus unserer eigenen Natur entnommen und kann kein anderes sein, als: handle deinen individuellen Vollkommenheiten gemäß" — d. h. das Gesetz ist aus der Natur des moralischen Wesens als solchen entnommen, denn diese besteht nach § 35 darin, daß es Vollkommenheiten hat, sich ihrer bewußt ist, und ihnen gemäß handeln kann. Folglich ist das, was wir müssen, nach Lessings Lehre nichts weniger, als eine Moderirung unsers freien Handelns nach einer von uns eingesehenen Nothwendigkeit, wie das Naturwesen durch eine solche bestimmt wird. Allein wir sollen nur im vollen Maaße moralische Wesen sein. Lessing hat hier mit Einem Worte ein ähnliches Aperçu, wie Kant bei seinem Freiheitsbegriffe, nur daß Lessing die moralischen Wesen, als solche, doch wieder in den Organismus der Welt einordnet, — sei vollkommen frei, sagt er, so wirst du hinterher auch in jedem Organismus die Stelle einnehmen, die dir bestimmt ist, nämlich ein moralisches Wesen, zu sein." —

Zu S. 128. Eine Bemerkung habe ich hinzuzufügen; ich verdanke sie meinem Collegen Dr. G. F. G. Suckow, von welchem wir in Kurzen eine gelehrte Schrift über den Phädrus des Plato zu erwarten haben. Lessing drückt am Schlusse seines Aufsatzes gegen Eberhard den Wunsch aus, daß sich dieser gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften wenigstens nicht in eine Apologie des Sokrates möchte erklärt haben: — und zwar „weil Sokrates selbst solche ewige Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten ausdrücklichsten Worten zu lehren." Hier schaltet Lessing die Rede des Sokrates zum Schluße der Gorgias beim Plato wörtlich ein, wo die Ewigkeit der Strafen ohne alle Zweideutigkeit gelehrt wird. Allein, diese Stelle steht im directen Widerspruch mit Plato's Ansicht, welche er im Phädrus (ed. St. p. 278 D. E.) vorträgt, so wie mit dem letzten Buch in der Republik. Dieses, verbunden mit einem zweiten bedeutungsvollen Umstand, daß nämlich Plato im Gorgias eine der stoischen Philosophie verwandten Sittenlehre vorträgt, von welcher er in andern Dialogen, z. B. in der Republik sehr weit entfernt ist — scheinen dem genannten Gelehrten (unter andern Gründen) wichtig genug, an der, bisher freilich noch unbeanstandeten Echtheit des Gorgias Zweifel zu hegen, deren wissenschaftliche Ausführung von ihm ebenfalls zu erwarten steht.

Eberhard (dies setze ich hinzu) hat in der zweiten Ausgabe seiner Neuen Apologie des Sokrates, gegen das Ende S. 479—528, auf Lessings Ausstellungen und Einwürfe gegen ihn sehr ausführlich und nicht ohne einige Beimischung verletzter Empfindung geantwortet. Er ist sogar überzeugt, daß Lessings Ansicht von der Ewigkeit der Strafen und seine eigene im Wesentlichen auf dasselbe hinauskomme. Es würde zu weit führen, ihm in das Einzelne zu folgen; nur den eben angeregten Punkt berühre ich, den Eberhard auch nicht mit Stillschweigen überging. Er glaubt, die Ansicht im Gorgias zuerst durch den Grund zu beseitigen, daß Plato dem Sokrates einen Mythos in den Mund legt, welcher uns über die eigentliche esoterische Meinung des Sokrates über diesen Punkt ganz in Unwissenheit lasse; fügt aber hinzu (S. 526): „Plato selbst hat sich durch seinen Gorgias nicht abhalten lassen, in dem Timäos anders von den Schicksalen der endlichen Geister zu reden. Gesetzt nun, daß meine Meinung darüber eben so weit von Sokrates Gedanken abginge, als des Plato Gedanken im Timäos von des Sokrates Gedanken im Gorgias, im Phädon und in der Republik abgehen; wäre ich deswegen zu tadeln?" —

Zu S. 133. Im Jahre 1787 kam ohne Angabe des Druckorts heraus: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten. Ein Nachlaß von Gotthold Ephraim Lessing. Herausgeben von C. A. F. Schmidt." Der höchst wahrscheinlich pseudonyme Herausgeber sagt in dem Vorbericht von diesem Manuscripte: „Lessing, von dem ich es in einer seiner verdrießlichen Stunden erhielt, gab es mir mit der Bedingung, es so lange er lebte, nicht herauszugeben. Ich habe mit Pünktlichkeit diese Bedingung erfüllt, welche jetzo nicht mehr verbindlich ist. Ich gebe sie heraus, weil ich in Hamburg vier, in Berlin sechs bis acht, in Braunschweig nicht weniger Abschriften kenne" u. s. w. Der Herausgeber giebt sich selbst für einen Laien aus, der es gleichwohl gewagt, Anmerkungen hinzuzufügen. — Es ist glaublich, daß Lessing einem Freunde den Auftrag gegeben, die übrigen ungedruckten Fragmente nach seinem Tode herauszugeben; ob aber der Herausgeber dieser Freund war, wie er sich rühmt, bleibe dahingestellt.

Zu S. 133. H. E. G. Paulus und seine Zeit von v. Reichlin-Meldegg. Stuttgart 1853. S. 124. „Ueber die Handschrift von Reimarus erfuhr Paulus in Göttingen durch Pockels: Reimarus hatte diejenigen zwei von seinen Kindern, bei welchen er die meisten Fähigkeiten beobachtete, nach seinen Religions-Grundsätzen erzogen, und ihnen einst gesagt, in Wolfenbüttel sei eine dahin sich beziehende Schrift von ihm. Er starb. Lessing hatte indeß die sogenannten Fragmente — gefunden (!), einigen auch zum copiren gegeben. Nun erkundigen sich die Reimarus'schen Kinder bei ihm nach einem Aufsatz solchen Inhalts von ihrem Vater. Man vergleicht die Reimarus'sche Hand mit dem Original der Fragmente und findet volle Aehnlichkeit. Man vermuthet, Reimarus habe das Manuscript einmal heimlich in die Bibliothek gelegt. — Lessing soll sehr gewünscht haben, daß Jerusalem sich gegen die Fragmente äußern möchte, welchem er das gelegentlich gefällte Urtheil, die heutigen Gegner der Schrift seien durch ein Naserümpfen zu widerlegen, nie vergessen wolle u. s. w."

Zu S. 161. Dies war Ferdinand Delbrück in seiner Streitschrift: Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer (oder: Christenthum, Betrachtungen und Untersuchungen. Zweiter Theil. Bonn 1826.) Die Veranlassung zu dieser Streitschrift, welche zu ihrer Zeit viel Aufsehen machte, gab Dr. Chr. W. Augusti durch seine auf Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation 1817 veranstaltete neue Ausgabe der Loci Theologici Melanchthons von 1521, welche er den Jüngern der Theologie zum Führer und steten Begleiter empfahl. Hiegegen erhob sich Delbrück und stellte im sechsten Abschnitt seines Buches die apostolische Glaubensregel mit Bezugnahme auf Lessing, als den nothwendigen Ausgangspunkt einer neuen christlichen Theologie, hin. Nachdem er Lessings Grundsätze im Wesentlichen entwickelt,

und nur darin von Leſſing abweicht, daß er zwiſchen „urſprünglicher und abgeleiteter Ueberlieferung, zwiſchen Grundlehren und Folgerungslehren, zwiſchen dem erläuternden und erweiſenden Gebrauche der heiligen Schrift“ einen Unterſchied feſtgeſetzt haben will — zieht der Verfaſſer dieſe Folgerung (S. 182): „Solite Leſſings Behauptung in dieſer Faſſung und mit dieſen nähern Beſtimmungen ſich durch fortgeſetzte Unterſuchung, wie ich kaum zweifle, zu einem Grade der Wahrſcheinlichkeit erheben laſſen, deren Gegenſtände dieſer Art nur irgend fähig ſind, ſo würde ſich daraus eine ſehr wichtige Folgerung ergeben, nämlich dieſe, daß zwei Kirchen, deren eine nicht nur die abgeleiteten Lehren, ſondern auch die Grundlehren von der wankenden Schriftanſtegung abhängig machte, und daher für abänderlich erklärte, die andre nicht nur den Grund lehren, ſondern auch eine Reihe abgeleiteter Lehren als unabänderlich anerkannte, ſich von den älteſten Kirchen gleichermaßen, und in entgegengeſetzten Richtungen entfernten, jedoch mit dieſem Unterſchiede, daß es jener leichter fallen dürfte, zu der urſprünglichen Glaubenseinheit, als dieſer, zu der urſprünglichen Glaubensfreiheit zurückkehren, weil es der einen weniger ſchwer ſein würde, die einfachen Grundlehren in das ihnen gebührende Anſehn wieder einzuſetzen, als der andern, die abgeleiteten und vielfach verſchlungenen und verzweigten ihres, Jahrhunderte hindurch behaupteten Anſehns wieder zu berauben.“

Zum Schluß faßt Delbrück ſeine Gedanken zuſammen: Wohlan! der Grundgedanke, um den ſich dieſe Kampfrede wendet, iſt offenbar; die alte Kirche, die ſich auf die apoſtoliſche Glaubensregel ſtützte, war auf einen Felſen gebaut. Die proteſtantiſche, welche zu ihrer Grundlage an Stelle der Glaubensregel die heilige Schrift macht, iſt auf Sand gebaut.“ —

Und ſo ſtellt der Verfaſſer an die evangeliſchen Theologen die Aufforderung: entweder jenen bis dahin nicht entkräfteten Grundgedanken zu entwurzeln, oder unſere Kirche neu zu unterbauen.“ —

Eine ſolche Rede, in ſolchem Moment, von einem evangeliſchen Chriſten, wenn zwar einem Laien, der als Schriftſteller von Charakter ſich auf eine hohe Stufe der Achtung geſtellt hatte, konnte nicht ohne Widerklang verſchallen.

Nachdem bereits Auguſti ſein „Sendſchreiben an den Verfaſſer“ als Antwort dem Werke ſelbſt beigefügt hatte, erſchien: „Ueber das Anſehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der proteſtantiſchen und in der alten Kirche. Drei theologiſche Sendſchreiben an Herrn Dr. Delbrück in Beziehung auf deſſen Streitſchrift, Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer, von Dr. K. H. Sack, Dr. F. J. Nitzſch und Dr. Fr. Lücke. Bonn 1827. Dieſe mit einer Anwendung großer Gelehrſamkeit dreier angeſehenen Theologen verfaßten Abhandlungen ſcheinen die Arbeiten von Laien, wie Leſſing (der „große Dareinſprecher“ heißt er einem von ihnen) und Delbrück ans dem Felde geſchlagen zu haben. Doch wagte gegen ſie wieder ein Nicht-Theologe für Leſſing in die Schranken zu treten: Hermann Adalbert Daniel, in den Theologiſchen Controverſen (Halle 1843), deren erſter Abſchnitt die Lehre von der Schrift die Erkenntnißquelle behandelt. Das Werk der drei Bonner Theologen rühmt er zwar (S. 3) als ein ſchönes Exempel würdiger Humanität in der Polemik. Komme es indeſſen auf die Hauptfrage an: Iſt Delbrück (und Leſſing) durch ihre Ausführungen für widerlegt zu halten? — ſo geſteht er unumwunden, dieſe Frage zunächſt verneinen zu müſſen, trotzdem daß Pett,[1]) Leſſing und Delbrück durch jene drei Gelehrten in der Hauptſache für überwunden erklärt habe. Es finde grade ein umgekehrtes Verhältniß ſtatt. In vielen Nebenpunkten ſei Delbrück für geſchlagen zu achten. In ſeiner patriſtiſchen Beweisführung ſeien hie und da Schwächen nachgewieſen; es ſei aber nur dargethan, daß die Glaubensregel (an und für ſich, in ihrer Iſolirtheit) nicht Glaubensgrund der Kirche geweſen iſt und nicht ſein kann.“ — Daniel fand darauf einen Gegner in J. L. Jacobi in ſeiner Schrift: Die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift, in ihrer Entwickelung dargeſtellt. Erſte Abtheilung. Berlin 1847. Hier wird wiederum die Schrift Walchs, ohne Rückſicht auf die Widerlegung Leſſings, Delbrücks u. A., als völlig ſiegreich hingeſtellt, bei aller, Leſſings Genius gezollten Anerkennung. Allein es ſollte ihm doch ſchwer geworden ſein, Walch von allen denjenigen Ungenauigkeiten und willkührlichen Behandlung der Texte, welche Leſſing und Delbrück mit ſo viel Unwillen erfüllten, zu reinigen! (vgl. Delbrück a. a. O. II. S. 183—187), und ehe er dies auch nur verſucht, durfte er nicht a priori der einen Parthei, ohne Rückſicht auf die Vertheidigung der andern, den Sieg zuerkennen.

1) Von der Tradition, als Princip der proteſtantiſchen Dogmatik, in den Theologiſchen Mitarbeiten.

Nathan der Weise

in 5 Aufzügen.

Zu versificiren angefangen den 14. November 78.
Den 2. Aufzug „ 6. „
„ 3. „ „ 28. „
„ 4. „ „ 2. Februar 79.
„ 5. „ „ 7. März 79.

Vorbemerkung Danzel's.

Ein Heft von 19 beschriebenen Blättern in 4. im Besitz des Herrn Dr. Rubo, der es Herrn Professor Lachmann geliehen, welcher mir eine Abschrift zu nehmen erlaubt In dem Hefte finden sich drei Beilagen:

1) Ein Brief Lessings an seine Mutter. — (Er folgt unter diesen Beilagen.)
2) Ein halber Bogen mit einem Entwurf der ersten Scene des Tempelherrn mit dem Klosterbruder, mit der Ueberschrift: Scene I. — zum Theil mit Rothstift geschrieben und daher äußerst unleserlich — die Rec. (sie) mit A. B. bezeichnet die Verification der ersten Scene des Dramas und ein Paar Notizen, von denen folgende nicht in dem Entwurf vorkommt:

Akt II.

„Saladin (zu Curd, der ihn um Erlaubniß bittet, sein Gelübde erfüllen zu dürfen). Ein Paar Hände mehr gönne ich meinen Feinden gerne. Aber ein Herz mehr wie deines, ein Kopf mehr wie deiner, bei Gott, den gönne ich ihnen nicht."

3) Ein Zettel von Naulers Hand, auf welchem dieser das „Einem eignen" II. 261. zwar für sprachrichtig, aber in dem Munde der jungen Person für „zu scientisisch" erklärt, und eine andre Fassung dieser Verse vorschlägt.

NB. „Für Dina lieber: Daja. Daja heißt, wie ich aus den excerptis ex Abulfeda, das Leben des Saladins betreffend, beim Schultens S. 4 sehe, so viel als Nutrix, und vermuthlich, daß das Spanische Aya davon herkömmt, welches Camerarius von dem Griechischen *ἀγω. παιδαγωγος* herleitete. Aber gewiß kommt es davon nicht unmittelbar her, sondern vermuthlich vermittelst des Arabischen, welches wohl aus dem Griechischen könnte gemacht seyn." [1])

---

1) Zusatz des Herausgebers. Der Abdruck dieses anziehenden Entwurfes von Nathan der Weise erfolgt hier nach der von Danzel genommenen Abschrift, welche theils wegen der bisweilen fast unleserlichen Schrift, theils wegen, Danzeln selbst schwer zu lesender, Stellen manche Schwierigkeit darbot. Da dem Herausgeber der neuen Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Schriften, Herrn von Maltzahn, die Urschrift zu Gebote steht, so ist von diesem Abhilfe zu erwarten. Die durch eine Vergleichung dieses Entwurfs mit der Ausführung veranlaßten Anmerkungen sind von mir hinzugefügt. Im Allgemeinen zeigt sich zwischen dem Entwurfe und der letzten Ausführung oft eine große Abweichung. Einige Auftritte sind nur ganz kurz angedeutet, und der fünfte Aufzug war anfangs ungemein kurz gefaßt. Eigenthümlich ist hier der Zug, daß Saladin den Tempelherrn, nach der Entdeckung seiner Herkunft, zum Fürsten von Antiochia erhebt. — In dem Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. XXVII. Görlitz 1850. S. 82. steht eine Nachricht von Lessing's Entwurf Nathans des Weisen, und dessen gegenwärtigen Besitzer mit dem Zusatze: „Es war dies Autographon gleich nach dem Druck (?) verschwunden und nicht wieder herbeizuschaffen gewesen." Der Verfasser dieser Notiz kann nur eine irrige Vorstellung von unserm „Entwurfe" gehabt haben.

Den 12. Novembee.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nathan kommt von der Reiſe. Dina ihm entgegen. Dina berichtet ihm, welche Gefahr er indeß gelaufen. Es ſchimmert ſo etwas durch, wer Rahel eigentlich ſei.

Dina. Gottlob, Nathan, daß ihr endlich wieder da ſeid.

Nathan. Gottlob, Dina. Aber warum endlich? habe ich denn eher wiederkommen können? wiederkommen wollen? Babylon: von Jeruſalem — Meilen: und Schulden eintreiben iſt kein Geſchäft, daß ſich von der Hand ſchlagen läßt.

Dina. Wie unglücklich hättet ihr indeß hier werden können!

Nathan. So habe ich ſchon gehört. Gott gebe nur, daß ich Alles gehört habe.

Dina. Das ganze Haus hätte abbrennen können.

Nathan. Dann hätten wir ein neues gebaut, Dina, und ein bequemeres.

Dina. Aber Rahel, Rahel wäre bei einem Haare mit verbrannt.

Nathan. Rahel! (zuſammenfahrend) meine Rahel? das habe ich nicht gehört. (Kalt) So hätte es für mich keines Hauſes mehr bedurft. Rahel, meine Rahel faſt verbrannt? Sie iſt wohl verbrannt! — Sage es nur vollends heraus. — Sage es mir heraus. — Tödte mich, aber martre mich nicht länger. — Ja ja, ſie iſt verbrannt.

Dina. Wenn ſie es wäre, würdet ihr von mir die Nachricht bekommen?

Nathan. Warum erſchreckſt du mich denn? O meine Rahel!

Dina. Eure Rahel! Eure Rahel!

Dina. Eure? Rahel?

Nathan. Wenn ich jemals aufhören müßte, dieſes Kind mein Kind zu nennen! —

Dina. Beſitzt ihr Alles, was ihr Euer nennt, mit eben dem Rechte?

Nathan. Nichts mit größerem! Alles was ich ſonſt habe, hat mir Glück und Natur gegeben. Dieſen Beſitz allein verdanke ich der Tugend.

Dina. O Nathan, Nathan, wie theuer laßt ihr mich eure Wohlthaten bezahlen! Mein Gewiſſen — —

Nathan. Ich muß dir nur ſagen, Daja, ich habe dir einen recht ſchönen Zeug aus Babylon mitgebracht.

Nathan. Ich habe auch, Dina, einen ſchönen Zeug aus Bagdad mitgebracht.

Dina. Mein Gewiſſen, ſage ich — —

Nathan. Und ein —

Dina. Mein Gewiſſen, ſage ich —

Nathan. Und ein Paar Spangen.

Dina. So ſeid ihr nun, Nathan. Wenn ihr nur ſchenken könnt, wenn ihr nur ſchenken könnt, ſo denkt ihr, müſſe man ſich Alles gefallen laſſen.

Nathan. Wer ſchenkt nicht gern.

Dina. So, denkt ihr, müſſe man ſich Alles —

Nathan. Das heißt meine Geſchenke ſehr eigennützig machen.

Dina. Ihr ſeid ein ehrlicher Mann. Nathan, ein ehrlicher Mann. Aber — —

Nathan. Aber gleichwohl ein Jude, wollt ihr ſagen.

Dina. Ach ihr wißt beſſer, was ich ſagen will.

Nathan. Aber wo iſt ſie denn? wo bleibt ſie denn? Weiß ſie denn, daß ich da bin? Daja, wo du mich hintergehſt —

Dina. Sie weiß es, daß ihr da ſeid und weiß es vielleicht auch nicht. Das Schrecken iſt ihr noch in den Gliedern. Sie faſelt im Schlaf die ganze Nacht und ſchläft wachend den ganzen Tag.

Nathan. Armes empfindliches Kind!

Daja. Sie hatte ſchon lange mit verſchloſſenen Augen gelegen wie todt, als ſie auf einmal aufſah und rief: Horch! da kommen meines Vaters Kameele, horch, das iſt meines Vaters Stimme! — Aber ſie ſchloß die Augen wieder und fiel auf das Kiſſen zurück. Ich nach der Thüre, und da ſahe ich euch von ferne, ganz von fern, denkt nur! — Aber, was Wunder? ihre ganze Seele war die Zeit her aus. . . . Ihre ganze Seele iſt nur immer bey euch oder bei ihm —

Nathan. Bey ihm? wetchen ihm?

Daja. Bei ihm, der ſie aus dem Feuer rettete.

Nathan. Wer war das? — Wo iſt er?

Daja. Ein junger Tempelherr war es, der einige Tage zuvor als Gefangener hier eingebracht worden, und dem das Leben zu ſchenken, der Sultan die ungewöhnliche Gnade gehabt hatte.

Nathan. Wo iſt er? Ich muß ihm danken, ehe ich ſie ſehe. — Wo iſt er?

Daja. Wenn wir das wüßten! —

Den 13.

Zweiter Auftritt.

Zu ihnen Rahel, die von dem gehabten Schrecken noch oft außer ſich kömmt, und nur ihren Retter zu ſehen verlangt. Nathan verſpricht ihr, es ſolle ſein erſtes ſein, ihn aufzuſuchen. Dina führte Rahel ab, um ſie zu beruhigen.

(Dina.) Die erſten Tage hatte ſich der Tempelherr noch ſehen laſſen, unter den Palmen, nachdem Rahel manche vergebene Botſchaft nach ihm geſchickt. Aber ſeit einigen Wochen iſt er verſchwunden.

Rahel. Sage nicht: verſchwunden. Sage:

Rahel. So ſeid ihr es doch ganz und gar, mein Vater. Ich glaubte, ihr hättet nur eure Stimme ausgeſchicket. Wo bleibt ihr denn, eure gute Rahel zu umarmen, die indeß faſt verbrannt iſt! O es iſt ein garſtiger Tod, verbrennen.

Nathan. Mein Kind, mein liebes Kind (ſie umarmend).

Rahel. Ihr ſeid über den Euphrates, über den Jordan, was weiß ich über welche Flüſſe alle gekommen. Wie oft habe ich um euch gezittert. Aber wenn man ſo nahe iſt, zu verbrennen, dünkt uns erſäufen, errettet werden. — Ihr ſeid nicht erſoffen, ich bin nicht verbrannt. — Wir wollen uns freuen und Gott loben. Gott war es, der euch auf den Flügeln ſeiner unſichtbaren Engel über die treuloſen Waſſer trug. — Gott war es, der einen ſichtbaren Engel herabſchickte, deſſen weiße Fittige die Flamme verwehen, deſſen ſtarker Arm mich durch das Feuer tragen mußte.

Daja. Weiße Fittige — hört ihrs. Des Tempelherrn weißen Mantel (den Nathan anſtoßend.)

Nathan. Und wenn es auch kein Engel geweſen wäre der dich rettete, es war für dich Einer. —

seit einigen Wochen hat er aufgehört zu erscheinen. Denn es war ein Engel, wahrlich, es war ein Engel.

Daja (sie). Es war wirklich ein Engel, wirklich ein wirklicher Engel —

Nathan. Diese deine warme Einbildungskraft könnte mir gefallen, wenn sie nicht von deiner Pflicht abführte. Indem du das Werkzeug, durch welches Gott dich rettete, im Himmel suchest, vergißt deine Dankbarkeit sich auf Erden danach umzusehen. — Wo es doch auch sein könnte, komme wieder zu dir, werde ruhig! werde kalt. (Und durch dergleichen Vorstellungen wird sie es wirklich.)

Den 13. November.

Dritter Auftritt.

Nathan und der Schatzmeister des Saladin. Dieser will Geld von Nathan borgen. Nathan schlägt es ihm ab, weil er von den Schulden, die er zu Bassora einkassiren wollen, nicht die Hälfte einbekommen, und hier eine große Schuld zu bezahlen vorfinde. Der Schatzmeister über die unweise Freigebigkeit des Saladin. Die Maxime, welche die Araber dem Aristoteles beilegen: es sei besser, daß ein Fürst ein Geyer sey unter Aesern, als Aas unter Geyern.

Ein Heer von hochbeladenen Kameelen liegt unterm Thor, aufs müde Knie gebenget. Vermuthlich ist nun Nathan wieder heim.

Müde Kameele seufzen vor dem Thore, ihrer Last entladen zu werden. Vermuthlich ist mein Freund wieder nach Hause.

Das ist er — (der ihm aus Freundschaft entgegen kommt). Willkommen, edler Zweig eines Stammes, den der Gärtner noch nicht auszurotten beschlossen, so lange er solche Zweige noch treibet! — Willkommen!

Du sollst mich so nicht beschämen; denn ich denke du bist mein Freund.

Kannst du deinen Werth empfinden, ohne den Unwerth deines Volkes zu fühlen.

So laß meinen Werth auch mit für den Werth meines Volkes gelten —

Der groß genug ist, daß sich ein Volk darein theilen kann.

Höre auf! ich bitte dich. — Wie steht es hier? Wie lebt ihr?

Deiner Hülfe bedürftiger als jemals.

War es darum, daß du mir —

Bei Gott nicht. Und wenn alle deine Kameele mit nichts als Gold beladen wären, so solltest du dem Schatze des Saladin nichts mehr leihen. Denn er ist ein gar zu großer Verschwender ꝛc.

Den 14.

Vierter Auftritt.

Nathan: zu ihm Dina wiederum, die ihm berichtet, daß sie diesen Augenblick den jungen Tempelritter aus dem Fenster auf dem Platze vor der Kirche der Auferstehung unter den Palmen gehen sehe. Nathan befiehlt ihr, sie solt ihn einladen, zu ihm ins Haus zu kommen.

Dina (eilig). Nathan, Nathan, er läßt sich wieder sehen; er läßt sich wieder sehen.

Nathan. Wer Er?

Dina. Er, Er ...

Nathan. Er! — Wenn läßt sich der nicht sehen! —

Dina. Er geht dort unter den Palmen auf und nieder, und bricht von Zeit zu Zeit Datteln.

Nathan. Die er ißt? Nun versteh' ich! Es ist euer Er, der Tempelherr: nicht wahr?

Dina. Rahels Augen entdeckten ihn sogleich. Mit Euch und mit Ihm ist ihre ganze schöne, ruhige, helle Seele wiedergekommen. Sie läßt euch bitten, zu ihm zu gehen, ihn herzubringen.

Nathan. Ich wäre meine Reisekleider doch erst gern los. — Doch du, Dajah, bitte ihn zu mir zu kommen.

Daja. Zu euch zu kommen? Das thut er gewiß nicht.

Nathan. Nun so geh, und laß ihn wenigstens so lange nicht aus den Augen, bis ich nachkommen kann. — Und warum sollte er nicht zu mir kommen, wenn ihn der Vater selbst bitten, daß er in meiner Abwesenheit mein Haus nicht betreten wollen, daß er auf deine Einladung, auf die Einladung meiner Tochter nicht kommen wollen. —

Fünfter Auftritt.

Die Scene ändert sich. Unter den Palmen. Curd von Stauffen und der Klosterbruder, welcher ihm zu verstehen giebt, daß ihn der Patriarch gern sprechen und in wichtigen geheimen Angelegenheiten brauchen wolle. Er läßt ihn ablaufen. Der Klosterbruder freuet sich, einen so würdigen jungen Mann an ihm gefunden zu haben. Er entschuldigt vor sich selbst seine unwürdigen Anträge mit der Pflicht seines Gehorsams.

Curd geht auf und nieder. Ein Klosterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wollte.

Curd. Mein guter Bruder, — oder guter Vater, wer nur selbst was hätte. (Der gute Mann! Er hoffte umsonst, siehet mir umsonst so in die Hand.)

Sechster Auftritt.

Curd von Stauffen und Dinah, die er gleichfalls als eine Kupplerin abfertiget. Dina zweifelt, ob er ein Mann sei. Ein Ordensmann, ein halber Mann.

Curd (der die Daja kommen sieht). O schön! Der Teufel wirft mich aus einer seiner Klauen in die andere.

Daja. Ein Wort edler Ritter —

Curd. Bist du seine rechte oder seine linke?

Daja. Kennt ihr mich nicht?

Curd. Ei wohl! Du bist nur seine linke, aus der ich schon öfter entwischt.

Daja. Was linke?

Curd. Werde nicht ungehalten. Ich sage es nicht, dich zu verkleinern. Denn wer weiß ob der Teufel nicht links ist; ob er seine Linke nicht so brauchen kann, als seine Rechte! Und sodann hat weder der Mönch die Bettel, noch die Bettel den Mönch zu beneiden. Siehst du? — Aber was giebts Neues, Mutter? Du wirst mir doch nicht immer die nehmliche antragen?

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer im Palast des Sultan. Saladin und seine Schwester Sittah sitzen und spielen Schach. Saladin spielt zerstreut, macht Fehler über Fehler und verliert.

Sittah. Bruder, Bruder, wie spielst du heute? wo bist du?

Saladin. Wie das?

Sittah. Ich soll heute nur tausend Denare gewinnen und nicht einen Asper mehr.

Saladin. Wie so?

Sittah. Du willst mit Gewalt verlieren. — Dabei finde ich meine Rechnung nicht. Außer daß ein solches Spiel eket ist: so ge-

wann ich immer mit dir am meiſten, wenn ich verlor. Wann haſt du, mich des verlornen Spieles wegen zu tröſten, mir nicht den Satz doppelt geſchenkt.

Saladin. Ei ſieh, ſo verloreſt du wohl mit Fleiß, wenn du verloreſt!

Sittah. Wenigſtens hat deine Freigebigkeit gemacht, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Zweiter Auftritt.

Zu ihnen der Schatzmeiſter, den Saladin rufen laſſen, um an Sittah die tauſend Dinare zu bezahlen, um welche ſie geſpielt. Der Schatzmeiſter beklagt, daß der Schatz ſo völlig erſchöpft ſei, daß er auch dieſe Summe nicht auf der Stelle bezahlen könne. Er ſchickt ihn wieder fort, ſogleich Anſtalt zur Wiederfüllung des Schatzes zu machen, weil er auch ſonſt eheſtens Geld brauchen werde. Alle Quellen, ſagt der Schatzmeiſter, ſind durch deine Freigebigkeit erſchöpft; und bergen — bei wem? auf was? Nathan ſelbſt, drei drin er ſonſt immer offne Kaſſe gefunden, wolle nichts mehr bergen. — Wer iſt dieſer Nathan? — Ein Jude, dem Gott das kleinſte und größte von allen menſchlichen Gütern gegeben.

Das kleinſte und größte aller menſchlichen Güter. Was nennſt du das kleinſte?

Was ſonſt als Reichthum.

Und das größte?

Was ſonſt als Weisheit.

Ich wußte nicht, daß ich einen ſo erleuchteten Sophi zu meinem Schatzmeiſter hätte.

Reichthum und Weisheit. — Warum kenne ich ihn nicht? — Er hat dich ſagen hören: glücklich, wer uns nicht kennt, glücklich, wen wir nicht kennen. — Geh, bitte ihn in meinem Namen.

Saladin. Bei wem? — Nur nicht bei denen, die ich reich gemacht. Es würde meine Geſchenke wieder fordern heißen. Auf was? Auf mein Bedürfniß. Geh, du wirſt mich gegen die Menſchen nicht mißtrauiſch machen. Ich gebe gern, wenn ich habe: wer hat, wird auch mir gern geben. Und wer am geizigſten iſt, gleißt mir am erſten, denn noch haben es meine Gläubiger immer gemerkt, daß ihr Geld durch meine Hand gegangen.

Dritter Auftritt.

Sittah ſagt, daß er auf dieſe Weiſe ſeinen Kindern nichts hinterlaſſen werde. Er antwortet mit der Fabel vom Pfau: wenn es meine Kinder ſind, wird es ihnen an Federn nicht fehlen.

Saladin und Sittah. Sittah ſpottet über ſeine Freigebigkeit, die ihn in ſolche Verlegenheit ſetze; und bittet (sic) ihm doch in dem ruhmlichen Augenblicke alle ihre Baarſchaft, alles ihr Geſchmeide an. — Das würde ich genommen haben, wenn du verſpielt hätteſt. — Habe ich ſchon gegen dich verſpielt? — Schenkteſt du mir nicht immer das Doppelte des Satzes, wenn ich verlor? — Aber wer iſt dieſer Nathan? fragte Saladin. Kennſt du ihn? — Er ſoll durch ſeine Weisheit die Gräber des David und Salomon gefunden und unſägliche Reichthümer darin entdeckt haben. — Das iſt gewiß falſch: hat er Reichthum in den Gräbern entdeckt, ſo waren es gewiß nicht die Gräber Davids und Salomons. — Aber ſie verzweifelt, daß er ihr helfen werde. Denn er ſei ein Jude, der nicht Alles an einen Nagel hänge. Indeß, wenn er nicht in Gutem leihen will: ſo müſſe man ihn mit Liſt dazu zu zwingen ſuchen. Ein Jude ſey zugleich ein ſehr furchtſames Geſchöpf. — Saladin geſteht hier ſeine äußerſten Geldbedürfniſſe. Der Waffenſtillſtand mit den

Kreuzfahrern ſey zu Ende. Die Tempelherren haben die Feindſeligkeiten bereits wieder angefangen. Geſchichte des jungen Tempelherrn, den er begnadiget. Sittah ſagt, ſie wolle auf eine Liſt denken, den Saladin zu vermögen.

Vierter Auftritt.

Die Scene ändert ſich, und iſt vor dem Hauſe des Nathan.

Unter der Thüre des Hauſes erſcheinen Nathan und Rahel. Rahel hat den Tempelherrn wieder aus ihrem Fenſter erblickt, und beſchwört ihren Vater, ihm nachzueilen. Sie ſehen Curden gegen ſich zukommen, und Rahel geht wieder in das Haus.

Fünfter Auftritt.

Nathan und Curd. Nathan dankt ihm, und bietet ihm ſeine Dienſte an, welches Anerbieten erſt ſehr freſſig angenommen wird, bis Curd ſieht, welch' ein Mann Nathan iſt. Er verſpricht zu ihm zu kommen. Curds Geſtalt und einiges, was er von ihm beiläufig gehört, machen ihn aufmerkſam. Curd ab.

Nathan. Verzeih edler Franke —

Curd. Was, Jude?

Nathan. Daß ich mich unterſtehe, dich anzureden. Verzeih, und eile nicht ſo ſtolz und verächtlich vor einem Mann vorbey, den du dir ewig zu deinem Schuldner gemacht haſt.

Curd. Ich wüßte doch nicht.

Nathan. Ich bin Nathan, der Vater des Mädchens —

Curd. Ich wußte nicht, daß es deine Tochter war. Du biſt mir keinen Dank ſchuldig. Es iſt eines Tempelherren Pflicht, dem erſten dem beſten beizuſpringen, der ſeiner Hülfe bedarf. Mein Leben war mir in dem Augenblicke zur Laſt. Ich ergriff die Gelegenheit gern, es für ein andres Leben zu wagen — wenn es auch ſchon nur das Leben einer Jüdin wäre.

Curd. Jude, was erdreiſtet (sie) dich, ſo mit mir zu ſprechen?

Nathan. Ach, wer einen Menſchen aus dem Feuer retlet, bringt keinen ins Feuer.

Nathan. Groß und abſcheulich! — Doch, ich verſteh. Groß biſt du und abſcheulich machſt du dich, um nicht von mir bewundert zu werden. — Aber wenn du dieſen Dank, den Dank der Bewunderung von mir verſchmäheſt; womit kann ich dir ſonſt bezeugen — —

Curd. Mit nichts.

Nathan ſagt, daß er ſich alſo zum erſtenmal arm fühle.

Curd. Ich habe einen reichen Juden darum nie für den beſſeren gehalten.

Nathan. So brauche wenigſtens, was das Beſte an ihm iſt, ſeinen Reichthum.

Curd. Nun gut, das will ich nicht ganz verreden. Wenn dieſer mein weißer Mantel einmal gar nichts mehr taugt, gar kein Fetzen mehr hält. — Vor itzt aber ſieheſt du, iſt er noch ſo ziemlich gut. Blos der eine Zipfel iſt ein wenig verſengt — das bekam er, als ich deine Tochter durch das Feuer trug.

Der Jude ergreift den verſengten Zipfel und läßt ſeine Thränen darauf fallen.

Nathan. Daß doch in dieſem Brandmahle dein Herz beſſer zu erkennen iſt, als in allen deinen Reden.

Sechſter Auftritt.

Dinah und Nathan. Zu ihnen ein Bote des Saladin, der ihn vorzüglich vor ihn fordert.

Nathan. Haſt du geſehn, Dinah?

Dinah. Iſt der Bäe gezähmt? — Wer kann euch widerſtehen. Einem Manne, der wohlthun kann und wohlthun will.

Nathan. Er wird zu uns kommen. Sie wird ihn ſehen und geſund werden — Wenn ſie nicht kränker wird. Denn wahrlich, er iſt ein herrlicher junger Mann. So hatte ich in meiner Jugend einen Freund unter den Chriſten. Um ihn liebe ich die Chriſten, ſo bitterer Klagen ich auch über ſie zu führen hätte.[1])

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Hauſe des Nathan. Dinah und Rahel die Gueben erwarten. Nathan iſt zu Saladin gegangen.

Rahel. Sieh Acht, Dinah, er kömmt doch nicht.

Dina. Wenn ihm Nathan auf dem Wege zum Sultan begegnet iſt: ſo kann es leicht ſein, daß er ſeinen Beſuch verſchieben zu müſſen glaubt.

Rahel. Wie ſo? iſt er bei uns allein nicht ſicher?

Dina. Liebe Unſchuld! Wo ſind Leute ſichrer, die ſich ſelbſt nicht trauen dürften. Und wer darf ſich ſelbſt weniger trauen, als der unnatürliche Gelübde auf ſich genommen hat.

Rahel. Ich verſtehe dich nicht.

Zweiter Auftritt.

Curd kommt, und wird von Rahel über alle Maaße eingenommen. Er führet ſich ſein Gelübde zu Gemüthe, und entfernt ſich mit einer Eilfertigkeit, welche die Frauenzimmer betroffen macht.

Rahel. Nicht wahr, ihr ſeid nicht krank geweſen? Nein, ihr ſeid nicht krank geweſen. Ihr ſehet noch ſo wohl, ſo glühend aus, als da ihr mich aus dem Feuer trugt.

Dritter Auftritt.[2])

Im Pallaſte des Saladin. Saladin und Sittah. Er lobt ihren Einfall von Seiten der Veeſchlagenheit; ſagt, daß er bereits nach Nathan geſchickt habe; daß es ihm aber Ueberwindung koſten werde, wenn es ein guter Mann ſei, ihm eine ſo kleine Falle zu ſtellen. Nathan wird gemeldet und Sittah entfernt ſich.

Vierter Auftritt.[3])

Saladin und Nathan. Die Scene aus dem Boccaz. — Nathan bietet dem Saladin zweimal ſo viel an, als er dem Schatzmeiſter abgeſchlagen hatte. Er würde ihm noch mehr geben können, wenn er nicht eine Summe zu Curds Belohnung zurückbehalten müßte. Er

1) Der ſiebente Auftritt fehlt; eben ſo der neunte, zwiſchen Al-Haſi und Nathan.

2) In dem vollendeten Gedichte der vierte. Der dritte, zwiſchen Recha und Daja, fehlt hier.

3) Im Druck: Fünfte bis ſiebenter.

erzählt, was Curd gethan, und Saladin freut sich, einem solchen jungen Manne das Leben geschenkt zu haben. Er schenke ihm hiermit auch seine Freiheit. Nathan will eilen, ihm diese Nachricht zu bringen.

Fünfter[1]) Auftritt.

Unter den Palmen. Curd, der sich in den plötzlichen Eindruck nicht finden kann, den Rahel auf ihn gemacht. — Ich habe eine solche himmlische Gestalt schon wo gesehen, eine solche Stimme schon wo gehört. Aber wo? Im Traume? Bilder des Traumes drücken sich so tief nicht ein.

Noch weiß ich nicht, was in mir vorgeht. — Die Wirkung war so schnell! so allgemein! — Sie sehen und sie — was? — sie lieben — Nenn' es wie du willst — Sie sehn, und der Entschluß, sich nie wieder von ihr trennen zu lassen, war eins!

Noch weiß ich nicht was in mir vorgegangen!
Die Wirkung war so schnell, so allgemein!
Sie sehn, und sie — was? — lieben? — lieben? nicht?
Nenn's wie du willst: Sie sehn und der Entschluß
Sie aus den Augen wieder nie zu lassen,
War eins! Eins durch ein drittes doch? was war
Dies dritte? — Sehn ist leiden, und Entschluß
Ist thun; so gut als thun. — Durch was entspringt
Aus leiden thun? — das f...

Genug; ich bin umsonst entflohn
Umsonst! — fliehn war auch Alles was ich konnte.
Sie sehn, und der Entschluß, nie aus den Augen
Sie wieder zu verlieren.

Ich bin umsonst geflohen
Noch weiß ich nicht, was in mir vorgeht, mags
Nicht wissen! — Aber weiß wohl, daß ich nur
Umsonst geflohen — Sie sehen und der Entschluß
Sie aus den Augen wieder nie zu lassen
War ist (sie) eins — Bleibt eins. —

Sechster[2]) Auftritt.

Zu ihm Nathan, der ihm seine Freyheit ankündiget. Curd ungewiß, ob er sich darüber freuen oder betrüben solt. Ihn bindet, seitdem er Rahel gesehen, an diesen Ort er weiß nicht was. Er fühlt Abneigung zu seiner vorigen Bestimmung. Doch will er gehen und sich dem Saladin zu Füßen werfen. Zugleich sagt er, daß er Rahel gesehen; und preist Nathan glücklich, eine solche Tochter zu haben. — Nathan hilft ihn auf den Gedanken, ob wohl nicht Rahel seiner Mutter gleiche, die er jung verloren. — Bei Gott das wäre möglich. So ein Lächeln, so einen Blick, habe ich mir wenigstens immer gedacht, wenn ich an meine Mutter dachte. — Wie glücklich, der sie einst besitzen wird. — Er wirbt nicht undeutlich um sie; aber Nathan thut, als ob er ihn nicht verstände und geht ab. Curd, allein, macht sich Vorwürfe, in eine jüdische Dirne verliebt zu seyn.

---

1) Achter.
2) Neunter.

Siebenter[1]) Auftritt.

Curd ſieht Dinah zum Hauſe heraus und auf ſich zukommen.

Curd. Soll ich ihr wohl Rede ſtehn? —

Dinah. Sollt wohl nun auch die Reihe an ihm ſein? Wenn ich thäte, als ob ich ihn gar nicht gewahr würde? Laßt doch ſehen —

Curd. Aber ſie ſieht mich nicht. Ich muß ſie ſchon ſelbſt anreden.

Er entdeckt ihr ſeine Liebe, dafür er ſeine Empfindung (?) gegen Rahel halte. Dinah, die in dieſer Liebe ein Mittel wahrzunehmen glaubt, Rahel wieder zu ihren Religionsverwandten zu bringen, billiget ſie und verräth ihm, daß ſie eine Chriſtin iſt, die Nathan nur an Kindesſtatt angenommen. Sogleich entſchließt er ſich, ſie aus ſeinen Händen zu retten; und den Patriarchen aufzufordern, ihm darin behülflich zu ſein, noch ehe er dem Saladin gedankt.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Kloſter. Der Layenbruder und Curd. Der Patriarch wird gleich da ſeyn; gedulde dich nur einen Augenblick.

Der Layenbruder glaubt, daß ſich Curd nun beſonnen, und ſich wider ſein Gewiſſen zu allen den Dingen will brauchen laſſen, die er ihm ehedem vorgeſchlagen. Das jammert ihn; er habe müſſen gehorchen und es ihm antragen.

Scene: Kreuzgänge des Kloſters u. ſ. Außenſeite. (?)

Kloſterbruder.

Der Patriarch ſchmält mit mir, daß ich alles, was er mir aufträgt, ſo links ausrichte, daß ich in nichts glücklich bin; und gleichwohl unterläßt er nicht mir immer neue Aufträge zu machen. Ja, ich habe zwar das Gelübde des Gehorſams gethan,

Es hat mir freilich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen! — Warum trägt er mir
Nur lauter ſolche Sachen auf. Ich mag
Nicht tum ſein, mag nicht überreden, mag
Mein Näschen nicht in alles ſtecken, mag
Mein Händchen nicht in allem haben,
Gehorchen muß ich; aber nur in wengem (?)
Ich bin ja aus der Welt geſchieden, nicht
Um mit der Welt mich erſt recht zu verwickeln.

Er hat ſchon Recht der Patriarch
Ja, ja. Es will mir freylich nichts gelingen
Was er mir aufträgt. Warum trägt er mir
Auch lauter, lauter Sachen auf, zu denen
Ein Anderer gehört?

Nun endlich, guter Bruder!

Endlich treff ich euch. Ihr macht mir große Augen. Kennt ihr mich nicht mehr?

Doch, doch. Ich kenne den Herrn recht gut, Gott gebe nur, daß er derſelbe immer bleibt. Aber er macht mir ganz bange.

Warum?

Wirkt meine Rede nicht etwa nach....

Ich habe euch freylich einen Antrag machen müſſen, aber ich habe ihn doch ſo verführeriſch eben auch nicht gemacht und den Nutzen ſich ihm zu unterziehen, nicht ſehr groß geſchildert. Gott, wenn Ihr euch gleichwohl beſonnen hättet und ihr kämet dem Patriarchen eure Dienſte anzubieten.

Das wollte Gott nicht.

Um alle Welt nicht!

---

1) Zehnter.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch und Curd. Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wissen. Er verspricht ihm das Mädchen, und verspricht ihm die Absolution seines Gelübdes vom Papste zu verschaffen, wenn er sich ganz dem Dienste der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd sieht, daß es auf völlige Verrätherei hinausläuft, wird unwillig und beschließt, sich an den Saladin selbst zu wenden.

Dritter Auftritt.

Im Pallast. Saladin und Sittah. Saladin hat seine Schwester bezahlen lassen, von dem Gelde, welches Nathan in den Schatz liefern lassen. Er rühmt ihr den Nathan, wie sehr er den Namen des Weisen verdiene. Curd wird gemeldet.

Sittah. Nun, lieber Bruder, da du nun mir's erzählt hast, will ich dir gestehen: ich habe gehorcht. Nur weil ich nicht alles verstanden hatte, habe ich es noch einmal von dir hören (sie). Aber einer Sache erwähnst du ja gar nicht; des Tempelherrn, der unserm Bruder sagst du, so ähnlich gewesen [1]).

Vierter Auftritt.

Curd. Sultan, weder mein Stand noch mein Charakter leiden es, dir sehr zu danken, daß du mir das Leben gelassen. Aber versichern darf ich dich, daß ich es jederzeit.... für dich aufzuopfern bin.

Ich, dein Gefangener, Sultan.
Mein Gefangener?
Wem ich das Leben schenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freyheit schenken?
Was dir ziemt.
Zu thun, das ziemt mir nicht vorauszusetzen.
Ziemt mir erst (?) zu vernehmen.

Curd und die Vorigen. Sittah hat ihren Schleier abgeschlagen, um so bei dieser Audienz gegenwärtig seyn zu können. Curd zu den Füßen des Saladin. Saladin bestätiget ihm das Geschenk der Freyheit, mit der Bedingung, nie wieder gegen die Muselmänner zu dienen, sondern in sein Vaterland zurückzukehren. Er lobt auch ihm den Nathan. Curd widerspricht zum Theil. Er sei doch ein Jude und für seinen jüdischen Aberglauben allein eingenommen, der nur den Philosophen — spiele wie ihm vielleicht nächstens die Klage des Patriarchen überzeugen werde.

Laß den Patriarchen aus dem Spiele, sagt Saladin, und sage du selbst, was du von ihm weißt. Er sagt, daß Nathan ein aufgelesenes Christenkind als seine Tochter und folglich als eine Jüdin erziehe. Saladin will das näher untersuchen lassen, und beurlaubet Curd.

Fünfter Auftritt.

Sittah und Saladin. Sittah verräth nicht undeutlich, wie sehr ihr Curd gefallen. Sie werden einig, das Mädchen vor allen Dingen kommen zu lassen.

Sechster Auftritt.

Flur in Nathans Hause, wo ein Theil der vorigen Sc.

In Nathans Hause. Dinah gesteht ihm, daß sie Curden entdeckt habe, daß Rahel eine Christin sei, weil sie dieses für die beste Gelegenheit angesehen, sie wieder aus seinen Händen unter ihre Religionsverwandten zu bringen. Nathan hierüber höchst mißvergnügt. Daja ab [2]).

---

1) Diese Rede setzt einen Auftritt voraus, den der Dichter später nicht ausgeführt hat.

2) Zu dieser Erklärung kommt es im Stücke hier noch nicht; indem die Unterredung mit Daja durch den Klosterbruder unterbrochen wird. Erst im fünften Auftritt des fünften Aufzugs erfährt Nathan Daja's Plauderei durch den Tempelherrn.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Achter Auftritt.[1])

Der Tempelherr und Nathan.

Nathan, wir haben einander verfehlt. Ich komme von Saladin, und er will, daß wir beyde vor ihm erſcheinen ſollen. Iſt es euch gefällig, mich zu ihm zu begleiten?

Siebenter Auftritt.[2])

Sittah ſchickt, die Rahel abzuholen. Der Patriarch ſchickt Nathan zu beobachten: worunter der Layenbruder ſein kann. Sittah läßt Rahel zu ſich entbieten, zu ſich laden.

Achter Auftritt.

Nathan. Iſt ſie darum weniger Chriſtin, weil ſie bis in ihr 17. Jahr in meinem Hauſe noch kein Schweinfleiſch gegeſſen?

Curd kommt auf dieſes Lermen dazu: und tröſtet den Nathan, etwas ſpöttiſch. Saladin ſey ſein Freund und wolle ihn vielleicht nur zwingen, eben ſo gut zu handeln, als er ſpreche. Nathan erkundigt ſich nebenher und gewandtsweiſe nach Curd näher und wird in ſeinem Argwohn beſtärkt, daß Curd Rahels Bruder ſey. Sie wollen beide zum Saladin.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Seraglio der Sittah. Sittah und Rahel. Sittah findet an Rahel nichts als ein unſchuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon ſie kaum den Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott.

Zweiter Auftritt.

Saladin zu ihnen. Er freut ſich zu finden, daß Nathan keine Jüdin aus einer Chriſtin machen wollen, und ſo nur eine Erziehung gegeben, bei der ſie in jeder Religion ein Muſter der Vollkommenheit ſeyn könnte. Nathan wird gemeldet.

Dritter Auftritt.

Nathan und die Vorigen. Saladin unterſtützt Curds Geſuch. Nathan weigert ſich noch, welches dem Curd faſt unbegreiflich wird.

Vierter Auftritt.

Nathan. Du biſt nicht Curd von Stauffen.

Curd. Woher weißt du das?

Nathan. Du biſt Heinrich von Filneck.

Curd. Ich erſtaune.

Nathan. Du wirſt noch mehr erſtaunen. Und das iſt deine Schweſter.

Curd dazu, und die Entdeckung geſchieht. Als Curd herein kommt, ſchlug Sittah den Schleier herab. Sie ſchlägt ihn wieder auf, führt ihrem Bruder die Rahel zu, ihr Bruder führt ihr Curden zu, den er zum Fürſten von Antiochien macht, von deren Geſchlechte er abſtammt. Sittah erröthet, und läßt den Schleier wieder fallen.

---

1) Dieſer Auftritt iſt in dem ausgeführten Stücke in den fünften Aufzug, fünften Auftritt verlegt.

2) Später fortgelaſſen; dem Inhalt nach in den fünften Aufzug verlegt. Daſſelbe gilt von dem Entwurfe des folgenden Auftritts.

Curd (der auf Nathan zu geht). Nathan, Nathan, ihr ſeyd ein Mann — ein Mann, wie ich ihn nicht verſtehe — mir vorgekommen iſt (?). — Ich bin aber nichts als ein Krieger — ich hab' euch unrecht gethan — Vergebt mir — Ich bitte auch nicht darum, als ob es euch Mühe koſten würde — Ich bitte euch, um euch gebeten zu haben.

Schluß.

Saladin. Du ſollſt nicht mehr Nathan der Weiſe, du ſollſt nicht mehr Nathan der Kluge — du ſollſt Nathan der Gute heißen.

(Nachträgliche Bemerkungen, geſchichtlichen Inhalts.)

§

Die Mamelukken oder die Leibwache des Saladin, trugen eine Art von geiber Liberey. Denn dies war die Leibfarbe ſeines ganzen Hauſes; und alle, die ihm ergeben ſcheinen wollten, ſuchten darin einen Vorzug, daß ſie dieſe Farbe annahmen. Martn I. 218.

Die Kreuzbrüder, die ſo unwiſſend als leichtgläubig waren, ſtreuten oft aus, daß ſie Engel in weißen Kleidern, mit blitzenden Schwertern in der Hand, und inſonderheit den heiligen Georg zu Pferde in voller Rüſtung hatten vom Himmel herabkommen ſehen, welche an der Spitze ihrer Kriegsvölker geſtritten hätten. Ebend. I. 352.

Ludwig von Helfenſtein und verſchiedene andere deutſche Herren bezeugten mit einem Eide auf das Evangelium, daß ſie in dem Treffen, welches Kaiſer Friedrich I. bei Hibernium gewonnen, den heiligen Victor und den heiligen Georg an der Spitze des chriſtlichen Heeres, in voller Rüſtung und zwar zu Pferde und in weißen Kleidern hatten fechten ſehen. Ebend. II. 176.

§

Unter den Titeln, deren ſich Saladin bediente, war auch: „Beſſerer der Welt und des Geſetzes." Martn II. 120.

§

Daß die gefangenen Tempelherren für ihre Loskaufung nichts geben durften als ein gulum und cultellum, Doich und Gürtel. Ebend. I. 249.

§

Islam, ein arabiſches Wort, welches die Ueberlaſſung keiner in den Willen Gottes bedeutet. Ebend I. 79.

§

Der grüne Ritter, den Saladin beſchenkte, weil er ſich ſo tapfer gegen ihn erwieſen hatte. Ebend. II. 85. 78.

In dem Hiſtoriſchen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggeſetzt; ich habe ſogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geſchaltet. Und die Anſpielungen auf wirkliche Begebenheiten ſollen bloß den Gang meines Stückes motiviren.

So hat der Patriarch Heraklius gewiß nicht in Jeruſalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwohl nahm ich ohne Bedenken ihn daſelbſt noch an, und bedauere, daß er in meinem Stücke noch bey weitem ſo ſchlecht nicht erſcheint, als in der Geſchichte.

Saladin hatte nie mehr als ein Kleid, nie mehr als ein Pferd in ſeinem Stalle. Mitten unter Reichthümern und Ueberfluß freute er ſich einer völligen Armuth, S. 331. Ein Kleid, ein Pferd, einen Gott! Nach ſeinem Tode fand man in des Saladin Schatze mehr nicht als einen Dukaten und 40 ſilberne Naſerinen. Deliciae Orient. p. 180.

Zu S. 212, Anm. 2. Fr. Lud. Schmidt gedenkt in seinen dramaturgischen Berichten, Hamburg 1834, welche meist von Schröders Leben und Verdiensten handeln, nur einer Unterredung, die er mit ihm über diesen Gegenstand gehabt. (S. 176): „Ich nahm hier Gelegenheit, noch einmal den Verlust zu bedauern, welcher der Schauspielkunst durch seinen Abtritt von der Bühne geworden sei und versuchte ihn zu bewegen, bei der Uebernahme des Theaters in einigen seiner glänzendsten Rollen wieder aufzutreten. Konnte doch dadurch der neuen Unternehmung ein ganz vorzügliches Interesse werden."

„Sie wissen," antwortete er, „daß ein peruniäres Interesse mich nicht zu Uebernahme bestimmte, und dem geistigen würde mein schwaches Gedächtniß noch mehr als früher entgegenstreben. Auch gesteh' ich, daß ich die Neigung zur ausübenden Schauspielkunst verloren habe. Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte: die Nathan des Weisen. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wenn es seit den 1780ger Jahren für ausführbar gehalten worden wäre, dieses dramatische Gedicht auf's Repertoir zu bringen. Iffland hat es gewagt." Schröder wußte fast das ganze Stück auswendig, und recitirte mir die berühmte Scene des dritten Actes mit jener erhabnen Einfachheit, worin das Gedicht geschrieben ist. Es gelang mir für einige Augenblicke, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen; aber eben so schnell setzte er lachend hinzu: „Nein, mit einem neuen Debüt von mir ist's zu spät."

Zu S. 213. Daß Nathan der Weise die französische Censur passirte, (er erschien übersetzt im siebenten Theile des Nouveau théâtre allemand, 1783) erregte Aufsehn. In einem Schreiben aus Paris vom 1. September 1783 in der Literatur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783. S. 654 heißt es hierüber: „Bis jetzt ist in Frankreich noch nichts so Starkes avec Approbation et Privilege du Roy gedruckt worden. Die Mönche hat der Censor Herr Friedel gänzlich Preis gegeben, so daß ich fast muthmaße, die Censores haben geheime Instruction, und über kurz oder lang wird man auch hier die Mönche vermindern, nur mit weniger Heftigkeit, als Joseph." (An die nahe Möglichkeit ihrer völligen Vernichtung in Frankreich schien der Verfasser nicht gedacht zu haben.) Einige zu frappante Stellen sind von der Censur unterdrückt worden, die ich Ihnen zur Ergänzung hier beilege. Damit man aber die Geschichte des Ringes nicht streiche, so hat Herr Friedel in der 5. und 7. Scene des 3. Aktes der christlichen Religion nicht erwähnt. (!) — — Aus den wenigen weggelassenen Stellen aber, und da der Censor gewagt hat, die übrigen fast so starken und noch stärkern stehen zu lassen, können Sie schließen, wie aufgeklärt man hier ist, nur scheinen will man es nicht, daher würde man gewiß nie die Aufführung, wie zu Berlin erlauben." ...

Der nächste Jahrgang, 1784 S. 123 bringt nun die von dem französischen Censor gestrichenen Stellen. Die erste Stelle ist aus dem 1. Aufzug, 2. Auftritt, in (Nathan).

— Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder
so alltäglich werden können u. s. w.

Die zweite: 2. Aufzug, 1. Auftritt. (Saladin):

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen, u. s. w.

Dann:

Die Christen glauben mehr Armseligkeiten u. s. w.

und noch ein Paar, zuletzt sogar die Worte des Patriarchen.

— Denn ist
Nicht alles was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

(Diese Worte wurden gestrichen.)

An der Erzählung von den drei Ringen hat also der Censor nichts Anstößiges gegen die Kirche gefunden.

Seitdem hat Nathan der Weise die verdiente Würdigung in Frankreich gefunden: zunächst im Zeitalter der Revolution. Der Dichter Marie Joseph de Chenier lieferte eine freie Bearbeitung in Versen, und in drei Akten von Nathan der Weise, in welche das Stück zusammengezogen ist (S. dessen Artikel in der Biogr. universelle). Nach ihm gab Cubières der Palmezeau († 1820) seinen: Nathan le Sage ou le juis philosophe. comédie héroique en 3 actes et en prose. Paris 1806. Bekannt ist die begeisterte Schilderung, welche Frau von Stael, de l'Allemagne. T. I. seconde partie, chap. XVI. von Nathan der Weise gegeben. Sie nennt es Lessings schönstes Stück: Le plus beau ouvrage de Lessing, c'est Nathan le Sage; on ne peut voir dans aucune pièce la tolerance religieuse mise en action avec plus de naturel et de dignité ... Cet charactère est d' une admirable simplicité. L'on s'étonne de l'attendrissement qu'il cause, quoiqu'il

ne soit agité, ni par des passions vives, ni par des circonstances fortes. — Chaque scène, ajoute quelques traits piquans et spirituels a développement de ces divers personnages; mais leurs relation ensemble ne sont pas assez vives, pour exciter une forte emotion etc. .

Nach dieſer edeln und geiſtigen Würdigung des Leſſingſchen Meiſterſtücks macht die ſo einſeitige und verfehlte Beurtheilung deſſelben durch den neuſten Ueberſetzer deſſelben, des Baron de Barante, (in dem Théâtre étranger, 1823) den Eindruck eines Rückſchritts. (Die Vorrede dazu ſteht auch in dem 3. Bande der Mélanges historiques et litteraires des Verfaſſers, Paris 1850 p. 239 ff.) Herr von Barante ſieht in Nathan dem Weiſen nur den Geiſt Voltaire's und geht ſo weit zu ſagen: Lessing, tout Allemand qu'il est, a manifesté dans Nathan un esprit essentiell irreligieux, et de plus, une malveillance partientière contre la réligion chrétienne etc.

Ins Engliſche iſt Nathan der Weiſe zum erſtenmal durch Raspe überſetzt, (London 1781) ſcheint jedoch ohne tieferen Eindruck geblieben zu ſein. Dieſen bewirkte aber die Ueberſetzung von Taylor, welcher ausführliche Zergliederungen des Stückes in Edinburg Review, T. VIII. p. 148—150 und der Retrospective review, T. X. p. 265—285 hervorrief. (S. Lowndes, Bibliographical manuel of English Litterature, art. Lessing, wo Taylor's Arbeit an excellent traduction genannt wird.

Verboten wurde Nathan der Weiſe, meines Wiſſens, bei ſeinem Erſcheinen nur in den Staaten der Kaiſerin Maria Thereſia (S. den Catalogus librorum a commissione Caesarea regia aulica prohibitorum. Cum supplemento usque ad 1780. Viennae, p. 313). Daher ſchrieb Rammler an den Jeſuiten und Dichter Denis, aus Berlin den 13. December 1779: „Sollte Leſſings Nathan der Weiſe nicht wenigſtens heimlich bis zu Ihnen gedrungen ſein? Dieſes Drama iſt in Jamben verfaßt, und man kann es wohl Leſſings Meiſterſtück nennen.“ (M. Denis, Litterariſcher Nachlaß II. Wien 1802. S. 138.)

Zu S. 218. Was ich heute, nach zwölf Jahren, über den ſtreitigen Punkt, nämlich das Verhältniß Thaers zu Leſſing, zu ſagen habe, beſteht in folgendem.

1) Was die Echtheit der Bekenntniſſe Thaers: „Mein Lebensluſt und Bekenntniſſe mit Philippine“ in Thaers Leben von Körte, anlangt, ſo habe ich ſchon vor mehreren Jahren, als Körte bereits todt war, in einem öffentlichen Blatte erklärt, daß die Echtheit bei mir nicht weiter in Frage ſteht. Seit dieſer Zeit haben Mittheilungen, von der Hand der Tochter des Staatsraths Thaer, Chanoineſſe Thaer, welche im Beſitze der Originalhandſchrift ihres Vaters iſt, in einem ausführlichen Schreiben, womit ſie mich aus Freienwalde den 22. Februar 1851 beehrte, noch die leiſeſten Zweifel bei mir gehoben. Von Körte rührt nur (S. 38) die Einſchaltung des unrichtigen Datums: Auguſt 1776, bei der Rückreiſe von Berlin, wohin Thaer ſich mit Leiſewitz begeben hatte[1]). Dagegen hat er an dieſer Stelle den Uebergang:

„Ich glaube, ich war bei meiner Abreiſe aus Berlin ſtehen geblieben. Die Reiſebeſchreibung will ich Ihnen ſchenken. Vier Tage brachte ich bei Leſſing zu u. ſ. w. ausgelaſſen.“

Am letzten Tage der Anweſenheit Thaers in Berlin (dies hat er öfters ſeinen Kindern erzählt) gab der Großfürſt Paul von Rußland, damals dort zum Beſuche, ein großes Feſt im Thiergarten, welches durch einen heftigen Regen geſtört wurde, der Thaer und ſeinen Reiſegefährten nöthigte, viele Damen aus dem Waſſer zu tragen.

Es iſt notoriſch, daß der Großfürſt Paul im Auguſt 1776 in Berlin war; dieſer Zug, welcher in den Selbſtbekenntniſſen ausgelaſſen iſt, kann nur zur Beſtätigung ihrer inneren Echtheit dienen.

Ebenſo ſteht Thaers perſönliche Bekanntſchaft mit Leſſing, durch Vermittelung ſeines Freundes Leiſewitz, aus deſſen von uns benutzten Tagebuche feſt; nur daß es ein ſo vertrautes geweſen, wie Thaers Worte anzudeuten ſcheinen, kann nicht näher belegt werden; und es ſpricht dagegen, daß Leſſing in allen den Briefen, worin er Leiſewitz den Freunden in Berlin empfiehlt, Thaers, ſeines Reiſegefährten und Freundes, nicht mit einem Worte gedenkt. Die Chanoineſſe Thaer ſchreibt mir über dieſen Punkt: „Er ſprach oft und gern von ſeinem Verhältniſſe zu Leſſing, und von ſeinem Beſuche bei ihm (der ſich ſpäter, laut Leiſewitzes Tagebuche, wiederholte). Aus allem, was er darüber ſagte, ſchien hervorzugehn, daß er ſchon vor ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft ſchriftlich mit Leſſing bekannt ſein mußte.“

2) Daß Thaer an der dunkeln Stelle S. 17. „Ich erſchuf mir ein neues Syſtem und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeſchrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Stil etwas umänderte, und einen Theil

1) Zufolge dem, was ich in meiner Schrift: „Die Erziehung des M. G.“ S. 222. ausgeführt habe, kann Thaer Leſſingen im Auguſt nicht in Wolfenbüttel getroffen haben; ſeine Rückreiſe (ohne Leiſewitz, der Anfangs Auguſt Berlin verließ) kann nicht vor dem September erfolgt ſein.

davon, als Fragment eines unbekannten Verfassers herausgab" u. s. w. Lessings Erziehung des Menschengeschlechts sich zugeschrieben habe, ist eine Vermuthung oder Ueberzeugung, welche die verstorbene Gattin Thaers und dessen Kinder gehegt haben, bevor noch Körte dies als eine von ihm gemachte Entdeckung in die Welt schickte. Dies geht aus den Mittheilungen seiner Tochter in ihrem mehrerwähnten Briefe hervor. Thaer selbst aber hat sich gegen seine Kinder über diesen Punkt nie ausgesprochen; nur „sagte er mehrmals, wenn die Rede auf Lessing kam, Dinge, die jedem unverständlich waren, der die Bekenntnisse nicht kannte. Sprachen wir abee, um etwas zu erforschen, von den Fragmenten, so brach er kurz ab; wir sahen, daß er davon nicht reden wollte."

Thaer hat sich, dies geht daraus hervor, Lessings Erziehung des Menschengeschlechts vor seinen Kindern auch im engsten Vertrauen nicht beigelegt. Unter den Gründen, aus welchen die Chanoinesse Thaer dennoch ihren Vater für den wahren Verfasser hält, ungeachtet sie weit entfernt ist, zu glauben, daß Körte dieses bewiesen habe, nennt sie folgende (ich führe ihre eignen Worte an):

a) „daß die Gedanken in der Erziehung des Menschengeschlechts, so sehr die Denkweise meines Vaters waren, und zwar unwandelbar bis zu seinem Tode, daß, wenn ich dieses Schriftchen lese, mir noch jetzt ist, als säße ich wie früher so oft zu seinen Füßen und horchte auf seine Lehren. Es kann deshalb (fügte sie hinzu) keines von den Fragmenten (des Ungenannten d. h. H. S. Reimarus) von meinem Vater herrühren, weil sie seiner Ueberzeugung, seiner Denkweise gerade entgegengesetzt waren.

b) Habe ich aber Ursache, zu glauben, daß meine Mutter alles wußte, was Bezug auf diese fragliche Sache hatte, aber sie leugnete es standhaft, verrieth sich indeß gegen mich unwillkührlich, und darnach war die fragliche Schrift — die Erziehung des Menschengeschlechts."

Hierüber hat mir ein Verwandter des Thaer'schen Hauses aus dem Munde der Chanoinesse Thaer näheren Aufschluß gegeben. Fräulein Thaer hatte eines Tages aus dem Bücherschrank ihres Vaters ein Buch zur Lektüre genommen, als die Mutter herein kam, und bemerkte, daß es die Erziehung des Menschengeschlechts war; sie entriß ihr die Schrift mit einer Bewegung, die an ihr, einer sonst sehr ruhigen Frau, ganz ungewöhnlich war, und sagte: „Das Buch darfst Du nicht lesen!" Da sie die Werke neuerer Philosophen sonst nicht las, so vermuthete ihre Tochter, daß dieses die geheimnißvolle Schrift sein möge.

Fräulein Thaer bemerkt ferner, mit Bezug auf das geheimnißvolle Dunkel, womit ihr Vater von jener theologischen Jugendarbeit spricht: „Mein Vater hatte seine guten Gründe, seine Autorschaft in diesem Stücke geheim zu halten. In den damaligen Verhältnissen seiner Vaterstadt würde, wenn ein so heteroderes Schriftchen unter seinem Namen herausgekommen wäre, seine Existenz als Arzt ganz vernichtet worden, ja die zartesten Familienbande wären wahrscheinlich zerrissen, hätte man auch nur geahndet, es sei von ihm. Niemals würde eine eheliche Verbindung mit Philippinen zu Stande gekommen sein, denn bei der lutherischen Rechtgläubigkeit der Familie von Willich würde das Haupt derselben nie seine Einwilligung dazu gegeben haben."

3) Hält man die Bekenntnisse Thaers mit den Erläuterungen und Erinnerungen seiner würdigen Tochter zusammen, so geht als Thatsache mit höchster Wahrscheinlichkeit hervor, daß Thaer bei seiner theologischen Schrift, welche ein großer Mann herausgegeben, an keine andere Schrift, als an die Erziehung des Menschengeschlechts gedacht und sich für den Ungenannten gehalten hat, von dem Lessing in den Zusätzen und nachher in der Vorrede gesagt, daß er Urheber der von ihm herausgegebenen Handschrift wäre.

Die Kritik hat es jedoch nicht mit dem zu thun, was Thaer, im besten Glauben gedacht hat, sondern, wie die Sache objectiv und an sich selbst verhalte. Die persönliche Ueberzeugung von dem Eigenthum und der Priorität bei streitigen Schriften und Ideen, begründet lange noch kein wirkliches Eigenthum, weil gegenüberstehende, aufrichtige Ueberzeugungen sich so sonst nur gegenseitig aufheben würden.

Es ist auch bei mir jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß Thaer als junger Mann, um die Zeit seine Bekanntschaft mit Lessing, einen theologisch-philosophischen Aufsatz zu Papier gebracht hat, dessen Grundgedanke der Art war, daß er nachher mit Lessing, wenn auch nicht an demselben Ziele, doch auf demselben Wege sich fand. Ich sage dessen Grundgedanke — denn die Schrift war solche, den Stil erkennt er ja nicht für den seinigen, ebenso wenig, als gewisse Zusätze der zweiten Abtheilung. Vermuthlich (mehr als Vermuthung ist uns bei dem Verluste des Thaer'schen Originals nicht gegönnt) also hat auch Thaer die Offenbarung in den positiven Religionen des Judenthums und Christenthums als eine Erziehung der Menschheit, nach einem göttlichen Plane in der Weltgeschichte — und das Wesen der Religion in deren praktischen Seite angeschaut. Diese beiden Punkte sind es, welche in der Erziehung des Menschengeschlechts sich jedem zuerst aufdringen; tiefer liegt

ſchon ein dritter Punkt: nämlich der Satz, daß alle offenbarte Wahrheiten oder Dogmen der chriſtlichen Religion ſich einmal in Vernunftwahrheiten verwandeln müſſen, wovon Leſſing in Bezug auf die Trinität u. a. Beiſpiele giebt. Wenn Thaer darin die fremden Zuſätze entdeckte, ſo hätte er nur bekundet, daß er einen Hauptpunkt für eine Nebenſache angeſehen und tief unter der Höhe der Leſſing'ſchen Spekulation blieb. Vielleicht aber dachte er nur an das Ende und die Hypotheſe von der Palingeneſie und Seelenwanderung.

Hätte Thaers „Syſtem" wie er es nennt, in der Urſchrift ſich erhalten, ſo würde er vielleicht in der Geſchichte der Entwicketung der religiöſen Ideen, im Zeitalter Semmlers und Leſſings, einen Platz neben dieſen Reformatoren der Theologie erhalten haben. Die Sphäre, in welcher Thaer ſpäter ſeinen Ruhm gegründet, ſcheint die Erhebung in das Gebiet abſtracter Ideen der Religion und Kunſt auszuſchließen; bei ihm, dem vertrauten Freunde eines Leiſewitz, war dies der Fall nicht. Seine Kritik von Julius von Tarent, welchen Leiſewitz ihm in der Handſchrift zur Beurtheilung übergab (Albrecht Thaer, S. 404) zeigt ihn auf der Höhe einer Zeit, welcher ſich durch Leſſings Dramaturgie und Emilia Galotti gebildet hatte; er führt dieſes Stück namentlich an. Er lobt an ſeinem Freund, daß er ebenſo die matten Erzählungen und die albernen Delikateſſen der Pariſer (des franzöſiſchen Theaters) als die naturwidrigen Handlungen des engliſchen vermieden; ihm gefällt „die Manier der Engländer nicht, wenn ſie zu kühne Handlungen auf dem Theater vorgehen laſſen, die ſelten die Empfindung des Tragiſchen oder Erhabenen erregen, aber vor denen die Natur zurückſchaudert." — Als ſelbſtſtändigen Denker zeigte er ſich um dieſelbe Zeit (1774) in ſeiner Inaugural-Diſſertation: de actione systematis nervosi in febribus, welche an Umfang ein Buch wurde. (14 Bogen in 4.) Ihre Bedeutung wurde durch Zimmermann in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek hervorgehoben, (Körte, A. Thaer S. 29) und C. Sprengel allerdings „etwas freigebig mit dieſem Ausdruck" hat ſie ſpäter in der Geſchichte der Medicin „klaſſiſch genannt," Thaer hat alſo in ſeinen Bekenntniſſen nicht zu viel geſagt, daß er in Berlin (1776) durch ſeine Diſſertation bekannt war. (Auf meinen Wunſch hat mein verehrter College und Freund, Prof. Henſchel, ein Urtheil über den Werth von Thaers Leiſtung mir mitgetheilt, welches im Weſentlichen das Bleibende ſeines Verdienſtes beſtätigt, obſchon Thaer an ſeinem Univerſitäts-Freunde Joh. Aug. Unzer in Altona einen Vorgänger hatte. „Seit der Mitte des XVIII. Jahrh., bezeichnet durch das Auftreten A. v. Hallers, hatte man die experimentelle Kenntniß von der Nerventhätigkeit, in ſo weit ſie ſich auf Empfindung bezieht, gewonnen. Andere jetzt den Nerven zugeſchriebene Wirkungen im Körper vindicirte man ihr nicht. Man erklärte, was nicht Empfindung war, theils mechaniſch, theils dynamiſch aus der von Haller gleichfalls eruirten Muskelreizbarkeit (die man freilich lange nicht recht von Nervenreizbarkeit zu ſcheiden wußte), theils beſonders organiſch-pſychiſch, nach Stahliſcher Lehre aus unmittelbar ſomatiſcher Seelenwirkung. Um den Anfang des ſiebenten Jahrzehends des XVIII. regte ſich indeß eine Ahndung der Rolle, die die Nerven im Körper überhaupt ſpielen, und man fing an, Erſcheinungen aus der Nerventhätigkeit zu erklären, die man bis dahin ganz anderen Motiven beigemeſſen hatte)."

„In England entwickelte ſich dieſe neue Richtung aus der weiteren Fortbildung und Umgeſtaltung der Lehre Fr. Hoffmann's durch Will. Cullen, aus der Umbildung der Stahl'ſchen durch Dav. Macbride und es entſtand daraus eine eigene ärztliche Schule, die der ſogenannten Neuropathologie, deren Hauptſitz England blieb, von wo aus ſie erſt viel ſpäter zur Geltung im übrigen Europa gelangte."

„In Deutſchland waren aber gleichzeitig einige wenige Männer, die unleugbar unabhängig von den Engländern, genau dieſelbe Bahn beſchritten. Es war dies Joh. Aug. Unzer in Altona und ſein Univerſitätsfreund, eben der in Rede ſtehende Thaer (um 1772): in den 80ger Jahren kamen mehre Deutſche auf denſelben Weg. Der Vorgänger war hier unbeſtreitbar Unzer (1771 † 1799) durch deſſen lichtvolle Gedanken die Möglichkeit, ſich von dem ſomatiſchen Primat der Seele, nach der Stahl'ſchen Lehre, loszureißen, den Aerzten überhaupt gegeben war: er machte die Bahn frei für die Nervenphyſiologie, was ſein großes Verdienſt iſt."

„Der Erſte, der nun aber in Deutſchland eine reichhaltige und plauſible rein nervenphyſiologiſche Anſicht ſelbſt durchführte, war allerdings Thaer, indem er in der 14 Bogen ſtarken Inauguralſchrift den ihm wirklich eigenen Gedanken ausbreitete, daß das Fieber weſentlich durch einen Reiz auf die Nerven entſteht und von den Nerven inſtrumentaliter hervorgebracht wird. Die Ausführung ſelbſt, ob ſie gleich ſehr geſchickt, ja geiſtreich, die verſchiedenen Stadien des kalten Fiebers (Froſt, Hitze, Schweiß) neurologiſch erklärt, trägt freilich noch in Vielem den Stempel der anfängeriſchen Unklarheit. Allein der Gedanke war und bleibt ein luminöſer, ein glücklicher Griff, der bedeutungsvoll für die damalige Zeit war, ja um ſo bedeutungsvoller ſelbſt für die Gegenwart iſt, als man nach vielen Odyſſeiſchen Wanderungen in andere Erklärungsſphären und per varios casus et tot discrimina rerum in unſerer allerjüngſten Zeit ſo in Deutſchland ſeit Kremer und Joh. Müller, (1833)

wie in Frankreich seit Rayer, in der Fieberlehre (unter einem gewissen Kreise von neologischen Aerzten) ganz genau auf denselben Punkt gelangt ist, die febrilischen Erscheinungen ebenfalls als (cerebraspinale) Nervenphänomene aufzufassen." —

Ein solcher Geist nun konnte auch in religiöser Hinsicht, sobald er die Religion zu einer Angelegenheit machte, und die „besten Schriften, die für und wider die Religion geschrieben waren, gelesen hatte" nicht bei der gewöhnlichen Tagesmeinung hängen bleiben, sondern sich zu einem höheren und vermittelnden Gedanken erheben, mit einem Worte: philosophiren. Der Verfasser des Artikels: A. Thaer, in dem Neuen Nekrolog der Deutschen 1830 II S. 763, (aus der Vossischen Zeitung abgedruckt) drückt sich aus: „Er hatte, obgleich ungenannt, an den Produkten der damaligen philosophischen Literatur entschiedenen Antheil." Allem Ansehen nach hatte der mit Thaers Lebensgang vertraute Verfasser die betreffende Stelle in den Bekenntnissen der Philippine im Auge, die er so in allgemeiner Weise anzudeuten sich begnügte. — Dem Höheren, Göttlichen blieb sein Geist beständig, bis ans Ende, mit Klarheit und Ernst zugewandt, aber ohne das Band des christlich kirchlichen Glaubens, wie die von Körte S. 337 mitgetheilten Worte am Grabe eines hoffnungsvollen Jünglings bekunden; es ist ein religiöses Naturgefühl [1]) ähnlich dem, wie Goethe es auszudrücken liebte, wie man es aber bei Lessing niemals findet; von Goethe sind auch die sinnvollen Verse, welche man unter Thaers Bilde (im Kupferstich) als Autograph liest:

Ich glaube mich an keinen Ort;
Zeit ist mir keine Zeit.
Ein sinnvoll ausgesprochnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

4) Nach alle dem, ist meine Ansicht und Ueberzeugung, daß Lessing der Verfasser und nicht blos, wie er sich stellte, der Herausgeber der Erziehung des Menschengeschlechts ist, vollkommen unerschüttert. Auf die inneren Gründe gehe ich nicht noch einmal ein; aber bei dem einzigen äußeren Grunde, der aber, meines Dafürhaltens, den Ausschlag giebt, ich meine Lessings Bekenntnisse will ich mich ein wenig länger aufhalten, da er, was ich nicht vermuthete, auf Widerspruch gestoßen ist. Ich meine die Stelle in dem Briefe Lessings an seinen Bruder vom 25 Februar 1780 (XII, 539) von der ich in meiner früheren Schrift S. 12 Gebrauch gemacht. Ich will sie hier noch einmal und im Zusammenhange betrachten.

Lessing klagt in traurigen Tagen über seine ununterbrochene Kränklichkeit, die ihn an dem Gebrauch seiner Seelenkräfte verhindert. Im Verfolge heißt es nun:

„Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannst Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden lassen, dieser Uebersetzung meinen Namen zu geben und eine neue Vorrede vorzusetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menschengeschlechts geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind."

Lessing spricht im Eingange allgemein von seinen Arbeiten, die geruht haben; und indem er mit einem bloßen Auch, in demselben Absatze, zu der Erziehung des Menschengeschlechts übergeht, zeigt er unzweifelhaft, daß er auch dieser Schrift unter seinen Arbeiten einen Platz giebt.

Das „Ding" — diese Bezeichnung der Gleichgültigkeit erlaubt Lessing sich nur von seinen, und zwar seinen besten Arbeiten in den Briefen an Freunde. In demselben Jahre, einige Monate später, an Herder, den 25. Juni 1780 (XII. 54), bezeichnet er so seinen Ernst und Fait: — „Wenn Sie das Ding an Hamann senden." ...

Lessing spricht seinen Entschluß aus, die Erziehung des Menschengeschlechts „nie für seine Arbeit zu erkennen" d. i. anzuerkennen, und darum nimmt er keinen Anstand, es vollends in die Welt zu schicken, da mehrere doch nach dem ganzen Plane begierig gewesen sind.

Ein solcher Entschluß, ein solcher Gedanke nun setzt offenbar wenigstens die Möglichkeit, die moralische Möglichkeit nemlich voraus, das Gegentheil zu thun, d. h. die Schrift wirklich für seine Arbeit öffentlich anzuerkennen. Sonst wäre die Rede eine überflüßige; oder man mußte einem Lessing zutrauen, daß er eine fremde Arbeit für die seinige

1) „Seine — — Seele ist zurückgetreten zum Urquell des Lebens. — — Es ist ihm der irdische Druck hinweg genommen. Das Göttliche nur, den heiligen reinen Aetherfunken, entwinkt ein Gott dem Schooße der Natur." —

ausgeben könne [1]). Bei einem Schriftſteller wie Leſſing, entſcheidet jedes Wort, jede Wendung; jeder Satz ſagt grade nur ſo viel aus, als er ſoll; nicht mehr nicht weniger. Wäre die Schrift wirklich eine fremde und nicht ſeine eigene, ſo würde er in dieſem Falle gegen ſeinen Bruder mit einfachen Worten geſagt haben: Ich kann ja das Ding vollends in die Welt ſchicken, *da es meine Arbeit iſt*. Dies ſagt er aber nicht, ſondern nur, daß er es nicht für ſeine Arbeit anerkennen werde; aber indem er dies thut, bekennt er ſich eben vor ſeinem Bruder und vor jedem Leſer dieſes Briefes dazu. Nimmermehr ſpricht ein redlicher und ſich ſelbſt klarer Geiſt von der Anerkennung einer Schrift, deren Urheber er nicht iſt, und zwar in der Art, wie von Leſſing geſchieht.

Wie man daher Leſſings Worten den entgegengeſetzten Sinn unterlegen konnte, als wenn er damit die Schrift als eine fremde erklärte, iſt mir faſt unbegreiflich. Sollte Jemand anderſeits daran einen Anſtoß nehmen, daß Leſſing eine ſeiner eigenen und beſten Schriften öffentlich für eine Fremde ausgeben konnte, ſo ſcheint er nicht zu wiſſen, daß dieſer Fall in der Literatur nicht vereinzelt ſteht. Es genüge an die Beiſpiele eines Leibniz, Herder und vieler anderer zu erinnern. Leſſing that es aber diesmal, weil er an dem Streite über die Fragmente genug auszufechten hatte und überdieß gewiß ſein konnte, daß die ſchärfer Blickenden den Verfaſſer in dem Herausgeber ſchon finden würden, wie wir dies bei Herder, F. H. Jacobi, Mendelsſohn ſehen.

So lange man dieſes Zeugniß Leſſings nicht umſtößt, werde ich auch um kein Haar breit davon abgehn, daß Leſſing nach Form und Gehalt Verfaſſer der Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt; mag es ſich mit Thaers Manuſcript ſonſt verhalten, wie es wolle.

Lachmann, deſſen Scharfblick auf der Stelle das Rechte ſah, hat mir übrigens mündlich unbedingt in der Auffaſſung dieſes Briefes von Leſſing beigeſtimmt. Was er ſelbſt in der Selbſtanzeige ſeiner Leſſing-Ausgabe, die aber erſt nach ſeinem Tode durch ſeinen Biographen (Karl Lachmann, von M. Herz, Beilage 13, S. XVIII) bekannt gemacht wurde, über Kärtes „Einfall" ſagt, beſchränkt ſich auf wenige Worte. Der Kern liegt in dem Satze: „Nach einer Aeußerung von Jacobi (Werke IV. 1, 42) hat Leſſing im Geſpräch den Inhalt des Aufſatzes als ſein anerkannt." Eine Parallele zu dieſem Zeugniße bietet eine Briefſtelle Jacobi's an Hamann vom 30. December 1780, worin er die Erziehung des Menſchengeſchlechts Leſſings Hauptſchrift aus dieſer Zeit nennt, und beantwortet: „Als ſeine Erziehung des Menſchengeſchlechts, nachdem ſie vollſtändig im Jahre 1780 erſchienen war, von Einigen für eine nicht unchriſtliche Schrift, beinahe für eine Palinodie angeſehen wurde, ſtieg ſein Aerger über die Albernheit des Volks zum Ingrimm u. ſ. w. (*Weidemann*, Leſſings Stellung zur Theologie II. Saalfelder Programm 1847. S. 4. Anm., wo aber die Quelle nicht angegeben iſt. In den gedruckten Briefſammlungen ſteht dieſer Brief nicht).

Zu S. 233. Erſter Entwurf des Faik und Ernſt nach einer Kopie mit Randnoten und Zuſätzen von Fr. Nicolais Hand, im Beſitze des Herrn Dr. Parthey [2]).

[2]) Die Abſicht dieſer Erörterung iſt eben nicht ſehr wichtig aber doch ernſthaft. Ich erinnere dieſes gleich Anfangs, damit mich weder meine Leſer verkennen, noch ich ſelbſt Leſer anlocke, die ſich am Ende über getäuſchte Erwartungen beklagen könnten.

1) Das Sprachliche giebt hier den Ausſchlag. „Nicht erkennen" = nicht anerkennen" entſpricht dem franzöſiſchen **desavouer**, wie wir „desavouiren" ſagen. **Desavouer** erklärt der alte J. L. Friſch in ſeinem Franzöſiſch-teutſchen Lexicon (Leipzig 1779 ff.): leugnen, *etwas nicht für das Seine erkennen*. Obſchon dies „Nicht erkennen" bisweilen aufrichtig ſein kann, ſo wird es doch in der Regel als von der Klugheit oder anderen Gründen eingegebenes (diplomatiſches) *Vorgeben* angenommen; natürlich iſt es der Zuſammenhang, der darüber, wie in unſerem Falle, den Ausſchlag giebt. Als Parallelſtelle möge ein von dem alten ehrlichen Johann Jacob *Maſer* abgelegtes Bekenntniß über eine ſeiner Schriften (von dem Simultaneo), die er desavouirt hatte, dienen: „welche ich, ſagt er, wegen des großen Mißbrauchs, welchen die Katholiſchen von dergleichen Schriften machen, hernoch *niemalen als meine Arbeit erkennt*, noch in die Zahl meiner Schriften geſetzet habe." (Lebensgeſchichte Johann J. Maſer's, dritte Aufl. S. 43). Die nämliche Wendung, mit denſelben Worten, wie bei Leſſing, nur daß der eine in die Vergangenheit ſetzt, was der andere von der Zukunft ſagt. Als ein Beiſpiel, wie leicht man es damals mit literariſchen Myſtificationen dieſer Art nahm (alles im Vertrauen auf geiſtreiche Leſer, welche der Sache ſogleich auf den Grund ſahen, will ich nach des Philoſophen Franz *Hemſterhuis* „Ariſtée ou de la divinité" anführen, welches er (in der Vorrede) gar als Ueberſetzung eines von den Ruſſen auf der Inſel Andros im Archipelagus gefundenen griechiſchen Manuſcripts ausgab, und längere Betrachtungen daran knüpfte. Deshalb zweifelten die Leſſinge und Jacobi nicht einen Augenblick, daß Hemſterhuis der Verfaſſer war.

2) Anmerkung Danzel's. Die übrigen Anmerkungen rühren von Nicolai her.

3) Copirt von den Originalien, welche mir Hr. Prof. Fülleborn im Oct. 1795 mitgetheilt. R. Alſo derſelbe Aufſatz, von welchem Füllebaen in der Vorrede zum III. Thle. des Lebens S. IX. redet.

NB. Es erhellt aus dieſem Entwurf, nach mehr aber aus den einzelnen noch vorgefundenen wenigen Zetteln,

Ich weiß von den wahren oder angeblichen Geheimnissen der Freymaurerey nichts; ich lasse sie an ihren Ort gestellt sein, ich will kein Urtheil über sie wagen; ich kann keine Verrätherei an ihnen begehen. Nur so viel glaube ich: sie sind weder der Weg zur Hölle noch zum Himmel.

Alles was ich vorhabe ist lediglich einen historischen Umstand aufzuklären, von welchem die Freymaurer selbst gestehen werden, daß er sich von einem Ungeweihten [1]) auch wohl könne errathen lassen. Wäre es noch dazu ein Umstand, von dem sie selbst keinen Anfang oder Ursache anzugeben wüßten, so wäre es möglich, daß meine Gedanken selbst ihren Beyfall, es sei im Ernste, oder nur zum Scheine, erhalten könnten. Denn es kann unmöglich der Freymaurerey anders gehen, als es allen Sekten und Gesellschaften geht, deren erste Zeiten voller Dunkelheit sind, die man in Ermangelung der strengen Wahrheit wenigstens durch wahrscheinliche Muthmaßungen zu erhellen suchte.

Es betrifft dieser Umstand, den Ursprung der Freymaurer: nicht der Freymaurer, insofern sie eine Gesellschaft sind, welche sich des Besitzes dieser und jener Geheimnisse rühmt; (denn noch einmal, ich habe mit ihren Geheimnissen nichts zu schaffen) — sondern der Freymaurer, insofern sie diesen Namen der Freymaurer führen.

II.

Denn ich glaube nicht, daß man es der Welt jemals im Ernste überreden wolle, daß die eigentliche Mauerey oder die ausübende Baukunst, das wirkliche Geschäft [2]) der Gesellschaft sei. Die Freymaurer bekennen es wenigstens jetzt, ohne Ausnahme, daß sie von der Mauerkunst gewisse Gebräuche und Formeln entlehnt haben, um unter der Hülle derselben nur denen verständlich zu sein, welche den Schlüssel dazu besitzen: Anderson der Zusammenschreiber ihres Constitutionsbuches, der uns die Geschichte der Architektur für die Geschichte ihres Ordens gab, würde freilich den Spaß ein wenig zu weit getrieben haben, wenn man ihn im Verdacht haben könnte, es sei ihm wahrscheinlich [3]) gewesen, daß man dieses Alles zu thun, als ein Evangelium anführen werde. Aber er drückte seinem Werke so viele und so unverkennbare Spuren der Erdichtung [4]), bis auf einen gewissen Zeitpunkt, ein: daß unmöglich jemand dadurch betrogen werden könnte, (als) der sich nicht willig wollte betrügen lassen.

Hiermit fallen sonach alle nichtige Vorgeben weg, welche die Entstehung des Ordens von Errichtung irgend eines großen Gebäudes herleiten. Weder die Arche des Noah, noch der Tempel des Salomo, noch der neu zu errichtende Tempel in Jerusalem [5]) zu den Zeiten der [6])

Dahingegen entsteht die Frage, wenn der Orden mit der eigentlichen Mauerey nichts zu thun hat, wenn er von diesem Handwerke bloß Sprache und Gebräuche entlehnt hat; wie kam es, daß er eben auf ein Handwerk und gerade auf dieses und kein anderes verfiel? Wie wenig ist die Mauerey, um ihm zu den erhabensten Gedanken von ihr Fabeln und Anspielungen zu erborgen? Wie erlangt man das — — — [7]) um sich hinter dem unverdauten Räthsel einer mechanischen Kunst zu verstecken?

III.

Freymaurer ist nichts als die wörtliche Uebersetzung von Free Masson [8]). Bei Untersuchung dieser Benennung muß also nicht das deutsche, sondern das englische Wort zum Grunde genommen werden. Die Leute heißen Freymaurer, weil sie in England, wo sie länger zu Hause gehören sollen, Free Massons heißen: Aber warum heißen sie da Free Massons in dem Verstande des deutschen Freymaurer?

(so auch copirt?), daß Lessing in's Innere der Freimaurerei gar nicht hineinsah, sondern nur durch das Wort Massoney auf eine Hypothese fiel, die ihn himmelweit von der Sache abbrachte; obgleich freilich sein Scharfsinn immer sichtbar ist. Aber gerade dieser Scharfsinn u. s. w. (Von der ersten mit NB. bezeichneten Randnote ist Gebrauch gemacht. Gäckingk.) Nämlich: Tant pis. — Es ließ sich also nicht urtheilen. N.

1) Hm! Welche Freimaurer? Die unbekannten Obern der Leute wie Stark sehen sehr gerne, wenn die Ungeweihten auf eine falsche Spur kommen, so bleibt ihr Weg desto verborgener. N.

2) Nicht das Geschäft, aber das Symbolum, die Chiffre, der Vorwand. N.

3) Ihm? Er brauchte keine Wahrscheinlichkeit. — Er wollte unter dem Scheine der Wahrheit irre führen und die Uneingeweihten leiten. N.

4) Fragliche Erdichtungen von dunkeln Anspielungen, — oder absichtlich. N.

5) Alle drei sind symbolische Benennungen, welche durch Einen Schlüssel sehr deutlich werden.

6) Hier sind zwei Worte ganz undeutlich. Es sieht fast aus wie Kreuzzüge (?) (selbst undeutlich).

7) Hier ist im Original etwas ganz unleserlich. N.

8) Mason, nicht Masson. N. (Auffallend, daß in diesem Entwurfe durchgängig masson, massoney geschrieben ist, während Ernst und Falk, fünftes Gespräch, das richtige Masonery hat. (G.)

Man hat irgendwo die Bemerkung machen wollen, daß man Free Masson eigentlich durch Steinmetz hätte überſetzen müſſen. Doch die Kelle unter den Werkzeugen der Freymaurer kann allein ſchon dieſe Bemerkung widerlegen.

Aber wenn es auch damit ſeine Richtigkeit hätte: ſo würde ich in meiner Unterſuchung damit noch keinen Schritt weiter ſein, und ich denke es iſt bei dem Worte Free Masson ſowohl in der Ueberſetzung als in dem Engliſchen ſelbſt ein ganz anderer Verſtoß vorgegangen.

Nämlich dieſer: Was im Engliſchen Free Massonry heißt, ſollte Massony heißen, und was wir durch Maurerey überſetzt haben, hätten wir durch das alte, aber eben ſo deutſche als engliſche Wort Maſſoney überſetzen müſſen.

Denn Massoney war ſeit undenklichen Jahren der Name des älteſten und berühmteſten Ordens der je auf der Welt geweſen. Ein Zweig dieſes Stammes ſind die Freymaurer, aber ein aufgepfropfter Zweig, wenn ich ſo ſagen darf. Ihr Orden war urſprünglich eine Maſſoney, aber eine freiere Maſſoney[1]) und nur dadurch, daß man in ſpätern Zeiten die wahre Bedeutung des Wortes Maſſoney vergeſſen hatte, daß man Massonry mit Massony verwechſelte, hat ſich die Maurerey in den Orden eingeſchlichen[2]). Die Brüder nämlich machten ſich das allgemeine Mißverſtändniß zu nutze, und da man ihre Massony für eine Massonry hielt, ſo wurden ſie bewogen, die ganze Hülle von den Maurern zu entlehnen, welche nachher ſo oft für die Loge ſelbſt genommen worden.

Das iſt meine Meinung in die Enge gezogen. Nun will ich ſie Stückweiſe erörtern.

IV.

Wenn ich ſage, daß Maſſoney der Name des berühmteſten und älteſten Ordens auf der Welt geweſen, und wenn ich die Verwandtſchaft der Freymaurer mit dieſem Orden zeige, ſo hoffe ich, daß die Brüder mich nicht verächtlicher anſehen werden, als wie ein ehrlicher Mann einen Genealogiſten betrachtet, der ihm ſelbſt zeiget, von welchem berühmten Stamme er eigentlich entſproſſen. Der Genealogiſt braucht ſelbſt kein Kind der Familie zu ſein[3]), ja die Familie braucht ihm auch wohl ihre Archive nicht immer aufgeſchloſſen zu haben[4]): er kann in ihrem Stammbaum dem ohngeachtet erfahrener ſein, als der Verſchwiſterte mit ihr. Wäre es nicht ſchlecht, wenn ein vornehmes Geſchlecht ſeinen Stammbaum verleugnen wollte, weil der Verfaſſer ihm nicht verwandt geweſen? Weil er[5]) . . . . . die Nachricht nicht annehmen wollte, die er im allgemeinen Archive der Geſchichte gefunden[6]).

Aber welcher iſt er denn nun, der berühmte Orden, der von undenklichen Zeiten den Namen der Maſſoney geführet? Ich zweifle nicht, ob wohl meine Leſer darauf antworten konnten.

Es iſt mit einem Worte der Orden der runden Tafel;[7]) der erſt eigentliche Ritterorden in der Welt. Wenn aber der Stifter deſſelben der Celtiſche König Arthur ſein ſoll; wenn ſo ein König auch irgend vielleicht in der Welt geweſen, wenn wenigſtens ſeine Thaten ſo voller Fabeln ſind, daß ſie in der wahren Geſchichte kaum einen Platz verdienen, ſo bleibt doch darum der Orden der runden Tafel oder der Tafelrunde außer allem Zweifel.

V.

Das Wort Maſſoney heißt ſeinem Urſprunge nach ſo viel als Tiſchgeſellſchaft und ſtammt von einem alten Celtiſchen[8]) Worte ab, welches im Angelſächſiſchen Maſa und im Gothiſchen Masa heißt und einen Tiſch bedeutet; daß es auch in dem alten deutſchen Dialekte nicht fremd geweſen, zeigen, außer dem Worte Maſſoney ſelbſt verſchiedene andre Wörter, die theils vor ſo langer Zeit noch nicht üblich waren, oder auch noch üblich ſind. So heißen noch beym . . . . . Masgenoſſe[9]) ſo viel als Tiſchgenoſſe und das itzt noch, obgleich faſt nur in einem übeln Verſtande gebräuchliche Maskopey,[10]) welches man ſeiner Ableitung nach nicht

1) Iſt denn in England je das Wort Massony geweſen? — am wenigſten Free-Massony; beides iſt nicht engliſch. R.

2) Eingeſchlichen? Von Anfang an hatten ſie Wagen und Werkzeuge der Maurer.

3) Es iſt nicht nothwendig, daß der Genealogiſt ein Kind der Familie iſt — (von derſelben Hand am Rande).

4) Hm! Wenn aber aus den Archiven eine ganz andere Genealogie erhellt, als die Muthmaßungen des Genealogiſten?

5) Hier ſind einige Worte ganz unleſerlich.

6) Nicht gefunden. — Blaß ſinnreich aus einer Aehnlichkeit des Namens gemuthmaßet, ohne beſtehenden (?) Grund.

7) Daß die Maſſoney die runde Tafel geweſen, iſt nicht hiſtoriſch erwieſen; eben ſo wenig, als daß die runde Tafel im Orden geweſen.

8) Der Beyname Arthurs iſt undeutlich, vermuthlich brittiſch (?), denn ein Celte war doch Arthur nicht.

9) Mate iſt nicht Mas. — Mas heißt auch Haus. (?)

10) Maskopey iſt nicht verächtlich. Maatschappy iſt Holländiſch, heißt Holländiſch Geſellſchaft.

als einen gesellschaftlichen Handel kannte. Denn am Tische waren unsere Voreltern am gesellschaftlichsten, da überlegten sie mit einander, da machten sie gemeinschaftliche Anschläge.

Kurze derartige Notizen, die sich Lessing auf Zettel geschrieben hatte. (N).

Die Freimaurerey hatte schon seit undenklichen Zeiten in Europa und besonders in den nördlichen Theilen desselben, wo sie entstanden, unter einem andern Namen geblühet, als einige thätige Glieder derselben in England zu Anfang dieses Jahrhunderts den Entschluß faßten, näher an das Licht zu treten, und von ihren wohlthätigen Geheimnissen der Welt so viel mitzutheilen, als sie zu fassen vorbereitet genug war.

Massoney.

1. In der Mörin Hermanns von Sachsenheym.[1])
   a) S. XXIX wo der König zu dem Schreiber sagt:
      „Gang hin, und bring mir Ritter drei
      Die besten aus der Massonei
      Derselben Stadt wöllen wir hon."
   b) S. XLI sagt der Ritter: Wenn es auch wäre,
      Daß die ganz Massonei für mich bet
      So förcht ich doch, Brinhilt lig ab.[2])

Bruder Anderson hat auf Befehl und mit Genehmigung der großen Loge das Constitutionsbuch herausgegeben 1738. Auch schon 1722 p. 194 und 195. Auch hat sie es als das einzige Buch zum Gebrauch der Logen empfohlen.[3])

Bruder John Fieldeck hat es hernach übersetzt, und auch diese Ausgabe ist von der großen Loge gebilligt worden.[4])

Die St. Pauiskirche ward von Wren 1673 angefangen und 1711 vollendet.[5])

P. 190 hatte der Großmeister Payne die alte Gothische Constitution untersucht.

P. 191 Die alten Urkunden von Nic. Stone verbrannten im Jahre 1721, damals hatte die Loge noch nichts drucken lassen.[6])

NB. Von den ältern Logen der Freimaurer p.264 und 265.[7])

Apologie.

Privilegien, welche Carl XI. König der Schweden, der Loge von Gothenburg gegeben:
Juden und Helden nicht anzunehmen.

S. hierüber: Nicolai, Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer. Veranlaßt durch Buhle 1806.

Zu S. 236. Der Graf Chotek, welcher die feine und so tief empfundene Aeußerung gethan, war ohne Zweifel Johann Rudolph Graf von Ch., geb. 1748, vom Kaiser Joseph II, „der die staatsmännischen Talente des Mannes frühzeitig erkannte" im Jahre 1770 (also bald nach der Rückkehr von dieser Reise zum niederösterreichischen Regierungsrath berufen ward, und später 1802, zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben, er starb 1824. Von seinen Söhnen folgte ihm Graf Karl von Chotek, geb. 1783, im Jahre 1826 zum Oberstburggrafen von Böhmen, wurde 1843 von dieser Stelle enthoben, auf welcher

---

1) Ein allegorisches Gedicht von der Minne, aber vielmehr von dem Minnegericht, verfaßt 1450, herausgegeben Straßburg 1512. fol. (Größe 11, 2, 2. 977.) G.

2) Diese Stellen sind merkwürdig, aber haben sicherlich mit der Freimaurerei nichts zu thun, die viel jünger ist und von der Maurerey Namen und Wappen hat. Es ist ja immer noch die Frage, was heißt Massaney? Wahrscheinlich eben das, was hernach Club, und nun ist Lessing sogar den Beweis schuldig, daß je das Wort Massaney in England vorkammt. Wie kann er denn aber sagen: Free Massonry sollte Massony heißen?

3) Lessing verließ sich auf diese lügenhaften Citationen, und weil er die Freimaurerei nicht kannte, sah er nicht, daß es dunkle Anspielungen und Chiffern unter dem Schein der Geschichte waren.

4) ??

5) Hat mit der Freimaurerei gar keine Verbindung, da es nicht wahr ist, daß die Freimaurer an der Paulskirche gearbeitet, oder Geld dazu gegeben haben. Ich habe ja deutlich gezeigt, daß ..... schon 1646 Freimaurer, und daß ..... das Wort free mason vorkam.

6) Merkwürdige Geschichte, in Chiffern gesagt.

7) Diese Citation ist vermuthlich aus Stark's (?) Apologie. Dieser schlaue Sünder wollte so noch Schweden hinreißen (hinreißen?) und verfälschte die Geschichte.

er sich unsterbliche Verdienste um das Land erworben. (Vgl. den Artikel: Cholek in der 10. Auflage des Conversations-Lexicons, und zahlreiche Artikel in dem von Dr. de Carere herausgegebenen Almanach de Carlsbad.)

Zu S. 241. Lessings Ankündigung[1]) von Reiske's Demosthenes.

Gelehrte Sachen.

Wir haben in verschiedenen Blättern des vorigen Jahres einer vorhabenden Ausgabe der Werke des Demosthenes und der übrigen attischen Redner, vom Herrn Dr. Reiske in Leipzig gedacht. Gegenwärtig können wir den Liebhabern der Griechischen Literatur die Nachricht ertheilen, daß mit dem Drucke des Demosthenes bereits wirklich der Anfang gemacht worden, und instehende Ostermesse der erste Theil davon erscheinen soll. Wir haben nicht nöthig, zur Anpreisung dieses Unternehmens viele Worte zu verschwenden. Wem der Name Reiske nicht statt aller Anpreisung ist, muß überhaupt ein Fremdling in dieser Art Gelehrsamkeit sein. Aber wie sehr wünschten wir, das kennende, und das sich noch weiter erstreckende vermögende Publikum, wenn es auch nur aus Patriotismus wäre, zur kräftigsten Unterstützung des Herrn Dr. Reiske aufmuntern zu können. Es ist kein schlechtes Vorurtheil für Deutschland, daß in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren ohnstreitig mehr gute und schöne Ausgaben klassischer Schriftsteller aus beiden Sprachen, da erschienen sind, als in irgend einem andern Lande; und gegenwärtige Ausgabe des Demosthenes insbesondere werden uns selbst die Engländer, ohnerachtet ihrer prächtigen Taylorschen, beneiden müssen. Eine Probe des Druckes ist auf dem Kaiserl. Adreßcomptoir zu sehen, allwo man auch die Pränumeration von einer halben Pistole auf einen Theil bis zu gedachter Ostermesse anzunehmen erbötig. Nach der Zeit wird kein Exemplar unter 3 Rthlr. der Theil verlassen werden. Für (eine?) kleine Anzahl Exemplare wird auf größeres, noch schöneres und stärkeres Papier als die Probe zeiget, abgezogen, auf welche an drei Thaler voll pränumerirt werden und die nach der Hand überhaupt schwerlich zu haben sein dürften.

Hamburger Neue Zeitung 1770 Nr. 25, den 13. Februar.

Daß diese Anzeige von Lessing herrührt, beweisen mehrere Stellen in Lessings Briefwechsel, aus welchen Lachmann, der nur durch einen Zufall verhindert wurde, dieses Stück in den XIII. Band aufzunehmen, auf das Vorhandensein einer solchen schloß. Den 7. Januar 1770 bittet Reiske Lessing um die Besorgung einer solchen Anzeige XIII. 207, und den 6. April stattet er seinen Dank für dieselbe ab XIII. 217, wie denn auch Lessing, der unterdessen Hamburg verlassen hatte, in der Antwort auf beide Briefe am 13. October XII. 262 äußert: „an meiner Empfehlung in Hamburg habe ich es nicht mangeln lassen."

In dem Briefe vom 6. April setzt Reiske hinzu: „In wenig Tagen wird der erste Band des Demosthenes fertig sein. Könnte derselbe durch dero Vermittlung ein eben so ehrenvolles Zeugniß in der hamburgischen Zeitung erhalten, als die bloße Ankündigung und Probe desselben zu erhalten das Glück gehabt, so würde das ein Zuwachs u. s. w." Aber hier hat Lessing wirklich nur eine Anzeige vermittelt: es findet sich eine solche im 198. und einigen folgenden Stücken den 13. December 1770 u. s. w., aber Ton und Haltung lassen nicht an Lessing denken, das unterzeichnete R. könnte auf Nölting leiten.

Die Lessingische Anzeige deutet auf frühere Besprechungen des Reiskeschen Unternehmens zurück. Diese bestehen in Verhandlungen über den Umfang desselben und die bei ihm einzuschlagende Methode. In Nr. 113 des Jahrganges 1768 findet sich ein „Auszug eines Schreibens über den Plan des Herrn Dr. Reiske zu einer neuen Ausgabe des Demosthenes," wo die Größe des Vorhabens, das sich auf alle Redner erstrecke, bewundert, und Reiske für denselben vollkommen gewachsen erklärt wird, jedoch demselben verschiedene Rathschläge ertheilt werden, das Werk theils wohlfeiler, theils verkäuflicher einzurichten, z. B. dadurch, daß er die lateinische Uebersetzung nicht wegließe. Reiske beantwortet in Nr. 154 und 155 desselben Jahrganges diesen Aufsatz, dessen wohlwollende Tendenz er anerkennt; er läßt sich hier näher über seinen Plan aus; wenn er die lateinische Uebersetzung habe weglassen wollen, so sei das, weil er theils überhaupt „lateinischen Uebersetzungen griechischer Bücher nicht gut sei, besonders wenn das lateinische neben das griechische gedruckt werde," theils mit Rücksicht auf die Neugriechen. Dagegen findet sich Stück 182 desselben Jahrganges die Notiz: der Herr Dr. Reiske in Leipzig ist nun entschlossen, vors erste noch nicht, als eine Handedition von Demosthenes mit Wolfens lateinischer Uebersetzung und guten Registern zu liefern; bis zu seiner Zeit auch das übrige nachfolgen könne. Endlich steht im 30. Stück 1769 noch eine Erklärung von Reiske selbst, in welcher er nach seiner Weise ohne sonderliche

1) Nach der Abschrift unter Danzel's Papieren, welche er mit kritischen Bemerkungen begleitet hat. Bemerkenswerth für das Verhältniß Lessing's zu Reiske, und zugleich als Nachtrag zu Lessing's sämmtlichen Schriften.

Menſchenſcheu ſagt: wenn er vor einiger Zeit einen Plan zu einer Ausgabe der attiſchen Redner bekannt gemacht, und dieſer, wider Vermuthen, wenig Eingang gefunden, dieſes aber daran liegen ſolle, daß er die lateiniſche Ueberſetzung wegzulaſſen beabſichtigt — „das iſt nun zwar allerdings keine Ehre für unſer Säculum. Gleichwohl iſt das in der That der größte Stein des Anſtoßes. Man dringt auf die lateiniſche Ueberſetzung. Man will das Werk nur um der Zugabe willen kaufen. Gut, ich ergebe mich darein. Ob ich mir nun gleich bewußt bin, daß ein ſolches Werk zum wahren Vortheile der Käufer und der griechiſchen Literatur nicht beſſer eingerichtet werden könnte, als ich vorgeſchlagen habe; ſo ſehe ich doch leider nur gar zu wohl ein, daß, wenn ich auf meinem erſten Vorſatze beharre, das Werk niemals zu Stande kömmt. Wirkliche Beſſerungen und weſentliche Vortheile können oftmals wider herrſchende Moden und eingewurzelte Vorurtheile nicht aufkommen. Dem Strome muß man weichen.“ Er entſchließt ſich alſo die lateiniſche Ueberſetzung beizufügen. — Hier könnte man nun bei der erſten Anzeige an Leſſing denken, allein ſie iſt zuverläßig nicht von ihm. Und zwar wegen den beiden folgenden Sätze nicht: „Gesner bewunderte ihn — Reiske — auch wo er mit ihm nicht einig war: eben das thun Erneſti und Heyne. Aber ſeinen deutſchen Demoſthenes hätte er nicht machen müſſen.“ Nämlich wenn Leſſing auch vielleicht nicht wiſſen konnte, daß Erneſti keineswegs ein Beſchützer Reiskes war, ſo würde er doch das Gegentheil nicht aus der Luft gegriffen haben, und hätte er ſich über den deutſchen Demoſthenes hier ſo wegwerfend ausgedrückt — ſein Tadel deſſelben gegen Heyne XII. 162, iſt ſo ſchroff bei Weitem nicht — ſo würde er weder Reiskes Erwiderung ſo ruhig haben hingehen laſſen — Reiske ſagt in Nr. 154, das Urtheil jenes unbekannten Freundes über den deutſchen Demoſthenes halte er ihm zu gute, es ſei doch mehr nicht als ein Privaturtheil, das eben ſowohl ſich der Prüfung unterwerfen müſſe, wie jedes andre, vielleicht kenne er auch den deutſchen Demoſthenes mehr aus dem Geſchrei der Leute, noch aus eigener Prüfung — noch vollends in ſeinem erſten Briefe an Reiske ſich ſo anerkennend über dieſe Ueberſetzung, die beſonders von Klotz angegriffen worden war, dem er wohl von Anfang an nicht nachgeſprochen hatte, ausgedrückt haben, wie man es XII. 223 lieſt.

Zu S. 243. Aus den handſchriftlichen Briefen von Erneſtine Reiske an Joh. Gottl. Schneider.[1])

Leipzig, den 25. November 1775.

Mein wertheſter Herr!

Sie irren ſich, wenn Sie meinen, daß ich alle Bücher meines ſel. Mannes, die nicht in die Auktion gekommen, ſelbſt behalten habe. Ohngefähr einige 30 alte mediciniſche Ausgaben vom Aldo, weil ſie klein und hübſch waren, habe ich behalten. Allein alle Bücher, in welchen etwas von meinem ſel. Manne geſchrieben ſtand, und alle Manuſcripte habe ich Herrn Leſſingen nach Wolfenbüttel zugeſchickt; weil ich ſie da den alterbeſten Händen anvertraute. Ich habe auch nicht einmal ein Verzeichniß davon behalten, welches aber Herr Leſſing mit der Zeit im Drucke bekannt machen wird. Iſt etwas in dem Buche, das Sie verlangen, geſchrieben geweſen, ſo iſt es ganz gewiß mit nach Wolfenbüttel gekommen. Herr Leſſing würde aber auch ganz gewiß dem Herrn von Brunk damit aufwarten, wenn er in Wolfenbüttel gegenwärtig wäre. Allein jetzt iſt er in Italien, und dieſe Bücher ſind unterdeſſen in Wolfenbüttel eingeſchloſſen. Seine Abweſenheit kann auch wohl noch einige Monate dauern, ſo ſehr ich wünſchte, daß ſie kaum noch einige Tage dauern möchte. — — — Ich habe dieſe Meſſe nicht gewußt wo mir der Kopf ſteht. Zu Anfang der Meſſe vertrat ich mir den Fuß ſo närriſch, daß kleine Adern zerriſſen waren, und ich den Fuß 14 Tage in dicken Tüchern gewickelt herum ſchleppen mußte, dabei hatte ich meinen Buchhandel zu beſorgen, und bekam Beſuch von Verwandten, für deren Bewirthung ich auch ſorgen ſollte, und konnte doch nicht gehen. Ich war in der That ſehr übel daran, und hatte keinen Menſchen, der mir beiſtand. Ueberdem machen mir auch die Liebesgrillen den Kopf bisweilen ſchwindlich. — —

Mein wertheſter Herr! Leipzig, den 15. Oktober 1778.

Sie kommen mit Ihrer Gratulation gar nicht zu ſpäte, Sie kommen zu zeitig. Leider bin ich noch nichts weniger als glücklich. Ich weiß nicht einmal, wo mein angebeteter — itzt iſt. Grillen, lauter Grillen beſchäftigen mich itzt. Zur Einſamkeit bin ich wahrhaftig

1) J. G. Schneider lebte 1774 bis 1776 in Straßburg bei Brunck, welcher ihn 1774 auf der Durchreiſe durch Göttingen, auf Heyne's Empfehlung, kennen gelernt und als Gehilfen bei ſeinen philologiſchen Arbeiten mitgenommen hatte. In Leipzig, wo er frühee ſtudirte, gehörte Reiske zu ſeinen Lehrern. (Biogr. univ. art. Schneider.) Mein verehrter College, Herr Geheimer Archivrath Prof. Dr. Stenzel, in deſſen Beſitz Schneider's handſchriftlicher Nachlaß ſich befindet, hat mir dieſe Auszüge zu nehmen freundlich geſtattet.

nicht geſchaffen. Die macht mich ſchrecklich ängſtlich. Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an. Allein nur der Eine iſt es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann, und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daſeins lieben werde. Und der Eine iſt entfernt, vielleicht noch ſehr lange, vielleicht auf immer entfernt! Iſt das nicht traurig? —

Leipzig, den 28. September 1776.

Mein wertheſter Herr Profeſſor!

Die äußere Geſtalt Ihres Briefgens an mich, und auch ſeine Schreibart, haben beyde viel ähnliches von einem Liebesbriefgen. Sie waren wohl ein wenig begeiſtert, und hatten ſo eben von Ihrer Schönen in St. geträumt, als Sie an mich ſchrieben, und da waren Ihre Ideen noch ſo lebhaft. — — — Mein lieber Freund hat ſeit Ihrer Abreiſe von hier ſchon dreimal wieder an mich geſchrieben, und iſt ſchon lange wieder an ſeinen Ort zurückgekommen — — Sie wollen mein Befinden wiſſen? Das iſt ſo wie es nothwendig ſein muß, wenn man ſehr ſehr viel wünſcht, und wenig, ſehr wenig hofft. — — — Wenn Sie bethen — und ich hoffe, daß Sie es zuweilen thun — denn der Menſch iſt ſehr elend, der nicht an den Schöpfer gedenken, nicht Vertrauen zu ihm haben kann — Alſo mein wertheſter Freund, wenn Sie bethen, ſo ſchicken Sie auch einen frommen Seufzer für mich zu Gott, daß er mein Herz bald zur Ruhe bringen möge; wenigſtens, wenn es in dieſer Welt nicht möglich iſt, doch in Grabe.

Leipzig, den 5. März 1777.

— In Kurzem werde ich Ihnen eine Ankündigung der Ausgabe des Lebens meines ſel. Mannes von Herrn Hofrath Leſſing zuſchicken. Es ſoll in 3 Bänden auf Pränumeration gedruckt werden. Vollſtändiger, beſſer und ſchöner iſt gewiß noch keines Gelehrten Leben beſchrieben werden, als dieſes werden wird. — Warten Sie nicht ſchon mit Verlangen darauf. [1])

Zu S. 264. Aus Weiße's Brief an Garve.

Leipzig, den 4. März 1775.

— Vermuthlich haben Sie ſchon gehört, daß Leſſing 8 Tage bei uns geweſen iſt, und auf ſeiner Rückreiſe von Berlin und Dresden wieder zu uns kommen wird. Er iſt täglich bei mir geweſen und hat mir viele Beweiſe ſeiner alten Freundſchaft gegeben, ſo weit bei ihm dieſe gehen kann, denn bis ans Herz geht ſie nicht leicht. Im höchſten Vertrauen hat er mir geſagt, daß ihn ſein unruhiger Geiſt bald wieder von Wolfenbüttel wegtreiben werde und daß dieſe Reiſe die Vorbereitung ſei. Aber wohin? Ja das weiß er nicht. Er habe ſo viel Jahre ungebunden und ohne Amt gelebt, und ſei nicht verhungert: alſo — da iſt ihm der Ort und dort die Menſchen verhaßt. Wahrhaftig tauſchte ich doch meine Unwiſſenheit mit meinem Bischen Phlegma, das ſich ein Bischen Brot in Ruhe tobt, nicht um alle die unruhige Weisheit. Mit Göthen's und ſeines Mitbruders Lenzens neuen Schauſpielen war er äußerſt unzufrieden. Ein Bischen Witz und Laune, ſagt er, gölte ihm eben ſo viel, als ein wenig Temperamentstugend, und der müſſe ganz auf den Kopf gefallen ſein, der, wenn er ſich keiner Regel unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein ſchöner, durchdachter Plan und die geſchickte Herbeiführung der Situationen mit der gehörigen Entwicklung gut ausgebildeter Charaktere, erfordern mehr Genie. Höchſt aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werther und behauptete, der Charakter des jungen Jeruſalems wäre ganz verfehlt: er ſei niemals der empfindſame Narr, ſondern ein wahrer nachdenkender Philoſoph geweſen. Er ſelbſt beſäße einige ſehr ſcharfſinnige Abhandlungen von ihm, die er über die Unſterblichkeit der Seele, die Beſtimmung des Menſchen u. ſ. w. bei Gelegenheit des Phädon von Moſes aufgeſetzt und die er (Leſſing) nächſtens mit einer Vorrede herausgeben wolle; er habe deswegen bereits am (sic) Vater geſchrieben und dazu die Erlaubniß erhalten, doch ſoll noch kein Menſch etwas davon wiſſen. Kurz ich merke, er wird ihm einmal jöhlings wie Klotzen auf den Nacken ſpringen; doch da es Göthen auch

1) Ernſtine Reiske heirathete nicht wieder; ſie lernte einen gebildeten jungen Edelmann, den nachherigen Droſt von Egidy, kennen, der ſich von Seiten des Charakters ihre Achtung erwarb, und nahm ihn an Sohnes Statt an. 1780 verließ ſie Leipzig, ein Jahr lang lebte ſie zu Dresden, hernach bei Braunſchweig und zuletzt zu St. Compen bei Egidy, wo ſie 1798 ſtarb. (Meuſel's Lexicon der von 1750–1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller, XI, 191., wo auch ihre Schriften verzeichnet ſind.) Von der Bedrängtheit, welche in dem Reiske'ſchen Hauſe herrſchte, machte J. G. Schneider ſeinem Freunde Middeldorpf, von dem ich es habe, eine ergreifende Schilderung. So trug Reiske in der Dunkelheit am Abend die Brote, welche ſeine Frau am Tage ſelbſt gebacken, zum Bäcker. Deutſche Gelehrte mögen ſich an dieſem Schickſale ſpiegeln! —

nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren. Basedow und Lavater hießen ihm ein paar enthusiastische Narren und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. So viel er Zweifel in die Sache selbst setzte, so behauptete er, man müsse, wenn ja etwas dran wäre, die Menschen ganz nackend sehen, weil oft ein garstiges Gesicht auf einem sehr schön gebauten Körper stünde. Von Ihnen sprach er mit großer Hochachtung und sagte, daß er, um philosophische Ideen mit Klarheit und Richtigkeit auszudrücken, gegen Sie ein Schurke sei. — Ich schreibe Ihnen nicht Gewäsche, weil ich weiß, daß Ihnen der Mann nicht gleichgültig ist. Im Ganzen hat er mir besser gefallen als sonst, wann er von Berlin kam, und scheint der Hof seine Sitten und seinen Umgang um ein Großes gemildert zu haben. Sollte er wieder zurückkommen, so erfahre ich vielleicht von der Absicht seiner Reise ein Mehreres; denn er schien mir noch etwas auf dem Herzen zu haben, das er mir sagen wollte, woran wir aber immer gehindert wurden. Ein gewisser quidam hat mich vor einigen Tagen versichern wollen, daß man in Dresden mit Hageborns Dienste auf ihn Absicht habe, da dieser rechtschaffene Mann immer schwächer wird und seines Gesichts beinahe ganz beraubt ist. So sehr ich uns zu dieser Acquisition Glück wünschen wollte, so weiß ich doch nicht, ob er sich dabei auf lange wohl befinden würde. Mit Lipperten würde es seltsame Auftritte geben.

Zu S. 272. Dieses Tagebuchs erwähnt schon Karl Lessing im Leben seines Bruders S. 360 mit dem Bemerken, daß Lessing es wenigstens dann herauszugeben hoffte, wenn er eine zweite Reise dahin angestellt haben würde. In einer Anmerkung sagt er: „Es erfolgt, so wie es aus seinen Papieren zusammengetragen worden, am Ende ganz vollständig." Dies ist, wie man weiß, nicht geschehen; doch hat Schink in Lessings Leben (Lessings Schriften I. Band, Berlin 1825, S. 94) schreiben können: „Ein Tagebuch über diese Reise hat sich aus seinen Papieren zusammengefunden und ist vollständig seinen Schriften einverleibt worden!" — Das Tagebuch, ein in Leder gebundenes Manuscript mit vielen leeren Blättern, befindet sich jetzt in den Händen des Herrn Kammergerichts-Referendarius Lessing, der es von seinem Oheim, dem Hofrath gleichen Namens in Berlin geerbt hat. Vergl. die Vorrede zur ersten Abtheilung.

Zu S. 281. Nicolai sagt in seiner Gedächtnißschrift auf Engel (Berlin 1806, S. 20) auf Anlaß von Lorenz Stark: „Es ist irgendwo (nämlich in dem 1805 erschienenen LXXI. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 161) gesagt worden, dieser Roman wäre zuerst zu einem Schauspiele angelegt gewesen, wozu Engel durch einen freundschaftlichen Streit mit Lessing über Diderots Hausvater Veranlassung genommen hätte; das Schauspiel hätte aber Engel liegen lassen, nachdem des Herrn v. Gemmingen deutscher Hausvater erschienen wäre und die bereits fertigen Scenen wären sodann zu dem Romane umgebildet worden. Dies alles ist ganz unrichtig. Engel ist überhaupt niemals mit Lessing in sehr genauer Verbindung gewesen, da beide nie zusammen an Einem Orte lebten. Sie haben sich nur im Jahre 1776 einigemal gesprochen, als Lessing zum letztenmale in Berlin war, und wurden sich da freilich wechselseitig sehr werth. Was Lorenz Stark betrifft, so berührt dessen Entstehung uns hier nicht; das Gespräch zwischen Engel und Lessing aber wird durch Nicolais Bemerkungen nicht im geringsten zweifelhaft gemacht, wenn auch Nicolai nichts davon wußte, der allerdings zu glauben schien, daß nur das über Lessing wahr sei, worum er wisse.

Zu S. 296. Mein lieber Müller![1])

Wie? Sie wissen, was der Minister mir in seinem Letzten geschrieben und können mit mir so sprechen? Doch Sie sprechen im Namen des Ministers und Sie würden in Ihrem eigenen Namen gewiß anders sprechen; in Ihrer eigenen Person gewiß anders handeln, als Sie zu wollen scheinen, daß ich handeln möchte. Wie? ich sollte in Rücksicht der Pension, mit welcher man mir das Maul geschmieret, das Geringste für die Academie oder für die deutsche Gesellschaft oder für das Theater thun? Die Verbindung, in die ich zu Mannheim mit so manchem braven gelehrten Manne gekommen, wird mir immer heilig bleiben. Ich werde mir immer eine Ehre daraus machen, in Ihrer Genossenschaft an dem zu arbeiten, woran ich, nach meinen Kräften, auch unbezahlt zu arbeiten gewohnt bin. Aber jetzt in Rücksicht auf die Pension, sollte ich das Geringste von dieser Art thun? Nimmermehr, mein lieber Müller, fragen Sie sich selbst.

Mögen doch Wieland und Klopstock, um in Mannheim Fuß zu bekommen, thun was sie wollen. Ihr Exempel muß hier auf mich nichts wirken. Ob mein Exempel, wenn sie hören, wie man in Mannheim mir begegnet, nicht auf sie wirken wird, ist eine andre Frage. — Und was sagen Sie nun vollends dazu, was man mit dem ehrlichen Manne machen

1) Von Lachmann dem Dr. Danzel mitgetheilt; Lachmann erhielt den Brief von Herrn Künzel.

will, der Ihnen dies übergiebt? Ich empfehle ihn Ihnen, wenn ein ehrlicher Mann einem ehrlichen Manne empfohlen zu sein braucht. — Leben Sie recht wohl, und lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist.

Wolfenbüttel, den 15. April 1777.

Der Ihrige

Lessing.[1])

Zu S. 316. Lessing's Begräbniß,[2])

ein nach den Acten der Fürstlich Braunschweigschen Kammer abgefaßter Bericht von Dr. Carl Schiller.

Nicht allein, weil Alles, was auf Lessing Bezug hat, von Interesse ist, sondern hauptsächlich aus der Rücksicht, weil sich selbst in Lessing's Todtenstadt die, hin und wieder sogar öffentlich ausgesprochene, sehr irrige Ansicht[3]) hat vernehmen lassen, daß dieser Heros der deutschen Literatur nächtlicher Weile und nicht mit der ihm gebührenden Ehre bestattet worden sei, glaubte sich Verfasser dieser Zeilen verpflichtet, den Acten der ehemaligen Fürstl. Braunschweigschen Kammer diejenigen Notizen entnehmen zu müssen, welche über diesen Punkt das erforderliche Licht zu verbreiten geeignet sind.

Unmittelbar nach dem, am 15. Februar 1781 zu Braunschweig[4]) erfolgten plötzlichen Tode Lessing's, erließ Herzog Carl Wilhelm Ferdinand an die Fürstl. Hof-Kasse einen Specialbefehl, die nöthigen Vorschüsse für die Beerdigung zu leisten. Diese fand am 20. Februar g. J. statt und zwar auf eine, dem Range Lessings und der Gesinnung seines landesväterlichen Beschirmers gleich würdige Weise.

Zunächst wurde Lessing's Tod nach üblichem Gebrauch durch einen öffentlichen Miethslaquais dem Kreise seiner Bekannten angesagt, hierauf in den öffentlichen Anzeigen bekannt gemacht, und sodann von der Kanzel herab durch den Prediger der Magni-Kirche die Danksagung geleistet. Lessing erhielt auf dem, zwischen dem Stein- und Augustthore belegenen Magni-Kirchhofe eine eigene Grabstätte; sowie auch einen hohen Sarg, eine sogenannte „Rußkiste," welche mit schwarzem Tuch überzogen und mit verzinnten Griffen und Schildern geschmückt wurde. Der Sarg war im Innern mit weißem Zeuge garnirt, und die Leiche mit einem weißen, neuen Sterbegewande und weißen Handschuhen bekleidet. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem sich das Leichengefolge im Sterbehause versammelt hatte, setzte sich der Trauerzug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, welche von vier Dienern geführt wurden. Außer dem, in vier Kutschen vertheilten Leichengefolge, befanden sich noch 16 Träger im Zuge. . . . .

Der Geheimerath von Münchhausen forderte nun von Fürstlicher Kammer den von Fürstl. Hof-Kasse gemachten Vorschuß obiger Summe zurück, wurde jedoch mit dem Bescheide zurückgewiesen, daß diesem Ansuchen ohne Genehmigung Sr. Durchlaucht nicht gewillfahret werden könne. Auf den dieserhalb unter dem 14. April 1781 gemachten Antrag des Finanz-Collegiums beschloß der Herzog: 1) daß die von der Hof-Kasse vorgeschossene Summe von 154 Rthlr. 30 Groschen aus der Kammer-Kasse dahin zurück zu zahlen, und dieser Posten inter Extraordinaria in der Kämmerei-Rechnung aufzuführen sei; 2) daß die, dem Verstorbenen kurz vor seinem Tode vorgeschossene, und nicht wieder abgetragene Summe von 600 Rthlrn. dergestalt in Abzug gebracht und berichtigt werden solle, daß dagegen an dessen Erben eben so wenig die Sterbe- als Gnaden-Quartals-Besoldung ausgezahlt werde. Aus einer, dem Promemoria des Finanz-Collegiums beigefügten Note erhellet, daß Lessing 900 Rthlr. jährliche Besoldung zu genießen hatte, wovon resp. 9 und 3 pCt. decourtirt

---

1) Einen andern Brief Lessing's spätern Datums an Müller aus Wolfenbüttel den 6. Mai 1777 wird Herr v. Maltzahn in der neuen Ausgabe von Lessing's Schriften mittheilen. Er betrifft vornehmlich Seilern, und das Benehmen des Ministers von Hampesch, welchen Müller vertheidigt hatte. »Daß sie mir, mein lieber Müller, übrigens versichern, daß Hampesch an allen diesen Dingen unschuldig ist, ist mir zum Theil lieb, weil ich doch nach nicht alle Achtung gegen diesen Mann verloren habe. An Seiler's Unglück kann er auch wirklich unschuldig sein. Aber gegen mich hat er doch von Anfang an als ein kleiner kriechender Minister agirt und darüber soll er die Wahrheit von mir hören. Und wenn er sie nicht geschrieben lesen will, soll er sie gedruckt lesen.«

2) Abgedruckt in der Hannover'schen Morgenzeitung Nr. 18, 21. Jan. 1845.

3) Die noch der, freilich sehr kurzen, doch wahren Notiz, welche Lessing's Bruder über diese Angelegenheit giebt, nie hätte aufkommen sollen: »Er (der Herzog) ließ ihm auf seine eigne Kosten, und von freien Stücken, ein sehr anständiges Begräbniß veranstalten.« s. G. E. Lessing's Leben, herausgeg. v. K. G. Lessing. 1793. I. p. 414. —

4) In dem Hause des Weinhändlers Angott, dem gewöhnlichen Absteigelogis des häufig in Braunschweig verweilenden Lessing's. —

worden, so daß er 800 Rthlr. baar empfing. Bis incl. 1. Februar 1781 hat Lessing seinen Gehalt erhoben, und hat daher die Kammer-Kasse nach Abzug der Sterbe- und Gnaden-Quartals-Besoldung von dem geleisteten Vorschusse von 600 Rthlrn. und von den vorgeschossenen Begräbnißkosten von 154 Rthlr. 30 Gr. einen reinen Verlust von 361 Rthlrn. 26 Gr. zu erleiden gehabt.[1]) —

Zu S. 322. Der Hamburgische Correspondent von 1770 Nr. 102 vom 14. Juli sagte über dieses Bild: „Dürften wir Herrn Nicolai einen freundschaftlichen Rath geben, so bitten wir, ins künftige lieber alle Kupfer wegzulassen, als uns vor jedem Bande mit einer Mißgeburt, wie der unglückliche Lessing abermals dasteht (er muß also schon einmal so dagestanden haben) auf vier Wochen allen Geschmack an Kupferstichen zu verleiden." Nicolai zeigte sich ärgerlich und beschämt vor Lessing (XIII. 225, vom 23. Juni 1770): und um sich lustig aus dem Handel zu ziehen, nannte er es „einen hämischen Streich von Klotzen," der sie beide zusammenhetzen wolle. Man habe ihm zwar sagen wollen, der Kupferstich wäre nach einem Bildnisse, das Lessings Vater in Kamenz besitze, gemacht; das könne aber nicht sein u. s. w. Lessing nahm die Sache eben so lustig auf (XII. 260): „Der verdammte Klotz! nicht genug, daß er uns den Streich mit dem Porträit gespielt; hören Sie nur, was er noch gethan hat . . ." (das Folgende geht auf den Fund des Decengracius.)

Danzel erwähnt im ersten Bande S. 9 in der Anmerkung eine Novelle von Karoline Lessing: Des Onkels Porträit, die sich auf G. E. Lessing beziehen und manche Familienverhältnisse berühren solle. Der eigentliche Titel der Novelle (sie steht im Schlesischen Taschenbuche, herausgegeben von W. L. Schmidt, Hirschberg 1826) heißt: „Des gelehrten Großoheims Bild." Aber von Familienbeziehungen auf Lessing habe ich wenigstens darin nichts finden können. Die Novelle knüpft blos an ein Bildniß Lessings an, und geht dann in eine Liebesgeschichte über, die sich von den gewöhnlichen fast nicht unterscheidet.

Zu S. 329. Meine liebste Mutter![2])

Ich muß Sie tausend Mal um Verzeihung bitten, daß ich meiner Zusage und meiner Schuldigkeit schlecht nachkomme. Ich bitte Sie aber auch eben so sehr überzeugt zu sein, daß es eine wahre Unmöglichkeit für mich gewesen ist, das zu leisten, was ich mit so vielem Vergnügen leiste, sobald ich es nur einigermaßen im Stande bin. Es haben seit einem halben Jahre so dringende Schulden auf mich losgestürmt, daß ich alle Mühe gehabt habe, meinen guten Namen zu erhalten. Das baare Geld ist daher bei mir so knapp gewesen, als es nimmermehr bei Ihnen hat sein können. Denn die Schwester wird doch noch immer einen Dukaten oder so etwas in Reserve gehabt haben, an dem es mir wahrlich so oft gefehlt hat. Beigehende 50 Rthlr. gehören noch zu meiner Schuld vom vorigen Jahre. Sobald mir wieder etwas Geld eingehet, will ich mich meiner Schuld für dieses Jahr gewiß erinnern. Nur nochmals bitte ich Sie, meine liebste Mutter, an meinem guten Willen nicht zu zweifeln. Die Schwester schien in ihrem letzten Briefe zwar sehr daran zu zweifeln, und ich muß Ihnen sagen, daß mich dieser Brief nicht wenig gekränkt hat. Ich will halten, daß sie es so übel nicht gemeint hat, und daß ihr freilich wohl das Feuer auf die Nägel mag gebrannt haben, da überhaupt jetzt in Sachsen schlechte Zeiten sein sollen. Ich wünsche sehr, daß Sie beide so wenig davon empfinden mögen als möglich, und daß Sie Gott inzwischen nur gesund erhalten möge.

Wegen des Lebenslaufs unsers seligen Vaters bitte ich Sie, meine liebste Mutter, beruhigen Sie sich doch nur ja. Wenn er vor Jahr und Tag wäre gedruckt worden, so wäre er jetzt schon wieder vergessen. Ein bloßer Lebenslauf, so wie er von der Kanzel nach der Parentation abgelesen werden kann, ist so gut wie gar nichts, und ob ein solcher gedruckt wird oder nicht, das würde dem seligen Manne, wenn wir ihn selbst fragen könnten, sehr gleichgültig sein. Und was die lieben Gamzer dazu sagen, daß muß uns vollends nicht bekümmern. Genug, daß ich es gewiß nicht vergessen werde, ihm ein ander Andenken zu stiften, das seiner würdiger ist, und womit gewiß auch Theophilus zufrieden sein soll. Diesem bitte ich mich zu empfehlen und verbleibe Zeit Lebens

Meiner liebsten Mutter

Wolfenbüttel,
den 9. April 1772.

gehorsamster Sohn
Gotthold.

---

1) Die an demselben Orte amtlichen Schreiben, Rechnungen und Quittungen enthalten die genaueren und einzelnsten Angaben dieser lugubern Angelegenheit; wir erlassen sie dem Leser.

2) Unter Danzel's Papieren, mit der Anmerkung: »Der Brief ist von Herrn R. (mit Bleistift Rubo), Herrn Prof. Lachmann mit dem Entwurf zu Nathan dem Weisen übergeben worden, und mir von diesem gefälligst zur Abschrift anvertraut.«

Zu S. 330. Die Zeitung für die elegante Welt von 1853 Nr. 46 (Feuilleton) S. 549 theilt auf Anlaß des Lessingdenkmals in Braunschweig unter der Ueberschrift: Der Hund und der Philosoph folgenden Zug, als Zeichen von Lessings großer Herzensgüte mit. Der Philosoph, der hier nicht genannt ist, war Könemann:

Zur Zeit, als Lessing in Wolfenbüttel lebte, meldete sich eines Tages bei ihm ein Liefländer, der übel gekleidet war und sehr deutliche Spuren des Kummers in seinem Gesicht trug. Auf die Frage, wer er sei? entgegnete ihm der Fremde: „Ich bin ein Philosoph.“ Diese Antwort fiel Lessing auf; und als er ihn jetzt fragte, was er wünsche, zog der Fremdling ein schmutziges Manuscript zwischen Rock und Weste hervor und sagte: „Ich arbeite hier an einer Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen, die ich gern vollenden möchte, aber ich habe kein Dach und Fach und kein Brot. Geben Sie mir eine Kammer in ihrem Hause und nothdürftig Brot, ich will mein Buch hier fertig schreiben.“ — Lessing war unter den wenigen edleren Menschen gerade Derjenige, der durch eine so seltsame Anrede am leichtesten zu gewinnen war. Ohne Bedenken bewilligte er die Bitte des Fremden. Der Philosoph — er ging nun unter diesem Namen — erhielt ein Zimmer und freien Tisch, auch Taschengeld zu seinen kleinen Bedürfnissen. Er lebte froh und ungenirt in Lessings Hause und wurde wie ein Glied der Familie betrachtet. Wie Lessing sagte, sollen in dem Buche einige gute Stellen gewesen sein. Die Sprache war aber nicht das, was man elegant nennt, und überdies noch undeutsch mit grammatikalischen Schnitzern. Als Lessing den Verfasser hierauf aufmerksam machte, sagte der Philosoph in seiner gewöhnlichen lakonischen Weise: „das weiß ich, aber dies kann man ja in der Vorrede mit wenigen Worten anzeigen, daß ich diese Dinge nicht verstehe.“

Der Philosoph war übrigens ein linkischer Mensch und hatte ein ungefälliges Aeußere. Dabei besaß er einen großen schmutzigen Hund, der nie von seiner Seite wich, und besonders bei Tische sehr beschwerlich war. Als man einst zu Lessing sagte: daß man wohl den Philosophen, aber nicht seinen Hund leiden könnte; versetzte er mit einiger Wärme: „Sie wissen noch nicht, was es mit diesem Hunde für eine Bewandniß hat. Der Hund ist eine Zierde des Philosophen; denn letzterer traf solchen auf seinen Wanderungen einst entkräftet und verschmachtet am Wege liegen. Der Philosoph hat zwei Wecken[1]) in der Tasche. Er spendete dem Hunde eine davon, die dieser heißhungrig verschlang; und von diesem Augenblick an hat der Hund seinen Wohlthäter nie verlassen. Ueberlegen Sie, daß damals die beiden Wecken der ganze Vorrath von Lebensmitteln war, die der arme Wanderer besaß. Er theilte redlich und, so lange ich noch Einen Weck habe — setzte Lessing hinzu — soll der Philosoph einen halben davon haben.

So blieb der Freund mit seinem Hunde während des Winters ungefähr fünf Monate im Lessingschen Hause. Als das Frühjahr anbrach, sagte eines Tages der Philosoph ganz unerwartet: Morgen früh werde ich abreisen! — Lessing, der den festen Sinn seines Mannes kannte, gab ihm in der Stille Reisegeld, und am nächsten Morgen, ehe die Familie aufgestanden war, nahm der Philosoph seinen Stab und setzte, in Begleitung seines Hundes, seinen Weg weiter fort.

Diese Anekdote erinnert an den Zug von dem dankbaren Pudel Just's in Minna von Barnhelm. Lessing hielt, in frühern Zeiten wenigstens, selbst einen Hund, der mit vieler Treue an ihm hielt, wenn die Erzählung von dem Traume wahr ist, welchen jemand im Mitternachtblatt 1827, Nr. 12 mitgetheilt hat, und die Nodnagel in sein Buch: „Lessings Damen“ S. 103 aufgenommen hat. Sie fällt in die Zeit von Lessings Leben in Breslau und wird Danzeln wohl nicht entgangen sein, der sie vielleicht nur nicht der Beachtung werth hielt. — Ehemals, da man noch keine Hundesteuer kannte, konnten rührende Züge der Art in Poesie und Leben sich häufiger ereignen.

Zu S. 333. Auszug aus den gerichtlichen Protokollen über Lessing's Nachlaß, nebst einigen Notizen über Lessing's Denkmal zu Wolfenbüttel vom Kreisgerichts-Registrator Sack.

Als der Hofrath Lessing am 15. Februar 1781 in der Behausung des Weinhändlers Angott am Egidien-Markte in Braunschweig, dem jetzigen von Hantelmannschen Hause, Abends 9 Uhr gestorben war,[2]) erließ der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand an den damaligen Bürgermeister und Rath in Braunschweig den Befehl, Lessings nachgelassene Effecten unter Siegel zu nehmen. Der Secretair Reitemeyer, welchem dieses Geschäft vom Magistrate übertragen wurde, führt in dem, unter dem 9. Februar 1781 (muß wohl

1) Semmeln.

2) Im 15. Stücke der Braunschweigschen Anzeigen vom Jahr 1781 pag. 167 wird dieser Todesfall unter der Bemerkung bekannt gemacht: Lessing sei im 53. Jahre seines Alters an einem Steckflusse verstorben.

19. Februar heißen) aufgenommenen Protocolle an: daß er sich nach Lessing's Logis im Angottschen Hause verfügt, und daselbst zwei gepackte und verschlossene Koffer versiegelt habe, daß aber außerdem noch:

„vier Paar Schu,
„ein Paar Stiebeln,
„ein stählern Degen,
„ein spanisches Rohr mit messingern Knopf,
„ein Paar silbern Schuschnallen,
„zwei kleine paquet Zimt"

vorgefunden seien.

Durch ein Rescript des Fürstl. Braunschw. Geheime-Raths-Collegiums und der Justiz-Canzlei zu Wolfenbüttel vom 11. April 1781 wurde ferner verordnet, daß behuf des in Wolfenbüttel anzufertigenden Inventariums über den Nachlaß Lessing's, dessen in Braunschweig unter Siegel genommene Sachen dorthin gebracht, und zu dem Ende dem Canzlei-Secretair Fricke verabfolgt werden sollten.

Auch dieses Geschäft wurde dem Secretair Reitemeyer committirt, und in der darüber unter dem 17. April 1781 in der Angettschen Behausung aufgenommenen gerichtlichen Acte bemerkt: es sei zur Empfangnahme der Lessingschen Effecten der Canzlei-Advocat von Kalm von dem Canzlei-Secretair Fricke autorisirt erschienen, und demselben zwei Koffer, welche versiegelt geblieben, nebst vier Paar Schuhen, einem Paar Stiefel, einer Schlafmütze und einem Pelze überliefert worden. Das spanische Rohr und den stählernen Degen habe der Herr Münzdirector Lessing in Verwahrung genommen; die silbernen Schuhschnallen hätten sich jedoch nicht vorfinden lassen wollen, womit diese gerichtlichen Verhandlungen schließen. —

In einem ungedruckten Briefe Eschenburgs an Gleim vom 1. Juni 1781 (in Danzels Papieren) heißt es: „daß Lessings Bruder zwei Koffer Papiere und Briefschaften von Wolfenbüttel zusammengebracht habe." Er wollte sie mitnehmen, man versagte ihm aber die Erlaubniß, bis nach Ablauf des für die Creditoren angesetzten Termins. Unser Herzog hat indeß diese Verweigerung gemißbilligt, und durch ein Handschreiben aus Sanssouci aufgehoben. Heute wird Alles den Erben ausgeliefert werden, was von Papieren vorhanden und nicht zur Bibliothek gehörig ist. Aber Vollendetes und Druckfertiges wird nur wenig vorhanden sein, vollends, wenn es nicht in die rechten Hände kömmt.

Zu S. 337. Gleim an Eschenburg.[1])

Braunschweig, den 28. Februar 1781.

— Ist's denn wahr, mein bester Eschenburg, daß unser nun bei Kleist seiender . . .[2]) Lessing zu Braunschweig gehaßt worden ist von allen Menschen, von hohen und niedern, gelehrten und ungelehrten? daß er sicher auf der Straße nicht hat gehen können? u. s. w. (Dies habe ihm ein junger Kaufmann, Namens Masch, erzählt und hinzugefügt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Lessing als ein Feind der Religion aus der Welt geschafft worden, denn Viele haben gewünscht, man möge sich dieses Ungeheuers entledigen können und er habe dies selbst von einem Soldaten, welcher Freimaurer sei und wider Lessingen geschrieben habe, gehört.)

Eschenburg erwiedert darauf den 2. März: „Nein, nein, mein verehrungswürdigster bester Gleim, so verkannt war unser Lessing hier doch nicht, wie der auf alle Weise schlecht unterrichtete junge Kaufmann Ihnen einbilden wollte. Sie begreifen leicht, daß es auch bei uns der theologischen Dunse und der blinden Namenchristen nicht wenige geben mußte, die seine letzten Schriften theologischen Inhalts verwerflich fanden, seine Absicht verkannten, seinen Sinn oft muthwillig verdrehten, ihn für einen offenbaren Religionsfeind, Spötter und Gott weiß für was alles hielten. Auch waren vielleicht manche vom ersten Range, die, weil ihnen Lessingen nicht den Hof machte, nicht viel besser von ihm dachten und urtheilten. Aber in persönliche Kränkungen ist dieser böse Leumund nie ausgebrochen, vielmehr genoß er überall der seinen Verdiensten gebührenden Achtung und Unterscheidung, und hätte der Beweise davon noch öfter und mehrere genießen können, wenn er ihnen nicht lieber ausgewichen als nachgejagt wäre. Noch vier Tage vor seiner letzten Krankheit speiste er an der Tafel des regierenden Hofes und den Tag darauf bei der verwittweten Herzogin. Während seiner Krankheit waren die Erkundigungen des Herzogs, der beiden Herzoginnen, des Herzogs Ferdinands u. s. w.

1) Aus Gleim's handschriftlichem Briefwechsel, in Danzel's Papieren. Dieser anziehende Brief wirft auch Licht auf Lessing's Verhältniß zum Verf. in seinen letzten Tagen.

2) Unleserlich; soll wohl »Freund« heißen.

unabläßig. Ich muß das Alles, so unwesentlich es an sich ist, Ihnen zum Beweise anführen, daß er nicht von Hohen und Niedern gehaßt ist. Unter der Masse der Letztern liebten und schätzten und bedauerten ihn manche, die Gelegenheit gehabt haben, seine edle Art zu denken und zu handeln, in der Nähe kennen zu lernen. Die Wolfenbüttelschen Armen erkennen den Verlust eines der willigsten Geber, der im Verborgenen so oft und so gern wohlthat. — Auch mit dem Argwohn wegen seines Todes sei es nichts. „Der Soldat und Freimaurer ist gewiß kein anderer, als ein schwärmerischer Kopf — ein Ungar, wenn ich nicht irre — der vor einem Jahre etwa ein brüderliches Sendschreiben an Lessing und ein anderes an die Freimaurer in Hamburg drucken ließ, armselige Wische. In dem Briefe an Lessing gestand er selbst, er habe ihm bei seiner Durchreise durch Wolfenbüttel ein Viatikum gegeben, desto mehr aber finde er sich gedrungen, ihm sein Unrecht vorzuhalten und an seiner Bekehrung zu arbeiten. Der Mensch soll auch wieder hier gewesen sein; aber er ist, soviel ich von ihm weiß, zu sehr Tropf und Pietist, um mörderischen Verdacht zu erregen. Auch wird die Nachricht von der Leichenöffnung, die ich Ihnen neulich gab, diesem Verdachte weiter keinen Raum geben. Hier ist, soviel ich weiß, noch kein Mensch darauf verfallen." — —

Zu S. 342. Zur nähern Kenntniß dieser Verhältnisse diene, was Schönemann im Serapeum von 1844, S. 233 aus den Akten der Wolfenbüttler Bibliothek mitgetheilt hat, an die Zeit im Sommer 1776, da Lessing einen Augenblick daran dachte, Wolfenbüttel mit Mannheim zu vertauschen, anknüpfend: Lessing dachte daran, seine Bibliotheksrechnungen in Ordnung zu bringen; aber — „die Bibliothekrechnungen wurden eben so wenig in Ordnung gebracht, als die Bibliothek selbst in eine andere und bessere Ordnung."

„Während seiner ganzen Amtsführung hatte Lessing keine Rechnung abgelegt, und nach seinem Tode schwankten deshalb die Erben, ob sie die Erbschaft annehmen sollten. Glücklicherweise hat der Bibliothek-Sekretair von Eichin noch ein dünnes Heft in Quarto gerettet, auf dessen sechs ersten Blättern von Lessings eigener Hand die aus der Waisenhausbuchhandlung von 1770 bis 1776 für die Bibliothek angekauften Bücher wahrscheinlich zur Abrechnung in dieser Zeit (das letzte Datum ist vom 12. Juni 1776) verzeichnet sind. Eichin bemerkte dabei: „Bis hierher geht Herrn Lessings eigene Handschrift, die Fortsetzung „habe ich aus denen Rechnungen gezogen, so viel ich nämlich (da mir die neuen Bücher „nach 1776 niemals zu Gesicht gekommen) habe glauben können, daß sie für Fürstl. „Bibliothek angeschafft sind" — (desgl. auf dem Umschlage): — „die Summa ist immer „von meiner Schrift, weil es Herrn Lessing zu lästig war, erst zusammen zu rechnen, ich „habe auch das Buch linirt und geheftet." Den 5. April 81.

Hierbei bemerkt Schönemann in der Note: „So wurde nicht blos in den letzten fünf Jahren die Registratur durch Lessing vernachläßigt; sondern schon früher, als der Geheime Rath von Praun im Jahre 1773 aus der Lichtensteinischen Auktion in Helmstedt vier Manuscripte für die Bibliothek für 20 Thlr. gekauft hatte, setzte Lessing dieselben weg, ohne sie in die Cataloge zu tragen, oder auch nur durch den Sekretair registriren zu lassen, so daß dieser bei Anfertigung der Lessingschen Rechnungen im Jahre 1781 nicht im Stande war, jene vier Manuscripte näher zu bezeichnen oder auch nur zu nennen, weil er sie nie gesehen habe." Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt Lessing von dem Sekretair v. Eichin ein Verzeichniß der bei einer unterdessen vorgenommenen Revision vermißten Manuscripte und erwiederte nur: „er und der General-Superintendent Knittel würden sie wohl haben." Also waren über jene Manuscripte keine Scheine gegeben, noch weniger in dem Registraturbuche deren Verleihung angezeichnet. Ebenso fanden sich nach Lessings Tode an 30 Manuscripte und mehr als 150 gedruckte Bücher der Herzogl. Bibliothek in seiner Wohnung ohne irgend eine Nachweisung in der Bibliotheks-Registratur. Ueberhaupt kommt Lessings Name nicht ein einziges Mal im Registraturbuche vor."

„Der Zuwachs der Herzogl. Bibliothek unter Lessings Verwaltung (heißt es im Texte weiter) wurde nicht wie in den kurz vorhergegangenen Jahren durch außerordentliche Schenkungen und Vermächtnisse begünstigt und beschränkte sich hauptsächlich auf die neuesten von der Waisenbuchhandlung in Braunschweig und andern gelieferten Werke, unter denen z. B.:

Ihre, Glossar. Suiogothicum. 2 Voll.	15	Thlr.	— gGr.
Encyclopedie etc. par de Felice. Yverdun. T. I—XLII. avec Pt. etc.	216	„	— „
Newton Arithmetica univ. 2 Voll. 1761.	8	„	— „
Euleri Algebra	3	„	— „
Ejusd. Dioptrica T. I—III. Petrop. 1769, 70.	15	„	4 „
Commentar. Acad. Sc. Petropol. Tom XII—XIV.	16	„	12 „
Astruc de morbis venereis. 2 Voll. 1740.	7	„	16 „
Adelungs Wörterbuch. 1—3 Thl.	18	„	— „
Sandrarts Akademie. 1—8 Thl.	80	„	— „
Plinius ed. Harduin. Vol. I—III.	30	„	— „

u. s. w. gleich große Summen wegnahmen.

Außerdem wurden die Reiskeſchen Schriften und Ausgaben, einige werthvolle Ausgaben lateiniſcher und engliſcher Claſſiker, theologiſche und andere Schriften, von Reiske ſelbſt und ſeiner Wittwe, von Schmidt und Eſchenburg in Braunſchweig gekauft und aus Leſſings eigener letzten Bücherauction in Hamburg (14. Mai 1770) folgende Bücher erſtanden:

Demosthenes per Aldum. Venet 1504. f. = 11 Thlr.
Horatii Epp. ad Pison. et Aug. (by Hurd.) Cambr. 1757. 2 Voll. in 8vo. = 2½ Thlr.
Suidas ed Kuster. 3 Voll. = 18 Thlr.
Hildeberti Turon. Opera Par. 1708. f. = 5 Thlr.
Dactyliotheca Zanettiana = 9 Thlr.
Natter traité de graver en pierres etc. = 3 Thlr.
Eplication de div. Monum. etc. par le R. P. Dom. XXX. Paris 1739. 4to. = 3 Thlr. 8 gGr.
Muratori della perfetta poesia italiana. 2 Voll. 4to. = 4 Thlr.
Dramaturgia di Lione Allacci. Ven. 1755. 4to. = 2 Thlr.
Concina de theatri moderni etc. Rom 1755. f. = 2⅔ Thlr.
Le Mereure de 1721—1757. 254 Voll. 8vo. = 63½ Thlr.
Le Journal des Seavans de 1665—1764. 235 Voll. (NB. mit Zugabe der verhandenen 80 Bände) für 51 Thlr. 16 gGr. Zuſammen für 175 Thlr. 16 gGr.

Von der Reiſe über Wien nach Italien und zurück hatte Leſſing 17 Bände in Folio, 77 in Quarto und 150 in Oktavo, meiſt archäologiſchen und ſchönwiſſenſchaftlichen Inhalts, mitgebracht, welche nach ſeinem Tode, anfangs zu 300 Thlr. angeſetzt, ſpäterhin zu 250 Thlr. angenommen wurden.

Der Bibliothek-Sekretair von Eichin ſtellte nämlich für Leſſings Erben folgende Rechnung über Leſſings ganze Verwaltung auf:

Einnahme.

I.	Kaſſenvorrath vom Bibliothekar Hugo übergeben...	180	Thlr.	6	gGr.	10 Pf.
II.	Jährliche Einnahme von Fürſtl. Kammer von elf Jahren (à 200 Thlr.).....	2200	„	—	„	— „
III.	Des Buchhändler Meißners jährl. Canon (20 Thlr. in Büchern).....	199	„	14	„	— „
	Summa	2579	Thlr.	20	gGr.	10 Pf.

Ausgabe.

I.	An Meißners Buchhandlung für gelieferte Bücher ...	199	Thlr.	14	gGr.	— Pf.
II.	An die Waiſenhausbuchhandlung in Braunſchweig ..	736	„	18	„	— „
III.	An auswärtige Buchhändler und Gekehrte	741	„	4	„	4 „
IV.	Aus Auktionen nur für.....	83	„	3	„	— „
	Für Lavater's Phyſiognomie. 1r und 2r Thl.	38	„	—	„	— „
V.	Von der italieniſchen Reiſe mitgebracht für	300	„	—	„	— „
VI.	Leipziger u. Götting. gel. Anz., Hannöv. Anzeig. ꝛc. zuſammen	118	„	11	„	8 „
VII.	Buchbinderlohn an Wiedemann ꝛc.....	435	„	4	„	2 „
VIII.	Für Schreibmaterialien.....	27	„	3	„	— „
IX.	Für Reinigung der Bibliothek	7	„	22	„	9 „
X.	Außerordentliche Ausgaben, Porto u. ſ. w.....	41	„	21	„	1 „
	Summa	2729	Thlr.	6	gGr.	— Pf.

ſo daß den Erben noch ein Vorſchuß gut blieb von 149 Thlr. 9 gGr. 2 Pf., deſſen „ſie ſich jedoch pro redimenda vexa gern begeben wollten!“

Um auf dieſe trockenen Angaben einen erheiternden Eindruck folgen zu laſſen, ſchalte ich hier einen ungedruckten Brief Leſſings an Buſch aus Wolfenbüttel, ein Jahr nach ſeiner Anſtellung, ein, worin Leſſing hauptſächlich über ſeine Stellung zur Bibliothek handelt. Danzel hat eine Abſchrift dieſes Briefes von Herrn Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg erhalten.

An Buſch.

Mein lieber Herr Profeſſor!

Sie bilden ſich meine Nachläßigkeit und Faulheit auch ein wenig gar zu arg. Es mag wohl ſein, daß ich nicht der fleißigſte Briefſchreiber bin, wenn Briefe nur Briefe ſein ſollen: aber die geringſte Commiſſion von meinen Freunden iſt mir jederzeit mehr, als ein bloßer Brief geweſen.

Wenn ich mir nur aber mit Ihrer Commiſſion viel Ehre machen könnte! Wahrlich ich bin ganz beſchämt, daß ich vor den Herrn Hamburgiſchen Scholarchen ſo kahl beſtehen ſoll.

Die Wolfenbüttelſche Bibliothekordnung wollen die weiſen Herren haben. Erſt möchte ich fragen, was für eine Ordnung? Die Ordnung, nach welcher die Bücher in ſelbiger vertheilt und geſtellt ſind? die wohl ſchwerlich, und deſto beſſer; denn die macht der Bibliothek eben nicht viel Ehre, und Herr Dr. Schütze wird ſie ungeſehn eben ſo gut zu machen wiſſen. Alſo vielmehr die Ordnung, was ein jeder der dabei angeſtellten Leute in ſeinem Amte zu thun und zu laſſen hat. Aber leider mit der ſieht es noch windiger aus. Und warum bilden ſich auch die Herrn Scholarchen ein, daß überall ein jedes Ding ſeine niedergeſchriebene Ordnung hat, wie in Hamburg? Hier geht es in vielen Stücken, ohne dergleichen Ordnungen, eben ſo ordentlich oder unordentlich zu, wie bei ihnen.

Im Ernſte, wertheſter Freund, ich wüßte nicht das geringſte, was ich Ihnen zu dem geäußerten Behufe ſchicken oder abſchreiben laſſen könnte. Ich, als Bibliothekar, habe gar keine geſchriebene Inſtruktion; der Sekretair, der Regiſtrator und der Pedell haben zwar eine, aber jede derſelben enthält nichts als einige wenige Punkte, die ſchlechterdings nur auf hier paſſen. Auch wie es mit dem Austeilen der Bücher, mit Zeigung der Bibliothek an Fremde, und dergleichen Dingen hier gehalten wird, kann ihnen dort nichts helfen. Entſchuldigen Sie mich alſo beſtens bei den Herrn Scholarchen — oder vielmehr entſchuldigen Sie mich nur bei ſich ſelbſt, und glauben Sie nicht etwa, daß meine Bequemlichkeit oder weiß gar mein Neid dabei mit im Spiele iſt.

Alles was in unſerer Bibliothek iſt, ſteht jedem zu Dienſte, der es brauchen kann; und wenn Sie wollen, ſo will ich Ihnen mit eigener Hand den ganzen Oceanum Juris abſchreiben.

Mich dünkt, Ihre hamburgiſchen Patres conscripti wollen nun auf einmal mit aller Gewalt den Wiſſenſchaften unter die Arme greifen. Aber, hilf Himmel, was iſt Ihnen eingekommen, das Theatrum Anatomicum auf das Einbeckſche Haus zu verlegen? Auf das Einbeckſche Haus! Ich wette, daß Zinck und Knorr nun keinen Schritt mehr hinthun. Sie haben auch Recht; denn es kömmt mir damit eben ſo vor, als ob jemand den Sommer über in dem Knochenhauſe auf dem Kirchhofe Limonade ſchenken wollte. —

Daß es mit Ihrer Akademie gut geht, freut mich recht ſehr. Und warum ſollte es unter Ihrer unmittelbaren Aufſicht nicht auch noch beſſer gehen, als es bisher gegangen iſt? Ich wünſche Ihnen nur recht dauerhafte Geſundheit dazu, und die Gabe, ſich ſchlechterdings über nichts zu ärgern.

Dieſe letztere hätte ich für meinen Theil ſo ziemlich, aber ich bin darum doch nicht geſund. So geſund, meine ich, wie ich es vierzig Jahre zu ſein gewohnt geweſen. Bald ſollte ich glauben, es liegt an den verzweifelten vierzig Jahren. Wenn das iſt, ſo danke ich für die andern vierzig, die mir noch übrig wären.

Madame Zinck bedaure ich, wegen ihres Verluſtes, recht ſehr. Sie wird ſich als eine vernünftige Frau herzlich zu tröſten wiſſen; aber Gott gebe nur, daß ſie gleich auf den rechten Troſt fällt!

Meine beſten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin! Sie haben gut ſcherzen, in einem Briefe kömmt k und z auf eins heraus. Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihrer beiden

Dero

Wolfenbüttel, den 20. December 1771.

ganz ergebenſter Leſſing.

Zu S. 346. Niemand wird heute die Herausgeber von Leſſings Leben und Nachlaß, Karl Leſſing und Füllebern darüber tadeln, daß ſie in den drei Bänden ſo viel mitgetheilt, als ſie hatten, und es nur bedauern, daß ein vierter Theil, welchen Füllebern vorbereitet, in Folge eines unglücklichen Prozeſſes mit dem Verleger von Leſſings Werken, dem Buchhändler Voß, in Stocken gerieth. (S. Schummels Breslauer Almanach 1. Theil, Seite 167, 368: „Es iſt ſehr zu verwundern, heißt es hier, wie über die Herausgabe der ſämmtlichen Leſſingſchen Schriften ein Prozeß entſtehen konnte, der ſchon mehrere Jahre gedauert hat, in drei Inſtanzen entſchieden iſt, und dennoch von neuem angehen muß. Leſſing dürfte vielleicht in der Berliner Monatsſchrift hierüber laut werden! — Dies ſcheint mir geſchehen zu ſein.") Wie der Bruder, bei ſo viel Treue und aufrichtiger Verehrung gegen Leſſings Andenken, das grauſame Xenion (ohne Zweifel Schillers), das der Leſer in der Vorrede zum erſten Bande angeführt findet, ſich zugezogen habe, bleibt unerklärlich.[1]) Es iſt aber, als wollte Göthe viele Jahre nachher

1) In einem Briefe, womit der verſtorbene Juſtizrath Leſſing in Berlin Danzeln für Ueberſendung ſeines Buches dankte, nimmt er ſeinen Vater gegen jenes Diſtichon mit Wärme in Schutz. »Mein Vater, heißt es, hatte in der Herausgabe von Leſſing's Leben keinen andern Zweck, als alles mitzutheilen, was er von ſeinem verſtorbenen

(Werke 60. Band Seite 299 Entstehung der biographischen Annalen. 1823) ein in seinem Namen mitbegangenes Unrecht wieder gut machen, da er bei Gelegenheit von Lessings Werken des „treuergebenen Bruders“ denkt, der „seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbst thätiger Literator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleinern Erzeugnisse und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.“ — (Werke LX. 299.)

Ueber Karl Lessing als Biographen sagt Schummel (was ich bei dieser Gelegenheit mit anführe a. a. O. Seite 362): „Der Biograph selbst ist mit seinem Werke, wie es gedruckt daliegt, sehr unzufrieden, weil es es ihm nicht von eines Censors, sondern von einer andern Hand freventlich castrirt und verstümmelt worden, eine neue Ausgabe wird hoffentlich diesem Uebel abhelfen.“ So viel man jedoch aus der Recension dieses Buches in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Band 52, Seite 195 sieht; welche von einem Eingeweihten herrührt, waren die Veränderungen so gar bedeutend nicht. Das Buch würde bei aller Unzulänglichkeit des Standpunkts und der oft unpassenden Schreibart einen viel höhern und bleibendern Werth haben, wenn es an Stoff reichhaltiger und vollständiger wäre, wie man es von dem Bruder hätte erwarten sollen. So aber finden wir das Urtheil Garves in einem seiner Briefe an Weiße gerechtfertigt (Briefe von Garve an Weiße II. Seite 137): „Lessings Leben, sagt er, enthält zuweilen mehr Reflexionen wie Geschichte. Die Betrachtungen sind desultorisch und mehr witzige Einfälle bei Gelegenheit von Lessings Leben, als Zergliederungen seines Charakters. Manche dieser Einfälle sind auch Concetti; andere sind auffallend und geflissentlich parodor. Aber im Ganzen schildert sich doch der Verfasser darin zu seinem Vortheil. Man sieht den gutmüthigen Mann, den warmen Freund seines Bruders, und doch den Freund der Wahrheit. — Nur, wie Sie selbst sagen, unser Lessing kannte selbst seinen Bruder nicht genug, und hat nicht Nachrichten genug von ihm gehabt.“ — Da Lessing, wie wir wissen, oft und lange genug mit seinem Bruder zusammen war, so kann man aus dieser Urkunde des Bruders saitsam entnehmen, daß Lessing es nicht geliebt haben wird, sich selbst zum Gegenstand des Gesprächs zu machen.[1])

Was jetzt Fülleborns Bemerkung anlangt, so wurden sie durch die Recension des Buches: Gotth. Ephr. Lessingi Observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos, ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae ab Jo. Frid. Jac. Reichenbachio a. M. et Scholae Thom. Lips. Coll. V. 1794 in der allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1794 Nr. 305 hervorgerufen. Bei aller Hochachtung, womit hier von Lessings kritischem Geist, seinem seltenen Scharfsinn, und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit gesprochen wird, behauptet doch der Recensent von Lessing, „daß ihm seine Versuche in der Wortkritik auf keine Stelle, auch nur unter den mittelmäßigen Kritikern Anspruch gebe.“ Zwar da, wo es darauf ankommt, den Irrthum aufzudecken, finde man den geübten und scharfsinnigen Dialektiker wieder; aber selten gelinge es ihm die Wahrheit da zu finden, wo sie nur durch einen glücklichen Einfall gefunden werden kann. So gilt von ihm, was Cotta beim Cicero von sich sagt: mihi non tam facile in mentem venire solet quare verum sit aliquid, quam quare falsum. Zu seinen glücklichen Conjekturen gehören daher nur diejenigen, wo sich die richtige Lesart, nach Aufdeckung des Irrthums in der gemeinen,

---

Bruder wußte und hatte, und was kein anderer wissen und haben konnte. Er hat sich auch darauf beschränkt, das Leben seines Bruders selbst zu schreiben, denn den literarischen Nachlaß hat der Professor Fülleborn bearbeitet.“ Gelegentlich berichtigt er noch einen Irrthum S. 9. des ersten Bandes, in Betreff seines in Polnisch-Wartenberg bei dem standesherrlichen Gericht des Prinzen Biron von Kurland 1847 verstorbenen Bruders, des durch mehrere philosophische Schriften bekannten Kanzlers Lessing; Danzel schrieb irrig: Trachenberg.

1) Am 10. October 1789 ersuchte Karl Lessing Nicolai, ihm namentlich aus den Universitätsjahren seines Bruders und bis 1766, wo er, der Bruder, ihn erst kennen gelernt, alles was er wisse, mitzutheilen. (Zu Danzel's Papieren.) Nicolai war mit der Biographie nach ihrem Erscheinen sehr unzufrieden, und schien sie in Weiße's Augen zu sehr herabzusetzen, wie dieser an Garve, am 25. Januar 1794 schreibt, indem er hinzusetzt: „Hätte ich den Biographen hier gehabt, so hätte ich ihm freilich noch allerlei kleine Umstände an die Hand geben können, die mir bei der Lectüre eingefallen.“ Eine Charakteristik des Münzdirektors Lessing giebt Garve, in seinen Briefen an Weiße, I, 395., wo das schiefe Urtheil vorkommt: „Er hat nicht das Genie seines Bruders; aber er hat etwas von seiner ausgebreiteten und unordentlichen Wißbegierde; und er hat, dünkt mich, mehr gutes Herz (!).“ Von Weiße rühren hauptsächlich die Nachrichten über Lessing's Studentenjahre und Aufenthalt in Leipzig her (Ebend. I, 421). S. 334. Ueber alles ungünstig urtheilt endlich Langer in einem Briefe an Nicolai aus dem Jahre 1795, woraus wir oben S. 334. eine Stelle angeführt haben. Abgesehen von der in diesem Urtheil kundgegebenen Uebertreibung — warum hat denn dieser Freund und Nachfolger Lessings sich nicht herbeigelassen, der Nachwelt richtigere und vollständigere Mittheilungen zu machen? Die andern machten es nicht besser; und der von allen Seiten hart Getadelte hat allein den Platz behauptet.

ohne weiteres Herumrathen von ſelbſt ergab, wie z. B. in dem Biographo anonymo Sophoclis (Leſſings Leben des Sophocles S. 92: die Verſetzung von Zahlen, die das Reſultat einer chronologiſchen Berechnung war, und auch von Musgrave in deſſen Chronologia scenica ab Euripidis nati tempore ad ejusdem mortem entdeckt worden iſt. Ein zweites Beiſpiel der Art an demſelben Orte wird angeführt: dann aber heißt es: „Da wo die Umſtände nicht von dieſer Beſchaffenheit ſind, fallen ſeine Vermuthungen meiſt gezwungen aus, und wenn es darauf ankommt, ſie zu rechtfertigen, nimmt er die Gründe überall eher, als aus dem Sprachgebrauche her, welcher doch gerade zuerſt hätte um Rath gefragt werden ſollen.“ Dies wird mit einigen Beiſpielen mit Hinſicht auf Plinius, auf des Leben des Sophocles,[1]) und die Abhandlung: wie die Alten den Tod gebildet, belegt. Der Recenſent tadelt an dem Unternehmen im Ganzen, daß die Stellen meiſt mit einer Art von Gewaltthätigkeit aus dem Zuſammenhange geriſſen worden ſind. — „Und ein lateiniſcher Leſſing!“ das will uns nicht in den Sinn. In ſeiner Sprache muß er geleſen werden, wenn nicht ein großer, vielleicht der größte Theil ſeiner Originalität verſchwinden ſoll! — —

Zu S. 347. Nähere Nachrichten über Leſſings **Collectaneen zur Literatur** und über das von Eſchenburg herausgegebene und bearbeitete Manuſcript, welches als ein Geſchenk des Münzdirektors Karl Leſſing in der Bibliothek zu St. Bernhardin in Breslau aufbewahrt wird, ſo wie mehrere Ergänzungen daraus habe ich in meinem Aufſatze: **Leſſingiana**, Blätter für literariſche Unterhaltung 1843, Nr. 244—249 mitgetheilt.

In Hinſicht der Zeit, bis wohin dieſe Collectaneen zurückgehen, bietet ſich, wie ich a. a. O. S. 982 bemerkt habe, die Jahreszahl 1764 dar, wegen des Artikels: **Johann Cleland**, wo es heißt: „Noch lebender (1764) Schriftſteller in England, ein Sohn des Oberſten Cleland, der ein ſo vertrauter Freund und ſo warmer Vertheidiger von Pope war u. ſ. w. Gegen dieſe Zeitbeſtimmung fand ſich von Danzel unter ſeinen Papieren Widerſpruch ausgedrückt, die Collectaneen ſeien jedenfalls nach dem Laokoon angelegt, es ſei nichts auf dieſen Bezügliches darin, dagegen zum Theil vor den antiquariſchen Briefen Niedergeſchriebenes. Sie gingen bis 1774 (nach Reiske's Tode u. ſ. w.) Dieſes, wie richtig an ſich, kann aber doch jene oben angeführte Thatſache nicht umſtoßen, daß Leſſing bereits im Jahre 1764, alſo zu Breslau, den Artikel **Cleland** in das Buch eingetragen.

Der Artikel **Holdsworth** XI. 314 weiſt auf das Jahr 1768.

Ueber Eſchenburg, als Herausgeber der Collectaneen Leſſings, ſprach Danzel ſich ebenfalls aus:

— „Wenn eine ſolche rein ſtoffliche Sammlung der verſchiedenartigſten Notizen überhaupt der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollte, ſo konnte es nur von dem Geſichtspunkte aus geſchehen, daß es eben Leſſings Notizen waren, daß man hier der Studienweiſe und Gedankenarbeit eines großen Mannes zuzuſehen Gelegenheit findet, auch hat Eſchenburg ſelbſt dieſen Geſichtspunkt vorangeſtellt: „Was einem Manne wie Leſſing, ſagt er, dieſen Werth zu haben ſchien, das und überhaupt den Gang, die Richtung, die mannigfaltige Beſchäftigung ſeines ſo großen und ſo glücklichen gelehrten Fleißes näher kennen zu lernen, dazu ſcheinen mir dieſe Collectaneen höchſt dienlich zu ſein: und wenn er dann hinzuſetzt, dieſelben würden in mehr als einem Betracht dem Liebhaber der Literatur und dem angehenden Forſcher derſelben höchſt lehrreich werden können, ſo kann man ihm dies gelten laſſen, wenn es auch unſrer Zeit nur noch in geringerem Maaße gelten kann, als für die ſeinige. Allein Eſchenburg ſelbſt iſt jenem Princip ungetreu geworden, und hat bei der Herausgabe die letztere Rückſicht auf eine unklare Weiſe verwalten laſſen. Wenn man aus dieſen Collectaneen vor allen Dingen Leſſing ſelbſt ſollte kennen lernen können, ſo mußten ſie unverändert abgedruckt werden; dagegen hat Eſchenburg ſich die mannigfaltigſten Veränderungen mit dem Texte erlaubt. Es möchte ihm noch hingehen, daß er manche excerpirte lateiniſche, engliſche oder italieniſche Stellen in deutſcher Ueberſetzung anführte oder ganz wegläßt und ſich blos mit dem Citat begnügt, denn Leſſing iſt hier mit dem wirklichen Excerpiren ſo freigebig, daß man wirklich ſeine Geduld im Abſchreiben bewundern muß, aber er geht mit den einzelnen Artikeln ganz willkürlich um; er verſchmelzt z. B. mehrere in Einen, wobei denn dies oder jenes ganz wegbleibt. So gleich im erſten Artikel Abbate; die Worte „Füeßlin“ fagt bis „der Monogrammen S. 369“ bilden bei Leſſing einen eigenen Artikel „Homeriſche Gemälde“ von dem Leſſingſchen Artikel Abbate nimmt Eſchenburg nur

---

1) Leſſing hat auch den Irrthum mit mehreren der berühmteſten älteren und gleichzeitigen Philologen getheilt, das von Joſeph Scaliger verfaßte Werk: Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή für ein anonymes, aber echt griechiſches Buch zu halten, und ſich ſowohl im Leben des Sophokles, als im Laokoon, oft auf ein ſolches zu berufen. Das Nähere giebt der neueſte Herausgeber der Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή, Ew. Scheibel (Berlin 1852) p. III., wo alle Stellen im 6. Bande der Lachmann'ſchen Ausgabe (p. 295. 324. 347—350. 351) 356. 358. 545, not. 1.) ſorgfältig verzeichnet ſind.

die erſten Worte auf und auch dieſe in einer Umſchmelzung, welche der ſtyliſtiſche Anſchluß erforderte. Außerdem nimmt er vermeintliche Verbeſſerungen des Styls und der Sprache vor, die das Andenken Leſſings beleidigen, ja zum Theil geradezu lächerlich ſind. So heißt es z. B. S. 220 Z. 5 von einem Buche, aus „gewiſſem Grunde ſei es ſelten" — Leſſing ſchrieb: ſo war, S. 221 Z. 3 v. u. in der Anmerkung ſchrieb Leſſing „des Golius ſeine" — Eſchenburg corrigirte „die des Golius, S. 233 ſtand Cal. Jan — Eſchenburg gelehrter Kal. Jan, S. 239 Z. 4 prof. litt. hum. — Eſchenburg creirt einen Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Piſa, als wäre vom Carolino in Braunſchweig die Rede, S. 239 hat Leſſing vergoldete lederne Tapeten, Eſchenburg goldlederne u. ſ. w., ja S. 273 läßt er Leſſing von dem ſeligen Herrn Rector Heuſinger reden, der das doch, als Leſſing ſelbſt die Stelle niederſchrieb, noch nicht war, und daher hier ſchlechtweg H. R. H. heißt. Endlich hat der Herausgeber eine Reihe von Artikeln ganz übergangen, die nicht allein größtentheils ihren Platz neben den andern ganz wohl verdienen, ſondern von denen einige auch an Gehalt und Intereſſe manche der aufgenommenen weit übertreffen.

Freilich hatte Eſchenburg bei dieſem Verfahren eine Entſchuldigung. Er meinte hier und da Spuren gefunden zu haben, daß Leſſing nicht nur bei einzelnen Artikeln, ſondern, wie es ihm immer einleuchtender wurde, bei der ganzen Arbeit ihre Bekanntmachung und ein ſie leſendes Publikum ſchon im Auge gehabt habe. Dieſe Spuren zu entdecken, ſetzt er hinzu, könne dem Leſer nicht ſchwer werden. Er verweiſe nur auf die drei Artikel: Marbodus, Matthäus und Wunderbare Menſchen, aus welchen ſich zu ergeben ſcheine, daß Leſſing dieſe Sammlung ſeine Literatur zu nennen Willens geweſen. Guhrauer bemerkt mit Recht, daß ſo etwas aus dem bloßen Gebrauche des Wortes Literatur für Collectaneen u. dgl. doch durchaus nicht folge; höchſtens möchte ich hinzuſetzen, könnte man annehmen, Leſſing habe noch ein Werk der Art, wie etwa ſeine früheren Ergänzungen bis hierher, mit deſſen Berichtigung und Vervollſtändigung er ſich wirklich in den Collectaneen viel zu thun macht, beabſichtigt, zu welchem er hier, wie z. B. zu den antiquariſchen Briefen Vorſtudien gemacht, welches denn etwa „Literatur" hatte heißen ſollen, jedenfalls aber iſt, was hier niedergeſchrieben iſt, nur Notiz zu eigenem künftigen Gebrauch, und es lag alſo für den Herausgeber keinerlei Verpflichtung vor, es auf irgend eine Weiſe buchmäßig zuzuſtutzen.

Es muß einem künftigen Herausgeber, wenn Leſſing noch einmal einen ſolchen finden ſollte, der ſeine Aufgabe als eine wiſſenſchaftliche faßt, überlaſſen bleiben, wieder gut zu machen, was Eſchenburg in dieſem Punkte verdorben hat. Ich könnte hier eine vollſtändige Variantenſammlung geben, aber ſie würde, wenn ſie auch ſonſt noch Jemand intereſſiren könnte, außer jenem künftigen Herausgeber, der ſich aber weder mit ihr ſchwerlich begnügen, ſondern lieber auf das Original zurückgehen würde, das vermißte Geſammtbild doch nicht vor Augen führen. Daher werde ich mich darauf beſchränken, das materiell Neue mitzutheilen, mag es nun in ganzen ungedruckten Artikeln oder in weſentlichen Zuſätzen zu den bereits gedruckten beſtehen, und dabei werde ich, zwar bisweilen nur berichtend verfahren, übrigens aber dem oben aufgeſtellten Geſichtspunkte zufolge, die Vollſtändigkeit durch keinerlei Rückſicht ob das Mitzutheilende dem Gehalte nach bedeutend ſei oder nicht, beeinträchtigen laſſen, denn für Leſſings Standpunkt iſt ja nicht nur dies charakteriſtiſch, wie er in dieſem oder jenem ſeiner Zeitgenoſſen voraneilt und auch wohl noch unſer Lehrer werden kann, ſondern auch, daß er in andern Punkten noch zu lernen habe, ſich noch als neuen Zuwachs ſeiner Kenntniß anmerken müßte, was uns Dank ſeinen und ſeiner Zeitgenoſſen Bemühungen nachgrade bis zur Trivialität geläufig iſt.

So weit Danzel. Ich ſetze nur noch eine Bemerkung hinzu. — Am Schluſſe der antiquariſchen Briefe VIII. 195 redet Leſſing Klotzen in dieſer Weiſe an: „Ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſein ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectaneen haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe u. ſ. w." Steht dieſe Aeußerung nicht in Widerſpruch mit Leſſing gleichzeitig in Hamburg begonnenen und fortgeſetzten Collectaneen? — Ich denke nicht. Der Zuſammenhang lehrt, daß der Ausdruck Collectaneen in dem Briefe an Klotz nichts anders oder nicht viel mehr bedeuten ſoll als Excerpte, die man ſich beim Leſen macht, wobei das Denken ruht: während die Sammlung, welche Eſchenburg ſo gemeint hat, und die einzelnen Blätter, die Leſſing ſelbſt einmal ſo nennt, hauptſächlich Materialien oder Anfänge zu eigenen Unterſuchungen enthalten. Dies macht den Unterſchied.

Die neue Ausgabe von Leſſings Schriften wird den vollſtändigen Abdruck der Collectaneen bringen.

S. 351. Herders Briefe an Leſſing.[1])

1.

Sie haben, h. H., meinen Brief vorigen Winters nicht bekommen, oder nicht beantwortet — und beides iſt ſofern gleich gut.

Sie werden aus dem „von deutſcher Art und Kunſt“ geſehen haben, wie ſehr mir „Volkslieder“ am Herzen liegen; ſind keine in Ihrer großen Bibliothek? Kleine verſteht ſich, weder Heldenbücher noch bibliſche altdeutſche Kommentare.

Und im Falle welche wären, ſo weiß ich, würden Sie gewiß die Güte haben, mir Beiträge zur deutſchen Reliques of ancient Poetry zu verſchaffen.

Und falls auch die Altfränkiſche oder gar noch eine ältere deutſche Poeſie hiezu Beiträge lieferte — wird wenigſtens Ihre gelehrte Beleſenheit mir beihelfen.

Befindet ſich in Ihrer Bibliothek eine Altdeutſche Poetiſche Auslegung der Geneſis, oder iſts die Oxfordiſche, von der ichs geleſen? Ich verharre mit der wahreſten Hochachtung und Ergebenheit

Bückeburg, den 14. Auguſt 1773. Herder.

2.

Hochzuehrender Herr!

Auf Ihren Nathan haben ſich hier 18 und aus Gotha 6 Subſcribenten gemeldet, die Namen herzuſetzen iſt vielleicht unnütz, aus Gotha weiß ich ſie auch nicht. Ich bitte mir die Exemplare aus und ſtehe für die Zahlung. Sollten ſich noch mehrere melden, ſo will ichs anzeigen.

Wie ſehr ich an Ihren Fragmenten und Streitigkeiten Antheil genommen, will und mag ich nicht ſagen; ich wünſchte nichts, als die Ausgabe des ganzen Werks, begreife auch nicht, wie es nicht Freunde und Feinde wünſchen. Hat man dazu keine Hoffnung?

Weygand hat mir geſchrieben, daß Sie Volkslieder herausgeben wollten. — Freilich iſt Wolfenbüttel ein Ort und Leſſing der Mann, mich unendlich zu beſchämen; auch iſt mein confusum chaos mehr ein Auswurf des Unmuths, als Sammlung, Werk zu nennen — — (die faulen Bäuche unſrer Literatur, denen immer ſchon Alles gethan iſt, weil ſie nichts thun können und mögen, fanden Sache und Namen ſo lächerlich und poſſierlich, und da warf ich nur eine nackte Probe dahin, von dem, was gethan werden könnte) aber da ich doch jetzt einmal dran bin, und den zweiten Theil liefern muß, um den Erſten nicht ſo nackt ſtehn zu laſſen, dürfte ich, wo nicht Beiträge, ſo doch die Idee Ihres Werks von Ihrer Güte erwarten? An Sammlungen zu mehr als Einem Theil fehlt mirs nicht, aber von deutſchen Sachen iſt ſo wenig, wenig des Drucks oder der Wiederholung werth, inſonderheit wenn mans aus der Geſchichte ſeiner Zeit reißt — vielleicht ſind Sie bei Ihrer weiteren Gelehrſamkeit und längern Nachforſchung glücklicher geweſen. Sobald ich weiß, daß Sie ſich mit dieſer Kleinigkeit nur einige Minuten abgeben wollen, bin ich bereit, ein Verzeichniß von dem zu machen, was mir der Zufall in die Hand geführt. — — Uebrigens hielt ichs für unverzeihlich, Sie von einem Werk abzuhalten, damit Sie, den niemand erſetzt, ſich nur beſchäftigen wollen.

Auch der Renner gehört hieher. Seit 5 Jahren, ſeitdem ich ein Exemplar beſitze, habe ich an eine Auswahl aus demſelben, oder vielmehr nur an eine Hinauswerfung der unnützen Allegorien aus ihm gedacht — — und ſiehe, da höre ich von Ihrer Ausgabe mit Gloſſario, ohne Zweifel auch den Varianten des zudiſchen Goder und gewiß mehreren. — — Wie ruhig legte ich meinen Renner hin, freute mich und hoffe. — — Statt deſſen habe ich ſeit vorigen Sommer den Jeniſchen Goder von Minneſingern hier, eine reiche Sammlung meiſtens moraliſcher, religiöſer und ſatyriſcher Stücke mit ſorgfältiger Auslaſſung aller Minnelieder. Ich bin aber, auch für mich, noch nicht durch und kann überhaupt nur wenig Zeit auf Sachen der Art wenden.

---

1) Hier will ich dieſe koſtbaren Ueberreſte eines ſchönen Verhältniſſes einreihen. Zu näherer Erläuterung diene Folgendes. Den 1. Mai 1795 ſchrieb Herder an F. L. W. Meyer (von Braunſchweig): »An Voß habe ich Leſſing's Briefe geſandt, aber meine ſollen nicht gedruckt werden. Ich weiß nicht, ob es Andern ebenſo geht, aber ich kann meine Sachen, vor zwanzig Jahren geſchrieben, dazu Briefe, freundſchaftliche Briefe, an einen Mann wie Leſſing geſchrieben, nicht anders als mit Ernſt und Schaamröthe leſen. Dazu treffen ſie in die Zeit der Ausgabe des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. Welche Anmuthung, mich in die Angelegenheit zu verflechten. Können Sie es verhindern, daß auch Leſſing's Briefe an mich mit dem Drucke verſchont bleiben: ſo thun Sie es.« (Zur Erinnerung an Meyer II, 9. Meyer lebte die Jahre 1791 bis 1796 in Berlin, vorzüglich literariſch beſchäftigt, als Redacteur des Archivs der Zeit. Ebend. S. 5). Die entſprechenden Antworten Leſſing's ſtehen in den ſämmtlichen Schriften XII, 520, 541. 551.

Ich weiß, Sie nehmen diſen Brief ſo auf, wie ich ihn ſchreibe. Es ward mir unmöglich, Kanzleiformulare von Höflichkeitstiteln hineinzuſpicken, wo ich ſo tiefe Hochachtung vor dem Manne habe und nicht vor ſeinem Stande. Ich bin ꝛc.

Weimar, den 25. December 1778. Herder.

3.

Verzeihen Sie, daß ich beikommende 18 Thlr. für 24 Exemplare des Nathan ſo ſpät übermache; da einige Exemplare auch nach Gotha gehörten, ſo hat ſich die Collektion verſpätet. Ich ſage Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meiſter, und dies iſt Manneswerk.

Werden Sie die Hand von Ihrem Ungenannten nun ganz abziehen? oder wenn er auch ruhete, ſich nicht auf Ihr Glaubensbekenntniß einlaſſen, wenn ihm widerſprochen würde? Mich dünkt, ich habe einen Titel von Walch in Göttingen der Materie geleſen, weiß aber nicht, ob das Buch heraus iſt. In Semmler kann ich gar nicht fortkommen; die Antwort auf den erſten Punkt hat gemacht, daß ichs beim zweiten Blatt gelaſſen, und ſonſt habe ich (ſoll ich ſagen leider! oder gottlob!) nichts geleſen. Inſonderheit wundert mich eins, daß man das Wiederkommen Chriſti für ſolche Nebenſache anſieht und nur im Vorbeigehen darauf antwortet.

Hier ſind die Proben der Volksgedichte zurück; ich danke gar ſehr und wünſche, daß Sie bald an dies Fach kämen — — für mich war nichts darunter, und der zweite Theil der Volkslieder war auch ſchon aus meinen Händen, weil ich an Ihrer Antwort verzweifelte. Ich hoffe, daß Ihnen manches darin nicht mißfallen wird und daß Sie inſonderheit meine Abſicht (wie ſie auch ausgeführt ſei) weniger verkennen werden, als andre. — Ich bin froh, daß ich des Zeugs los bin.

Daß aus Hans Sachs nichts geworden iſt, iſt kein großer Schade. Es war Entrepriſe von Seiten des Herausgebers, nichts weiter: er hatte keinen andern Beruf dazu, als weil von H. Sachs geredt war.

Bei Bunkel iſt die Sache weiter gekommen, als Sie wohl damals vermutheten. Ich bin Partheilos — aber, lieber Leſſing, Sie haben noch eine Schuld auf ſich, daß Sie den Nikolai ſich einſt die Schuhe bei den lit. Br. haben nachtragen laſſen. Er hats ohne Zweifel von freien Stücken und um die Ehre zu haben ꝛc. gethan. Sie habens doch aber thun laſſen und ohne Sie, auch nur paſſive, wäre der Mann doch nichts, gar nichts von dem, was er jetzt iſt oder ſein will. Den Stolz! und die Keckheit! mit dem Mangel und der Armuth! — Doch laß ihn! Die Zeit bringt alles in Ordnung.

Ich habe an Sie, lieber Leſſing, eine andre Bitte, von der ich wünſchte, daß Sie ſie erfüllen könnten und wollten; ſie betrifft nämlich die Mittheilung Ihres dritten Freimaurergeſprächs. Wenn Freimaurerei dazu gehört es zu leſen, ſo bin ichs leider auch; gehören andre Bedingungen dazu, ſo unterwerfe ich mich ihnen pünktlich und ehrlich. Sogleich aber muß ich nebſt mir noch in eines andern, Hamanns Namen bitten, in deſſen Namen ich Ihnen dieſe kleine Schrift zu überſenden habe. Er hat die beiden erſten mit einer Luſt und Wohlluſt geleſen, daß ihm die Mittheilung des dritten wahre Wohlthat wäre. Für ſeine Behutſamkeit, daß das Manuſcript oder Gedruckte durchaus in keine andern Hände oder vor andre Augen komme, kann ich bürgen. Er iſt der gewiſſenhafteſte, ſcrupulöſeſte Menſch unter der Sonne. — Uebrigens nimmt er an Ihren neuen Streitigkeiten, in spe an Ihrem Glaubensbekenntniß mit der innigſten Begierde Theil. — — Ich wünſchte, daß ich nicht fehlgebeten hätte.

Meine Hände ſind an dieſem kalten Vormittage ſo ſteif und ſo ſtarr, als weich meine Feder und froſtig meine Seele. Verzeihen Sie alſo mein Geſchmiere; es iſt niemand in Deutſchland, der Sie mehr hochſchätze und theuer halte, als ich.

Weimar, den 1. Juni 1779. Herder.

4.

Hier, lieber Leſſing, ſind die 2 Geſpräche wieder — mit vielem Dank von mir und Hamann; vor der Hand aber kann ich auch nichts als danken. Ich weiß von der ganzen Sache zu wenig.

Hier iſt eine Schrift von Hamann über den neuen Jeſuitismus in der Orthographie von Klopſtock und Campe; an die beiden ſind die 2 Scherflein. Was ich verſtehe iſt wahr und ſchön, alſo ꝛc.

Leben Sie wohl, Beſter. Ich warte auf Ihre Schrift von der Erziehung des Menſchengeſchlechts mit großem Verlangen und die ſogenannten Briefe, wollte ich, daß mir ein Geiſt, ſobald ſie fertig ſind, herüberträge.

Weimar, den 29. April 1780.

Herder.

5.

Fiſchlin in ſeiner Memoria Theol. Wurtenb. P. II, p. 134 führt ein Leben an, das Joh. Val. Andreä ſelbſt von ſich geſchrieben und lobt es zweimal. Auch Schuppius führts als umgehend im Manuſcript mit vielem Lobe an; und wie, dachte ich, ſollts nicht etwa gar in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ſein? da er mit dem Herzoge von Braunſchweig ſo lange Briefe gewechſelt? Sollten nicht vielleicht andre Sachen von ihm daſein, die dem, der ſich genau um ihn zu bekümmern Luſt hat, ſehr angenehm wären? [1])

Aus dem Nov. des D. Muſeums (Andenken an den Dichter) können Sie, lieber Leſſing, erſehen, was ich mit dieſem Andreä zu thun Luſt habe; und ich weiß, Sie ſind ſo gütig, ſowohl nach dieſem Leben, als nach dem, was ſich ſonſt von ihm fände, nachzuſehen. Unter andern fehlen mir auch ſeine geiſtlichen Gemälde. Tübingen 1612, die ich, als ſeine erſte Schrift, doch gern anſehen möchte. Von ſeinen lateiniſchen kleinen Schriften habe ich ſonſt das meiſte; von ſeinen deutſchen nichts außer der geiſtlichen Kurzweil. Ich bitte Sie nochmals ſehr, mir dieſe Gefälligkeit zu erzeigen.

Wie ſehr ich Antheil an Ihrem Uebelſein genommen, mag ich nicht ſagen. Ohne Zweifel ſind Sie beſſer? Und wie ſtehts mit den ſogenannten Briefen? Mich dünkt, Sie laſſen eine Sache liegen, die Ihnen doch, wie die civilia bella, keine Triumphe giebt. In der Theologie iſt nicht viel zu triumphiren. Wollen Sie ſo gütig ſein und mir Ihres Bekenntniſſes erſte Folge dem Andreä, auf den ich ſehr hoffe, beilegen, ſo verbinden Sie mich ſehr. Ich habe dem hieſigen Buchhändler 3 mal umſonſt aufgetragen, ich bekomme immer den 1. Bogen.

Ich bin ſehr krank geweſen, aber jetzt beſſer. Ich wünſchte, daß ich Ihnen in irgend einer Sache gefällig ſein könnte. Leben Sie wohl.

Weimar, den 15. Januar 1781. Herder.

6.

Ehe Sie vielleicht an die Erfüllung meiner erſten Bitte denken können und mögen, werde ich genöthigt, eine zweite an Sie zu wagen, die aber zum Glück nichts als Einen Blick in Eine Augsb. Confeſſion betrifft, die nach Reimann in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ſein ſoll. Ein Prediger hier, der ſich mit den Differenzen der A. C. viel Mühe gegeben und ein vidimirtes Exemplar von der, die im Reichsarchiv zu Mainz iſt und vor einigen Jahren (unter dem vorigen Kurfürſten) in das hieſige Archiv gekommen, künftige Oſtern herausgeben will, wünſchet ſehr, daß ihm von der bezeichneten Plattdeutſchen nur den Artikel, den er hier aus der Dresdner Ausgabe hergeſetzt, beigeſchrieben werde. Ohne Zweifel haben Sie, lieber Leſſing, einen Unter-Unter-Bibliothekar, der ſo was thun kann, denn Ihnen ſo etwas zuzumuthen, wäre die achte Todſünde. — —

Auch wünſcht derſelbe herzinnigſt, zu wiſſen, ob die Augsb. Confeſſion 1536 gedruckt; (falls ſie in der dortigen Bibliothek wäre) mit der Wittenb. Rhawiſchen Ausgabe 1531 in 4. oder mit den andern Wittenb. Ausgaben, die zu Melanchthons Lebzeiten herausgekommen, übereinſtimme? — Nur dies hat er noch zu ſeiner Glückſeligkeit und zu dem ganzen neuen Licht, das er der Welt zur Rechtfertigung Melanchthons, geben zu können glaubt, zu wiſſen nöthig.

Verzeihen Sie beſtens meine Götzliſch-Feuerlinſche Anfrage, und erfüllen Sie ſie, ſofern es ohne Ihre Mühe geſchehen kann? Auch bei der zweiten Frage iſts blos auf eine Anſicht einiger z. B. 4—6. Artikels angeſehen; an der erſten ſcheint ihm indeſſen mehr gelegen. Nochmals bitte ich um Verzeihung — — und bringe mein Leben Andreä in etwanige Erinnerung, wenn Sie in der Welt nichts anders zu thun Luſt haben. Leben Sie beſtens wohl.

Weimar, d. 2. Februar 1781. Herder.

7.

Tauſend Dank für den geſchickten Andreä und für das Verſprechen ſeiner Schriftchen, die mir etwa fehlen.

Ich ſchäme mich, Sie auch nur mit Einer Zeile Collation der A. C. zu beſchweren, da es Ihnen vielleicht an Unterbedienten ſolcher Plackerei fehlt. Das Einzige wäre, daß wenn ſich Etwas von dem hier aufgezeichneten Ihnen von ſelbſt einmal darböte und Sie

1) Andreä's Selbſtbiographie hat Seybold 1799 in deutſcher Ueberſetzung mit einer Zuſchrift Herder's herausgegeben. Das lateiniſche Original erſchien durch F. G. Rheinwald, Berlin 1849.

etwa die Güte hätten, es hierher zu senden, der Autor selbst collationiren möchte. Wo nicht, so falle dieser Zettel weg, wie der vorige durch diesen ohnehin wegfällt.

Leben Sie wohl, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund.

Weimar, den 9. Februar 1781.

Herder.

Zu S. 367. Ludwig Tieck's „Prolog zur hundertjährigen Geburtsfeier G. E. Lessings vor der Aufführung der Emilia Galotti am 22. Jänner 1829 (ohne Zweifel auf dem Hoftheater zu Dresden)" wird unter den Autographen der Kaiserl. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt.

Register.

A.

Abbt, seine Thätigkeit in den Literaturbriefen, I. 467. II. 1. 235.
Absagungsschreiben an Göze, II. 2. 177.
Academie, preußische, I. 279.
Ackermann, Schauspieler, II. 1. 107. 142. 161.
Addisson, I. 134. II. 1. 15.
Adelmann, II. 2. 9.
Adelung, Fortsetzer von Jöchers Gelehrtenlexikon, I. 219.
Afra, s. Meißen.
Agrippina, Statue, II. 2. 83.
Allacci, Leone, (Allatius), II. 1. 169.
Alban, Cardinal, II. 2. 276.
Alberti, Theolog, II. 1. 293; Verhältniß zu Lessing, 294; zu Göze, 297.
Alberti, Baptista, II. 2. 273.
Altdeutsches, Lessings Antheil, I. 371. II. 2. 68—70.
Anselmus von Aosta, II. 2. 7.
Anthologie, griechische, II. 2. 23. 26. 27.
Anti-Göze, II. 2. 136 ff. 174; Veranlassung, 175; Geschichtliches, 176 ff.
Antik, mit Hinsicht auf Lessing, I. 43. II. 1. 30. 65 ff.
Aristoteles, Hauptgattungen der Poesie I. 280. 290; Lehre vom Trauerspiel, I. 357; Poetik, Grundlage der Dramaturgie, II. 1. 170; Tragödie, 173; Reinigung der Leidenschaften, 181. 318; die Charaktere in der Tragödie, 325.
Aufseher, der nordische, I. 394. 399. 400.

B.

Baco von Verulam, II. 1. 15.
Bahrdt, K. F. II. 1. 254. II. 2. 179. 187; Stifter der Union der Zweiundzwanziger, II. 2. 226.
Bandini, II. 2. 75.
Basedow, I. 401.
Batteux, Theorie des Schönen, I. 345 ff. II. 2. 51.
Baumgarten, I. 242. 245.
Bayle, sein Wörterbuch eine Hauptquelle von Lessings Bildung, I. 220; als Gelehrter, 223; als Theolog, 224; Tendenz, 227; Uebereinstimmung mit Lessing, 228. 229; Einfluß auf Lessing, 236.
Beaumarchais's Eugénie, II. 1. 206.
Beiträge zur Historie des Theaters, I. 178; zur Geschichte und Literatur, II. 2. 62 ff.
Du Belloy, II. 1. 191. 200.
Benedikt XIV., s. Bose.
Bentink, Gräfin von, Freundin Voltaires, I. 215.
Berengarius Turonensis, II. 2. 6; über Dialektik, 7; Stellung zur Kirche 8; Lehre vom Abendmahl, 16.
Berlin, verglichen mit Wien, in Hinsicht auf Denkfreiheit, II. 1. 271.
Bibliothek, allgemeine deutsche, II. 1. 9. 10; B. der schönen Wissenschaften und Künste von Nicolai, I. 334; von Weiße, I. 377; Verhältniß zu andern kritischen Werken, I. 388. 391; B. zu Wolfenbüttel, II. 2. 3.
v. Bielefeld, I. 312.
Blankenburg, Bericht über Lessings Faust, I. 452.
Bode, Joh. Chr., II. 1. 109. 119. 225. 287. II. 2. 223.
Bodmer's dramatischer Geschmack, I. 287; B. und G. von Couti, I. 300; ästhetische Schriften, I. 300. 405. 406; Fehde mit Lessing, I. 419—423; Kritik von Lessings Philotas, I. 438; Discurse der Maler, II. 1. 19.
Böck, Schauspieler, II. 1. 109. 145.
Bonerius, Fabeldichter, II. 2. 67.
Bonneville, II. 2. Beilage, 7.

Borchers, D., Schauspieler, II. 1. 109. 142. 145.
Du Bos, I. 239. 297. 303. 360. II. 1. 17.
Bose, M., Prof. in Wittenberg, I. 114. 232.
Bossi, Benignus, Professor der Zeichnenkunst, II. 2. 275.
Bouhours, II. 1. 200.
Brämer in Danzig, Begriff der Dichtkunst, I. 242.
Brandes, J. Chr., Schauspieler, I. 472. II. 2. 280.
v. Brawe, I. 332; der Freigeist, I. 343.
v. Breitenbauch, Kammerrath, I. 281.
Breitinger, über die Fabel, I. 418; Dichtkunst, II. 1. 19.
Brenkenhof, L. v., Obrist, II. 1. 101.
Bruck, Schauspieler, I. 106.
Brückner, Schauspieler, II. 1. 109.
Brumoy, Théatre des Grecs, I. 181 ff.
Brunn, (über ἔποιει) II. 1. 308.
Bubbers, Theaterunternehmer, II. 1. 115.
Buchhandel, II. 1. 227.
Bühne, sittlicher Einfluß, II. 1. 179.
Bühnenaufführung, sinnliche Grundlage der dramatischen Poesie, I. 140.
Büsch, J. G., Verhältniß zu Lessing, II. 1. 289.

C.

Caccault, Franz, II. 2. 255. 256.
Calderon, II. 1. 209.
Calirtus, Georg, II. 2. 153.
Carbanus, Rettung des, I. 229.
Cartesius, Wirkung, I. 232.
Catull, II. 2. 24.
Caylus, II. 1. 16. 37. II. 2. 85.
Cervantes, II. 1. 209.
Chaussée, de la, Erfinder der Comique larmoyante, I. 294; Fausse antipathie, I. 295. II. 2. 190. 204.
Christ, Professor, I. 17. Stellung in der Wissenschaft, I. 68; zur deutschen Literatur, 74; Einfluß auf Lessing, I. 229; sein Tod, I. 328. 329.
Christenthum, nach Lessing, II. 2. 125 ff.
Chronicon Flandriae, II. 2. 77.
Claudius, Matth., II. 1. 125; Briefwechsel über Minna von Barnhelm, II. 1. 310 ff.; über die Fragmente des Ungenannten, II. 2. 190.
Comédie larmoyante, s. Chaussée.
v. Conti, Verfasser des Peragene, I. 299 ff.
Cordus, Epigrammatiker, I. 238.
Corneille, I. 292. II. 1. 175. 183. 189.
Cramer, J. A., I. 83. 396.
Creuzer, II. 1. 92.
v. Creuegk, Verfasser des Cedrus, I, 343. II. 1. 208. 212.
La Croze, Bibliothekar, II. 1. 134.
Crusius, Philosoph, I. 332.

D.

Damon, Lustspiel, I. 131.
Dante, II. 1. 51.
Daßdorf, Bibliothekar, II. 2. 280.
Deisten, Duldung derselben, II. 2. 141.
Delbrück, Ferd., II. 2. Beilage, 13.
Denina, Carlo, über Lessing, II. 2. 273.
Deschamps, I. 134.
Destouches, I. 301. II. 1. 202.
Detharting, Professor in Altona, I. 134.
Dichterschule, hallische, I. 242.
Diderot, Abhandlung von den Taubstummen, I. 224; über das italienische Theater, I. 299; über dramatische Poesie, I. 465; Einfluß auf Lessing, I. 472. 477. II. 1. 153. 205. 206. 320—323.
Dietze, II. 1. 104.
Ditten, II. 2. 164.
Döbbelin, II. 1. 127.
Dolce, Ludwig, II. 1. 14.
Drama, das alte deutsche, I. 129; alt französische, 131; in Gottscheds Augen, 139; Beziehung zum Theater, 140; antike, 145; moderne, 146; Entwickelung in Frankreich, I. 294; Wesen, I. 429. II. 1. 179; historisches, II. 1. 191; spanisches, II. 1. 207.
Dubos, s. Bos.
Duplik gegen Räß, II. 2. 165.
Dusch, J. J., Kritik der Miß Sara, I. 312. 382; D. und Lessing, I. 383; kritische und satyrische Schriften gegen Lessing und Ug, I. 328. 384.
Dyk, Buchhändler, I. 336. 339.

E.

Ebert, Verhältniß zu Lessing, II. 1. 277; Epistel an Schmid, II. 2. 83.
Eckhof, Schauspieler, I. 328. II. 1. 107. 142. 145. 149.
Edelmann, J. Chr., II. 2. 132.
Engel, über Lessings Faust, I. 452; über Emilia Galotti, II. 2. 44.
England's Literatur, I. 283. 284; Ein-

wirkung auf Deutschland, I. 284. II. 2. 132; auf Frankreich, II. 2. 132; Drama, I. 296; Ausdruck des Zeit- und Weltgeistes, I. 305; Deismus im 18. Jahrhundert, II. 2. 132.

Epigramm, Quelle von Lessings E., I. 239. 240; Wesen, II. 2. 21. 23; Theile, II. 2. 22; Aftergattungen, II. 2. 22; E. und Fabel, II. 2. 23.

Erfurt, Universität, II. 1. 253.

Erneſti, J. A., Standpunkt in der Wissenschaft I. 64; Freund und Lehrer Lessings, II. 2. 18; Standpunkt in der Religion, II. 2. 127.

Eſchenburg, II. 1. 277. II. 2. 69. II. 2. Beilage, 9.

Esprit juste, mit Bezug auf Lessing, I. 207.

Evangelium, Verhältniß der drei synoptischen E. nach Semmler, II. 2 146; nach Lessing, II. 2. 147; nach Eichhorn, II. 2. 147; über das Evangelium des Johannes, II. 2. 147—149.

Ewald, Verfasser von Sinngedichten, I. 268. 269.

F.

Fabel, ihr Zeitalter, I. 413; ihr Wesen, I. 428. II. 1. 19. 29; Unterschied von dem Epigramm, II. 2. 23.

Faust, I. 450—456.

Feder, J. G. H., II. 1. 261.

Feller, G., Magister, I. 7.

Fenelon, von Lessing beurtheilt, I. 210.

Ferguſon's Moralphiloſophie, II. 2. 105.

Feuerbach, Anselm, II. 1. 37. 72. 92.

Filding, II. 1. 129.

Fiſcher, J. F., Lessings Stubenbursche in Leipzig, später Rektor der Thomasschule, I. 76. 109.

Flügel, II. 1. 258.

Fragmente des Ungenannten, II. 2. 131 ff.

Freigeiſt, der, Lustspiel, I. 235.

Freimaurer, Gespräche für die Freimaurer, II. 2. 213. 222. 223.

Freimaurerei, Verhältniß zur Loge, II. 2. 228.

Frèron, über die bürgerliche Tragödie, I. 306.

Friedrich der Große gegen Lessing, II. 1. 135.

Fuchs, Gottschedianer, I. 83. 134; Lustspiele, I. 135.

Füßli, II. 1. 92.

Funk, J. N., Apologia pro Phaedro, I. 77.

G.

Gärtner, als Fabeldichter, I. 424.

Galotti, Emilia, Trauerspiel, II. 2. 35; Anlage, II. 2. 36; Aufführung, II. 2. 37. 57; Eberts Urtheil, II. 2. 37; Entstehung, II. 2. 40; geschichtliche Seite des Stücks, II. 2. 42. Beilage 3; Rechtfertigung, II. 2. 45; Uebersetzung in andere Sprachen, II. 2. 62. II. 2. Beilage, 3. 4.

Garve, Chr., II. 1. 84. 127. 253. 256.

Gebler, H. v., II. 1. 131.

Gellert, Gottschedianer, I. 134; Lustspiel, I. 135; de comoedia commovente, I. 301; dramatischer Dichter, I. 320; Fabeldichter, I. 414. 424.

Genau, Regierungsrath, II. 1. 254.

Genie, seine Rechte, II. 1. 198; Verhältniß zur Kritik, II. 1. 218.

Gerſtenberg, II. 1. 51. 195. 197.

Giampir, Fragment, I. 163.

Glaubensregel, Verhältniß zur Kirche und heiligen Schrift, II. 2. 149 ff. 157.

Gleim, mit Lessing verglichen, I. 125; Kriegslieder, I. 337; Lessing über seine Fabeln, I. 387. 416; über Lessings Philotas, I. 440; Verhältniß zu Lessing, I. 461. II. 1. 102. 105. 136. 223. 258; G. und seine jüngern Freunde, II. 2. 88; Lieder fürs Volk, II. 2. 89; Halladat, II. 2. 92.

Gluck, II. 1. 81. 306.

Göthe, I. 27. 246. II. 1. 67; über Laokoon, II. 1. 73. 76. 87. 92. 121; über Minna von Barnhelm, II. 2. 125. 305; Götz von Berlichingen, II. 2. 92.

Göttingen, die Universität, I. 64.

Göze, J. M., II. 1. 163. 291; als Theolog, II. 1. 292. 296. II. 2. 143; über Räß, II. 2. 277.

Goldoni, I. 321; l'Erede fortunata, I. 321 ff.

Gotter, II. 1. 142.

Gottſched, Professor der Logik und Metaphysik, I. 56. 66. 119; Verhältniß zu den Schweizern, I. 120; sein Verdienst um das deutsche Theater, I. 129 ff. 140; Standpunkt in der dramatischen Poesie, I. 132; burleskes Heldengedicht auf G. I. 280; Verhältniß zur englischen Literatur, I. 285. 287. 301. 313. 443. 454.

Gottſched, Frau, Reform des Lustspiels, I. 134; ihre Dichtungen, I. 135; gegen Lessings Faust, I. 456.

Grabner, Theophilus, Rektor in Meißen, I. 29; über Leſſing, I. 25.
Graun, II. 1. 82.
Gregor VII., Papſt, Leſſings Urtheil, II. 2. 15.
Großmann, Schauſpieler, II. 2. 289.
Gumpertz, Dr., Freund Leſſings, I. 260; in Briefwechſel mit Gottſched, I. 273.

H.

Hackert, Philipp, Maler, II. 2. 276.
Hagedorn, Chriſt. Ludw. v., I. 335. II. 1. 17. 258; Leſſings Urtheil, II. 1. 259.
Hagedorn, Friedr. v., Wirkung auf Leſſings Rettungen des Horaz, I. 241. 242. 247; ſtützt ſich auf engliſche Literatur, I. 284; Einfluß auf Leſſing, I. 414.
Hahn, über Bode, II. 1. 287.
Haller, ſtützt ſich auf engliſche Literatur, I. 284. II. 2. Beil. 1.
Hamann, II. 1. 77. 256.
Hamburg, das neue Theater, II. 1. 140.
Hamilton, Archäolog, II. 2. 277.
Handſchrift, Weißenburgiſche, II. 2. 12.
Harlekin, II. 1. 203.
Harris, II. 1. 81.
Haug, über die Epigramme Leſſings, I. 238.
Hauſen, II. 1. 235.
Hebenſtreit, Profeſſor der A. T. Philologie in Leipzig, I. 56.
Hedelin, Pratique du théâtre, I. 291.
Heineken, K. H., II. 1. 258; Ueberſetzer des Longuin, II. 1. 259.
Heinitz, Rektor in Kamenz, I. 17. 21.
Heldenbuch, I. 371.
Henſel, Schauſpieler, II. 1. 109. 146.
Henſel, Madame, II. 1. 110. 114. 142. 147.
Heuzi, Fragment, I. 164.
Herder, II. 1. 59; über Laokoon, II. 1. 76. 82. 253. 257; über Leſſing, II. 1. 283. 319; II. 2. 135; über das Epigramm, II. 2. 28; Herausgeber der Volkslieder, II. 2. 90; H. und Leſſing, II. 2. 221; über Freimaurerei, II. 2. 232.
Herman, K. F., II. 1. 93.
Herrenhuter, I. 232.
Heuſinger, II. 2. 80. 277.
Heydrich, Schauſpieler, I. 106.
Heyne, II. 1. 97. 232. 264. 265. 307; über Leſſing, II. 2. 83.
Hildebert, Biſchof von Tours, II. 2. 7.
Hirt, II. 1. 69.
Hirzel, Mitglied des Dichterbundes in Laublingen, I. 246.
Hore, Conrektor zu St. Afra, I. 23. 24; Philologe, I. 28; Herausgeber einer Chreſtomathie von deutſchen Poeten, I. 41.
Hogarth, II. 1. 24. 153.
Holberg, I. 134; Einfluß auf Leſſing, I. 153. 154.
Home, II. 1. 47.
Horaz, Leſſings Verhältniß zu H., I. 241.
Huarte, Joh., Prüfung der Köpfe, I. 314.
Huber, Maria, II. 2. 217.
Hutcheſon's Sittenlehre von Leſſing überſetzt, I. 232.
Humanität, II. 2. 231.
Humboldt, A. v., II. 1. 67. 304.
Hurd, II. 1. 15.
Hyeronimus, II. 2. 172.
Hygin, II. 1. 307.

J.

Icilius Quintus, II. 1. 134.
Imbert, über Emilia Galotti, II. 2. Beil. 8.
de l'Isle, von Leſſing benutzt, I. 159.
Jacobi, F. H., Verhältniß zu Leſſing, II. 2. 109.
Jeruſalem, II. 2. 97. 98.
Jöcher, I. 217; Verhältniß zu Leſſing, I. 217—219; Leſſings Kritik, I. 216. 217.
Joſeph II., II. 1. 226.
Journal étranger, ſeine Beziehung zu Deutſchland, I. 334.
Juden, die, Luſtſpiel, I. 234.
Jungfer, die alte, Luſtſpiel, I. 137.

K.

Käſtner, A. G., Verhältniß zu Leſſing, I. 80; Epigrammendichter, I. 84. 239. II. 1. 104. 246.
Kaltourgos, II. 2. 213.
Kant, II. 1. 86. 87.
Kirnberger, Muſiker, I. 260.
Kleiſt, E. Chr. v., Verhältniß zu Leſſing, I. 253. 288. 332. 342. 436; Abgang von Leipzig, I. 309; ſein Seneka von Einfluß auf Leſſings Philotas, I. 435; Frühling, II. 1. 19.
Klimm, Mathematiker, Lehrer Leſſings, I. 30.
Klopſtock, verglichen mit Milton, I. 20; dramatiſche Verſuche, I. 287; ſein Meſſias, I. 208. 393; allgemeiner literariſcher

Standpunkt, I. 394. 493; Lessings Kritik über seine Lieder, I. 395; K. und Wieland, I. 409; Tod Adams, I. 433. II. 1. 201; Hermannsschlacht, II. 1. 268. 269. II. 2. 237.
Klose, S. V., I. 451; Herausgeber des Klagegesangs der Nachtigal, II. 2. 73; über Lessing, II. 2. 112.
Klotz, über Laokoon, II. 1. 78. 236 ff.; Charakteristik, II. 1. 230 ff. 329; Verhalten gegen den Angriff Lessings, II. 1. 251. 252.
Koch, Schauspieler, I. 106. II. 1. 109. 117. 130.
König, Professor, I. 260.
König, Seidenfabrikant, II. 1. 290.
König, Madame, in Briefwechsel mit Lessing, II. 2.
Komödie, Charaktere, II. 1. 323 ff.
Krüger, Lustspieldichter, I. 134.
Kunstübung, in Betreff Lessings, I. 138.

L.

Labes, Schauspielerin, II. 1. 146.
Lachaussée, s. Chaussée.
Lafontaine, I. 413. 424.
Lambert, II. 1. 243.
Lanfrank aus Pavia, Gegner Berengars, II. 2. 7; sein Werk gegen Berengar von Lessing aufgefunden in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, II. 2. 11.
Lange, G. S., Pastor, Stifter der hallischen Dichterschule, I. 242; Nachahmer des Horaz, I. 246; Händet mit Lessing, I. 248 ff. 261.
Lavater, Verhältniß zu Lessing, II. 2. 99; zu Mendelssohn, II. 2. 99 ff.; Physiognomik, II. 2. 102.
Law's Ermunterungen, von Lessing übersetzt, I. 232.
Leibnitz, II. 2. 115; Lessings Verhältniß zu ihm, I. 55. II. 2. 116; Theodicee, I. 117. 118.
Leipzig, zur Zeit, als Lessing studirte, I. 49. 50; der damalige Lektionsplan der Universität, I. 53; die Lehrstühle, I. 56; mittelalterliche Corporation der Universität, I. 57. 64; ein Mittelpunkt deutscher Bildung, I. 104.
Lelsewitz, Julius von Tarent, II. 2. 94.
Leiste, Professor, II. 2. 80.
Leopold, Herzog, Charakteristik, II. 2. 278.
Lesstgk, Clemens, Pfarrer in Churſachsen, I. 5.
Lessing, Christian, Bürgermeister, I. 5.
Lessing, Gotthold Ephraim,*) Entwickelung seines Geistes, I. 28; bildet sich an Plautus und Terenz, I. 40. 143. 148—150. 221; schließt sich der Gesellschaft der Bremer Beiträger nicht an, I. 83; die ästhetische Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit geht der wissenschaftlichen voran, I. 101; seine Jugendschriften, I. 116. 117; geht von Hagedorn und den hallischen Dichtern aus, I. 121; lockere sittliche Richtung dieser Poesie, I. 122; Jugenddramen nach französischen Mustern, I. 131; entscheidet sich für die Alten den Neuern gegenüber, I. 371; religiöser Standpunkt, I. 225—237; Mitglied der Hallischen Gesellschaft von Freunden der schönen Wissenschaften, I. 247; beschäftigt sich mit der englischen Philosophie, I. 252; theilt Mendelssohn's Empfindungstheorie, I. 351—354; das metaphorische Element in Lessings Styl, verglichen mit Göthe, I. 425; als Bibliothekar, II. 2. 60; sein Verhältniß zu dem Freiheitsbegriff, II. 2. Beil. 11.
Lessing, Johann Gottfried, Vater G. E. L.'s, Pastor Primarius, I. 7.
Lessing, Justine Salome, geb. Feller, Mutter G. E. L.'s, I. 7.
Lessing, Justine Salome, Schwester G. E. L.'s, I. 7.
Lessing, Matthäus, Diakonus, I. 5.
Lessing, Theophilus, Bruder und eigentlicher Jugendgenosse G. E. L.'s, I. 8. 237.
Leß, II. 1. 64.
Letronne, II. 1. 308.
Lieberkühn's Theokrit, Lieder eines Offiziers, I. 338.
Lillo, George, Dichter, I. 297. 304.
Lindner, J. G., Pastor, I. 20.
Lippert, I. 335; Daktyliothek, II. 1. 259. 260.
Literatur, deutsche, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, I. 118. 304; eine nationale durch Lessing begründet, I. 443. 457. 458; volksthümlicher Charakter, I. 481.
Literatur, englische, von großem Einfluß auf die deutsche, I. 282; auf die französische, I. 283.
Literaturbriefe, I. 378—383; die Kritik, die sie ausüben, I. 392; die Richtungen, die in ihnen vertreten sind, I. 393. 412. 466.

*) Was unter »Lessing« nicht gefunden wird, suche man unter dem die Sache direkt bezeichnenden Worte.

Locke's Einfluß auf Mendelssohn, I. 350.
Löwen, Joh. Friedr., II. 1. 106. 111. 140. 149. 161.
Löwen, Schauspielerin, II. 1. 142. 147.
Logau, Friedr. v., Sinngedichte, I. 372.
Lope de Vega, II. 1. 209. 210.
Lulli, II. 1. 306.
Lustspiele Lessings, prosaisch, I. 138.
Lustspieldichtung, geistlose, I. 134.
Luther, I. 13.

M.

Maffei's Merope, II. 1. 192.
Malerei, II. 1. 305; Oelmalerei, II. 2. 84.
Marchthaler, Veit, Rathsherr zu Ulm, II. 2. 71.
Marivaux, I. 155. 299. II. 1. 202.
Mannheim, Nationaltheater, II. 2. 287.
Martial, von Lessing beurtheilt, II. 2. 24; Rettung seines moralischen Charakters, II. 2. 26.
Mauvertuis, I. 277.
Mauvillon's Kritik über Emilia Galotti, II. 2. 51; in Verbindung mit Unzer, Herausgeber der Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter, II. 2. 52.
Meeour, Schauspielerin, II. 1. 142. 166.
Meier, Dichterbund, I. 246. 251. 345.
Meil, J. W., befreundet mit Lessing, I. 260.
Meinhard, J. N., II. 1. 6. 302. 326.
Meißen, die Einrichtung der Schule zu St. Afra daselbst, I. 21. 40.
Mendelssohn, Schriftwechsel mit J. D. Michaelis, I. 234; Lessings nächster Freund, I. 267; Verhältniß zu Lessing in literarischer Beziehung, I. 273—275; seine Bildung beruht auf dem Englischen, I. 275. 350; sein philosophischer Standpunkt, I. 275. 348. 349; über das Trauerspiel, I. 350. 365. 481. II. 1. 26. II. 2. 207. 224. 236.
Menschengeschlecht, Erziehung des M., II. 2. 213; Veranlassung, II. 2. 214 ff.
Mereier, über Emilia Galotti, II. 2. Beil. 7.
Mercklin, II. 1. 309.
Merschy, Schauspieler, II. 1. 146.
Methode, mit Rücksicht auf Lessing, I. 33.
Meusel, II. 1. 243; Uebersetzer des Apollodor, II. 1. 254.
Michaelis, J. B., Verhältniß zu Lessing, II. 2. 88.
Michaelis, J. D., I. 234. 250; in Briefwechsel mit Lessing, I. 251. 259. 260; über Lessing, I. 272. 274. 311. II. 1. 103; Verhältniß zur Religion, II. 2. 127.
Mikrologie, II. 2. 64. 65.
Milton, I. 207; mit Lohenstein verglichen, I. 244; Einwirkung auf die deutsche Literatur, I. 282. 285.
Minna von Barnhelm, I. 459 ff. II. 1. 120 ff. 315.
Miß Sara Sampson, I. 289—307.
Möser, J., II. 1. 203.
Mohnike, Lessingiana, I. 239.
Molière, II. 1. 165. 201.
Moore, Eduard, the gamester, I. 297.
Morhof, über das Epigramm, I. 240.
Mosheim, II. 1. 163; über Berengar, II. 2. 8. 9.
de la Motte Houdar, I. 224. II. 1. 153.
Müller, Schauspieler, II. 2. 299.
Müller, Eduard, über die Reinigung der Leidenschaften, II. 1. 318.
Müller, Dr. K. W., Rathsherr in Leipzig, I. 331.
Müller, O., II. 1. 71. 92.
Murr, Ch. G., II. 1. 260; über Laokoon, II. 1. 261.
Musik, das Mouvement in derselben verglichen mit der Deklamation, II. 1. 148.
Mylius, Christlob, Gedicht auf den Abgang Heinnitz's von Kamenz, I. 17; Lessings nächster Freund, I. 59. 92; sein Naturforscher, I. 62. 81. 83; als Journalist, I. 92. 120; Lessing betheiligt sich an seinen Zeitschriften, I. 94—97; M.'s Freigeist von Einfluß auf Lessings theologische Grundsätze, I. 93; Lessing, Herausgeber von Mylius Schriften, I. 262; Verhältniß zu Lessing, I. 263. 264; Gottschedianer, I. 134; Satyre, I. 135; seine Aerzte, I. 136; Kritik über Hallers Gedicht, I. 241; befreundet mit Euler und Kies, I. 262; seine physikalischen Belustigungen, I. 262; seine Reise, I. 264—266.

N.

Nachdruck, II. 1. 266.
Nathan der Weise, Veranlassung, II. 2. 198; Rechtfertigung, II. 2. 199. 201; Beurtheilung, II. 2. 207; Aufführung, II. 2. 211.

Naumann, Ch. N., Dichter des Nimrod, Einfluß auf Leſſing, I. 100. 101; Journaliſt in Berlin, I. 205. 263.
Nauber, Schauſpielerin, I. 105. II. 1. 107.
Neuſer, Adam, Rettung des N., II. 2. 81.
Nevelet, II. 2. 70.
Nicolai, F. Leſſings Freund, I. 267; Standpunkt in der Literatur, I. 267—271; erſte Schriften, I. 268. 269; ſeine Bildung, I. 275; mit Leſſing in Verbindung, I. 280; Beitrag in die von Leſſing redigirte theatraliſche Bibliothek, I. 288. 307. 321; Journaliſt, I. 333; Gründung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, I. 342; ſetzt einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel, I. 343; Grundſätze bei der Preisvertheilung, I. 354; tritt in die Buchhandlung ſeines Vaters ein, I. 376; Folgen, I. 377. II. 1. 10. 11. 25. 223. 224. 259; Verhältniß zur Theologie, II. 2. 128; Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker, II. 2. 130.
Nicolai, G. S., Profeſſor, I. 247; verwickelt mit Leſſing und Lange in einen Streit, I. 248. 263.
Nilant, II. 2. 70.
Noel, Franz, ſchleſiſcher Jeſuit, Tragödie „Luzifer," I. 451.
Nöſſelt, J. A., Profeſſor in Halle, II. 2. 189.
Noverre, Balletänzer, II. 1. 166.
v. Nüßler, II. 1. 40.

O.

Oekonomie, II. 2. 217; O. des Heils, II. 2. 221; des Staats, II. 2. 229.
Oper, italieniſche und franzöſiſche, II. 1. 306.
Opitz, I. 443.
Origines, II. 2. 170.
Owen, Epigrammatiker, II. 2. 22.

P.

Pantomica, Abhandlung Leſſings, I. 176.
Parabel, die, II. 2. 177.
Pauſanias, II. 1. 302.
Pernetty, A. J., Benediktiner, II. 1. 135.
Pflanzenorden (Nachahmung des Palmenordens) in der Fürſtenſchule, I. 41.
Philoſophie, Gang der Geſchichte derſelben im vorigen Jahrhundert, II. 2. 113; in Zuſammenhang mit den Grundfragen ihres Jahrhunderts, II. 2. 117.
Philotas, I. 433.
Phranger, J. G., II. 2. 210.
Piccini, II. 1. 306.
Pius VI., Charakteriſtik, II. 2. 276.
Plautus, Komödien, I. 147 ff.
Pockels, II. 2. 195.
Poetik, altfranzöſiſche, I. 289.
Polo, Marko, II. 2. 77.
Pope's Philoſophie, I. 278. 279.
Pordenam, II. 1. 52.
Premontval, Freund Leſſings, I. 260.
Pringle, II. 1. 103.
Proteſtantismus, nach Leſſing, II. 2. 180 ff.
Pyra, J. J., Stifter der halliſchen Dichterſchule, I. 242; Kritiker, I. 244.

Q.

Quiſtorp, Luſtſpieldichter, I. 134. 135.

R.

Ramler, I. 268; giebt mit Leſſing F. v. Logau heraus, I. 373; Verhältniß zu Leſſing, I. 461 ff. II. 1. 130; Kritik über Emilia Galotti, II. 2. 50.
Raspe, II. 1. 136.
Rationaliſten, II. 2. 127. 128.
Regula fidei, ſ. Glaubensregel.
Rehlberg, über Fr. Nicolai, I. 272.
Reichel, J. G., Verfaſſer der Bodmerias, I. 200.
Reifenſtein, Hofrath, II. 2. 275.
Reim, nach Leſſing, I. 203. II. 1. 153.
Reimann, Jac. Fr., Literator, II. 2. 85.
Reimarus, H. S., II. 1. 145. 289; Verfaſſer der Fragmente des Ungenannten, II. 2. 133.
Reinhard, II. 2. 186.
Reiſer, A., II. 1. 162.
Reiske, I. 63. II. 1. 251; über Leſſing, II. 2. 71; Verhältniß zu Leſſing, II. 2. 241.
Religion, II. 2. 127 ff. 205.
Rettungen, I. 227.
Riccaut de la Marliniere, II. 1. 128. 314.
Richardſon's Clariſſa, I. 305; Einfluß auf Leſſing, I. 306. 309. II. 1. 52. 129; ſeine Sittenlehre für die Jugend, überſetzt von Leſſing, I. 332.

Richey's Briefwechsel der Gelehrten, I. 253.
Richier de Louvaine, Voltaire's Sekretär, I. 213; Charakteristik, II. 1. 212. 327.
Richter, Rektor in Annaberg, für eine ganz ernsthafte Komödie, I. 301.
Rieobourl's Réflexions etc., I. 288; über de la Chaussée, I. 295. 299; über die spanische Bühne, I. 314.
Riedel, II. 1. 252. II. 2. 249.
Rist, J., II. 1. 163.
Ritter, Professor, 1754 Dekan zu Wittenberg, I. 218.
Rochette, R., II. 1. 308.
v. Rosenberg, II. 2. 223.
Rousseau, J. J., von Lessing beurtheilt, I. 210. II. 1. 163.
Rowe, Elisabeth, Todtenbriefe, I. 285.
Rüdigers Bibliothek, I. 216.
v. Ruhmohr, II. 1. 63. 66. 304.

S.

Saint-Albine, II. 1. 151.
Scaliger, J. C., Poetik, I. 290. 291.
Schauspiel, Endzweck desselben, II. 2. 299.
Schauspieler, II. 1. 148.
Scheffler, Johann, genannt Angelus Silesius, II. 2. 33.
Scheffner, II. 1. 17.
Scheibe, Kapellmeister, II. 1. 82.
Schelling, II. 1. 61.
Schickard, II. 2. 71.
Schiebeler, II. 1. 109.
Schiller, II. 1. 67. 87. 186. 187. 218.
v. Schlabberndorf, befreundet mit Winkelmann, II. 1. 98.
Schlafstrunk, der, Lustspiel, II. 1. 131.
Schlegel, A., Uebersetzer des Bonnerius, I. 217.
Schlegel, A. W., II. 1. 71. 184.
Schlegel, D. H., I. 106.
Schlegel, Elias, I. 134; sein Müßiggänger, I. 135—145.
Schlosser, J. G., gegen Lessing, II. 2. 189.
Schlosser, J. L., II. 1. 161. 165.
Schmid, Conr. Arn., Herausgeber des Briefes Adelmanns an Berengarius, II. 2. 12. 80.
Schmidt, Hans, Verfasser der Nachtigal, II. 2. 74.
Schmidt, Joh. Lor., II. 2. 133.
v. Schönaich's literarischer Streit mit Lessing, I. 197 ff. 263. 280.
Schönemann, Schauspieler, II. 1. 107 ff.
Schoppe, Casp., über Machiavell, I. 73.
Schriftsteller, Begriff, I. 87. 89. 90.
Schröder, F. L., Schauspieler, II. 1. 107. 109. 116. 143. 146. 161. II. 2. 60.
Schuch, W., Schauspieler, II. 1. 146.
Schütz, F. W. v., II. 2. 210.
Schulz, Schauspieler, II. 1. 109.
Schulz, J. C. F., II. 1. 103.
Schulz, K., Schauspielerin, II. 1. 114. 116.
Schulz, Therese, Schauspielerin, II. 1. 146.
Schumann, Direktor, II. 2. 170.
Schwalb, A. G., Verhältniß zu Lessing, II. 1. 290.
Schwarz, Friedr. J., I. 227. 237.
Schwelzer, die, Verhältniß zu Lessing, I. 192; zur englischen Literatur, I. 282; II. 1. 20.
Seulletus, Andreas, II. 2. 32; von Lessing ans Licht gezogen, II. 2. 33; als Dichter, II. 2. 34; Ausgaben desselben, II. 2. Beil. 1.
Seelenwanderung, II. 2. 123. 221.
Selbstverlag, II. 1. 228.
Semmler, Verhältniß zur Religion, II. 2. 127; über freie Untersuchung des Canon, II. 2. 145; verglichen mit Lessing, II. 2. 162; gegen Lessing, II. 2. 187.
Seydelmann, Karl, II. 2. Beil. 6.
Seyler, A. Kaufmann, II. 1. 114.
Shakespeare, nicht die erste Einwirkung auf die deutsche Literatur, I. 282; historisch aufzufassen, I. 445 ff.; von Lessing zum erstenmal erwähnt, I. 445. II. 1. 153. 165; als tragischer Dichter, II. 1. 194 ff.
Sherlok, Bischof von London, II. 2. 164.
Sokrates, I. 232.
Sonnenfels, II. 1. 258.
Sonnerus, Ernst, Professor, II. 2. 75.
Sophokles, Leben des, II. 1. 30.
Spenze, Joseph, II. 1. 15. 39.
v. Spiegel, Kammerherr, II. 1. 136.
Spinoza, I. 468; Bedeutung des Studiums desselben für Lessing. II. 2. 111 ff.
Spittler, L. Th., II. 2. 300.
Staat, der, nach Lessing, II. 2. 229 ff.
Stänzel, J. A., Schauspieler, II. 2. Beil. 5.
Stella, Erasmus, commentarii, II. 2. 80.

Sterne, II. 1. 101; als Schriftſteller, II. 1. 287. 288.
Stolberg, Leopold v., II. 2. 103.
Stolle, J. G., I. 373.
Süßmilch, Freund Leſſings, I. 260.
Sulzer, Stellung in der Literatur, I. 193; Dichterbund, I. 246; über Lange, I. 251. 252; befreundet mit Nicolai, I. 268. 273. 318; Verhältniß zu Leſſing, I. 381. II. 1. 86; in Briefwechſel mit Winkelmann, II. 1. 97.

T.

Tauenzien, General, I. 465. II. 1. I. 299.
Telemann, Kapellmeiſter, II. 1. 82.
Tertullian, II. 2. 160.
Teſtament, Aechtheit, II. 2. 144 ff.
Thär, Albrecht, II. 2. 217.
Theater, deutſches, zu Leſſings Jugendzeit I. 105; Verhältniß zu Gottſched, I. 130; Geſchichte, II. 1. 166. 141; Geſchichte des Nationaltheaters zu Hamburg, II. 1. 155 ff.; Streitſchriften gegen das Theater, II. 1. 162 ff.
Thlerſch, II. 2. 92. 308.
Thomſon's Trauerſpiele, I. 343.
Timanthes, II. 1. 305.
Tiſchbein, II. 1. 73.
Tod, Bild des T., II. 1. 303.
Tournemine, II. 1. 194.
Tradition, Verhältniß zur Schrift, II. 2. 161.
Tragödie, Verhältniß zur Geſchichte, II. 2. 42; Weſen derſelben, II. 2. 43. 44.
Tralles, Dr., über Nathan, II. 2. 209.
Trauerſpiel, das bürgerliche, I. 297 ff. 303—307; das chriſtliche, II. 1. 177. 178.

U.

Univerſität zu Leipzig, Einrichtung, I. 57. 85. 86.
Uſteri in Briefwechſel mit Winkelmann, II. 1. 97.

V.

Vanderbourg, II. 1. 88.
Veltheim, II. 1. 163.
Vico, II. 2. 221.
Villemain, über Bayle, I. 223; über Diderot, I. 479.
Vogt's Verzeichniß von raren Büchern, I. 227. 228. 230.
Volkslieder, II. 2. 89.
Voltaire, Bekanntſchaft mit Leſſing, I. 213. 223; über Corneille, I. 289. 292; II. 1. 189; Merope, II. 1. 193.
Voſſiſche Zeitung, II. 1. 189.

W.

Waagen, G. F., über Oelmalerei, II. 2. 85.
Wagenfeld, Maler, II. 1. 69.
Walch, Chr. W. F., Verfaſſer der kritiſchen Unterſuchung, II. 2. 157; Leſſings Entgegnung, II. 2. 158 ff.
Webb, D., II. 1. 15.
Weil, über die Wirkung der Tragödie nach Ariſtoteles, II. 1. 319.
Weishaupt, A., II. 2. 226.
Weiße, Chr. F., I. 83. 106; Verhältniß zu Leſſing, I. 108. 320. 342; wendet ſich dem Trauerſpiel zu, I. 343; Herausgeber der ſchönen Wiſſenſchaften, I. 377. II. 1. 84; in Briefwechſel mit Winkelmann, II. 1. 97; nähert ſich den engliſchen Stücken, II. 1. 131; Richard der Dritte, II. 1. 173. 188. 317. 203.
Weleke, F. G., II. 1. 306.
Welker, II. 1. 92. 308.
Werenfels, S., II. 1. 163.
Werner, Paul, Generallieutenant, I. 471.
Wernike, Epigrammatiker, I. 239. 240; ſtützt ſich auf engliſche Literatur, I. 284; mit Martial verglichen, II. 2. 25.
Werthers Leiden, II. 2. 95; Leſſings Urtheil, II. 2. 96. 97.
Weſſeley, M., Verhältniß zu Leſſing, II. 1. 285.
Wieland, kein Dramatiker, I. 287; Standpunkt in der Literatur, I. 406; Kritik, I. 408; über die Literaturbriefe, I. 410. II. 1. 113. 195. 210. 211. 255. II. 2. 298.
Wilke, Ober-Auditeur, II. 1. 302.
Winkelmann, Joh., I. 284. II. 1. 21. 41. 60. 89. 92; mit Leſſing verglichen, II. 1. 96 ff.; über Laokoon, II. 1. 99.
Winkler, Chr. Gfr., Hofrath, I. 326 ff.
Wittenberg, die Univerſität daſelbſt, I. 64. 284.

Wolf, F. A., über Emilia Galotti, II. 2. 47.
Wurz, J., II. 2. 250.
Wycherley, Country wife, I. 160.

Z.

Zacharia, aus Bunzlau, Herausgeber einer Chrestomathie, II. 2. 33. 255.
Zeitalter, das goldene, in der Literatur, II. 1. 268.
Zeitraum von 1770—1780, wichtig für die Literatur, II. 2. 88.
Zelter, über Lessing, II. 2. 93.
Zimmermann, Briefwechsel, II. 2. 245.
Zollikofer, II. 1. 84.
Zumpt, II. 1. 309.

BIBLIOTECA
9463
CENTRAL

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.

Ha G20 1463